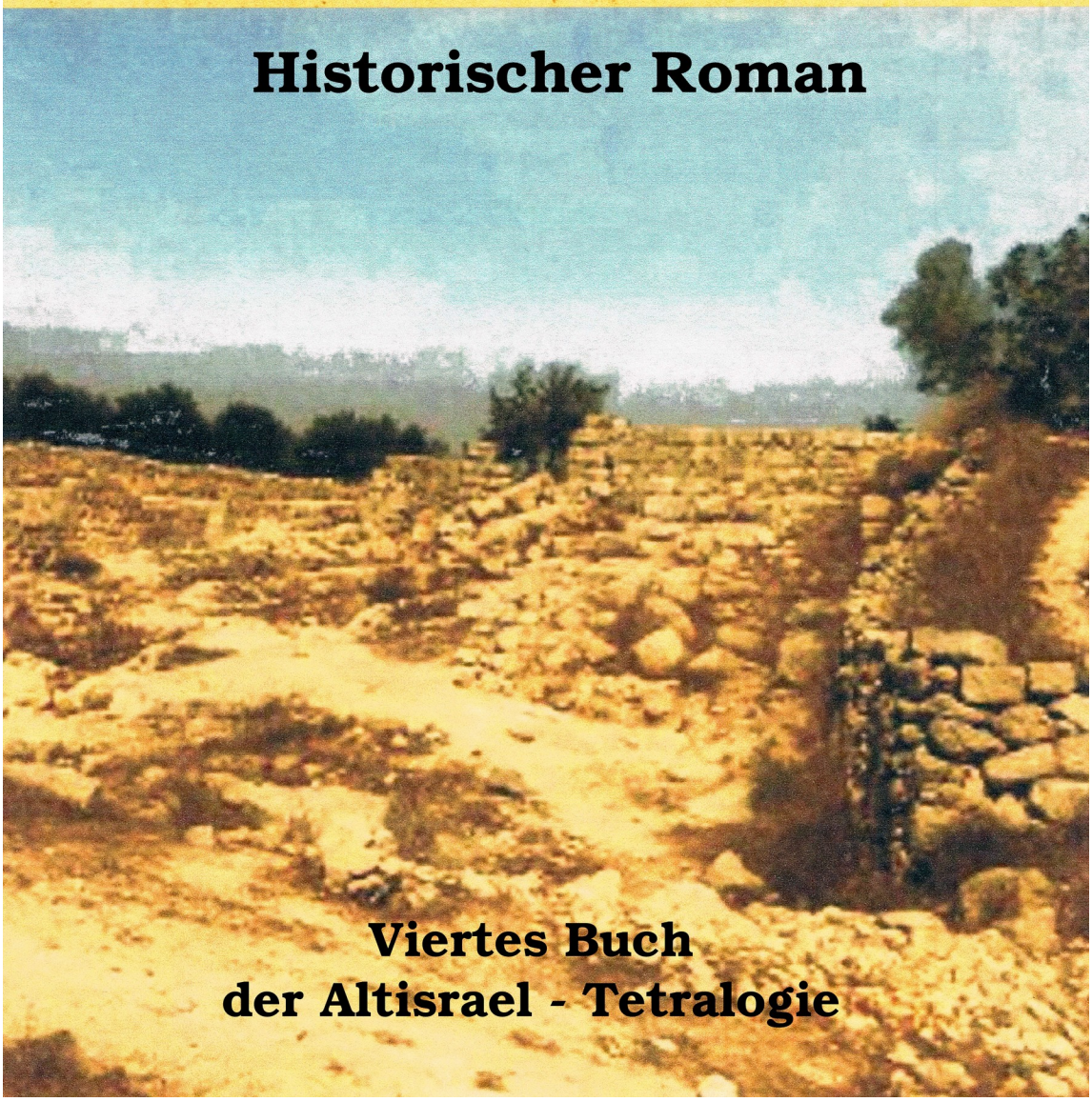
Rudolf Eifler

J E H U

o d e r

Die Enttäuschung

Historischer Roman



Viertes Buch
der Altisrael - Tetralogie

Die Altisrael-Tetralogie umfasst die Bücher

Abimelech	oder	Die Abweisung
David	oder	Der Kompromiß
Jerobeam	oder	Die Alternative
Jehu	oder	Die Enttäuschung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-9818661-3-1

© 2017 Eifler Verlag
Fritz-Meyer-Weg 36
81925 München

Alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht als eBook by Kindle Direct Publishing

© Umschlaggestaltung durch den Verlag
mit Darstellung der Ruinen der Akropolis von Samaria
nach einer fotografischen Aufnahme des Verfassers aus dem Jahre 1992

Rudolf Eifler

JEHU

oder

Die Enttäuschung

Historischer Roman

Viertes Buch der Altisrael-Tetralogie

Über den Autor



Rudolf Eifler, geboren 1934, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie. 1974 promovierte er mit einer Arbeit zu Fragen der Philosophie von Karl Marx. Neben einigen wissenschaftlichen Aufsätzen, die er in Fachzeitschriften publizierte, schrieb er parallel zu seinen Studien eine Reihe historischer Erzählungen, die in erster Auflage 1971 unter dem Titel „Der schwedische Fähnrich“ erschienen. Eine arbeitsreiche berufliche Tätigkeit hinderte ihn, sich weiteren literarischen Vorhaben zu widmen. Erst in den neunziger Jahren fand er die dafür erforderliche Muße. Er schrieb mehrere, bisher noch unveröffentlichte Novellen und begann danach die Arbeit an jenem Zyklus historischer Romane, der hier abgeschlossen vorliegt. Seit langem schon hatten ihn die Geschichten um das Werden und die Wandlungen des altorientalischen Reiches Israel, das der israelische Archäologe Finkelstein treffend das vergessene Königreich nennt, fasziniert. In den vier Teilen des Romanzyklus erleben der Gewaltherrscher Abimelech, der tragische Held Saul und sein wendiger Erbe David, der erfolgreiche Aufsteiger Jerobeam und der scheiternde Hoffnungsträger Jehu, Vorläufer und Gestalter des Israel-Reiches, ihre literarische Auferstehung. Die Überlieferung der Taten dieser Männer in der Bibel ist bruchstückhaft, oft märchenhaft übertrieben und meist aus ideologischen Gründen verzerrt und verfälscht. Das Romanwerk stellt die Titelhelden hinein in die Schicksale ihres Volkes und macht so die Fabelgestalten zu historisch verständlichen Menschen aus Fleisch und Blut. Ein buntes Gesellschafts- und Ereignispanorama entfaltet sich, das mit exotischem Kolorit, mit spannenden Abenteuern und jähen Wendungen, mit heimtückischen Intrigen und dramatischen Wort- und Waffengefechten auch Unterhaltung und Vergnügen bereiten will.

Die wichtigsten geographischen Schauplätze des Romanzyklus



nicht maßstabgetreue Handzeichnung des Verfassers

Über dieses Buch

Übersicht über die wichtigsten Romanfiguren

Die Familie der Omriden

Joram	König von Israel
Tabita	Jorams Erstfrau, eine aramäische Prinzessin, später Jehus Zweitfrau
Haggit	Jorams Zweitfrau
Ahab	König von Israel, Jorams Vater, bereits verstorben
Isebel	Jorams Mutter, eine tyrische Prinzessin
Omri	König von Israel, Jorams Großvater, bereits verstorben

Die Familie Jehus

Jehu	Streitwagenoberst in Megiddo, später König von Israel
Ada	Jehus Erstfrau, Abirams Tochter
Joahas	Jehus Erstgeborener
Kilab	Jehus Zweitgeborener
Joschafat	Jehus Vater

Königliche Offiziere und Soldaten

Bidkar	Jehus Schildträger
Schimat	Bidkars Frau
Abihu	Streitwagenoberst in Megiddo
Elkana	Fußtruppenoberst in Megiddo, später in Hazor
Hiddai	Fußtruppenoberst in Megiddo
Nahum	Streitwagenoberst in Hazor, später Jehus Heerführer
Mattan	Streitwagenoberst in Hazor
Tola	Fußtruppenoberst in Hazor, später Amtmann Jehus in Bet-Schean
Efron	Kommandeur der Palastwache in Samaria
Ira	Kommandeur der Palastwache in Jesreel, später in Samaria
Scheba	ein Wanderer, später Soldat und Kommandeur in Jesreel
Rafu	Hauptmann der Leibgarde Jehus

Königliche Beamte

Schemaja	Kanzler
Achan	Oberster Schreiber
Otniel	Palastvorsteher
Eran	Priester in Samaria
Abiram	Oberpriester in Bet-El, Jehus Schwiegervater
Netanja	Zweitpriester in Bet-El, Abirams Neffe, später Priester in Samaria

Bauern

Schafat	seßhaft im Dorf Mehola
Asa	Schafats Erstgeborener
Setur	Schafats Zweitgeborener, zeitweilig Soldat in Samaria
Elischa	Schafats Drittgeborener, später „Gottesmann“
Dina	Elischas Frau
Jonadab	seßhaft in der Nähe von Megiddo, ehemaliger Wanderhirt
Ulam	seßhaft in der Stadt Dan
Micha	Ulams Zweitgeborener

„Gottesmänner“ in der Siedlung Gilgal

Natan	ehemaliger Soldat
Elischa	(s. o.)
Joel	Natans Gehilfe

Verbündete und Feinde Israels

Ahasja	König von Juda, Jorams Neffe und sein Vasall
Atalja	Ahasjas Mutter, Jorams Schwester
Mescha	König der Moabiter
Hadadeser	König von Aram-Damaskus, bereits verstorben
Hasael	König von Aram-Damaskus
Talmai	Hasaels Vater, bereits verstorben
Baalasor	König von Tyros, Isebels Bruder
Salmanassar III.	König von Assyrien

„Sogleich nahmen alle ihre Kleider,legten sie ihm zu Füßen auf die bloßen Stufen, stießen in das Horn und riefen: Jehu ist König.“
(Das zweite Buch der Könige, 9, 13)

„Ich empfing Tribut der Tyrer, Sidonier, des Jehu aus dem Hause Omri.“
(Aus Annalen des Assyrerkönigs Salmanassar III.)

„In jenen Tagen begann Jahwe, Israel zu verkleinern. Hasael schlug sie in allen Gebieten Israels.“
(Das zweite Buch der Könige, 10, 32)

1

Eine kalte Nacht ging zu Ende. Über den Bergen Gileads jenseits des Jordans strahlte das Morgenlicht auf. Die beiden Schläfer erwachten, wickelten sich aus ihren Mänteln und erhoben sich. Fröstelnd schlugen sie die Arme über Kreuz um ihren Rumpf, damit ihre Lebensgeister erwachten. Der dritte der Männer, der am verlöschenden Feuer gehockt hatte, ließ sich nach hinten fallen, schloß die Augen und gähnte laut. Dann murmelte er, daß er vor dem Aufbruch erst einmal ein bißchen schlafen müsse. Die anderen beiden ließen ihn liegen und gingen zu den zwei Eseln, die ein paar Schritte vom Lagerplatz entfernt angepflockt waren.

Die Tiere scharrten unruhig mit den Hufen. Eines öffnete das Maul und ließ seinen stöhnenden Schrei über die Felswelt hallen. Im selben Moment wurden die drei müden Männer von kräftigen Gestalten gepackt, die aus dem dunklen Nichts entsprungen zu sein schienen. Die Überzahl der Angreifer machte jede Gegenwehr unmöglich. Ehe es sich die Überfallenen versahen, waren sie an Händen und Füßen mit festen Stricken gefesselt. Der Anführer des Handstreichs, ein junger, baumlanger Mensch, griff nach seinem Knüppel, den er vorhin gar nicht gebraucht und vorerst weggeworfen hatte, baute sich dann breitbeinig vor den am Boden Liegenden auf und sprach sie an. „Wir wissen, daß ihr Männer des Königs seid. Ihr sollt uns das letzte bißchen Gerste wegneh men, damit der König seine Pferde satt kriegt. Aber wir haben selber nichts mehr. Und die neue Saat ist gerade erst aufgegangen. Warum schneidet ihr nicht das junge Gras und werft es den Gäulen vor? Das ist euch wohl zuviel Arbeit?“

„Wir haben nun einmal den Befehl“, erwiderte einer der drei. Seinem Dialekt nach schien er nicht aus den Bergen des Landes Kanaan zu stammen. Er beklagte sich über den Gewaltakt. „Warum überfallt ihr uns nachts? Um uns zu sagen, daß ihr nichts habt? Ihr hättet doch abwarten können, bis wir heute in euer Dorf gekommen wären. Wir hätten euch angehört, und dann wären wir friedlich weitergezogen. Wir sind doch bloß zu dritt. Was hätten wir euch tun können? Laßt uns frei, und wir machen uns auf und davon! Wir wissen ja nun, daß bei euch nichts zu holen ist.“

Der Knüppelbewaffnete lachte laut auf. „Das würde euch so passen! Ihr schwärzt uns bei eurem Vorsteher an, und übermorgen kommt ein Trupp Soldaten zu uns, bedroht die Hausväter und raubt das Dorf leer! Daraus wird nichts!“

„Was habt ihr mit uns vor?“ fragte der Gefesselte.

Der Anführer der jungen Dorfleute gab ihm keine Antwort. Er winkte einen seiner Gefährten zu sich, den kleinsten von ihnen, der überhaupt ein bißchen schwächlich aussah. „Komm her, Kleiner! Du bewachst die da, bis wir zurück sind! Wir gehen die Esel suchen.“ Die Tiere hatten sich nämlich befreit und waren davongetrabt, aber weit konnten sie nicht sein. Der zum Wächter Berufene hockte sich gehorsam auf einen Stein, von dem aus er die Gefangenen in der sich eben erst aufhellenden Dunkelheit gut überblicken konnte. Der Lange kam noch einmal zurück. „Hier, Elischa, nimm die Keule! Wenn einer frech wird, haust du ihm damit über den Schädel!“

Die Gruppe der jungen Leute, acht an der Zahl, machte sich davon, und der neunte war mit den Gefesselten allein. Die schwiegen jetzt, der Kleine schien ihnen kein Verhandlungspartner zu sein. Der aber betrachtete sie interessiert, je heller es wurde. Sie waren um einige Jahre älter als er selbst mit seinen 17 Jahren, ihre Bärte waren schon voller gewachsen als seiner, der sich noch recht dünn ums Kinn kräuselte. Soldaten schienen sie nicht zu sein, denn außer ihren Dolchen hatten sie keine Waffen bei sich. Sie waren wohl wirklich nur harmlose Knechte. Und solche sollte der König ausgeschickt haben, um die Dörfer zu durchkämmen? Aber vielleicht konnte er keine Bewaffneten dafür entbehren, weil er die anderweitig brauchte.

Die Liegenden prüften unauffällig ihre Fesseln. Einer der drei wollte sich aufrichten, um sein weiteres Schicksal in sitzender Haltung abzuwarten. Der junge Wächter hatte die Ermahnung seines Anführers im Ohr, nahm den Knüppel und stieß damit den Dreisten in seine alte Lage zurück. Dessen Nachbar, der sich den Namen des Bewachers gemerkt hatte, schüttelte mißbilligend den Kopf. „He, Elischa, warum bist du so grob zu uns? Wir sind gebunden, wir können nicht fortlaufen, und dir etwas antun können wir gleich gar nicht. Laß uns doch sitzen! Sonst müssen wir immerzu in den Himmel starren.“ Er richtete sich mit einem Ruck auf. Elischa griff nach dem Knüppel, aber er gebrauchte ihn nicht wie vorhin. Langsam legte er ihn wieder beiseite. Da setzten sich auch die beiden anderen Gefangenen auf.

Nach einer Weile fragte Elischa: „Zieht der König wieder hinüber nach Gilead, um gegen die Moabiter zu kämpfen?“

Der Mann, der gleich nach dem Überfall dem Führer der Angreifer geantwortet hatte, gab bereitwillig Auskunft. Ja, König Joram ziehe wieder gegen die Landräuber. Zum viertenmal schon. Aber diesmal werde er Erfolg haben. Er werde die Städte, die der Moabiterkönig Mescha erobert habe, sich eine nach der anderen zurückholen.

Elischa fragte weiter: „Und König Joram hat euch wirklich hierher zu uns geschickt? Obwohl er doch wissen muß, daß wir nichts mehr hergeben können?“

Die Gesprächspartner des Jungen grinsten. „Denkst du, der König läßt sich herab, mit solchen wie wir zu sprechen?“ meinte der Wortführer. „Nicht mal Jehu tut das, unser oberster Kommandeur. Wir gehören nämlich zur Streitwagentruppe Jehus, und unser Zuhause ist in Megiddo.“

Waren die Gefangenen etwa doch Soldaten? Elischa wurde noch neugieriger. „Da fahrt ihr sonst wohl auf euren Wagen? Und die Pferde gehorchen euch?“ Elischa hatte noch nie ein Pferd gesehen, denn hier in seiner felsigen Heimat am Osthang des Gebirges konnten höchstens Rinderkarren die unebenen Pfade entlangrumpeln. Aber er wußte, daß Pferde den Eseln ähnelten, wenn sie auch größer waren als diese. Und schnell waren sie wie die leichtfüßige Gazelle. Sicherlich konnte man Angst vor ihnen bekommen.

Jetzt lachten alle drei Gefangenen laut über seine Vermutung. „Sehen wir etwa aus wie vornehme Streitwagenkrieger?“ rief einer. „Nein, nein, wir sind nur Knechte der Truppe. Wir waschen die Wagen, wir misten die Pferdeställe aus, wir schaffen Futter heran.“ Der Wortführer von vorhin ergänzte: „Den Befehl, über die Dörfer zu ziehen, während das Heer zum Jordan hinuntermarschiert, hat uns unser Vorsteher gegeben. Aber er hat gesagt, daß der König uns ausschickt. Der Kommandeur Jehu hätte einen solchen Befehl nicht erteilt. Er weiß nämlich, daß jetzt in den Dörfern kaum noch etwas zu holen ist.“

Elischa wurde nachdenklich. „Warum dient ihr dem König, der euch solche unsinnige Befehle gibt?“ fragte er. „Ihr seht ja nun, was ihr davon habt.“

Der andere schnaubte verächtlich über die Unwissenheit des Dorftölpels. „Wir haben weder Äcker noch Gärten wie ihr. Wir haben keine Familie wie ihr. Wir haben keine Schafe und Rinder wie ihr. Der König ist es, der uns nährt und kleidet. Seine Truppe ist unsere Familie.“

Elischa sagte darauf nichts. So hatte er die Lage der Männer, die dem König dienten, noch gar nicht gesehen.

Jener Gefesselte, der bisher geschwiegen hatte, meinte: „Uns ist egal, wer König ist, wir müssen ihm ja doch gehorchen. Ein anderer als der jetzige König würde vielleicht eure Vorräte verschonen.“ Der bisherige Wortführer nickte und kommentierte die Worte seines Kameraden: „Ihr tut unrecht, wenn ihr uns strafen wollt. Beschwert euch beim König! Aber laßt uns laufen!“

Elischa dachte im stillen, daß sie eigentlich recht hatten. Doch das sagte er ihnen nicht. Er wollte keine falschen Hoffnungen wecken. Und überdies hörte er seine Gefährten kommen. Er forderte die Gefangenen auf, sich rasch wieder hinzulegen, sonst werde er ausgescholten.

Schon erschienen seine Genossen mit den aufgefundenen Eseln. Der Anführer hatte von fern gehört, daß der Bewacher mit den Bewachten sprach, und schrie:“He, Kleiner, du sollst auf sie aufpassen, nicht mit ihnen plappern!“ Er befahl den anderen, die Esel zu fesseln, damit sie nicht noch einmal fortliefen. Er selbst trat zu den Gefangenen und fragte, ob noch andere Trupps in der Gegend umherstreiften, um die Bauern auszurauben. Die drei verneinten. Hier am Gebirgsrand seien nur sie eingesetzt gewesen. Andere hätten Befehl erhalten, unten im Flußtal die Dörfer aufzusuchen. Nun wollte der Bandenführer wissen, wo sich das Heer des Königs befinde. Ob es wieder gegen die Moabiter ziehe. Wo es den Jordan überqueren werde. Die Gefangenen gaben die gewünschten Auskünfte, denn sie hofften nun tatsächlich, daß sie zwar ohne die Esel, aber ansonsten ungeschoren davonkommen würden.

Der Führer der Angreifer hörte sich alles an, dann rief er seine Kumpane zu sich und befahl, die drei Männer ein Stück Weg aufwärts zu schleppen. Elischa wußte, was das hieß. Er wagte zu widersprechen: „Setur, sie sind unschuldig! Sie sind arme Leute, sie mußten dem König gehorchen!“

Setur, der Bruder Elischas, schob dessen Einwand mit einer Handbewegung beiseite. „Los, Kleiner, pack mit an!“

Die jungen Männer schleiften die Gefesselten, die laut schreiend um ihr Leben baten, bis zum Steilabfall einer Schlucht, und dort warfen sie einen nach dem anderen kopfüber hinab. „Bis sie jemand findet, wird nicht mehr viel von ihnen übrig sein“, meinte Setur und schaute zufrieden über den Felsrand nach unten. Kein Laut drang mehr von dort nach oben.

Die Burschen eilten zurück zum Platz, wo sie die Königsknechte überfallen hatten. Die Sonne war inzwischen aufgegangen, und bald mußte die Morgenkühle angenehmeren Temperaturen weichen. Aber den stolzen Siegern war trotz der durchwachten Nacht jetzt schon warm. Sie nahmen die beiden Esel und die Mäntel der Getöteten, die hier noch herumlagen, mit sich und marschierten im Eiltempo nach Mehola, dem Dorf, aus dem sie gekommen waren.

Dort wurden sie schon von den älteren Männern erwartet, unter ihnen Schafat, der Vater des Truppführers Setur und dessen Bruders Elischa, klein gewachsen wie sein jüngster Sohn, aber von kräftiger Gestalt. Sein dichter Haarschopf begann an den Rändern schon grau zu werden. „Wir kommen allesamt heil nach Hause“, meldete Setur, der ihn um Kopfeslänge überragte, denn er kam nach seiner Mutter, nicht nach dem Vater. „Es ist alles so gegangen, wie wir verabredet hatten.“

„Und es werden keine Soldaten kommen und an uns Rache nehmen?“ fragte ein Alter, auf seinen Stock gestützt.

„Nein“, beruhigte ihn Schafats Sohn. „Wenn welche im Freien nächtigen und auf der Flucht vor wilden Tieren an einem Felsrand abstürzen – was hat das mit uns zu tun?“ Er grinste selbstgefällig.

„Ihr habt sie doch hoffentlich nicht in ihren Fesseln liegenlassen?“ wollte Schafat wissen.

Jetzt verging Setur das Grinsen, und sein Gesicht erstarrte. Betreten sah er zu Boden. Die Gefährten taten es ihm gleich. Daß sie daran nicht gedacht hatten! Wenn nun doch jemand die Leichen fand, mit den Stricken um Hände und Füße! Nicht weit vom Dorf! Schafat wandte sich an Elischa: „Warum hast du deinen Bruder nicht daran erinnert, den Toten die Stricke zu lösen? Er ist zwar stark und kühn, aber du bist klug.“

Elischa verteidigte sich: „Ich war ja dafür, den Männern die Fesseln abzunehmen!“ Sein Bruder machte jetzt aber auch den Mund auf und quetschte mit bösem Blick auf Elischa hervor: „Laufen lassen wollte er sie! So war das!“

Die Hausväter schüttelten mißbilligend die Köpfe. Der Alte mit dem Stock blickte die Jungen streng an und sagte: „Die Stricke müssen her!“ Elischa wollte den Vorwurf seines Bruders vergessen machen und erbot sich, in die Schlucht zu steigen und die Leichen zu entfesseln. Es sei sowieso schade um die Stricke, man könne sie noch anderweitig nutzen. Schafat beriet sich kurz mit den Dorfgenossen, dann winkte er seinen älteren Sohn näher. „Du warst der Anführer“, sagte er in scharfem Ton. „Was du verbockt hast, bringst du in Ordnung! Nimm zwei deiner Gefährten mit! Aber Elischa bleibt hier!“ Abends vor dem Dunkelwerden sollten die drei ihr Werk vollbringen.

Den jungen Männern, die sich sonst so mutig gaben, grauste es. Vielleicht lauerten die Geister der Ermordeten ihnen in der Schlucht auf? Aber zu widersprechen wagten sie nicht. Was die Väter befahlen, das war Gesetz. „Bittet unseren Gott um seinen Schutz!“ riet ihnen der Alte, der ihre Furcht verstand.

Elischa wünschte heimlich dem baumlangen Bruder, der immer mit seiner Unerschrockenheit prahlte, daß ihm bei den Leichen die Knie weich wurden. Er selbst hätte keine Angst vor den Totengeistern gehabt. Er war ja gegen die Tötung der Königsknechte gewesen, und überhaupt fühlte er sich den Gottheiten näher als andere Menschen – was sollten ihm da Geister und Dämonen anhaben?

Die Hausväter begutachteten die beiden Esel und die Mäntel der Getöteten, und sie beratschlagten, wer aus ihrer Mitte der Beutestücke am meisten bedurfte, und diese wurden dann den Ausgewählten übergeben. Und bevor sie auseinandergingen, beschlossen sie noch, am Neumondstag, der kurz bevorstand, dem Gott ihrer Ahnen ein Dankopfer für den glücklichen Ausgang des Handstreichs ihrer Söhne darzubringen.

Die drei jungen Männer, die am frühen Nachmittag aufgebrochen waren, um ihren schaurigen Auftrag zu erfüllen, kamen am nächsten Morgen, als es hell geworden war, mit den sichergestellten Fesselstricken zurück, ohne daß ihnen umherstreifende Menschen oder wilde Tiere oder gar die Totengeister etwas getan hatten. Am Abend war Setur schon wieder obenauf, und beim Nachtessen der Familie rühmte er sich seiner Gewandtheit und Unerschrockenheit, als er mit den Gefährten in die bewußte Schlucht hinabgestiegen war. Schafat hörte sich den Bericht wohlwollend an, aber auf Lob wartete sein Sohn vergeblich.

Sie hockten zu viert um die Matte, auf der die Schüssel mit dem Grützbrei, der Teller mit den Brotfladen, der Wasserkrug und eine blakende Öllampe standen. Neben dem Hausherrn saß der älteste seiner drei Söhne, Asa, schon verheiratet, tüchtig in der Arbeit, aber schweigsamer als der Vater und die Brüder. Wenn er den Mund auftat und mehr als zwei oder drei Worte sagte, war das immer ein Ereignis. Gegenüber diesen beiden hatten der lange Zweitälteste, Setur, der Anführer der Dorfjugend, ein wilder Raufbold, aber auch er fleißig im Haus und auf dem Feld, sowie der schwächlich gebaute Elischa ihre Plätze. Seitlich von den Männern saßen die beiden Frauen des Hauses: die Mutter der jungen Männer, ein wenig höher gewachsen als Schafat, und die Ehefrau Asas, auf die sich die Hoffnung der ganzen Familie richtete, weil sie ihrem Mann bald ein Kind, möglichst einen Sohn, schenken sollte.

Als der Held der vergangenen zwei Nächte sich gründlich über seine Taten ausgelassen hatte, schlug Elischa ein anderes Thema an. In die entstandene Stille hinein sagte er: „Vater, jetzt, wo wir dem Dorf die Vorräte gerettet haben, jetzt laß mich nach Gilgal gehen! Zur Arbeit auf Acker und Tenne bin ich doch zu schwach, das sagst du ja selbst immer.“

Alle wußten sofort, was der Junge meinte. In Gilgal, unten im Tal flußabwärts, in der Nähe der Oase Jericho, hausten jene Männer, die sich rühmten, Jahwe, dem Gott Israels, näherzustehen als alle anderen Söhne Israels, selbst näher als die Jahwepriester im königlichen Tempel von Bet-El. Weil sie sich mit Trommelschlagen und seltsamem Singsang und wildem Tanz in Ekstase zu versetzen pflegten, in der sie am Ende der Gottheit wie ausgelöscht zu Füßen sanken, glaubten sie, daß Jahwe sie für ihre völlige Hingabe mit besonderen Gaben belohnte, mit der Gabe der Krankenheilung, mit der Gabe wundertätiger Hilfe in unverschuldeten Nöten, ja sogar mit der Gabe der Willenserkundung Jahwes. Im letzten Herbst hatte Elischa erstmals den Wunsch geäußert, bei diesen heiligen Männern zu leben und ihr Schüler zu werden.

Als Schafat jetzt die erneute Bitte vernahm, rollte er mißbilligend die Augen. Er hatte dem Sohn schon mehrfach das Anliegen auszureden versucht, denn er hielt nichts von den frommen Schwärmern. Aber direkt verbieten mochte er das Ansinnen auch nicht. Wer weiß, ob nicht der höchste Gott der Israeliten doch schon ein Auge auf den schwächlichen Sohn geworfen hatte, und so galt es, auf der Hut zu sein und abzuwägen, was man antwortete. „Wir Männer von Mehola dienen dem Gott, dem schon immer unsere Väter gedient haben“, gab er schließlich zu bedenken. „Auch Adriel, der Schwiegersohn König Sauls, von dem wir abstammen, wie ihr wißt, diente dem Gott unserer Sippe, auch wenn er überdies Jahwe, dem Gott des damals bestehenden Bundesrates, zugetan sein mußte. Unser Gott hat uns immer aus aller Not herausgeholfen. Wie jetzt auch wieder. Und sein Altar steht hier in Mehola, nicht in Gilgal! Und wir dienen ihm mit Brandopfern und Trankopfern und nicht, indem wir uns mit verdrehten Augen und mit Schaum vor dem Mund auf der Erde wälzen!“

Als Elischa eingeschüchtert schwieg, nahm sein Vater erneut das Wort: „Jahwe, das ist der Gott der Könige Israels. Sie dienen ihm im Namen aller Söhne Israels. Insofern ist er natürlich auch unser Gott. Aber er ist uns nicht nahe genug. Wie können wir einfachen Leute es wagen, ihm als einzelne gegenüberzutreten, ohne Anlaß, ohne Auftrag, ohne Berufung?“

Elischa murmelte: „Vielleicht bin ich von ihm berufen. Ich möchte es wissen.“

Schafat schüttelte heftig den Kopf. „Jahwe ist der Gott König Jorams!“ rief er lauter, als er eigentlich wollte. „Und wir haben die Knechte König Jorams erschlagen! Wie willst du da vor Jahwe treten? Aus dem Weg solltest du ihm gehen! Verstecken solltest du dich vor ihm, statt ihn zu suchen!“

Er trank einen Schluck Wasser, um sich zu beruhigen. Aber Elischa gab nicht auf. „Vielleicht will sich Jahwe von König Joram abwenden? Weil der sein Volk ausplündert statt nur zu nehmen, was ihm zusteht. Der eine der Königsknechte sagte, daß Jehu, sein Kommandeur, wenn der anstelle des Königs gewesen wäre, nicht befohlen hätte, uns das Letzte wegzunehmen. Vielleicht wäre dieser Jehu ein besserer König für uns.“

Unvermittelt mischte sich Asa, der Schweiger, in den Wortwechsel ein. Er war mit seinen Gedanken noch bei den Gottesschwärmern. „Diese Männer da unten in Gilgal, das sind doch Verrückte! Das weiß doch jeder. Sie verlassen ihre Familie, sie bebauen keinen Acker, sie nehmen kein Weib und zeugen keine Kinder. Gerade das Gegenteil von allem tun sie! Sie verlassen ihre Eltern und Brüder, sie hausen schlimmer als das Vieh, sie betteln in den Dörfern um Almosen. Und so, glauben sie, kommen sie ihrem Gott nahe. Verrückte sind das! Besessene! Den Dämonen dienen sie, keinem Gott!“

Alle blickten den Redner verwundert an. Es war lange her, daß der soviel hintereinander gesprochen hatte. Schafat fragte sich, woher der Sohn seine Meinung hatte. Er klang ja, als ob er diese Leute persönlich haßte, bei denen er doch nie gewesen war. Aber recht hatte er. Und dem vorlauten Elischa war endlich der Mund gestopft.

Aber darin täuschte er sich. Denn der Junge warf ein: „Auch König Saul war bei den Gottesmännern! Er hat mit ihnen vor Gott Jahwe getanzt. Auch das weiß jeder.“

Schafat griff sich verärgert an den Kopf und durchwühlte mit beiden Händen sein Haar. Man konnte verzweifeln an diesem Sohn. Die Rede ging tatsächlich, daß Saul mit den Gottesmännern Gemeinschaft gepflegt hatte. Zumindest irgendwann einmal in seinem Leben. Am besten, das fruchtlose Hin und Her um Elischas Wunsch fand ein Ende. „Denk an uns, deine Eltern und Brüder!“ mahnte er den aufsässigen Sohn. „Hier ist deine Familie! Hier gehörst du hin! Und hier bleibst du! Auch deine Freunde sind hier und nicht irgendwo!“

Das Letzte hätte er nicht sagen sollen. Denn statt endlich zu schweigen, maulte Elischa: „Freunde! Auch die nennen mich doch immer nur Kleiner. Genau wie der da.“ Er wies mit dem Kopf auf Setur neben sich, der über den Protest des Kleinen grinste.

Schafat machte eine heftige Bewegung, so daß aus der Trinkschale, die er soeben zum Mund führen wollte, ein Schwall Wasser auf seine Füße schwappte. „Der da!“ brüllte er. „Was soll das heißen? Der da ist dein Bruder!“ Er stellte die tönerne Schale hart nieder, und es sah aus, als ob er seinen Jüngsten schlagen wollte. Aber dann stand er lediglich auf, worauf sich auch alle anderen rasch erhoben. „Los, geht schlafen!“ knurrte er, und er ließ seine Familie allein, trat hinaus in den Hof und von da ins Freie.

Tief atmete er die kühle Nachtluft ein. Was hatte er nur für Söhne! Der älteste hielt meist den Mund, und dabei hätte man doch ab und zu mit ihm ein vernünftiges Gespräch führen können. Der zweite liebte es, den Kleinen zu hänseln. Und der wurde störrisch und wollte die Familie verlassen. Ob man ihn nicht doch zur Vernunft bringen konnte? Aber nach dem heutigen Abend war das wohl noch schwieriger geworden.

An einem der nächsten Tage nahm Schafat Elischa beiseite, aber nicht, um mit ihm erneut über die Gottesmänner zu sprechen. Ihn interessierte an den Worten des Jungen von neulich abend etwas anderes, woran er sich jetzt erst wieder erinnert hatte. Er fragte ihn, was er denn von den Königsknechten über diesen Jehu noch erfahren habe, über jenen Mann, der angeblich besser

als der König wisse, daß die Bauern ihre Vorräte selbst brauchten, um bis zur neuen Ernte nicht Hunger leiden zu müssen. Aber Elischa wußte kaum mehr, als er an jenem Abend schon gesagt hatte. Der Königsknecht hatte Jehu als den Befehlshaber der Streitwagentruppe bezeichnet, die in der Festung Megiddo stationiert war. Das war alles.

„Und ob etwa dieser Jehu König werden will, hat der Mann, mit dem du sprachst, nicht gesagt?“ fragte Schafat. Elischa verneinte. „In Megiddo lebt also dieser Jehu“, wiederholte Schafat laut. Er wußte ungefähr, wo diese Stadt lag, nämlich in der großen Ebene, die sich zwischen das Bergland im Süden, an dessen östlichem Abbruch das Dorf Mehola stand, und dem Bergland im Norden einsenkte. Hinter Jesreel, wo König Jorams Vater Ahab einen Palast gebaut hatte. „Und ein großer Kriegsheld ist dieser Jehu wohl“, meinte Schafat.

„Das ist er sicherlich“, vermutete auch Elischa. „Aber wie sollte denn dieser Streitwagenoberst König werden? Der König Joram ist doch noch kein alter Mann, der wird doch noch nicht sterben.“

Schafat konnte mit der Bemerkung nichts anfangen. Der Sohn wußte wie er, daß Könige wie jeder andere manchmal vor der Zeit starben. Mitunter sogar öfter, nämlich durch die Hand eines Rivalen. König Nadab und König Ela war es so ergangen – er hatte seinen Söhnen davon erzählt wie einst sein Vater ihm. Und hatte nicht Elischa an jenem Abend schon selbst daran gedacht, daß Jahwe möglicherweise Joram verwerfen und einen anderen zum König bestimmen könnte? Einen, der sein Volk besser behandelte? Vielleicht diesen Jehu? Was also wollte Elischa mit seinem Einwand? Wollte er wissen, ob der Vater auch glaubte, daß ein gewaltsamer Wechsel im Königtum bevorstehe? Warum fragte er dann nicht direkt? Schafat schüttelte den Kopf, aber dann brummte er nur: „Ich dachte bloß, daß dir der Königsknecht eventuell noch ein bißchen mehr gesagt hat. Etwa über den Krieg, in den der König jetzt zieht.“

„Ich konnte ihn nicht weiter ausfragen“, erwiderte Elischa. „Setur kam mit den anderen zurück und schimpfte mich aus, weil ich mit den Gefangenen gesprochen hatte.“

Nach dieser Auskunft sagte Schafat nichts mehr. Er wollte von dem Geplänkel zwischen den Söhnen nichts mehr hören.

Der Tag kam heran, an dem der junge Mond am Nachthimmel erschien, und die Bauern von Mehola feierten dieses Ereignis wie es Brauch war, und sie brachten dem Gott ihrer Sippe das versprochene Dankopfer dar. Und eine Woche später trat Elischa morgens aus dem Haus, den Mantel um die Schultern, auf dem Kopf eine Filzkappe, falls zu dieser Jahreszeit doch noch ein Regenschauer niederging, eine Tasche mit Wegzehrung am Gürtel. Er hatte seinen Willen durchgesetzt und machte sich auf den Weg nach Süden zu jenen Männern, von denen er lernen wollte, Jahwes Willen zu erkunden. Von seinen Brüdern hatte er sich schon verabschiedet, jetzt begleiteten ihn seine Eltern noch ein Stück Weges. Dann eine letzte Umarmung, und schon marschierte er davon. Die Mutter weinte lautlos, als sie ihm nachblickte. „Weine nicht!“ knurrte Schafat sie an. „Er taugte sowieso nur zum Schafehüten.“ Erbost über diese Worte wandte seine Frau den Kopf nach ihm. Da sah sie, wie auch er sich eine Träne aus dem Auge wischte.

2

König Joram saß seit sieben Jahren auf dem Thron seiner Väter. Als Zweitgeborener König Ahabs verdankte er seine Herrscherwürde dem Umstand, daß sein älterer Bruder, kaum nachdem er seinem Vater als König gefolgt war, durch einen Unfall zu Tode gekommen war. Er selbst schrieb dieses an sich betrübliche Ereignis jedoch Jahwe zu. Der Gott Israels hatte ganz offensichtlich ihn als den wahren Nachfolger seines Vaters erachtet und die Trauer über den frühen Tod des Bruders in Freude über seine eigene göttliche Erwählung verwandelt. 23 Lebensjahre hatte er damals erst gezählt. Sein Vater Ahab war schon weit über 40 gewesen, als er König geworden war, und sein Großvater Omri, der Gründer der Dynastie, gar schon Mitte 50. Weil ihm selbst nach menschlichem Ermessen also viel mehr Jahre zur Verfügung stehen würden als Ahab und Omri, gedachte er, beide an Erfolg und Ruhm zu übertreffen. Großvater Omri hatte die Residenz Samaria errichtet, das Reich Israel östlich des Jordans bedeutend erweitert und den König der reichen Handelsstadt Tyros zum Freund gewonnen. Vater Ahab hatte viele Städte befestigt und mehrere Paläste gebaut, er war neben dem König von Tyros auch mit dem König von Damaskus befreundet gewesen, und den König der Judäer, der in Jerusalem saß und den Stolz auf seinen Ahnvater David herauskehrte, hatte er zum Vasallen gemacht. Er selbst, Joram, wollte nun weniger ein Bauherr und Diplomat, sondern mehr ein großer Feldherr sein, der die Armee von Berufskriegern, die er als wertvollstes Erbe seiner Väter erachtete, auch gebrauchen wollte.

Über die jüngst vergangenen Jahre konnte sein Chronist, der seine Taten schriftlich festzuhalten hatte, allerdings wenig vermelden, was rühmenswert war. Denn Mescha, der König der Moabiter, jenes Volkes, das jenseits des Salzmeeres seine Dörfer und Städte errichtet hatte, war vor einigen Jahren in die Landstriche nördlich seines Reiches eingefallen, die König Omri einst dem Reiche Israel einverleibt hatte. Dem Moabiterkönig war nämlich nach König Ahabs Ableben und

dem kurze Zeit später erfolgten Unfalltod dessen älteren Sohnes die Gelegenheit günstig erschienen, sich zurückzuholen, was ihm angeblich gehörte. Im jungen König Joram hatte er keinen ernstzunehmenden Gegner gesehen. Überdies war Joram im Norden gebunden gewesen, denn der mächtige König von Assur aus dem fernen Zweistromland war erneut in die Königreiche Syriens eingefallen, und so hatte sich Joram wie sein Vater Ahab an der Seite des Königs von Damaskus auf einen Feldzug gegen die Assyrer begeben. Und im darauffolgenden Jahr wiederum. Unterdessen hatte König Mescha Stadt um Stadt des begehrten Landes in aller Ruhe an sich bringen können.

Vor drei Jahren nun, als im Norden kein Assyrerheer anzugreifen drohte, war König Joram über den Jordan gezogen, um die von den Moabitern besetzten Gebiete zurückzuerobern. Aber der Widerstand der Feinde war heftiger als erwartet, und die geringen Erfolge der Israeliten ließen sich kaum als Siege darstellen, zumal nicht selten eine eroberte Stadt später wieder an die Moabiter verlorenging. So unternahm König Joram in jedem Jahr, das folgte, einen erneuten Feldzug hinüber ins umkämpfte Land, und als im vergangenen Jahr der Assyrerkönig sich abermals anschickte, einen Raubzug in die syrischen Länder zu unternehmen, ließ Joram seine Bundesgenossen, die Könige von Damaskus und Hamat, sogar im Stich und zog lieber gegen die Moabiter. Aber auch dieser Feldzug hatte keinen durchschlagenden Erfolg gebracht.

So war Joram in diesem Jahr wiederum aufgebrochen, zum viertenmal nun schon, um seinen Widersacher Mescha endlich zu besiegen. Aber sein Heer war durch die jährlich stattfindenden Kriegszüge geschwächt, und besonders die Fußtruppen begannen sich zu fragen, warum trotz ihres harten Einsatzes und ihres Mutes die Kämpfe zu keiner endgültigen Niederlage des Gegners führten. War der Gott Kemosch der Moabiter etwa stärker als der israelitische Gott Jahwe? Oder war König Joram einfach unfähig als Feldherr?

Joram jedoch war gut gelaunt auf diesem neuen Feldzug. Er fühlte sich sowieso inmitten seiner Truppen wohler als in einem seiner Paläste. König sein, das hieß für ihn in erster Linie, Kriege zu führen und Feinde zu besiegen. Den Verwaltungsaufgaben sollten sich gefälligst seine Beamten widmen, dazu waren sie ja da, und die Familienangelegenheiten waren bei seiner Mutter Isebel gut aufgehoben. Wenn er in einer der Garnisonen weilte oder in den Krieg zog, konnte ihn zudem seine Mutter nicht ständig ermahnen, endlich einen Sohn und Nachfolger zu zeugen. Daß er dringend einen Sohn brauchte, wußte er selbst am besten.

Jetzt erfreute er sich daran, wie sein Heer zügig aufs Hochland hinaufmarschierte. Der Jordanübergang war ohne Verluste bewältigt, und nun ging es in einem der Wadis, das nur mäßig Wasser führte, auf schmalem Pfad bergan. Die Streitwagen rumpelten leer dahin, denn ihre Besatzungen gingen zu Fuß, um Wagen und Pferde zu schonen. Joram ritt auf seinem Lieblingsmaultier, neben sich Jehu, dem als Befehlshaber der Streitwageneinheit von Megiddo und ranghöchstem Offizier dieses Feldzugs ebenfalls ein Maultier zustand. Die beiden Männer waren im gleichen Alter, nämlich 30 Jahre alt, aber das war im Grunde die einzige Gemeinsamkeit zwischen ihnen. Joram war hochgewachsen und hager, sein Gesicht glatt, sein Blick ruhte gewöhnlich freundlich auf jenen, mit denen er sprach, und was er unternahm, das tat er fröhlich und mit Zuversicht, weil er nicht allzuviele Gedanken daran verschwendete. Jehu war nur mittelgroß, aber muskulös, und erste Falten kerbten sein Gesicht, so daß man ihn für älter halten konnte als den König, und wen er anblickte, der hatte stets den Eindruck, daß er mißtrauisch gemustert wurde, obwohl das gar nicht immer der Fall war. Jehu pflegte gründlich nachzudenken, bevor er etwas entschied, und mit seinem Vertrauen ging er nicht so freigebig um wie Joram, sondern ausgesprochen sparsam.

„Nun, werden wir diesmal Mescha zu meinen Füßen sehen?“ fragte der König den Streitwagenoberst.

Jehu wandte sich Joram nicht zu, sondern schaute weiterhin starr geradeaus, als er mißmutig antwortete: „Wie soll ich das wissen? Du hättest deinen Gott befragen sollen, bevor du ins Feld zogst.“ Er konnte sich eine solch unfreundliche Antwort erlauben, denn ihn und den König verband mehr als ein Dienstverhältnis. In der blutigen Schlacht vor neun Jahren im mittleren Syrien, die König Ahab an der Seite der Könige von Damaskus und Hamat gegen den Assyrerkönig Salmanassar geschlagen hatte, waren sie beide als junge Krieger dabeigewesen. Joram, der Prinz, hatte als Streitwagenkämpfer gedient, und Jehu war damals sein Wagenlenker. Seit dieser Bewährungsprobe war Jehu für Joram nicht nur ein Kamerad, sondern ein Freund, und er sah dem eigenwilligen Offizier vieles nach, was sich andere gar nicht erst erlaubten.

So parierte er Jehus unwirsche Reaktion auch nur mit einem verständnislosen Kopfschütteln. Und was die Gottesbefragung betraf, so hatte er sie natürlich durch den Oberpriester des Jahwetempels von Samaria vornehmen lassen. Die Antwort Jahwes war wie auch vor den früheren Feldzügen zustimmend gewesen. Joram hatte deshalb kein rechtes Zutrauen mehr zu dem diensteifrigen Priester. Vielleicht hätte er lieber im Tempel von Bet-El anfragen sollen, in der uralten Andachtsstätte, die schon König Jerobeam zum Reichsheiligtum erhoben hatte. Aber die dortigen Priester waren ihm, wie er ahnte, nicht wohlgesonnen, weil er seine Opfer statt in Bet-El in der

Residenz Samaria darzubringen pflegte. Die Priester von Bet-El lehnten den Konkurrenztempel in Samaria, den Jorams Vater Ahab eingerichtet hatte, überhaupt ab.

Eine Weile ritten der König und sein Offizier schweigend nebeneinander her. Endlich fragte Joram: „Jehu, was bedrückt dich?“

Der Kommandeur wandte nun doch den Kopf seinem Herrn zu und blickte ihn an. „Eigentlich müßte jene Meldung, die ich vorhin erhielt, vor allem dich bedrücken, nicht allein mich. Drei meiner Knechte, die du in die Dörfer zu schicken befahlst, bevor wir zum Jordan hinabstiegen, sind nicht zurückgekehrt.“

Den König berührte die Mitteilung nicht sehr. „Das macht dir Sorgen?“ meinte er leichthin. „Sie werden davongelaufen sein. Nimm andere, verläßlichere Leute in Dienst, und die drei werden dir nicht mehr fehlen!“

„Meine Knechte laufen nicht davon!“ widersprach Jehu. „Die Bauern werden sie erschlagen haben! Und das trifft dich mehr als mich. Denn die Pferdeknechte, die Wagenkämpfer, ich als Befehlshaber der Truppe, wir alle sind deine Knechte. Du bist der Herr. Wenn einem aus der Truppe etwas geschieht, so geschieht es dir!“

Joram fühlte sich durch die Schwarzseherei seines Freundes belustigt. „Israels Söhne schlagen die Knechte ihres Königs nicht tot!“ rief er pathetisch, Jehus ernsten Gesprächston nachahmend. Und mild lächelnd fügte er hinzu: „Du bist ein Miesmacher, Jehu. Aber mir verdirbst du nicht die gute Laune.“

Verärgert über die Sorglosigkeit des Königs erwiderte Jehu: „Wenn es möglich wäre, würde ich nach den Leichen der drei suchen lassen und dir ihre zerschlagenen Schädel präsentieren. Aber auch das würde dich wahrscheinlich nicht dazu bringen, den Vorfall ernst zu nehmen.“

Joram nickte. „Nein, auch das würde mich nicht anfechten“, meinte er trotzig. „Ich würde dann vermuten, daß die Männer betrunken auf kantige Steine gefallen sind.“ Und nachsichtig belehrend fuhr er fort: „Jehu, du denkst wie einer, der fürchtet, von seinem König für irgendeinen Verlust getadelt zu werden, und da sinnst du nun, wie du den Verlust begründen kannst, damit du unschuldig vor mir stehst. Aber keine Sorge, ich mache dir doch gar keinen Vorwurf.“ Als Jehu schwieg, erklärte er ultimativ: „Du könntest kein König sein. Ein König spürt, wenn das Volk mit ihm derart unzufrieden ist, daß es seine Knechte totzuschlagen gedenkt. Ich aber spüre nichts von Aufruhr und Totschlag. Also ist das Volk brav, und deine Männer sind dir einfach davongelaufen, wie ich schon sagte.“

Aber Jehu gab sich nicht überwunden. „Das Volk stöhnt noch jetzt über die Abgaben, die du im vorigen Jahr erhöht hast. Und nachdem es dir gegeben hat, was du gefordert hast, kommen deine Knechte, ja, deine, denn du hast sie ausgeschickt, und wollen noch mehr haben! Kannst du dir wirklich nicht vorstellen, daß sich irgendein Dorf hat hinreißen lassen, deine Eintreiber einfach totzuschlagen?“

Joram fühlte sich gelangweilt. „Woher willst du wissen, was die Bauern denken? Und was geht es dich an? Du mußt wissen, was deine Soldaten denken – das Volk überlaß deinem König! Und dein König weiß, daß die Bauern immer stöhnen, wenn sie die Steuereintreiber sehen. Falls sie also auch jetzt murren, so ist das nichts Neues.“

Jehu wagte es, den Wortwechsel fortzusetzen. Er wollte den König wachrütteln. „Die Lage ist ernst! Was die Bauern jetzt noch haben, wo die neue Saat gerade erst aufgeht, das brauchen sie selbst. Überspann den Bogen nicht, Joram! Ich bitte dich aus wirklicher Sorge heraus.“

Nun war Joram verstimmt. „Die Bauern haben immer mehr, als sie angeben!“ antwortete er rauh. „Und nun laß mich in Ruhe mit deinen Sorgen! Es sind nicht meine.“

Beide schwiegen nun. Keiner wollte, daß sie sich ernsthaft stritten. Ihre Verstimmung hielt längere Zeit an, aber der König überwand sie eher als Jehu. Der fand seine Abneigung gegen Joram wieder einmal bestätigt. Die Freundschaft zwischen beiden war nämlich durchaus einseitig, aber das blieb Joram jetzt wie seit jeher verborgen. Er glaubte, daß jeder sein Freund sein müßte, dem er sich gewogen zeigte, und Jehu konnte er wegen seiner soldatischen Fähigkeiten und wegen seines Freimuts im Umgang mit ihm, auch wenn er selbst oft anderer Ansicht war, wirklich gut leiden. Für Jehu dagegen war der König trotz seiner stattlichen, Achtung und Zutrauen einflößenden Gestalt ein selbstverliebter, eitler Kindskopf, oberflächlich in seinen Urteilen, leichtfertig in seinen Entscheidungen, seines Vaters Ahab und seines Großvaters Omri ganz und gar unwürdig.

Joram und Jehu kamen nicht mehr auf ihren Disput zurück. Jehu mied bis Tagesende den König und hielt sich lieber bei seiner Truppe auf, und das tat er auch am nächsten Tag. Und Joram rief den mürrischen Freund nicht ein zweites Mal an seine Seite.

Am übernächsten Tag näherte sich der Heereszug endlich der Festung Jahaz, seinem Ziel. Jetzt galt es mehr als schon vorher, auf eine Begegnung mit dem Feind gefaßt zu sein. Aber kein bewaffneter Moabiterhaufen ließ sich blicken, und die Besatzung von Jahaz empfing den König und seine Streitmacht in froher Stimmung und hatte keine schlimmen Vorkommnisse zu melden. Wahrscheinlich hatten auch die Moabiter die Winterruhe genutzt, um sich von den Kämpfen des

vergangenen Jahres zu erholen und ihre Verluste an Kriegern und Waffen, so gut es ging, auszugleichen.

In den nächsten Wochen kam es aber doch immer wieder zu kleineren Gefechten südlich der Stadt. Joram versuchte, den Moabiterkönig zu einem Großangriff zu reizen, um eine Entscheidung zu erzwingen, aber die Gelegenheit, sich seinem Volk endlich in Siegerpose zeigen zu können, versagten ihm die Moabiter. Und über das breite und tiefe Tal des Flüßchens Arnon hinweg ins Kernland des Feindes vorzustoßen scheute er, was für seinen Realitätssinn sprach, den er trotz seines naiven Optimismus besaß. Allein schon die schwierige Durchquerung der gewaltigen Schlucht konnte eine vernichtende Niederlage heraufbeschwören. Und es ging ihm ja auch gar nicht darum, das dicht besiedelte Moabiterland zu besetzen – dafür fehlten ihm wie seinen Vätern die Menschen. Seine Absicht war vielmehr, jenen Zustand wiederherzustellen, den Omri seinerzeit geschaffen hatte. Der Moabiterkönig sollte auf das Land nördlich des Arnon verzichten und dem König Israels jährlich einen Tribut zahlen.

Die Festung Jahaz, in der Joram residierte und seine Streitmacht ihren Stützpunkt hatte, war vorläufig in keiner Weise bedroht, und so hatte die kleine Gesandtschaft aus Damaskus, die unerwartet eingetroffen war, sie ungefährdet erreichen können. Als Joram, der sich seiner Gewohnheit gemäß einer seiner Streifscharen angeschlossen hatte, die Ankunft der Gesandtschaft gemeldet wurde, erfaßte ihn ein ungutes Gefühl. Waren etwa die Assyrer wiederum im Anmarsch, und die Aramäer riefen ihn zu Hilfe? Er brach den Streifzug ab und jagte an der Spitze der Streitwagen zurück nach Jahaz.

Als er am nächsten Tag die aramäischen Gesandten empfing, legte sich jedoch seine Besorgnis. Die Boten kamen, um Israels König Grüße des neuen Königs von Damaskus zu überbringen. Der alte König, mit dem einst Ahab von Israel das Bündnis gegen die Assyrer geschlossen hatte und mit dem er selbst, als er seinen Vater und Bruder in der Königswürde beerbt hatte, zweimal nach Syrien gezogen war, hatte seine Augen für immer geschlossen. Nachkommen waren ihm keine geblieben, und so hatte Hasael, der Oberste der Leibwächter, den Thron von Damaskus bestiegen. Hasael verband seine Grüße an Joram, seinen Bruder, wie er ihn nannte, mit der Erwartung, daß nun das bewährte Bündnis zwischen Damaskus und Samaria wieder wie vordem geknüpft werden würde.

Daß der neue Aramäerkönig Joram als Bruder bezeichnete, war nicht nur der Höflichkeit geschuldet, sondern hatte sogar eine gewisse Berechtigung. Hasael war für Joram und auch für Jehu kein Mann ohne Herkunft. Er war ein Königssohn wie Joram und zudem im gleichen Alter wie er und Jehu. Hasaels Vater war Talmai, König von Geschur. Dessen kleines Aramäerreich hatte sich über das Bergland östlich und nordöstlich des Sees Kinneret erstreckt. Der Großvater Jorams, König Omri, hatte das Königreich Geschur unterworfen und dessen Herrscher zum Vasallen Israels gemacht. Als König Ahab, der Vater Jorams, an der Seite des Königs von Damaskus in die große Schlacht gegen die Assyrer gezogen war, hatte König Talmai ihm Heeresfolge geleistet. Und Hasael war der Wagenlenker seines Vaters Talmai gewesen, so wie Jehu der Wagenlenker des Prinzen Joram. Joram und Jehu waren also mit dem Aramäer Hasael von jenem Feldzug her recht gut bekannt, Jehu war damals sogar mit ihm befreundet gewesen.

Hasael war nach der Schlacht von Karkar allerdings eigene Wege gegangen. Sein Vater war nämlich in der Schlacht gefallen, und König Ahab hatte ihm erlaubt, auf direktem Weg nach Geschur zu ziehen, damit er den Leichnam König Talmais dort im Grab der Familie bestatten konnte. Hasael war aber danach nicht zu Ahab zurückgekehrt, wie es abgesprochen gewesen war, denn er wollte nicht Vasall der Omridenkönige sein wie sein Vater. Er war vielmehr zum König von Damaskus gegangen, dem er sich mehr verbunden fühlte, und hatte es dort zunächst zu einem hohen militärischen Rang und jetzt sogar zur Königswürde gebracht. Er herrschte nun über das stärkste Reich zwischen Israel im Süden und Hamat im Norden, und seine Macht war derjenigen der israelitischen Omriden nicht nur gleichrangig, sondern, auch wenn Joram das abstritt, überlegen.

König Joram gab sich gegenüber der Gesandtschaft des Vasallensohnes von damals und nun zu gleichrangiger Würde Emporgestiegenen betont huldvoll, bewirtete sie vorzüglich, soweit das hier im umkämpften Land möglich war, und legte bei der Verabschiedung Wert darauf, den Aramäerkönig seiner brüderlichen Verbundenheit zu versichern.

Am Tag darauf ließ er die Befehlshaber seiner Truppenteile rufen, um mit ihnen die neue Lage im Norden zu erörtern. Er war zwar froh, daß Hasael nicht die Möglichkeit eines neuen Einfalls der Assyrer erwähnt hatte, aber dessen Freundschaftsbeteuerung ließ doch zugleich vermuten, daß er im Falle einer erneuten assyrischen Bedrohung mit Israels Waffenhilfe rechnete. Joram war aber nicht geneigt, wiederum im fernen Norden zu kämpfen, solange er hier an Israels Grenze die widerspenstigen Moabiter nicht bezwungen hatte. Und so glitt die Beratung nach kurzer Zeit von den Ereignissen bei den Aramäern zu jenen Aufgaben über, die es hier und jetzt zu lösen galt, um den Moabitern endlich wieder das Joch israelitischer Oberherrschaft auflegen zu können.

Einer der Offiziere warf die Frage auf, ob nicht etwa der Moabiterkönig Spione im israelitischen Heer habe, weil er ausgerechnet immer dort zuschlug, wo er sich einen Erfolg versprach,

einer Entscheidungsschlacht jedoch stets ausweichen konnte. Auch die Aramäer hätten ja offensichtlich Kundschafter im Lande, denn woher sonst hätte König Hasael wissen können, daß der König Israels im südlichen Ostjordanland Krieg führte und in Jahaz statt in Samaria residierte.

Joram erschrak, dieser Gedanke war ihm noch gar nicht gekommen. Und schon hakte Jehu ein und meinte, man müsse überhaupt der Lage im eigenen Land mehr Aufmerksamkeit widmen. Das Volk sei unzufrieden, es fühle sich über Gebühr ausgebeutet und erwarte endlich einen Sieg, damit die Abgaben wider auf das übliche Maß absinken könnten. Wenn das Volk seinen Unwillen ausspreche, halte es auch gegenüber fremden Kundschaftern nicht den Mund. Diese wüßten also vermutlich nicht nur über den Krieg des Königs und dessen Verlauf Bescheid, sondern auch darüber, was das Volk sich dabei denkt.

Joram verdrehte die Augen und war drauf und dran, Jehu das Wort abzuschneiden. Der bemerkte das und unterbreitete rasch seinen Vorschlag: „Ich bin der Meinung, du solltest dich dem Volk nähern. Versprich ihm eine Senkung der Abgaben, wenn es dir jetzt hilft, den Moabiter niederzuwerfen! Das heißt, kämpfe hier nicht nur mit uns, deinen Soldaten, sondern biete den Heerbann des Volkes auf! Und über all deine Bewaffneten setze einen Heerführer, wie ihn deine Väter Omri und Ahab hatten! Du selbst aber gehe zurück nach Samaria, damit das Volk dich in seiner Mitte weiß und sein Vertrauen zu dir wieder wächst!“

Joram schnaufte erregt und blickte seinen Kritiker böse an. Der hatte jetzt das Maß dessen überschritten, was er im Beisein anderer dem König sagen durfte. „Wenn du recht hättest“, fauchte Joram, „daß es im Volk Unruhestifter gibt, dann wäre es ja gefährlich, die Bauernkrieger ins Feld zu rufen. Merkst du nicht, daß du dir selbst widersprichst?“ Er hoffte, den Heerführervorschlag des allzu dreisten Freundes gleich mit erledigt zu haben, und versuchte ein überlegenes Lächeln, aber es verzerrte sich zu einer Grimasse.

Jehu streifte seine Kameraden mit einem raschen Blick und erkannte in keinem der Gesichter so etwas wie Verständnis für seinen kritischen Vorstoß. So hielt er an sich und meinte nur noch: „Wenn das Volk mit ins Feld zieht, dann ist der Krieg auch sein Krieg, und es wird deinen Sieg nicht nur wünschen, sondern selbst dafür kämpfen. Aber was du befiehlst, mein König, das soll sein. Du bist der Heerführer.“

Joram bemerkte nicht die leise Ironie im Rückzug seines Kritikers, sondern fühlte sich bestätigt. Er verteilte die Gefechtsaufgaben für die nächsten Tage und, auf den Thronwechsel im Aramäerreich zurückkommend, verkündete seinen Entschluß, einen Gesandten nach Damaskus zu schicken, um nähere Auskünfte über die Lage in Syrien und über Hasaels Absichten zu erhalten.

Die Beratung war zu Ende. Die Kommandeure traten hinaus ins Sonnenlicht und gingen auseinander, um zu ihren Mannschaften zurückzukehren. Jehu und Hiddai, der Hauptmann der Fußtruppen aus der Garnison Megiddo, der ihren eigentlichen Befehlshaber Elkana hier vertrat, weil der auf Anweisung des Königs mit der anderen Hälfte der Mannschaft in Megiddo zurückgeblieben war, hatten ein Stück gemeinsamen Weges. Hiddai war jener Offizier, der vorhin auf die Möglichkeit verwiesen hatte, daß moabitische und aramäische Spione den König und sein Heer heimlich beobachteten. Jetzt fragte er den Streitwagenoberst: „Hast du denn den König absichtlich gereizt? Ihr seid doch Freunde!“

Sein Begleiter schien ein kluger Kopf zu sein, dachte Jehu, spürte der doch, daß hinter dem Wortwechsel von vorhin mehr als die sachliche Frage stand, ob der König zugleich Heerführer sein solle. Erkundigte er sich aus bloßer Neugier, oder war auch er unzufrieden mit der Kriegführung des Königs? Jehu mochte den jungen Hiddai, der meist fröhlich und unbekümmert frei heraussprach, was er dachte, mehr als dessen Vorgesetzten Elkana, mit dem er ständig im Streit um Kompetenzen lag, weil nicht geregelt war, wer in Megiddo die oberste Befehlsgewalt hatte, er als Oberst der Streitwagentruppe oder Elkana als Oberst der Fußtruppe. Was aber Hiddai jetzt wissen wollte, das ging ihm trotz aller Sympathie für den Stellvertreter des Konkurrenten zu weit. Nur wenige wußten, was vor neun Jahren in der Schlacht bei Karkar gegen die Assyrer zwischen ihm und Joram vorgefallen war, und das sollte so bleiben. Hiddai war damals noch zu jung gewesen, um den Feldzug mitzumachen. Am besten, man gab ihm eine nichtssagende Antwort. „Ja, wir sind Freunde“, bestätigte er. „Und Freunde müssen zueinander aufrichtig sein. Ich war es. Den König zu reizen, war nicht meine Absicht.“

Hiddai schwieg, aber er blickte Jehu erwartungsvoll an, als ob der seine Antwort sogleich fortsetzen werde. Jehu überlegte, ob er den jungen Offizier einfach auffordern sollte, seine eigene Meinung zur Heerführerschaft des Königs kundzutun. Aber vielleicht konnte er Hiddai eher als Gleichgesinnten gewinnen, wenn er ihn nun doch über sein Verhältnis zu Joram aufklärte. „Du weißt sicherlich“, fuhr er deshalb fort, „daß ich in der Assyrerschlacht vor neun Jahren Jorams Wagenlenker war. Das verbindet mich mit ihm, und er nennt mich seither seinen Freund. Ich will dir sagen, was mich seit damals zugleich von ihm trennt. Damit du nicht glaubst, daß ich ihm etwa seine Heerführerschaft oder gar sein Königtum neide. Hör zu! Unsere Streitwagen griffen die des Feindes wütend an. Joram befehligte eine Abteilung. Sein Schildträger, ein erfahrener Mann und von König Ahab zum Schutz seines Sohnes persönlich ausgesucht, stand neben ihm auf dem Wa-

gen, und ich lenkte die Pferde. Das Gefecht wurde hart, und die Assyrer durchbrachen unsere Reihe, so daß wir im Gewirr der jagenden Wagen Mühe hatten, die Verbindung unserer Kameraden zu uns nicht abreißen zu lassen. Plötzlich stürzte eines der Pferde unseres Wagens mit einem furchtbaren Schmerzensschrei. Entsetzt sahen wir etwas Unerhörtes. Ein Assyrer, ein tollkühner Mann, war von seinem Gefährt abgesprungen und hatte unserem Pferd ein Bein durchhauen. Und schon traf er in gleicher Weise das zweite Pferd. Im Fallen riß es unseren Wagen, der bereits kippte, völlig um. Wir stürzten zu Boden. Aber bevor der Wahnsinnige mit seinem Schwert auch uns angreifen konnte, kam einer unserer eigenen Wagen herangerast, und dessen Kämpfer durchbohrte den Mann mit der Lanze. Joram aber sprang mit einem gewaltigen Satz auf den rettenden Wagen hinüber. Das Gefährt raste auf seinen Befehl mit ihm davon, seinen Schildträger und mich überließ er dem Feind."

Hiddai schüttelte den schmalen Kopf mit dem dichten Haarschopf, der immer ein wenig ungepflegt aussah. Er war tief beeindruckt. Und mehr als das. Der König erschien ihm auf einmal, wie er ihn zu sehen nie für möglich gehalten hätte. Als einer, der seine Kameraden im Stich ließ, um seine eigene Haut zu retten, weil er ein Königssohn und Hauptmann einer Abteilung war. Als einer, dem die Kriegerehre nichts galt. Hiddai wagte vor Abscheu gar keine Meinung zu äußern. Statt dessen wollte er das Ende der Geschichte wissen.

So ergänzte Jehu: „Der Schildträger und ich, wir ließen uns unter unseren zersplitterten Wagen fallen und stellten uns tot. Etwas später erkannten wir in der Nähe Streitwagen der mit uns verbündeten Aramäer, die den Feind zurückdrängten. Wir schlugen uns zu ihnen durch und kämpften an ihrer Seite bis zum Ende der Schlacht. Seither beehrt mich Joram mit seiner Freundschaft, damit ich vergesse, was damals war. Und er hat es nie wieder an Tapferkeit fehlen lassen, zieht er doch auch als König noch immer mit uns ins Gefecht. Aber das weißt du selbst. Ich rechne ihm das zum guten an. Und ich stehe zu ihm, denn er ist mein König. Aber sein Freund kann ich nur schwer sein. Und nun habe ich deine Neugier genügend befriedigt."

Als sich die Wege der beiden Kommandeure trennten, war sich Jehu sicher, in dem jungen Hauptmann einen tatsächlichen Freund gewonnen zu haben.

Einen Tag später ließ der König den Streitwagenoberst gleich früh am Morgen zu sich rufen. Er hatte vor, mit ihm gemeinsam die Mannschaften aus Gilead zu inspizieren. Was Jehu selbst hatte tun wollen, sollte er auf später verschieben. Sie gingen zum Stadttor, wo Jorams goldbeschlagener Wagen bereits vorgefahren war. Die Pferde tänzelten unruhig und konnten es kaum erwarten, daß sie loslaufen durften. Jehu wunderte sich, daß der Wagenlenker nicht den Wagen bestieg, als er den König und ihn kommen sah, sondern neben den Pferden stehenblieb. Aber sogleich erkannte er den Grund dafür. Denn auf einen Wink des Königs drückte der Lenker ihm selbst die Zügel in die Hand, und Joram befahl ihm: „Du fährst!"

Jehu verbarg sein Erstaunen, sprang auf die enge Wagenplattform, Joram hinterdrein, und schon jagte das Gespann mit den beiden Männern den Stadthügel hinab und hinaus in die weite Ebene. Jehu wollte Kurs auf das Lager der Krieger aus Gilead nehmen, aber Joram befahl ihm, weiterhin geradeaus zu fahren, wo hinter dem Ackerland die karge Steppe sichtbar wurde. Als sich Jehu umwandte, erblickte er drei weitere Wagen, bemannt mit jeweils drei Mann, wie es sich gehörte, die dem Wagen des Königs folgten, aber in einigem Abstand. Was hatte Joram vor? Jehu wußte es sich nicht zu erklären. Wollte der König etwa nach dem gestrigen Wortwechsel die Freundesrolle nicht länger spielen, sah er in ihm nunmehr nur noch den unbequemen Widersacher? Wollte er ihn beseitigen, und die Eskorte war das Tötungskommando? Jehu erschauerte. Außer seinem Dolch hatte er keine Waffe bei sich. Aber er sah wohl wieder einmal allzu schwarz. Einen Truppenoberst brachte man nicht so einfach um, auch kein König durfte dies tun. Andererseits aber waren selbst Könige ermordet worden. Jehu, furchtlos im Kampf, mühte sich, seiner Beklemmung Herr zu werden.

Der König gebot ihm, langsamer zu fahren und eine flache Senke anzusteuern, die sich vor ihnen mit frischem Grün und ein wenig Buschwerk auftat. Der hinterdrein fahrenden Eskorte gab er ein Zeichen, zurückzubleiben und dort zu warten. Jehu beruhigte sich. Er hielt am Rande der Mulde an, schirrte die Pferde aus und ließ sie die Köpfe ins saftige Gras stecken. Joram fand eine Felsstufe in der Nähe, die zum Sitzen einlud, und er forderte Jehu auf, neben ihm Platz zu nehmen. Eine Weile saßen sie stumm und beobachteten die grasenden Pferde. Jehu wünschte, daß der König endlich das Schweigen brach. Denn nun war klar, daß er etwas besprechen wollte, was kein Dritter hören sollte – hinter Häusermauern mußte man immer damit rechnen, daß unberufene Ohren horchten. Ob es mit dem Thronwechsel in Damaskus zusammenhing? Er versuchte, sich vorzustellen, wie Hasael jetzt als König wohl aussehen mochte. Noch immer so jungenhaft wie damals vor neun Jahren?

„Du hältst also nichts von meiner Kriegführung?" sagte Joram plötzlich. Sein Ton hatte eine seltene Schärfe.

Jehu fuhr verblüfft herum und starrte seinen Herrn an. „Wie kommst du denn darauf?" war alles, was ihm so unvorbereitet zu erwidern einfiel.

„Wie kannst du es wagen, mir im Beisein der anderen einen solchen Vorwurf zu machen!“ fuhr Joram fort. „Der junge Hiddai war entsetzt über deine Rede, ich habe es deutlich gesehen.“ Joram atmete schwer, Jehu sollte seine Erregung sehen und hören. „Waren wir beide zu oft allein miteinander, habe ich dir dann zu viele deiner kleinen Frechheiten durchgehen lassen? Sag es mir! Wolltest du mich vor meinen Kommandeuren bloßstellen? Handelt so ein Freund am Freunde? Willst du, daß ich dir meine Freundschaft entziehe?“

Jehu gaben die Vorhaltungen Jorams seine Ruhe und Überlegenheit zurück. Er konnte nun sicher sein, daß weder seine Stellung noch gar sein Leben unmittelbar in Gefahr waren. Er begriff, was den König gestern an seinem Auftreten vor allem erbost hatte. Es war sein Vorschlag, daß der König nicht zugleich Heerführer sein sollte, sondern daß er dieses hohe Amt besser einem seiner Truppenbefehlshaber übertrug. Jetzt war es jedoch klüger, die wirkliche Meinung zu verbergen und den König nicht noch mehr zu reizen. So rechtfertigte er sich: „Mein König, es lag mir fern, deiner Kriegführung nicht zuzustimmen. Aber als König hast du so vieles zu tun, so daß mir der Gedanke kam, ob du dir nicht etwa selber eine Entlastung wünschst. Ich meinte es gut mit dir. Ich habe dich verärgert, ohne es zu wollen. Verzeih mir!“ Er fand, daß er sich genug gedemütigt hatte, und schwieg erst einmal.

Der König blickte Jehu prüfend ins Gesicht. Verspottete ihn der Dreiste etwa? Aber dessen Miene war undurchdringlich, verschlossen wie meistens. „Laß das Untertanengehabe!“ sagte Joram streng. „Hier spricht nicht der König zu seinem Diener, sondern der Freund zum Freund. Und der Freund fragt dich: Warum willst du mir ausgerechnet das Heerführertum nehmen? Willst du selbst Heerführer werden? Weil dein Großvater Nimschi der Heerführer meines Großvaters Omri war?“

Jetzt mußte sich Jehu entscheiden, ob er weiterhin den treuen Diener geben oder Jorams Verdacht, daß er ihn für einen schlechten Heerführer hielt, mutig bestätigen wollte. Aber was hätte ihm sein Aufbegehren eingebracht. Zumindest hätte ihn Joram als Befehlshaber der Streitwageneinheit von Megiddo abgesetzt. Er hing jedoch an seiner Truppe. So wich er Jorams direkter Frage aus. „Ob ich oder ein anderer Heerführer würde, ist mir nicht wichtig. Es ging mir nicht um mich, sondern um dich. Weil du mich bisher deiner Freundschaft würdigtest.“

Jetzt lächelte Joram, aber es war kein gutes Lächeln. „Nun denn, mein Jehu, das ist eine ehrliche Antwort. Ich weiß nun, daß es dir nichts ausmachen würde, wenn ein anderer als du Heerführer würde. Und du warst dir bei deiner Antwort gewiß bewußt, daß dein Vater Joschafat auf königlichem Land wohnt. Mein Vater Ahab hat dieses Grundstück einst deinem Großvater Nimschi für seine Verdienste zugewiesen. Es ist also ein Heerführergrundstück. Nachdem Nimschi gestorben war, durfte auch sein Sohn, also dein Vater, nach seinem schweren Unfall dort wohnen bleiben. Du bist dort aufgewachsen und gehst dort noch immer ein und aus, wenn du deinen Vater besuchst. Und wenn dein Vater irgendwann sterben wird, wollte ich das Landstück dir überlassen, obwohl auch du wie dein Vater kein Heerführer bist. Aber wenn ich nun etwa gemäß deinem Vorschlag Hidddais Vorgesetzten Elkana, mit dem du dich ja gut verstehst, wie man mir berichtet, zum Heerführer machte, so würde ich ihm als Ausdruck seiner Erhöhung das Landgut des früheren Heerführers Nimschi geben müssen. Du müßtest für deinen Vater ein anderes Unterkommen suchen, wo er versorgt wäre. Hast du daran gedacht, als du mich aufzufordern geruhtest, einen Heerführer einzusetzen?“

Jehu erschrak. Im Geiste sah er seinen alten Vater steifbeinig durchs Land humpeln und sein Leben als Bettler fristen. Eine solch boshafte Drohung hatte er Joram wahrhaftig nicht zugetraut. Die versteckte Kritik an seinem Herrschertum im Kreise der anderen Offiziere mußte den König tief getroffen haben. Hatte Jehu den aufdringlichen Freundschaftsversicherungen Jorams schon immer mißtraut und dessen Fähigkeiten als König und Heerführer zunehmend angezweifelt, so wandelte sich jetzt seine Geringschätzung Jorams in blanken Haß. Er preßte die Lippen zusammen, seine Miene wurde eisig. Sich nur nichts anmerken lassen! Sonst machte der König seine Drohung am Ende wahr. Zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor murmelte er: „Ich habe dich verstanden.“

„Dann hat sich unser Ausflug gelohnt“, erwiderte Joram zufrieden. Er erhob sich. „Schirr die Pferde an, wir fahren zurück!“ Sein Lächeln, mit dem er Jehu bei der Arbeit zuschaute, war dem Freund nun schon wieder wohlgesinnt. Und ihm kam die Idee, nicht den Stadthauptmann von Samaria, sondern diesen Unbequemen hier als Gesandten nach Damaskus zu schicken. Bei seinem Freund Hasael würde er vielleicht das ewige Herumnörgeln vergessen. Und er selbst könnte ohne sein ständiges Dazwischenreden die Moabiter unterwerfen und vielleicht schon als Sieger in Samaria einziehen, bevor Jehu zurückkehrte.

Vergnügt schwang er sich hinter dem Gesandten in spe auf den Wagen. Jehu trieb die Pferde an, und in schneller Fahrt ging es der Stadt zu. Joram schrie, den Fahrtlärm übertönend: „Ich schicke dich nach Damaskus!“ Jehu wußte nicht, was er von dieser plötzlichen Eröffnung halten sollte. Nur gut, daß er jetzt nicht genötigt war, irgendetwas zu sagen. Die galoppierenden Pferde beanspruchten seine ganze Aufmerksamkeit.

3

War der Auftrag des Königs, als sein Gesandter nach Damaskus zu gehen, nun ein Ausdruck wiedergewonnener Gunst oder ein Zeichen fortbestehender Ungnade? Jehu und sein Schildträger Bidkar zerbrachen sich darüber die Köpfe. Bidkar war einer der wenigen, denen Jehu absolut vertraute – die anderen waren sein Vater Joschafat und Abihu, sein Stellvertreter als Streitwagenoberst. Einzig diesen dreien pflegte er sich bedenkenlos zu öffnen. Bidkar hatte er schätzen gelernt, seit er selbst kurz nach seiner Rettung in der Schlacht von Karkar zum Wagenkämpfer befördert worden war, ohne daß er, wie es üblich war, einige Jahre als Schildträger gedient hatte. Vielmehr war ihm vom damaligen Befehlshaber der Streitwagentruppe ein Schildträger beigegeben worden, eben dieser breitschultrige Mann aus Bet-Schean, der ein wenig älter als er selbst war und der nicht danach strebte, ein Wagenkämpfer zu werden. Und er hatte Bidkar als zweiten Mann auf dem Streitwagen auch behalten, als ihn König Joram vor fünf Jahren trotz seiner Jugend zum Befehlshaber der Streitwagentruppe ernannt hatte. Der Schildträger hatte sich in den beiden Feldzügen gegen die Assyrer, die einige Jahre nach der Schlacht bei Karkar erneut in Syrien eingefallen waren, als tapferer und umsichtiger Krieger bewährt und Jehu mehr als einmal vor schlimmen Verwundungen bewahrt, und auch in allem, was außerhalb der Gefechtstaktik lag, bewies er praktischen Verstand und Geschick. Überdies konnte er zuhören und war verschwiegen. Und so hatte es sich ergeben, daß zwischen dem Streitwagenoberst, der den Menschen gewöhnlich erst einmal mit Mißtrauen begegnete, und seinem Schildträger eine echte Freundschaft entstanden war.

Jetzt befanden sich beide auf dem Weg nach Bet-El, wo Jehu seinen Vater besuchen wollte, bevor er sich nach der Residenz Samaria aufmachte, wo der Kanzler des Königreiches, durch einen schnellen Boten des Königs instruiert, inzwischen die Gesandtschaft nach Damaskus vorbereitete. Seine Streitwagenkrieger in Jahaz befehligte nun Abihu, sein Stellvertreter.

Jehu hatte bei Joram durchgesetzt, daß er bis Samaria nur mit Bidkar reiste, und zwar unauffällig. Erneut hatte er vor dem König die Verbitterung der Bauern beschworen, die möglicherweise dazu führen könnte, daß ihnen, wären sie als Diener des Königs kenntlich, Nachtlager und Wegzehrung verweigert wurden, daß man sie vielleicht sogar beschimpfte und belästigte. Joram hatte dazu zwar geschwiegen, sie aber ihres Ranges unkenntlich ziehen lassen, wie Jehu es wollte. Und so ritten beide auf Eseln, sie waren unbewaffnet, und ihre Gewänder glichen denen, die jedermann trug. Überall, wo sie gerastet hatten, waren sie als Brüder aufgetreten, die nach Bet-El unterwegs seien, wo sie im Reichsheiligtum ein Jahweopfer zum Dank für die Genesung ihres Vaters nach schwerer Krankheit darbringen wollten, wie es der Geheilte verlangt hatte.

Jehu neigte allmählich der Ansicht Bidkars zu, daß ihm Joram nach seiner Reuebekundung in ihrem einsamen Zwiegespräch die kritischen Vorschläge vom Tag zuvor wohl verziehen hatte, daß seine Sendung nach Damaskus also nicht als Signal einer Herabstufung in der militärischen Rangordnung zu verstehen sei. Bidkar meinte, der König habe ihn einfach deshalb zum Gesandten ernannt, weil er und Hasael einst Freunde gewesen seien, und zugleich komme es Joram sicherlich gelegen, Jehu für eine Weile nicht um sich zu haben. Sie beide könnten eigentlich froh darüber sein, dem langweiligen Feldzug im Osten den Rücken kehren zu können.

Das Wiedersehen mit seinem Vater ließ Jehu die verdrängten Besorgnisse erst einmal vergessen. Einer der Knechte Joschafats hatte dem Alten gemeldet, daß zwei Männer auf Eseln dem Hoftor zustrebten, die aussahen wie Jehu und dessen Schildträger, und so war Joschafat nach draußen gehumpelt, um zu sehen, ob der Sohn ihn tatsächlich unverhofft besuchte. Jehu und Bidkar glitten von ihren Reittieren. Jehu lief auf seinen Vater zu und blieb dann zwei Schritt vor ihm stehen. „Friede sei mit dir, mein Vater!“ grüßte er ihn und verneigte sich tief. „Mein Sohn!“ mehr brachte Joschafat vor freudiger Rührung nicht heraus. Er breitete einladend die Arme aus, und als Jehu die letzten zwei Schritte tat, schloß er sie fest um den einzigen Sohn, den er hatte. Und Jehu war glücklich, daß er den Vater gesund angetroffen hatte.

Als Joschafat den Sohn freigab, wurde ihm erst der bescheidene Aufzug der Reisenden bewußt. Er wies auf die Esel und fragte mit verwundertem Blick: „Was ist passiert? Du siehst aus, als seist du nicht des Königs Streitwagenoberst, sondern einer der Landleute aus den Dörfern im Norden. Bist du dem Dienst des Königs entlaufen? Oder sind Feinde hinter dir her?“ Er war unsicher, ob ihn das Aussehen der beiden Ankömmlinge belustigen oder ängstigen sollte.

Jehu beruhigte ihn. „Sei unbesorgt! Wir kommen aus dem Lager des Königs im Moabiterland, und dort steht alles wohl. Wir sind im Auftrag des Königs unterwegs nach Samaria und wollen nicht, daß wir auf unserer Reise als königliche Würdenträger erkannt werden. Man sagt, daß das Land wegen der hohen Abgaben für den Krieg des Königs in Unruhe ist. Wenn wir nun auf Maultieren übers Gebirge geritten kämen, inmitten einer Eskorte Bewaffneter, dann würde man uns vielleicht unfreundlich begegnen oder gar beschimpfen.“

Joschafat nickte. „Ihr habt recht getan. Auch meine Nachbarn ringsum sind unzufrieden. Mich achten sie zwar, obgleich ich auf königlichem Boden hause, weil sie wissen, daß ich mit dem König nichts zu schaffen habe. Aber seine Beamten haben sie böse angeknurrt, als die hier erschienen.“

Du kümmerst dich zwar nicht um den König, durchfuhr es Jehu bei den Worten Joschafats, aber er hat dich im Blick! Ihm war plötzlich, als höre er abermals Jorams Drohung, den Vater von Haus und Hof zu verjagen. Und schon waren seine Sorgen wieder da. Aber er ließ sich nichts anmerken. Jetzt war nicht die Zeit, seinen Zwist mit dem König vor dem Vater auszubreiten.

Sie gingen in den Hof hinein und ins Haus, nachdem auch Bidkar Joschafat begrüßt und die Esel einem Knecht übergeben hatte.

Joschafat wohnte allein mit einigen Knechten und Mägden, die in Haus und Hof, auf Acker und Weide tätig waren. Seine Frau war schon über ein Jahrzehnt lang tot, und er war seitdem Witwer geblieben. Jehu war sein einziges Kind, denn Brüder hatte der Sohn nicht gehabt, und drei Schwestern waren im Kindesalter gestorben. Auch sonst hatte es das Leben mit Joschafat nicht allzu gut gemeint. In seiner Jugend hatte er wie jetzt Jehu bei den Streitwagen gedient, er war ein geschickter Wagenkämpfer gewesen, und als Sohn des Heerführers Nimschi war ihm ein weiterer Aufstieg in der Truppe sicher gewesen. Aber eines Tages – König Omri war schon drei Jahre tot, und dessen Sohn Ahab regierte – hatte sein Lieblingspferd, als er das Gespann eigenhändig anschirrte, weil er allein ausfahren wollte, plötzlich ausgeschlagen und ihn so unglücklich getroffen, daß seine rechte Kniescheibe zertrümmert worden war. Nach vielen Wochen voller Schmerzen war die Verletzung zwar allmählich verheilt, aber er humpelte fortan natürlich mit einem steifen Bein umher. Nimschi hatte verlangt, daß das Pferd getötet würde, weil es offenbar von einem Dämon besessen war, aber König Ahab hatte das kostbare Tier geschont. Aus dem Königseigentum hatte er Nimschi jedoch ein Grundstück bei Bet-El, der Stadt mit dem Reichstempel, zugewiesen, wo sein verkrüppelter Sohn besser leben konnte als auf dem bisherigen, engen Familienwohnsitz in Megiddo. Joschafat hatte dankbar das Landgut in Besitz genommen und war mit Frau und Kindern nach Bet-El umgesiedelt. Jehu war damals erst vier Jahre alt gewesen. Und nachdem König Ahab gestorben war, hatte niemand den Besitz Joschafats in Frage gestellt, aber ausdrücklich bestätigt hatte König Joram diesen auch nicht. Darüber hatte Jehu bisher nie nachgedacht, aber seit Jorams Drohung machte er sich den Vorwurf, daß er nach der Thronbesteigung des Ahabsohnes nicht die ausdrückliche Bestätigung der Rechte Joschafats am Landgut erbeten hatte.

Jehu selbst wohnte mit seiner Familie in Megiddo, seinem Dienstort, aber er kehrte immer wieder gern nach Bet-El zurück, wo er aufgewachsen war, nicht nur, um den Vater zu besuchen, sondern auch, weil er sich hier in dem ausgedehnten Anwesen wohler fühlte als in der engen, lauten Militärstadt Megiddo. Der Landsitz lag nämlich außerhalb der Mauern von Bet-El, inmitten der Feldflur der Stadt. Die Gebäude, die Joschafat und seinem Gesinde auch im Winter, wenn die Menschen auch tagsüber ein Dach über dem Kopf zu schätzen wußten, genügend Platz boten, waren so aneinandergelehnt, daß der Hofraum zwischen ihnen nur durch ein einziges Tor erreichbar war. Einige alte Bäume umstanden den Wohnkomplex und warfen ihren begehrten Schatten über Haus und Hof.

Als der Abend nahte, zog sich Joschafat mit dem Sohn und dessen Freund, nachdem er beide in seinem Besitz herumgeführt hatte, ins innerste Gemach seines Hauses zurück. Jehu hatte sich vorgenommen, dem Vater von der Drohung des Königs zu erzählen, damit er nicht unvorbereitet war, falls es Joram etwa doch einfiel, das Landgut einem anderen zu geben und Joschafat zu vertreiben. Aber bevor er auf die Kommandeurberatung zu sprechen kam, auf der seine Vorschläge den König erbost hatten, erschien ein weiterer Gast. Es war Abiram, der Oberpriester des Jahwetempels von Bet-El, Jehus Schwiegervater. Er bewohnte ein ähnliches königliches Landgut wie Joschafat in nächster Nachbarschaft, und so war ihm die Ankunft des Streitwagenkommandeurs nicht verborgen geblieben.

Abiram war ein kleiner, rundlicher Mann, ein wenig älter als Joschafat, im Gegensatz zu dessen schlichtem Äußeren mit einer gewissen Eleganz gekleidet. Er verschmähte nämlich die im Lande gewebten Stoffe und kaufte seine Gewänder von durchreisenden Handelsleuten, die sie von Kaufleuten aus Tyros bezogen, und weil er sich seines dünnen Haarwuchses schämte, pflegte er, auch wenn er nicht am Altar amtierte, stets ein mehrfach gewundenes Kopftuch zu tragen, das von einer bunten Kordel in Form gehalten wurde. Seine zwei Söhne hatte er verloren, und auch deren Mutter war bereits gestorben, aber Jahwe hatte ihn, wie er sagte, mit seiner zweiten Frau für die erlittenen Verluste aufs wunderbarste entschädigt.

Abiram war keiner, der nur bescheiden zuhörte, wenn er zu einer Gesprächsrunde stieß. Meist dauerte es nicht lange, und er riß die Unterhaltung an sich, und aus Achtung vor seinem Alter und seinem hohen Amt ließen ihn alle gewähren. So fragte er Jehu alsbald wie einer, der ein Verhör führt, nach dem Feldzugsverlauf im Lande Moab aus, und zwischen den Antworten sparte er nicht mit bissigen Kommentaren. Und schließlich begann er auf den König so grundsätzlich zu schimpfen, daß sich Joschafat vor dieser Ungehörigkeit am liebsten die Ohren zugehalten hätte. Abiram störte sich auch nicht an der Anwesenheit Bidkars, wußte er doch, daß sein Schwiegersohn dem Gefährten vertraute, wie kaum jemandem sonst. Er verstieg sich sogar zu der Erwägung, ob Joram überhaupt noch die Gunst Jahwes genieße. Die kriegerischen Mißerfolge gegen ein solch minderwertiges Volk wie die Moabiter ließen das Gegenteil befürchten, und daß ihm bis-

her keine seiner zwei Frauen einen lebensfähigen Sohn geboren habe, mache die Vermutung fast zur Gewißheit. Jahwe habe Joram verworfen, weil der dem Reichsgott weiterhin lieber in Samaria opfere als hier im Tempel von Bet-El, den einst Jerobeam zum höchsten Heiligtum Israels erhoben habe. Denn Jahwe wolle vom König in Bet-El verehrt werden, nicht in Samaria, dieser Stadt ohne Alter, die Jahwe gar nicht kenne. Aber hier in Bet-El seien Jahwe schon Opfer dargebracht worden, als an König Omri und seine Nachkommen noch gar nicht zu denken gewesen sei. Ja als es das Volk Israel noch gar nicht gegeben habe.

Jehu versuchte, den Unmut der Bauern ins Gespräch zu bringen, um zu erfahren, was der königskritische Schwiegervater darüber dachte. Aber Abiram winkte ab. Natürlich wußte er, daß viele unter den hohen Abgaben stöhnten, und er beklagte auch mit einem Satz die dadurch sinkenden Einnahmen des Tempels, aber von der Möglichkeit, daß Jahwe vielleicht Joram verblendet habe, so daß der nicht sehen könne, wie er selbst das Volk gegen sich aufbringe, davon wollte Abiram nichts wissen. Jahwe bediene sich nicht der Bauern, um einen König zu stürzen.

Joschafat hielt den Kopf gesenkt, seine Augen verschwanden unter den dichten schwarzen Brauen, die einen auffallenden Kontrast zum weißen Haar und Bart bildeten. Er kannte bereits fast alles, was der Priester sich zu sagen erkühnte, aus früheren Gesprächen mit ihm. Gewöhnlich war er einem Schwatz mit dem redseligen Nachbarn nicht abgeneigt, aber heute störte der Alte. Jehus Bericht, auf den er neugierig war, würde nun wohl bis morgen warten müssen.

Aber dann verabschiedete sich Abiram doch früher als befürchtet, nicht ohne Jehu einzuschärfen, ihn am morgigen Tag zu besuchen, wobei sie dann auch über das Bittopfer für Jahwe sprechen sollten, das Jehu im Hinblick auf seine bevorstehende Reise nach Damaskus sicherlich darbringen wolle. Jehu willigte ein, obwohl er das Opfer, das vor einer derartigen Mission unumgänglich war, erst in der Residenz Samaria hatte vollziehen wollen. Und erst jetzt fiel ihm auf, daß der Priester sich über den Thronwechsel im Aramäerreich gar nicht ausgelassen hatte. War ihm Damaskus zu weit entfernt? Vermochte er nicht zu sehen, daß die Geschehnisse im Norden für Israel von größerer Bedeutung waren als die Geplänkel jenseits des Salzmeeres am Rande der endlosen Wüste?

Als der Schwiegervater gegangen war, berichtete Jehu seinem Vater vom Zerwürfnis mit dem König und dem Zwiegespräch in der einsamen Steppe. Joschafat erschrak wie damals Jehu, als er begriff, wie schutz- und rechtlos er hier auf seinem schönen Landsitz wohnte. Er machte seinem Sohn Vorwürfe: „Wie konntest du Joram derart reizen? Warum hast du nicht deine geheimen Gedanken wie sonst vor ihm verborgen? Er ist der König! Du, ich, Abiram, wir alle sind in seiner Hand!“

„Ich weiß, ich weiß“, gab Jehu zu. „Aber soll ich schweigen, wenn der König nicht sehen will, was sich in seinem Land tut? Ich habe gesprochen, um Joram die Augen zu öffnen. Nur er kann verhindern, daß der Unwille im Volk wächst, daß am Ende ein Aufruhr seiner Herrschaft ein Ende macht. Was sollte dann aus uns werden?“

Als Joschafat schwieg, meinte er nachdenklich: „Ob Abiram vielleicht recht hat, wenn er behauptet, daß Jahwe den König verworfen hat?“ Und plötzlich brach sein aufgestauter Groll aus ihm heraus. Er nannte Joram einen eingebildeten Nichtskönner, der weder zum Feldherrn noch zum König tauge. Hinter seiner aufdringlichen Freundlichkeit stecke nichts als Falschheit und Heimtücke. Und nicht nur, daß er drohe, den Vater vom Grundstück, auf dem er seit 25 Jahren lebe, zu vertreiben, nein, ausgerechnet Elkana, dem Rivalen aus Megiddo wolle er den Landsitz geben. Die grausame Bestrafung für einen gutgemeinten Vorschlag sei ihm nicht genug, er müsse auch noch die persönliche Beleidigung hinzufügen. Ein Dämon sitze in ihm, der habe aus dem Feigling von früher, der sich seiner Flucht vor dem Feind schämte, den arglistigen Gewaltmenschen von heute gemacht.

Jehu sah, wie Bidkar, der sich in den Disput von Vater und Sohn nicht einmischte, sein Kinn knetete, als wolle er prüfen, ob es an der Zeit sei, den Bart zu stutzen. An dieser Geste erkannte der Zornige, daß der allzeit beherrschte Freund ihm klarmachen wollte, daß dieser fruchtlose Redeschwall wohl besser zu beenden und statt dessen ruhig und gefaßt darüber zu sprechen sei, wie man das drohende Unheil abwenden könne. Jeder hier wußte doch ohnehin, was vom König zu halten war.

Eine Pause entstand im Gespräch. Endlich hob Joschafat den Kopf. „Jehu, ich verstehe deinen Zorn, und er läßt auch mich nicht kalt. Aber er hilft uns nicht weiter. Wenn der König wirklich etwas gegen uns unternimmt, werde ich mich ihm zu Füßen werfen. Ich werde ihn daran erinnern, was mein Vater Nimschi für seinen Großvater getan hat. Und was du, mein Sohn, für ihn selbst tust, tagaus, tagein, Jahr für Jahr. Und dann werden wir sehen, ob er trotz seiner Schwächen und Nichtswürdigkeiten noch als Jahwes Gesalbter gelten kann oder ob wir ihn wirklich für einen Verworfenen halten müssen, den das Gericht seines Gottes ereilen wird.“

Jehus Miene verriet Skepsis, aber er widersprach dem Vater nicht. Er besann sich eine Weile, dann warf er hin: „Und wenn ihn schon vorher einer umbringt?“

Bidkar blickte den Freund verwundert an. Hatte Jehu dem guten Wein, der vor ihnen im Krug funkelte, zu hastig zugesprochen, oder spielte er wahrhaftig mit dem Gedanken, Joram zu töten? Noch nie hatte er eine solche Absicht geäußert.

Joschafat fragte, und seine Stimme war leise, als fürchte er geheime Mithörer, die es hier doch nicht gab: „Wer haßt den König mehr als du?“

Nach einigem Zögern entgegnete Jehu genauso leise: „Ich weiß es nicht. Von den Befehlshabern wohl niemand.“

Joschafat blickte den Sohn mit ängstlichen Augen an. Dann flüsterte er: „Also willst du ihn umbringen?“ Die nackte Frage stieß sich an den Wänden und schien im Raum hin und her zu schießen, und den drei Männern war es, als dröhne sie ihnen in den Ohren. Die Ermordung eines Königs zu erwägen, das war Hochverrat und möglicherweise, sofern der König noch gottbegnadet war, Gotteslästerung. Joschafat erschrak nachträglich über seine unverhüllte Frage bis ins Mark. Wohin nur hatte das Gespräch geführt?

Jehu faßte sich und machte dem beklemmenden Schweigen ein Ende. „Nein, ich werde es nicht tun“, sagte er in sachlichem Ton, als ginge es nicht um das Leben des Königs. Und auch eine Begründung für seine Zurückhaltung hatte er: „Jahwe allein weiß, wie seinem Volk zu helfen ist.“

Joschafat atmete auf und nickte zufrieden. Er nahm einen großen Schluck aus seinem Becher, den er gleich darauf aus dem Krug wieder füllte. Jehu und Bidkar taten es ihm nach. Trotz seines befreienden Bekenntnisses blickte Jehu jedoch düster drein. Bidkar vermutete, daß der Freund den König töten würde, wenn er nur wüßte, wer dessen besserer Nachfolger werden sollte.

Am nächsten Tag besuchte Jehu seinen Schwiegervater, wie er es versprochen hatte, und am übernächsten Tag nahm er das Lamm, das ihm Joschafat geschenkt hatte, und machte sich mit Bidkar auf den Weg zum Heiligtum, das sich weithin sichtbar auf einer Anhöhe unweit der Stadt erhob, umgeben von einer hohen Mauer, die nicht allein der Begrenzung des heiligen Bezirks diente, sondern notfalls auch der Verteidigung gegen andringende Feinde.

Jehu war verwundert, nicht Abiram am Altar zu erblicken, sondern Netanja, dessen Neffen und voraussichtlichen Nachfolger im Amt des Oberpriesters. Netanja, nicht wesentlich älter als die beiden Opfergäste dieser Morgenstunde, fast einen Kopf größer als sein Onkel, entschuldigte den Alten, dem gehe es heute nicht gut. Jehu warf Bidkar einen bedeutungsvollen Blick zu. Er hatte dem Freund nämlich von seinem gestrigen Streit mit Abiram erzählt. Der Priester hatte gemeint, daß der König Jehu nach Damaskus schicke, beweise nur, wie sehr er sich zu den Königen des Nordens und ihren Göttern hingezogen fühle. Sein Thron müßte in Bet-El statt in Samaria stehen, hier, wo Israels Gott sein Haus habe. Hier könnte man dem König zudem besser auf die Finger sehen. Jehu hatte dem Oberpriester widersprochen. Israels Blick müsse nun einmal nach Norden gerichtet sein, weil es dort die mächtigen Verbündeten Tyros und Damaskus habe, weil aber von dort auch die Assyrer aus dem fernen Zweistromland einzufallen drohten, und die seien als Feinde mehr zu fürchten als die Moabiter. Und deshalb sei seine Gesandtschaft an den Aramäerkönig wichtig. Heute schmollte nun der Oberpriester offenbar mit ihm, denn Abiram ertrug es nur schwer, wenn ihm jemand widersprach.

Aber im Grunde war es Jehu sogar lieber, daß Netanja die Opferhandlung vollzog, denn der war umgänglicher als sein Onkel. Doch als dann der Priester die Gottheit anrief, während der scharfe Dunst der verkohlenden Fleischstücke vom Altar zum Himmel aufstieg, stutzte Jehu. Netanja nannte Jahwe nicht den Gott, der Israel aus Ägypten herausgeführt, der es durch das Schilfmeerwunder errettet hatte, sondern den Gott des Stammvaters Jakob, der diesem den Ehrennamen Israel verliehen und ihm verheißen hatte, daß er und seine Söhne zu Vätern eines zahlreichen und mächtigen Volkes werden würden. Jehu war verwirrt. War denn nun der Gott Jakobs derselbe wie jener, der das Volk aus der ägyptischen Knechtschaft erlöst hatte? Oder diente man hier in Bet-El neuerdings einem anderen Gott als in Samaria und Megiddo, einem anderen als jenem Jahwe, dessen Anrufungsformel und Verehrungsweise König Jerobeam ein für allemal festgelegt hatte?

Später, nachdem die eigentliche Opferhandlung beendet war und er als der Herr des Opfers mit Bidkar und Netanja den Rest des Lammes verzehrte, war er versucht, den Priester um Aufklärung zu bitten. Aber die Scheu vor allem, was mit der Macht der Götter und mit ihrem Kult zusammenhing, hielt ihn davon ab. Er und sein Schildträger waren Soldaten, was ging es sie an, wenn man hier in Bet-El den Gott Israels mit nie gehörter Formel anrief. Wichtig war doch nur, ob das Opfer den Schutz Jahwes auf der bevorstehenden Reise nach Damaskus bewirkte, und das hatte der Priester zugesichert.

Jehu erzählte Netanja von den seltsamen Ansichten Abirams, die der gestern geäußert hatte. Netanja grinste. „Hör einfach über seine Worte hinweg und widersprich ihm nicht!“ riet er. „Der Alte redet oft, was ihm der König übel vermerken würde, erführe er es durch irgendwelche Zuträger. Vielleicht passiert es einmal, und dann ist Abiram am längsten Oberpriester gewesen.“

„Was dir entgegenkommen würde, denn in diesem Fall würde Joram dich ernennen“, stellte Jehu nüchtern fest.

„Du sagst es“, bestätigte Netanja unumwunden, obwohl er mit dem Schwiegersohn dessen sprach, den er möglichst bald im Amt beerben wollte. Oder vielleicht gerad deshalb, denn er sprach mit einem, der dem König nahestand und diesem natürlich berichten konnte, wie sein Oberpriester über ihn sprach. Vom gespannten Verhältnis zwischen beiden wußte er ja nichts. Jehu meinte im stillen, daß der Neffe wahrhaftig zum Oberpriester geeignet sei, denn am Altar gab er eine stattlichere Figur ab als der kleine, rundliche Onkel. Ihn erfaßte Zutrauen zu Netanja, und er fragte ihn nun doch nach seiner ungewohnten Gottesanrufung.

Netanja machte ein ernstes Gesicht, und Jehu bereute schon seine Frage. Möglicherweise verbarg sich hinter der Anrufformel ein Geheimnis, das nur Priester wissen durften. Aber dann entspannte sich Netanjas Miene, und er wies auf die mächtige Steinsäule vor dem Tempelhaus. „Siehst du diesen heiligen Stein zum Himmel ragen?“ Jehu wußte nicht, worauf der Priester hinauswollte, denn er sah ja den Stein nicht zum erstenmal, jedem fiel er doch sofort in die Augen, wenn er das Tor zum Tempelbezirk durchschritt. Und ähnliche Steine, wenn auch meist kleiner, standen vor jeder Kultstätte im Lande. Netanja erklärte: „Diese Steinsäule hat unser Stammvater Jakob aufgerichtet, nachdem er hier den Himmel offen gesehen hat. Jakob ist der Gründer dieses Heiligtums. Damals gab es noch kein Volk Israel, denn Jakob war noch ohne Söhne, und er selbst hieß auch noch nicht Israel. Gott Jahwe hat sich zuerst Jakob offenbart, dem ersten unseres Volkes. Und aus Ägypten herausführen konnte Jahwe unser Volk natürlich erst, nachdem unser Volk entstanden war. Leuchtet dir das ein?“

Jehu leuchtete es ein, und er war zu erstaunt, um an der respektlosen Frage des Priesters Anstoß zu nehmen. Aber warum hatte dann König Jerobeam, als er den Tempel weihte und das goldene Stierbild als Sinnbild der Gottheit im Allerheiligsten des Gotteshauses aufstellte, Jahwe lediglich als den Retter aus ägyptischer Knechtschaft angerufen? Hatte er nichts vom Stammvater Jakob gewußt?

Netanja erriet, welche Frage Jehu bewegte. Und so erzählte er von Jerobeams Flucht nach Ägypten und von seiner Freundschaft mit dem Priester Kenas aus Kadesch, der ihm Jahwe als jenen Gott nahegebracht hatte, der das Volk Israel aus der Knechtschaft des Pharaos erlöst hatte. „Und als Jerobeam König geworden war und Jahwe unser Volk aus der Gewalt des Pharaos Scheschonk errettet hatte“, beendete der Priester seine Erklärungen, „erbaute er hier, wo es bis dahin nur den heiligen Stein gegeben hatte, den Tempel und weihte ihn Jahwe als dem Befreiergott Israels, und seinen Freund Kenas holte er hierher und machte ihn zum obersten Priester des Königreiches Israel. Mein Onkel Abiram ist der Urenkel des Kenas, und ich werde, wenn ich ihn beerbe, in der fünften Generation meiner Familie der Oberpriester Israels sein.“

Jehu und Bidkar waren noch damit beschäftigt, das Gehörte zu bedenken, als Netanja zu einer neuen Rede ansetzte. Nun ließ er in seinen Worten den Stammvater Jakob lebendig werden, als der vor seinem Bruder Esau fliehen mußte. Hier in Bet-El erschien ihm Gott Jahwe und verhieß ihm eine große Nachkommenschaft, worauf Jakob die hohe Steinsäule aufrichtete und sie heiligte, indem er sie mit Öl beträufelte. Dann brachte er sich jenseits des Jordans vor seinem Bruder in Sicherheit. Dort heiratete er, und dort wurden ihm seine Söhne geboren. Als reicher Mann kehrte er schließlich zurück und versöhnte sich mit seinem Bruder. Dann zog er nach Bet-El, errichtete neben dem heiligen Stein einen Altar und opferte Jahwe, und Jahwe verlieh ihm den Ehrennamen Israel. Und nach ihm nennen sich alle seine Nachkommen.

Netanjas Zuhörer waren tief beeindruckt. Jehu hätte gern gewußt, ob Jahwe, nachdem er viele Jahrzehnte lang als Retter aus ägyptischer Knechtschaft angerufen worden war, jetzt selbst verlangt habe, als Gott Jakobs verehrt zu werden, oder ob Netanja die neue Gebetsformel von sich aus eingeführt habe – aber woher wußte Netanja überhaupt von Jakob und dessen Taten? Jehu hatte jedenfalls bisher nie von dem Stammvater Jakob reden hören. Aber er behielt seine Fragen für sich, denn an Geheimnisse der Offenbarung zu rühren, traute er sich nun doch nicht. Und er fragte auch nicht, ob der Onkel ebenso verfahre wie sein Neffe. Aber als Oberpriester war Abiram wohl verpflichtet, den Gott Israels so zu verehren, wie es einst König Jerobeam geboten hatte und wovon auch dessen Nachfolger bis hin zu König Joram nie abgewichen waren.

Aus dem Tempel heimgekehrt zu Joschafat, erzählte Jehu dem Vater, was er und Bidkar im Heiligtum erlebt hatten. Und während er sprach, wuchs seine Verwunderung über das dort Gehörte sogar noch.

Joschafat nickte wissend. Ja, Abiram selbst habe ihm erzählt, daß Netanja die uralten Geschichten von Jakob, dem wandernden Herdenfürsten, bei alten Männern, die darum wußten, erfragt habe. Und Jahwe sei nicht dagegen, daß Netanja ihn neuerdings in der Anrufung den Gott Jakobs nenne. Er selbst tue das allerdings nicht. Er halte sich immer noch an die königliche Weisung für den Tempeldienst, obwohl König Joram Bet-El zugunsten Samarias sträflich vernachlässige.

„Was hältst du davon?“ fragte Jehu den Vater.

Joschafat mußte nicht lange überlegen. „Jahwe ist der Gott Israels von alters her, und Israel ist sein Volk. Das genügt mir. Wo und wem sich unser Gott zuerst offenbart hat, das herauszufin-

den ist Sache der Priester. Ob wir alle von Jakob abstammen, das weiß ich nicht, und ob unsere Väter alle in Ägypten Knechte des Pharaos waren, das weiß ich auch nicht. Und es ist mir auch egal. Ich bin der Sohn Nimschis, der in den Bergen des Nordens geboren wurde, und du bist mein Sohn. Und Joram, der Enkel Omris, ist unser König. Das zu wissen genügt mir."

Jehu fand die Erklärung des Vaters vernünftig, im Grunde dachte er ähnlich. Doch wieso erinnerten die Priester gerade jetzt an diesen Jakob, der nach seiner Heimkehr nichts anderes getan hatte, als mit seinen Söhnen und seinen Herden zwischen Bet-El und Sichem umherzuwandern? Das fragte er Joschafat doch noch.

Der Vater machte eine wegwerfende Geste. „Wahrscheinlich wollen sie damit den König ärgern", meinte er. „Du hast ja gehört, wie dein Schwiegervater auf ihn schimpfte."

Drei Tage später verließen Jehu und Bidkar das gastfreundliche Haus Joschafats und machten sich auf nach Norden, der Residenz Samaria entgegen. Sie reisten nun wieder als angebliche Brüder, die im Auftrag ihres Sippenoberhauptes in Bet-El ein Opfer dargebracht und den Reichsgott um Hilfe gebeten hatten in einer Sache, die sie nicht nennen dürften. Wenn sie das in den Dörfern, in denen sie rasteten, erzählten, wurden die Bauern neugierig. Man kam ins Gespräch, und die Reisenden gaben ihrer Freude Ausdruck, daß man im Tempel von Bet-El Jahwe nun wieder als den Gott des Stammvaters Jakob anrufe. Manche der Bauern, besonders im Umkreis von Sichem, der einst so mächtigen und nun bedeutungslosen Stadt, gingen darauf ein und bezeugten damit, daß sie die Geschichten von Jakob kannten. Aber im großen und ganzen lohnte es nicht, daß Jehu und Bidkar immer wieder die Jakobgestalt erwähnten, denn das Echo darauf war gering. Die Reden der Bauern drehten sich vielmehr um die bevorstehende Ernte und um die Abgaben, die der König fordern würde. Das vor allem war es, was sie bewegte, und nicht, ob nun die Israeliten aus Ägypten eingewandert waren oder als Nachkommen Jakobs von jeher im Lande gelebt hatten.

Als die beiden Reisenden endlich die Stadt Samaria vor ihren Augen auftauchen sahen, stellte Jehu fest: „Nirgends haben wir jemanden gefunden, der Gutes über Joram zu sagen wußte. Die Unzufriedenheit scheint überall groß zu sein."

Bidkar gab ihm recht. Dann meinte er schmunzelnd: „Aber vor den Priestern von Bet-El muß sich der König nicht fürchten."

Jetzt grinste auch Jehu. Denn der Hirt Jakob war sicher keine Gestalt, die das Volk zu seinem Helden erkor, so daß Joram unter Druck gesetzt werden konnte, den Tempel von Bet-El stärker zu fördern. Aber sofort wurde Jehu wieder ernst. „Vor Unruhen im Volk möge uns Jahwe jedoch beschützen. Wenn er doch den Blick des Königs endlich auf die Bauern richten würde, die den König und uns, seine Krieger, ernähren!"

4

Jehu und Bidkar waren in Megiddo angekommen, der Garnisonsstadt, die auf ihrem Hügel den westlichen Teil der großen Ebene beherrschte, die sich zwischen den Bergländern im Süden und im Norden ausbreitet. Die Stadt war jetzt nicht gar so unruhig und laut wie sonst, denn der größte Teil der Wagen- und Fußtruppe war ja mit dem König in den Moabiterkrieg gezogen. Der Oberst und sein Schildträger freuten sich, einige Tage oder vielleicht sogar eine Woche bei ihren Familien verbringen zu können, ohne daß irgendwelche Pflichten erfüllt werden sollten. Denn in Samaria hatte Jehu von Schemaja, dem Kanzler des Königs, erfahren, daß die Gesandtschaft nach Damaskus noch immer in Vorbereitung war. Achan, der oberste Schreiber des Königs, der für die Korrespondenz mit den benachbarten Königen zuständig war, hatte nämlich einen Brief König Jorams an König Hasael entworfen, und dieser Entwurf war durch einen Eilkurier nach Jahaz ins Feldlager geschickt worden, damit der König ihn bestätige. Man mußte warten, bis der Bote zurück war. Schemaja hatte Jehu empfohlen, unterdessen seine Familie zu besuchen. Wenn alles geordnet sei, werde ihn seine Eskorte, die den Brief und die Geschenke für den Aramäerkönig mit sich führe, in Megiddo abholen.

Jehu hatte also soviel freie Zeit wie seit langem nicht mehr, und so ging ihm immer wieder all das im Kopf herum, was er seit seiner Abreise von Jahaz erfahren und mit dem Vater und mit Bidkar erörtert hatte. Seine Ehefrau Ada hatte er von seinen Begegnungen mit Abiram, ihrem Vater, und Netanja, ihrem Cousin, ausführlich erzählt, und sie war froh, daß der Vater wohlauf war und mit seiner zweiten Frau gut zusammenlebte. Sie konnte sich das Lachen nicht verkneifen, wenn sie sich den alten, wohlbeleibten Vater und die junge, schlanke Frau, die sie von einem Besuch her kannte, in ehelicher Umarmung vorstellte. Jehu mißbilligte ihre unschicklichen Gedankenbilder und schüttelte abwehrend den Kopf, aber sogleich lockerte er seine strenge Miene, denn das fröhliche Lachen stand Ada, und sie wußte das.

Sie war zwei Jahre jünger als er und mit ihm seit zwölf Jahren verheiratet. Hätte er nicht ihre Spottlust gekannt, so wäre ihm die Art, wie sie ihres Vaters gedacht hatte, nicht nur unziemlich,

sondern auch verwunderlich erschienen, denn sie gehörte selbst nicht zu den Schlanken. Nach jeder Geburt war sie ein wenig runder geworden. Fünf Kinder hatte sie bisher zur Welt gebracht, wovon drei am Leben geblieben waren: zwei Söhne, die elf und sechs Jahre alt waren, und eine Tochter, die noch nicht einmal ein Jahr zählte. Ada und Jehu ergänzten sich in ihrem Naturell, denn mit ihrer Fröhlichkeit heiterte sie ihn, den Ernsten und Nachdenklichen, nicht selten auf, so daß er seine Sorgen leichter trug.

Jehus Frage, ob denn Abiram auch schon früher abfällig über den König gesprochen habe, verwirrte Ada allerdings ein wenig. Sie begriff, daß es dabei um etwas ging, womit man keine Scherze treiben durfte. Sie überlegte, hatte sie doch das Haus ihrer Eltern schon verlassen, als sie erst 16 Jahre alt gewesen war. Damals war König Jorams Vater noch am Leben gewesen. Nein, meinte sie schließlich, gegen König Ahab habe ihr Vater sich nie geäußert. Nur beklagt habe er manchmal, daß Ahab in Samaria einen Jahwetempel gebaut und Priester eingesetzt habe.

Jehu wollte von Ada auch wissen, ob in Bet-El schon damals vom Stammvater Jakob die Rede gewesen sei. Das bejahte sie, ohne in ihrer Erinnerung kramen zu müssen. „Jakob hat doch die Kultstätte in Bet-El eingerichtet. Jeder in Bet-El weiß, daß er es war, der den heiligen Stein aufgerichtet hat.“ Sie war froh, daß diese Frage Jehus unverfänglich war. Niemals hatte sie allerdings Jahwe als den Gott Jakobs anrufen hören. Der Gott von Bet-El war immer als derjenige verehrt worden, der Israel aus Ägypten herausgeführt hatte, indem er das Volk trockenen Fußes durchs Schilfmeer ziehen ließ, den Pharao und seine Streitwagen aber darin ertränkte. Und danach hatte Jahwe Israel durch die Wüste ins Land Kanaan geführt, wo Israel seitdem ihm als seinem Schutz- und Kriegsgott dient. So habe ihr Vater es ihr erzählt, und er habe immer hinzugefügt, daß König Jerobeam angewiesen habe, als er das Tempelhaus weihte und das goldene Stierbild aufstellte, Jahwe solle als der Rettergott Israels aus der ägyptischen Knechtschaft angerufen werden.

Jehu fand also von seiner Frau bestätigt, daß die Gebetsformel Netanjas wirklich eine Neuerung war. Ihn freute, daß er das nun zweifelsfrei wußte. Im unklaren war er sich nur immer noch darüber, warum ihn das alles überhaupt interessierte. Konnten ihm wie seinem Vater die Ansichten der Priester nicht gleichgültig sein? Was hatte er damit zu schaffen? Seinen Kriegern war doch auch egal, ob Jahwe zuerst dem Hirten Jakob oder dem Volksführer Mose erschienen war. Wichtig war doch nur, daß der Gott Israels Königen gegen ihre Feinde beistand. Aber gerade diesen Beistand schien Jahwe König Joram zur Zeit zu versagen. Und das war es, so fand Jehu endlich heraus, warum sich dieser Wanderhirt Jakob immer wieder seinen Gedanken aufdrängte, warum ihn die unterschiedlichen priesterlichen Gebetsformeln nicht losließen.

Wo glaubten die Leute denn wirklich daran, daß sie aus Ägypten eingewandert waren? Hier in Megiddo und den Dörfern ringsum, das wußte Jehu, war niemand dieser Meinung. Und auch im nördlichen Bergland bis hin nach der Garnison Hazor und bis zur Stadt Dan, wo König Jerobeam einst wie in Bet-El ein goldenes Stierbild als Sinnbild des Retter- und Schutzgottes Jahwe aufgestellt hatte, war doch wohl keiner der Meinung, daß er von Flüchtlingen aus Ägypten abstammte. Wenn Jerobeam geglaubt hatte, so urteilte Jehu, mit der Ägyptengeschichte die Sippen und Stämme, die sich Israel nannten, im Kult Jahwes zusammenzuschließen, so hatte er sich getäuscht. Noch immer verehrte man in Süd und Nord, in West und Ost des Königreiches neben dem Reichsgott Jahwe noch andere, unterschiedliche Götter, erzählte man sich verschiedenartige Überlieferungen, ja sprach sogar nicht einmal dieselbe Sprache, denn im nördlichen Bergland und in der Gegend der Jordanquellen verständigten sich viele lieber auf Aramäisch statt auf Kanaanäisch, und in den Ländern Geschur und Baschan östlich des Jordans waren jene, die Kanaanäisch sprachen, sogar in der Minderheit.

Aber jetzt in den Moabiterfeldzügen Jorams schien Jahwe deutlich zu machen, daß er sich ein einheitliches, geschlossenes Volk Israel wünschte. Jehu meinte zu erkennen, daß Jahwe deshalb keinen endgültigen Sieg über die Moabiter zuließ. Denn Jahwe wollte, daß König Joram nicht nur die Berufskrieger einsetzte, sondern das Heeresaufgebot des Volkes einberief. Als er, Jehu, das König Joram geraten hatte, war er unbewußt Jahwes Sprecher gewesen. Dieses Volksaufgebot mußte sich jedoch, wenn es siegen wollte, für den Krieg als seine eigene Sache begeistern. Noch stand dieser Begeisterung entgegen, daß die Männer vom Gebirge Efraim und die Männer vom Naftaligebirge einander fremd waren, daß die Bauern der samarischen Berge andere Feinde fürchteten als die Bauern Gileads. Es galt also, dem Königreich Israel erst ein Volk Israel zu schaffen. Das ging aber nicht, fand Jehu, indem man den Leuten weiterhin erzählte, daß ihre Väter ägyptische Zwangsarbeiter gewesen und aus Ägypten geflohen und von dort nach Kanaan eingewandert seien. Man mußte ihnen vielmehr klarmachen, daß sie allesamt von einem einzigen Vater abstammten, der in Kanaan ansässig gewesen war, nämlich von Jakob, dem Herdenfürsten. Das war es, was Jahwe wollte. Die neue Gebetsformel mußte dem Priester Netanja vom Gott selbst eingegeben worden sein. Vielleicht war das dem Gottesdiener gar nicht bewußt.

Als Jehu mit seinen Grübeleien bis hierher gelangt war, ergriff ihn Ratlosigkeit. Wer sollte denn nun die Jakobgeschichten ins Volk tragen? Welch langwährende, schwierige Aufgabe! Wem konnte er überhaupt erst einmal seine Einsichten vortragen? Eigentlich kam nur der König in Fra-

ge, denn nur er war in der Lage, seine Priester, seine Beamten und Schreiber, auch die Ältesten der großen Städte auf Jakob als den gemeinsamen Vater aller Israeliten einzuschwören. Doch Jehu schüttelte über diese Absicht den Kopf und schalt sich einen Träumer. Joram, der Nichtskönner, war gewiß nicht der König, der sich das Volk schuf, das er brauchte. Und er selbst, Jehu, war kein Schreiber oder Priester, dem es oblag, darüber nachzudenken, was die Leute glauben sollten, und der über die Möglichkeit verfügte, den Israeliten diesen Glauben beizubringen. Wenn er nur endlich nach Damaskus aufbrechen könnte! Das Stillsitzen und Warten bekam ihm nicht. Er nahm sich aber doch vor, den Bauern Jonadab zu fragen, ob er schon einmal von dem Ahnvater Jakob gehört habe. Ihm einen Besuch abzustatten, hatte er ohnehin vorgehabt.

Jonadab war nicht irgendeiner von jenen, die unweit der Festung Megiddo ihre Felder pflügten. Er war das Oberhaupt dreier benachbarter Siedlungen, deren Einwohner sich als eng verwandt betrachteten und ihrem Sippenvorsteher außergewöhnlich großes Vertrauen entgegenbrachten. Was diese Dorfbewohner jedoch vor allem von den anderen Bauern der Umgebung unterschied: Sie waren vor Jahrzehnten noch als Wanderhirten umhergezogen, ihre Seßhaftigkeit als Ackerbauern war also jungen Datums. So wohnten sie auch noch immer in Zelten, nur ihre Getreidespeicher waren aus Lehmziegeln errichtet. König Ahab hatte kurz nach seiner Thronbesteigung der Nomadensippe Land angeboten, das er gern bewirtschaftet gesehen hätte. Der Sippenhäuptling hatte zwar erst einmal abgelehnt, aber seinem Enkel Jonadab auf dessen Bitte hin dann doch erlaubt, seine Freunde mit sich zu nehmen und fortan Gerste und Weizen anzubauen statt Schafe zu züchten. Später hatten noch weitere Familien Jonadabs Siedlung vergrößert, so daß die drei Zeltdörfer in Sichtweite voneinander entstanden waren. Das Ackerland hatten die Neubauern nicht an die einzelnen Familien zur Nutzung aufgeteilt, sondern jedes der Dörfer bewirtschaftete es gemeinsam, und vom Erntegut erhielt jede Familie einen Anteil, der ihrer Kopfzahl entsprach. Der Rest der Sippe führte das Nomadenleben noch immer fort, ihr Anführer war seit dem Tod von Jonadabs Vater der jüngere Bruder Jonadabs.

Jehu kannte Jonadab seit vielen Jahren, denn König Ahab hatte den Zeltbewohnern zur Pflicht gemacht, einen beträchtlichen Teil der jährlichen Gerstenernte nach der Garnison Megiddo zu liefern und die Pferde der Garnison auf den abgeernteten Feldern weiden zu lassen. So waren der Streitwagenoberst und der Königsbauer bekannt geworden, und eines Tages hatte Jonadab Jehus vierjährigen Sohn, den sein Vater ins Zeltdorf mitgenommen hatte, vor dem Biß einer Giftschlange bewahrt. Seitdem fühlte sich Jehu dem Dorfvorsteher eng verbunden, ohne daß aber diese Freundschaft schon soviel Vertrauen einschloß, daß sie derjenigen mit Bidkar geglichen hätte. Jehu schätzte jedoch den nüchternen Blick Jonadabs auf die Dinge des Lebens, und seine Kenntnis dessen, was sich in Israel begab, war für einen einfachen Bauern erstaunlich groß. Denn so, wie er sein Erntegut einsammelte, so sammelte Jonadab auch Nachrichten, die ihn erreichten. Er war ein wißbegieriger Mensch, und seine Urteile verblüfften Jehu mitunter durch ihre Treffsicherheit.

Diesen Mann besuchte Jehu nun. Er ließ Bidkar einen der Streitwagen anspannen, rief seine Söhne Joahas und Kilab, um die Ada jedesmal bangte, wenn er sie mit sich nahm, und fort ging es zu viert den Zelten Jonadabs entgegen. Dort angekommen, entließ er Bidkar, der sich mit den Kindern die Zeit vertreiben sollte, was er gern tat, während er selbst mit Jonadab ein Gespräch führen wollte. Nicht einmal Bidkar hatte er von seinen Grübeleien darüber erzählt, wie Israel zu einem Volk werden sollte, auf das Israels Könige sich verlassen konnten. Dem handfesten Freund wäre das alles wohl zu wenig faßbar gewesen, und im Grunde war es das ja auch.

Der Sippenvorsteher führte den hohen Gast zu seinem Lieblingsplatz, an dem er auch Recht zu sprechen pflegte, einem hohen Eichbaum, der zwischen den drei Dörfern als ihr Wahrzeichen zum Himmel ragte, und bat ihn, im Schatten der breiten Baumkrone neben ihm Platz zu nehmen. Er hatte Jehu an die zwei Jahrzehnte an Lebensalter voraus, aber seine Augen blickten lebhaft wie eh und je. Wie immer hörte er voller Interesse zu, als ihm jetzt sein Gast vom Thronwechsel in Damaskus erzählte und von seiner bevorstehenden Reise zu den Aramäern. Jehu sprach auch von seinen Erlebnissen in Bet-El beim Bittopfer, und endlich fragte er rundheraus, ob denn Jonadab vom Stammvater Israels irgendetwas wisse.

„Jakob?“ wiederholte der Alte den Namen. Er schüttelte den Kopf mit dem dichten, weißen Haarschopf. „Von dem habe ich nie gehört. Unser Ahn ist Rechab, der Herr war über zehntausend Schafe.“

„Vielleicht ist Rechab einer der Söhne Jakobs gewesen?“ forschte Jehu.

„Ja, vielleicht“, gab Jonadab zu, aber an Tonfall und Miene merkte Jehu, daß dieses Thema seinen Gesprächspartner nicht sonderlich interessierte. Etwas anderes beschäftigte nämlich Jonadab, und er war froh, daß er mit einem, der das Ohr des Königs besaß, über jene Sache sprechen konnte, die er jüngst erfahren hatte. So erzählte er ein wenig vom Leben der Sippe zu Rechabs Zeiten, als man von den Städtern gegen schlachtreife Tiere Weizen und Linsen eintauschte, und so kam er allmählich auf das neue Leben zu sprechen, und schließlich erging er sich über die Ernteaussichten dieses Jahres. Und dann meinte er leichthin, als erwähne er eine Nebensächlichkeit:

„Übrigens weiß ich jetzt, warum im letzten Jahr die Abgaben gar so unverschämt erhöht worden sind.“ Er wußte, daß Jehu aufhorchen würde, weil er dessen Anteilnahme am Leben der Bauern kannte und weil Jehu sich denken konnte, daß nicht vom Krieg gegen die Moabiter die Rede war, denn darüber hatten sie sich früher schon ausgetauscht. Tatsächlich blickte ihn der Militärführer erwartungsvoll an. Jonadab bewegte die Hand, als wische er etwas hinweg. „Verzeih meine Wichtigtuerei!“ sagte er. „Warum darüber reden, du wirst den Grund besser kennen als ich.“

Er hatte erreicht, was er wollte, denn nun fragte Jehu energisch, wovon Jonadab spreche. „Aus Baschan kommt nichts mehr in die königlichen Speicher“, gab der Bauer dem Drängen des Offiziers nach, und seine Worte kamen zögernd, als sei ihm bei dieser Mitteilung nicht recht wohl. Aber er ergänzte: „Warum das so ist, das weiß wahrscheinlich der Kanzler Schemaja. Der König kümmert sich ja nicht um die Eintreibung der Abgaben. Also macht Schemaja, was er will, und nicht, was er soll.“

Jehu schnaufte erregt. Wenn es stimmte, was er hörte, dann hatte Jonadab etwas erfahren, was abermals bewies, daß Joram als König versagte. Denn welche Schuld auch den Kanzler treffen mochte – die Verantwortung trug der König, er war der Hirt seines Volkes.

Baschan hieß jenes Land, das sich jenseits des Jordans nördlich an Gilead anschloß. Es zog sich hin bis zur Grenze des Aramäerreiches von Damaskus. König Omri hatte einst diese Region, reich an Feld und Wald, an Äckern und Weiden, dem Reich Israel einverleibt, und seitdem hatten ihre Bewohner, die zum größten Teil aramäisch sprachen, nicht unwesentlich zu den Einnahmen der israelitischen Könige beigetragen. Und diese Kornkammer lieferte plötzlich nichts mehr? Einfach widersinnig, fand Jehu. Mit Damaskus herrschte tiefster Frieden, und die Kamelnomaden der Wüste hatten seit Jahrzehnten nicht mehr in Baschan geplündert. Und die Ernten waren dort sicher nicht geringer ausgefallen als hier. Jehu schüttelte den Kopf. Sollte Schemaja, der noch unter König Ahab Kanzler geworden war, König Joram um die Einnahmen aus Baschan betrügen? Verkaufte er die Abgaben auf eigene Rechnung? Und preßte aus den Ländern hier westlich des Jordans mehr als üblich heraus, damit der Verlust ausgeglichen wurde und ihm der König nicht auf die Schliche kam?

Jehu fragte Jonadab, woher er die Ungeheuerlichkeit wisse, denn um eine solche handle es sich ohne Zweifel. Der Bauer wandte den Kopf und blickte den Frager mit großen Augen schweigend an. Jehu begriff, daß er keine Antwort bekommen würde. Und richtig, Jonadab bat: „Oberst, stelle mir nicht diese Frage! So wie ich sicher bin, daß du in dieser Sache niemandem meinen Namen nennen wirst, so weiß jener Mann, der mir davon berichtete, daß ich seinen Namen keinem preisgeben werde.“

Jehu nickte. „Verzeih mir meine unziemliche Neugier!“ sagte er. „Ich verstehe dich.“ Und dann dankte er das Vertrauen, das Jonadab ihm bewiesen hatte, indem er von seinem Streit mit dem König über die Höhe der Abgaben erzählte, und daß er Joram aufgefordert hatte, bei seinen Entscheidungen mehr an die Bauern zu denken. Und so ergab es sich, daß sie nicht über die Herkunft der Israeliten und den Beginn der Jahweverehrung sprachen, wie es Jehus ursprüngliche Absicht bei diesem Besuch gewesen war, sondern über die Lage im Lande und was zu tun sei. Jonadab war der Auffassung, daß König Joram die Abgaben und Dienste des Volkes verbindlich regeln und vor allem auch kontrollieren müsse, damit wieder Ruhe ins Land einzog, und daß er sich nicht nur seinen Soldaten, sondern auch den Bauern mehr zuwenden sollte. Daß er den Krieg gegen die Moabiter zur Dauereinrichtung gemacht habe, das schade ihm selbst vielleicht mehr als dem Feind.

Weil Jonadab sich derart grundsätzlich über die Aufgaben äußerte, die vor dem König standen, hielt Jehu sich nun doch mit seinen eigenen Gedanken zurück, obwohl sie sich kaum von denen seines klugen Gesprächspartners unterschieden. Den Abstand zwischen sich und ihm wollte er nicht völlig eingeebnet wissen, denn bei aller Übereinstimmung blieb es dabei, daß Jonadab ein einfacher Bauer war, er jedoch ein Befehlshaber der Truppen des Königs. Trotzdem war er verwundert, welchen Weitblick dieser Sippenhäuptling bewies, der doch in seiner Jugend lediglich die Schafe seines Großvaters gehütet hatte und jetzt nichts anderes tat, als sich über den Acker zu quälen. Mit welchem Geschick er das Gespräch auf jenes Thema gelenkt hatte, das er für wichtiger hielt als die Rätseleien über einen Jakob, mit dem er nichts anzufangen wußte.

Auf der Heimfahrt mit Bidkar hörte Jehu kaum darauf, was ihm die Kinder zu erzählen hatten, denn er war mit seinen Gedanken noch beim Gespräch dieser späten Nachmittagsstunde. Kam es diesem Jonadab überhaupt zu, das Tun und Lassen des Königs zu beurteilen? War dieser stolze Alte mit seinem Wissen und seinen Ideen wirklich nur ein Bauer? Sollte er nicht vielmehr zu den Ratgebern des Königs gehören? Er lachte laut auf, so daß die Kinder plötzlich still waren und Bidkar sich verwundert umwandte. Jonadab, der Ackersmann mit den rissigen Händen und dem geflickten Gewand auf seiner dürren Gestalt, unter den Beamten im Palast von Samaria! Welch närrische Vorstellung!

Die nächsten Tage vergingen schnell, denn ein Eilbote aus Samaria war eingetroffen und hatte Elkana, dem Kommandeur der Fußtruppe von Megiddo, gemeldet, daß die Begleitmannschaft

Jehus im Anmarsch sei und daß der Gesandte sich zum Aufbruch bereit machen möge. Jehu war zornig. Wieso schickte Schemaja den Kurier zu Elkana und nicht zu ihm, den es doch betraf? War er etwa schon seines Befehlshaberpostens enthoben, und Schemaja hatte vom König entsprechende Mitteilung? Seine Frau Ada versuchte vergeblich, ihm klarzumachen, daß seine Streitwagen ja auf dem Feldzug waren und er zur Zeit niemanden befehligte, Elkana aber mit dem Truppenteil, der sich noch in der Stadt befand, jetzt tatsächlich Kommandant der Festung war und insofern verantwortlich für die Männer, die eintreffen würden.

Und dann war die Eskorte samt dem Troß da, und der Hauptmann, der die Mannschaft führte, erstattete seine Meldung nicht Elkana, sondern Jehu als seinem Herrn für die Dauer des Einsatzes. Jehus Stimmung besserte sich, und das auch deshalb, weil er nun nicht länger raten mußte, wie ihn der König für die Reise nach Damaskus auszustatten gedachte. Die Begleitmannschaft bestand aus einem Dolmetscher und einem Schreiber, aus 20 Soldaten der Garnison Samaria, zur Hälfte Schwerbewaffnete mit ihren Lanzen, zur anderen Hälfte Bogenschützen, sowie aus zwei Kurierreitern. Hinzu kamen die Troßknechte mit ihren Packeseln. Jehu vergewisserte sich, daß der Brief Jorams an Hasael unbeschädigt und versiegelt in seinem Lederfutteral steckte und daß für ihn selbst ein Beglaubigungsschreiben beilag. Dann besah er interessiert die Geschenke für König Hasael. Besonders gefiel ihm eine bronzene Schale mit einem Rosettenrelief in der Mitte und einem umlaufenden Fries, der schreitende Stiere zeigte. Noch mehr aber bewunderte er ein Prunkgewand mit Purpurbesatz und bunten Stickereien. Übrigens kümmerte sich Elkana nicht mehr als nötig um die Gesandtschaft, so daß Jehu ihn gar nicht mehr wie sonst als seinen Dauerkonkurrenten in der Befehlsgewalt über die Stadt empfand.

Natürlich nahm Jehu auch Bidkar mit. Der Schildträger war allein schon als Lenker des Streitwagens erforderlich, auf dem sich der Gesandte König Jorams dem Aramäerkönig präsentieren wollte, denn seinen gewöhnlichen Wagenlenker hatte Jehu mitsamt seinem eigenen Wagen in Jahaz zurückgelassen, weil er und Bidkar ja auf Eseln von dort weggeritten waren. Jehu brauchte den Freund unterwegs aber auch vor allem als Vertrauten, mit dem er alles besprechen konnte, was ihm begegnen würde, denn der Hauptmann der Eskorte war ihm fremd, er hatte ihn noch nie vorher gesehen.

Der Tag des Aufbruchs war herangekommen. Die sonst so fröhliche Ada weinte, als Jehu sie ein letztes Mal umarmte, obwohl sie sicher war, daß der Vater ihrer Kinder unter göttlichem Schutz reiste, denn sie hatte Aschera, die Göttin der Frauen, gebeten, an Gott Jahwes Seite die Reisenden vor allen Gefahren zu bewahren. Der elfjährige Joahas versuchte sie zu trösten, indem er daran erinnerte, daß der Vater doch nicht in den Krieg zog. Jehu strich dem Jungen lächelnd übers Haar und tätschelte dem kleinen Kilab die Wange. Schifra, die Jüngste, schlief und bekam von der Aufregung um sie her gar nichts mit. Und schon trat Jehu aus seinem Haus, vor dem Bidkar ihn bereits erwartete, und raschen Schrittes gingen beide zum Stadttor, wo sich die Karawane soeben formierte. Auch Elkana war mit einem kleinen Trupp seiner Männer erschienen und verabschiedete Jehu und sein Gefolge mit freundlichen Wünschen. Jehu war erstaunt, er hatte das von dem, der gern seinen Rivalen spielte, gar nicht erwartet. Vielleicht sollte er sein Mißtrauen gegen Elkana nicht übertreiben. Froh schwang er sich auf den Wagen, und auf sein Zeichen hin gab der Hauptmann den Befehl zum Abmarsch.

Die Soldaten und die Männer vom Troß waren ausgeruht, und so ging es zügig voran. Als sie außer Sichtweite der Stadt waren, ließ Jehu anhalten. Er und Bidkar verließen den als Reisewagen ungeeigneten Streitwagen und stiegen auf die mitgeführten Reittiere um, Jehu seinem Rang gemäß auf ein Maultier, der Gefährte auf einen Esel gleich den beiden Hilfsbeamten. Um Pferde und Wagen kümmerten sich nun die zuständigen Knechte.

Es war die Zeit der Weizenernte, und die Bauern, die ihre Sicheln in die reifen Halme sausen ließen, hielten inne, wenn die Karawane nahte, richteten ihre gebeugten Rücken auf und versuchten zu erraten, wohin dieser Würdenträger mit seinem Gefolge wohl zog. Keiner winkte und rief den Reisenden einen Gruß hinüber.

Inmitten der Ebene, auf der Wasserscheide zwischen dem großen Meer im Westen und dem Jordanfluß im Osten, wo die Straße sich gabelte, wollte der Hauptmann entsprechend Schemajas Auftrag den Zug nach Norden führen, auf jene Straße, die auch von den Kriegsheeren, die nach Syrien zogen, gewöhnlich benutzt wurde. Aber Jehu rief ihn zurück und gebot ihm, hinab zum Jordan zu ziehen, denn er wolle durch Baschan reisen.

Der Offizier geriet in einen Befehlskonflikt. Er wagte zu widersprechen. Der Kanzler habe ihn angewiesen, Jehu übers nördliche Gebirge nach der Garnison Hazor und von dort aus nach Damaskus zu führen. Und das sei ein Befehl des Königs, habe ihm Schemaja gesagt.

Jehu blieb unbeeindruckt. „Hier befehle ich! Das Hochwasser des Jordans ist vorüber. Führe uns durch die Furt und dann hinauf nach Gilead! Von der Garnison Ramot aus ziehen wir durch Baschan!“

Der Hauptmann war unsicher, wem er gehorchen sollte, aber der König war weit, und dessen Gesandter blickte ihn von seinem Maultier herab gebieterisch an. Er beugte sich dem neuen Be-

fehl, aber im Weggehen murmelte er etwas, was Jehu absichtlich überhörte. Die Soldaten schlugen nun den Weg nach Osten ein, und Jehu nickte Bidkar zufrieden zu. Der hatte zwar von Jehus Vorhaben gewußt, aber nun ließ er doch den frommen Wunsch hören: „Möge uns Jahwe sicher führen!“

„Das wird er“, versicherte Jehu. „Und er wird uns kundtun, was es mit Jonadabs Anschuldigung gegen den Kanzler auf sich hat. Ich will es wissen.“

Als Menschen und Tiere samt dem Gepäck den Jordan glücklich überquert hatten und sich der Zug zum Weitermarsch ordnete, waren Jehu und Bidkar überzeugt, daß Jahwe das Opfer in Bet-El, trotzdem es ihm als dem Gott Jakobs dargebracht worden war, gnädig angenommen hatte, und sie bestätigten einander ihre Zuversicht, daß nun auch auf der bevorstehenden Reise durch die Länder Gilead und Baschan keine Gefahren drohten. Und tatsächlich gelangte die Karawane zügig durch die Bergwelt Gileads hinüber in die Garnison Ramot. Kein größeres Raubtier als ein Schakal war unterwegs in den Blick gekommen, und Räuberbanden gab es hier sowieso nicht mehr. Von Ramot aus war der weitere Weg weniger beschwerlich, denn nun lag vor der Kolonne die Karawanenstraße, die von Arabien herkam und durch das Land Baschan direkt nach Damaskus führte.

Jehu kannte Ramot ein wenig, die Grenzfestung am Rand des Kulturlandes. Nach Osten hin blickte die Stadt in die Steppe hinaus, die sich irgendwo da draußen in die endlose Wüste verlor. In Baschan war Jehu jedoch noch nie gewesen, denn auf den Feldzügen Ahabs und Jorams gegen die Assyrer, die er mitgemacht hatte, waren die Heere westlich des Jordans nach Norden gezogen. Jetzt sah er die sprichwörtliche Fruchtbarkeit des ihm unbekannten Landes mit eigenen Augen. Weizenfelder, auf denen die Bauern bei der Ernte waren, wechselten mit fetten Weiden voller Schafe und Rinder, und immer wieder zogen sich sattgrüne Eichenhaine über sanftes Hügelland hin. Was für ein Reichtum! Und das alles gehörte den Königen Israels!

Jehu versuchte ein paarmal, mit Bauern ins Gespräch zu kommen, um sie über ihre Abgaben zu befragen, aber sofern sich überhaupt jemand fand, der angesichts der Bewaffneten nicht weglief, wenn er angerufen wurde, waren die Antworten einsilbig und wertlos. Und als sie die Stadt Aschtarot hinter sich gelassen hatten, verstanden die Menschen kaum noch Kanaanäisch, denn hier sprach man bereits Aramäisch. Den Dolmetscher, der seine Hilfe anbot, wollte Jehu nicht bemühen. Der wäre vielleicht argwöhnisch geworden, wenn er einen Streitwagenkommandeur nach der Höhe der Abgaben und dem Verfahren bei ihrer Eintreibung fragen hörte.

„Wir werden nichts über Schemajas Machenschaften herausbekommen“, meinte Jehu zu Bidkar. „Und ohne Beweise kann ich dem König von dem Verdacht, daß ihn sein Kanzler betrügt, nichts sagen.“ Seine Zuversicht, daß er Jonadabs Hinweis bestätigt finden würde, war dahin. Wenn ihnen Jahwe auch eine ruhige Reise beschert hatte – in dieser heiklen Sache war er ihnen nicht behilflich gewesen. Jehu war enttäuscht.

„Und wenn du den Stadtkommandanten von Aschtarot befragt hättest?“ warf Bidkar ein.

„Wie hätte ich das tun können!“ rief Jehu. „Weiß ich denn, ob er nicht des Kanzlers Spießgeselle ist? Vielleicht ist gerade er es, der dessen Geschäfte besorgt.“

„Natürlich wäre es ein Wagnis gewesen“, gab Bidkar zu. „Aber wenn du ernst nimmst, was dir dein Freund Jonadab sagte, und wenn du den Bauern zwischen Bet-El und Megiddo wirklich helfen willst, dann darfst du Versuche dieser Art nicht scheuen.“

Jehu schwieg betreten. Bidkar hatte recht. Und abermals schalt er sich selbst im stillen. Was gingen ihn die Bauern an? Vielleicht übertrieben sie wirklich ihre Klagen, und ihren Unmut mußte man nicht beachten. „Jonadab ist nicht mein Freund“, korrigierte er mürrisch den tatsächlichen Freund an seiner Seite, um überhaupt etwas zu sagen. Bidkar begriff, daß Jehu, der gewohnt war zuzupacken, wenn er es für nötig befunden hatte, unter seiner Ohnmacht in dieser Sache litt.

Aber je näher sie dem Hermongebirge kamen, das vor ihnen schneebedeckt zum Himmel emporragte, verlor sich aus den Gedanken der beiden, was sie auf der Reise bisher bewegt hatte. Am Fuße der Gebirgswelt lag Damaskus, die Gartenstadt, die Residenz König Hasaels. Jehu mußte sich jetzt in seine Gesandtenrolle finden. Er durfte nicht länger darüber sinnieren, wie die Israeliten zu König Joram standen, sondern er mußte herauszubekommen suchen, wie sich die Aramäer unter ihrem neuen König gegenüber Israel künftig verhalten wollten. Das war sein Auftrag. Was würde ihn also in Damaskus erwarten?

5

Als die Karawane nur noch eine halbe Tagesreise von Damaskus entfernt war, schickte Jehu einen der beiden Eilkuriere los, damit er im Königspalast seine Ankunft für den nächsten Tag melde. Lange blickte er dem Boten hinterher, der da auf seinem Pferd davongaloppierte. Er bewunderte jene Männer, die auf Pferden zu reiten verstanden. Viele waren es nicht, und so gehörten sie zu den Spezialisten unter den Soldaten des Königs. Er selbst war zwar ein geschickter Wagenlen-

ker und wußte, mit den Zugtieren umzugehen, aber sich auf eines der großen Huftiere hinaufzuschwingen und sich im rasenden Galopp auf dessen Rücken zu halten, das hatte er nie versucht. Mancher der Pferdereiter hatte seinen Wagemut damit bezahlt, daß er durch einen Sturz zum Krüppel geworden war, und einzelne hatten sogar ihr Leben verloren. Deshalb benutzten die Könige und ihre Würdenträger ja auch die sanfteren Maultiere für ihre Reisen. Aber ein wenig Neid mischte sich doch immer in Jehus Bewunderung beim Anblick eines der königlichen Eilboten. Und so auch jetzt. Doch er wußte, daß er bereits zu alt war, um den Sprung auf eines der Reitpferde zu wagen. Die Ausbildung zum Reiter geschah am besten mit 16, spätestens mit 18 Jahren. Die Reiterei in Israel eingeführt hatte sowieso erst König Joram, nachdem er bei den Assyrern gesehen hatte, daß man die Pferde nicht nur als Zugtiere nutzen konnte.

Nachdem die Karawane noch ein Stück Weges marschiert war, ließ Jehu anhalten und das Lager aufschlagen. Am nächsten Morgen aber wechselte er vom Maultier auf den mitgeführten Streitwagen, obwohl er nicht annahm, daß ihn etwa der König persönlich empfangen würde, zumindest nicht am Stadttor. Und es war auch tatsächlich nur der Stadtkommandant im Kreise einiger Unterführer, der ihn und sein Gefolge am Tor erwartete und begrüßte. Jehu wollte ihm sein Beglaubigungsschreiben überreichen, aber der Offizier sagte, das solle er dem Kanzler geben, der ihn am Palast erwarte.

Das Empfangskommando setzte sich an die Spitze des Zuges, der nun in die Stadt hineinmarschierte. Längs der breiten Straße, die vom Tor zum Königspalast hinaufführte, standen neugierige Einwohner. Sie klatschten mit den Händen und riefen Willkommensgrüße, denn man hatte ihnen gesagt, daß es der Gesandte des verbündeten Königs der Israeliten sei, den man erwarte. Jehu winkte den Menschen fröhlich zu, und er dachte, daß sie wohl kaum hier stünden und jubelten, wenn sie mit ihrem eigenen König unzufrieden wären. Und das freute ihn für Hasael, den Gefährten von einst.

Der Palast lag am anderen Ende der Stadt, auf einer niedrigen Anhöhe, die zum Aufstieg ins Gebirge überleitete, umgeben von einem Garten voller Fruchtbäume, in dem es trotz der Sommerhitze grünte und blühte. Hier wurde die Gesandtschaft vom Kanzler des Königs empfangen und herzlich willkommen geheißen. Jehu konnte nun sein Beglaubigungsschreiben abgeben, woran ihm gelegen war, damit Hasael lesen konnte, wen ihm König Joram geschickt hatte, falls er es nicht schon durch die Meldung des Eilboten erfahren hatte.

Der Kanzler stellte Jehu einen der Höflinge des Königs vor, der ihm für die Dauer des Aufenthalts in der Stadt sein Begleiter und Führer sein sollte und an den er sich mit allen seinen Fragen und Wünschen wenden konnte. An den nächsten Tagen stellte sich allerdings heraus, daß dieser Mann sich mehr um Jehus Gefolge als um diesen selbst zu kümmern hatte, aber das wußten der Kanzler und sein Beauftragter jetzt noch gar nicht. Für heute verabschiedete sich der oberste Beamte, und der ernannte Betreuer übernahm es, Jehu und seine engere Begleitung ins Innere des Palastkomplexes zu führen und ihnen ihre Räumlichkeiten zu zeigen, wo sie ausruhen und nachts schlafen konnten. Der Eskorte und der Troßknechte nahm sich der Stadtkommandant an und brachte sie zum Kasernengelände, wo sie untergebracht, verpflegt und betreut werden sollten.

Jehu erhielt seinem Rang gemäß einen der Gästeräume ganz für sich allein, während Bidkar zusammen mit dem Dolmetscher und dem Schreiber nächtigen sollte. Dagegen erhob Jehu Einspruch. Er verlangte, daß in seinem Zimmer ein zweites Bett für seinen Gefährten bereitet würde. Dem Beamten erschien ein solcher Wunsch befremdlich, ja er sträubte sich sogar dagegen. Das aber konnte nun Jehu gar nicht verstehen. Beinahe wäre es zum Streit zwischen beiden gekommen, da Jehu auf seiner Forderung bestand. Aber der Betreuer gab schließlich nach, und so war gesichert, daß Jehu und Bidkar spätabends ihre Gedanken austauschen konnten, ohne damit Aufsehen zu erregen und vielleicht gar Lauscher anzuziehen, von welcher Seite auch immer. Denn auch den eigenen Begleitern traute Jehu nicht recht. Im Auftrag König Jorams sollten sie sicher über alles, was er sagte und was er tat, in Samaria berichten.

Am Nachmittag führte der Ehrenbegleiter die Gäste durch einen Teil der Palastanlage und vor allem durch den Garten. Jehu lobte mit bewundernden Worten, was er sah, und sein Beifall war ehrlich. Was waren die Paläste König Jorams in Samaria und Jesreel gegen dieses Märchenschloß hier! Um diese Jahreszeit in der Heimat rings um die Paläste kahler Fels und dürrer Gras- und Krautbewuchs, ab und zu ein niedriger Baum, hier aber saftiges Grün, üppige Sträucher und ragende Bäume, und immer wieder glitzernde Wasserläufe, denen der Garten seine Fruchtbarkeit verdankte. Jehu wußte, daß er in seinen Betrachtungen die Heimatlandschaft ein wenig übertrieben herabwürdigte, aber selbst Jesreel, die liebliche Zweitresidenz König Jorams, ließ sich mit Damaskus wirklich in keiner Weise vergleichen. Es war das lebendige Wasser, das den Gegensatz bewirkte. In Israel fehlte es über die Hälfte des Jahres, hier aber kam es vom Schneegebirge das ganze Jahr über reichlich herabgeflossen. Kein Wunder, daß Hasael damals, als er nach der Schlacht bei Karkar seinen gefallenen Vater in Geschur bestattet hatte, nicht zu König Ahab zurückgekehrt war, sondern sein Glück in Damaskus gesucht hatte. Und es auch gefunden hatte. Er war nun König dieser Oasenlandschaft, und der herrliche Gartenpalast war seine Wohnung.

Jehu war neugieriger denn je, wie ihm der ehemalige Gefährte begegnen würde. Am morgigen Tag sollte der Empfang stattfinden. Beim Abendessen ging ihm der bevorstehende feierliche Akt nicht aus dem Kopf. Würde sich Hasael des gemeinsam Erlebten überhaupt erinnern wollen? Oder würde er den König herauskehren und ihn den Abstand zwischen ihnen beiden spüren lassen? Ob es überhaupt zu einer Begegnung außerhalb der offiziellen Audienz kommen würde?

Vor dem Schlafengehen übermittelte ihm sein Ehrenbegleiter noch einige Hinweise für morgen. Der Gesandte sollte nicht erwarten, daß der König persönlich das Wort an ihn richten werde. Vielmehr werde der Kanzler aussprechen, was der König zu sagen wünsche. Und alle Ansprachen, die gehalten würden, werde allein der Dolmetscher König Hasaels übersetzen. Und zu achten sei auch darauf, daß jene Diener, aus deren Händen er die Geschenke für den König nehmen werde, anständig gekleidet sind. Die Geschenke selbst solle er den Dienern des Königs reichen, die ihm einige Schritte entgegenkommen werden. Den Brief König Jorams an König Hasael müsse er allerdings dem Kanzler übergeben, und zwar, bevor er auf die Geschenke zu sprechen komme.

Jehu schwirrte der Kopf, als er all diese Maßregeln vernahm. Er hatte sich seine Aufgabe einfacher vorgestellt. Vor den König hintreten, die Grüße und Glückwünsche König Jorams aussprechen, Brief und Geschenke übergeben, etwa so hatte er sich seinen Auftritt gedacht. Er war Soldat, kein Höfling! Aber weil Hasael wußte, daß er sich in der windungsreichen und schnörkelvollen Sprache der Diplomatie nicht auskannte, würde er ihm seine Ungeschicklichkeit wohl nachsehen.

Nachdem der Betreuer ihm eine gute Nacht gewünscht und ihm noch einmal dazu gratuliert hatte, daß er morgen sich vor dem König verneigen durfte, trat auch noch der eigene Schreiber an ihn heran, der im Hintergrund gewartet hatte, und erbat eine Weisung darüber, ob er im Bericht über den heutigen Tag auch die Namen des Ehrenbegleiters und des Stadtkommandanten festhalten solle. Wenn ja, dann müsse er diese Namen erst noch erfragen. Achan, der Vorsteher aller Schreiber König Jorams, der über alle Tage dieser Reise schriftliche Auskunft befohlen habe, wolle nämlich immer alles ganz genau wissen. Jehu beschied ihn mürrisch, von ihm aus könne er die Namen der Männer erfinden, wenn er sie nicht wisse. Er fand seinen Verdacht bestätigt, daß seine Begleiter ihn zugleich überwachen sollten, sogar schriftlich hatten sie zu berichten, wie ihm der Schreiberling durch seine dumme Frage verraten hatte. Oder war der Mann gar nicht so dumm und wollte ihn vor seinen täglichen Berichten warnen? Wie dem auch sein mochte, er rief dem Schreiber nach: „Ich will deinen Bericht morgen lesen."

Endlich waren Jehu und Bidkar allein in ihrer Kammer, die zwar eine Tür hatte, aber nicht verriegelt werden konnte. Die bunten Teppiche an den Wänden des Raums, die beide bereits bei der Ankunft bewundert hatten, versteckten jetzt im flackernden Schein der Lampe, die ein Diener vorhin gebracht hatte, ihre farbigen Muster in einem düsteren Schwarzgrau. Jehu und Bidkar waren von den vielen neuen Eindrücken ermüdet, und sie hatten sich darüber ja auch schon ausgetauscht. Jetzt verlangte es sie zu schlafen. Sie legten ihre Dolche griffbereit, obwohl hier im Palast niemand zu fürchten war und in der Nähe überdies ein Palastdiener Wache hielt, damit niemand den Schlaf der Gäste störte, aber sie taten es aus Gewohnheit. Jehu löschte die Lampe. Eigentlich hatte sie die Nacht über leuchten sollen, aber der Geruch des verbrennenden Öls pflegte ihn zu belästigen, und so schlief er sonst auch immer im Dunkeln. Morgen früh würde durch die Fensteröffnung oben in der Wand die Tageshelligkeit hereinfluten und sie beide wecken.

Wie lange sie schon geschlafen hatten, als er hochschreckte, wußte Jehu später nicht zu sagen. Irgendein Geräusch hatte ihn geweckt. Im Zimmer war heller Lampenschein. Die Lampe, die den Raum erhellte, hielt einer, der wie ein junger Mensch aussah, krampfhaft in der Hand, während ihn Bidkar mit eisernem Griff umklammert hielt und ihm sein Messer an die Kehle drückte. Jehu riß die müden Augen auf und sah im Gesicht des schmächtigen Eindringlings eine starke Hakennase und über der Stirn einen streng gezogenen Mittelscheitel im dichten Haarschopf. „Bidkar, laß ihn los!" schrie er entsetzt. „Es ist der König!"

Während der Freund seinen Gefangenen erschrocken fahrenließ, tat Jehu, was er weder gegenüber König Ahab noch König Joram je getan hatte. Er warf sich Hasael zu Füßen und flehte ihn um die Vergebung dieser Schandtat an. Sein Schildträger habe angenommen, daß da einer mit bösen Absichten eingedrungen sei, und habe ihn, den Gesandten des Königs Israels, beschützen wollen, wie es ja auch seine Aufgabe sei.

Hasael erkannte, daß er gegen den breitschultrigen Bidkar kaum eine Chance gehabt hätte, aber er gehörte nicht zu den Schreckhaften. Überdies mußte er sich eingestehen, daß ihn sein Gegner, der ihn doch nicht kannte, zu dieser Nachtzeit tatsächlich für einen Angreifer hatte halten müssen. Gerade deshalb fauchte er, Jehus Worte aufnehmend: „Einer mit bösen Absichten in meinem Palast – was für ein Blödsinn!" Seine Stimme klang gepreßt, und er befühlte prüfend seinen Hals. „Steh auf, Jehu!" befahl er dann. „Ich verzeihe dir. Du warst es ja nicht, der …" Den Satz unvollendet lassend, stellte er seine Lampe neben die erloschene, zog sich einen Schemel heran und setzte sich. Und er bedeutete dem vor ihm stehenden Jehu, gleichfalls Platz zu nehmen, auf seiner Lagerstatt. Bidkar wandte er den Rücken zu. Der stand betroffen da, das Messer noch immer in der Hand, fassungslos über seinen Mißgriff, der ihm vielleicht den Kopf kosten würde. Er

wußte nicht, ob er hinausgehen oder bleiben sollte, und so verharrte er wie gebannt und rührte sich nicht.

Hasael hatte sich wieder voll in der Gewalt. „Ich wollte nicht abwarten, bis wir uns morgen offiziell begegnen“, erklärte er. Seine Stimme klang hell wie früher, fand Jehu, und das Kanaanäische hatte er, der Aramäer, noch nicht verlernt. Aber die vergangenen Jahre waren auch an ihm, dessen Gestalt noch immer so jugendlich wirkte, nicht spurlos geblieben. Sein Gesicht war nicht mehr so glatt wie einst, und seine Augen blickten nicht mehr unbekümmert und sorglos drein. „Als man mir berichtete, wen mir mein Bruder Joram als Gesandten geschickt hat, war ich sogleich ungeheuer neugierig auf dich“, fuhr der König fort. „Und ich sehe, daß du dich gut gehalten hast. König wie ich bist du freilich nicht geworden, aber was nicht ist, kann ja noch werden.“ Er grinste anzüglich, als liege es an Jehu selbst, das zu verwirklichen, was natürlich als unsinnig gelten mußte.

Jehu konnte nicht so schnell wie sein ehemaliger Kamerad zu einem unbeschwerten Plauderton finden. Er mußte sich erst daran gewöhnen, daß dieser Mann, der ihn und Bidkar soeben tödlich erschreckt hatte, der Wagenlenker von einst und zugleich der mächtige König von Damaskus war, und er wagte kaum zu glauben, daß dieser König ihm die Untat Bidkars wirklich verziehen hatte. Und der letzte Satz Hasaels schien ihm zu bestätigen, daß der Emporgestiegene trotz seiner vertraulichen Redeweise sogleich den Abstand zu ihm betonen wollte. Und mit dessen Anmerkung am Schluß fand er sich sogar verspottet. Damals, als sie einen Streitwagen miteinander geteilt hatten, waren Hasael Hohn- und Spottreden über andere fremd gewesen. Die Königsmacht hatte ihn zweifellos verändert, und wahrscheinlich nicht zum Guten.

Jehus Unsicherheit war groß, als er nach einer Antwort suchte. Auf keinen Fall konnte er aussprechen, was ihm, weil er sich verletzt glaubte, auf der Zunge lag, nämlich daß ein guter Heerführer mehr wert sei als ein schlechter König. Er war schließlich Gast Hasaels, und er hatte sich durch Bidkars Wachsamkeit vor dem königlichen Gastgeber mit Schuld beladen. So sagte er: „Auch ich dachte mit Freude an unser Wiedersehen, die ganze Reise über tat ich es. Und ich beglückwünsche dich von ganzem Herzen zu deinem Aufstieg. Ich wußte schon damals, als wir die Assyrer zurückgeschlagen hatten, daß du zu Großem bestimmt bist. Und noch einmal: Verzeih auch meinem Schildträger sein Ungestüm, und verzeih mir, daß ich nicht vor ihm erwachte und ihn zurückhielt!“

Hasaels Miene verdüsterte sich wieder. „Wieso schläft der da“ – er zeigte mit dem Daumen hinter sich, ohne sich umzuwenden – „nicht bei deinen anderen Begleitern? Ich war sicher, dich hier allein anzutreffen, wie es einem Mann deines Ranges zukommt.“

„Bidkar ist nicht nur mein Schildträger“, erklärte Jehu, „er ist auch mein Freund. Ich wollte ihn in meiner Nähe haben.“

Hasael lachte laut auf. „Was bist du denn jetzt für einer, Jehu? Bist du etwa einer von denen, die Männer lieben?“

Jehu hätte sich am liebsten vergessen und dem Spötter die Faust ins lachende Gesicht gestoßen. Abermals mußte er sich bezwingen. „Nun, so einer bin ich nicht“, preßte er hervor. „Und Bidkar ist auch nicht so einer. Aber er ist der einzige meiner Begleiter, der mir vertraut ist. Die anderen sind mir nur beigegeben, ich kenne sie erst seit dieser Reise. Laß ihn mir hier!“

Hasael blickte skeptisch drein, aber dann erhellte sich seine Miene. „Wir werden sehen“, meinte er und erhob sich. Er legte Jehu, der selbstverständlich gleichfalls aufgestanden war, die Hand auf die Schulter. Beide waren etwa gleich groß. „Wir werden in den nächsten Tagen noch oft zusammensein“, versprach er, „und wir werden vieles zu besprechen haben.“ Er griff nach der Lampe und glich nun einem Bedienten, der einen Auftrag erledigt hat. „Meine Leute wissen übrigens“, verriet er noch, „daß du mir von früher her nahestehst.“ Er wollte gehen, wandte sich aber noch einmal um. „Jehu, verzeih du auch mir, daß ich dich erschreckt habe, ich habe das nicht gewollt.“ Nach drei Schritten kam er noch einmal zurück. „Und, Jehu, ihn“ – er zeigte auf Bidkar, ohne ihn anzublicken – „ihn will ich nicht mehr in deiner Nähe sehen, wenn wir zwei beisammen sind. Morgen beim Empfang mag er immerhin dabeisein. Damit dein Gefolge nicht gar zu dürftig ausschaut.“ Er grinste, und nun ging er endgültig.

Jehu sackte auf sein Lager und starrte Bidkar an. Der hatte die ganze Zeit über unbeweglich gestanden, an einen der Wandteppiche gedrückt. Jetzt setzte auch er sich. „Ein Verrückter“, murmelte er. „Es hätte ihn das Leben kosten können.“

Jehu schüttelte den Kopf und mußte selbst erst dahinterkommen, was er damit meinte. Dann sprach er es aus: „Hasael war auch damals schon, als ich ihn kennenlernte, ein unerschrockener Krieger. Und er wußte ja nicht, daß du hier bist. Er vertraute darauf, daß ich ihn kenne.“ Seine Stimme festigte sich. „Bidkar, mach dir keinen Vorwurf! Du hast richtig gehandelt. Ich danke dir und bleibe ein weiteres Mal in deiner Schuld. Denn es hätte ja wirklich einer sein können, der uns Böses wollte.“

Bidkar flüsterte: „Nimm dich in acht vor ihm, Jehu! Ich mag ihn nicht.Und ich täusche mich selten.“

Es dauerte einige Zeit, bis die Freunde wieder einschliefen. Jehu nahm den Widerstreit zwischen der Sympathie für den Gefährten von einst, der ihm damals geholfen hatte, über Jorams feige Schandtat hinwegzukommen, und dem Abscheu vor den zynischen Ausfällen des Emporkömmlings von heute abend mit in den Schlaf hinüber. Und so war seine Nachtruhe wenig erholsam.

Mißmutig las er am Morgen den Bericht über den gestrigen Tag, den sein Schreiber ihm vorlegte. Mit seiner Lesekunst war es allerdings nicht weit her, denn was ihm, dem Enkel des Heerführers Nimschi, der Schreiblehrer einst beigebracht hatte, war ihm mangels anhaltender Übung im Laufe der Zeit zum Großteil wieder verlorengegangen. Was er jedoch erfaßte, das waren nichts als unwichtige Selbstverständlichkeiten, und was diese Notizen in Achans Archiv sollten, war ihm unklar. Vielleicht würde Achan die Berichte einfach wegwerfen, und er hatte sie nur deshalb in Auftrag gegeben, damit der Schreiber hier in der Fremde nicht müßigging. Wortlos reichte Jehu das Täfelchen mit den Aufzeichnungen zurück – seine Gedanken waren schon beim bevorstehenden feierlichen Empfang und seiner Ansprache an den König. Es machte ihn sicherer, daß er gestern schon mit Hasael zusammengetroffen war, und die unangenehmen Umstände der Begegnung störten ihn in diesem Zusammenhang nicht. Mochte ihm vieles an diesem König auch noch unbekannt sein und manches ihn abstoßen, eines stand wohl fest, nämlich daß Hasael kein Freund von Förmlichkeiten war.

Der Empfang ging vonstatten, wie es Jehu von seinem Ehrenbegleiter vorausgesagt worden war. Hasael saß auf einem erhöht stehenden Thron, gekleidet in ein kostbares Gewand mit buntem Fransenbesatz, blinkende Ringe an Fingern und Armen, auf dem Kopf mit dem streng gescheitelten Haar eine hohe Mütze, die mit roten Kordeln umwunden war. Zu beiden Seiten des Throns standen eine Stufe tiefer die Würdenträger des Reiches. Nur Bidkar wußte von der nächtlichen Begegnung zwischen Jehu und dem König, alle anderen, die mit Jehu gekommen waren und sicherlich auch die um den Thron Stehenden mußten der Ansicht sein, daß dem Gesandten selbstverständlich erst heute die Ehre widerfuhr, vor das Angesicht des Königs treten zu dürfen.

Die Audienz war fast vorüber, als Hasael unvermittelt das Protokoll durchbrach. Jehu hatte seine Ansprache gehalten und den Brief König Jorams überreicht, auch die Geschenke waren übergeben, und der Kanzler hatte die Dankesworte des Königs gesprochen. Da öffnete Hasael plötzlich selbst den Mund und bat seinen Kanzler, dem Gesandten einen Hocker hinzuschieben, damit er vor dem Thron nicht noch länger stehen müsse. Der Kanzler schaute Hasael verwundert, ja mißbilligend an. Wollte der König gegen alle bisherige Sitte jetzt ein Gespräch mit dem Gesandten führen? Er winkte aber sogleich einem der Diener im Hintergrund, und der stellte das verlangte Möbelstück neben den so Geehrten.

Jehu setzte sich bescheiden auf den äußersten Rand und vermutete, daß der König mit seiner Liebenswürdigkeit eigentlich nicht ihn meinte, sondern König Joram. Wahrscheinlich hoffte er, das durch Jorams Schuld zerbrochene Bündnis mit Israel gegen die Asssyrergefahr erneuern zu können. Hasael stellte denn auch nur ein paar oberflächliche Fragen nach dem Wohlbefinden seines königlichen Bruders und dessen Familie, und Jehu war klar, daß es Hasael wirklich nicht um die Antworten zu tun war, sondern um die Demonstration seiner freundschaftlichen Gefühle für Israels König. Jehu sollte Joram von dieser außergewöhnlichen Huld Hasaels berichten. Der Kanzler aber war froh, daß sein König bei dieser eigenmächtigen Abirrung vom vorgesehenen Ablauf des Empfangs den Gesandten wenigstens auf Aramäisch ansprach und nicht etwa auf Kanaanäisch, das er von seiner Mutter her, einer vornehmen Israelitin aus Gilead, genauso fließend beherrschte wie die Sprache des Damaskusreiches.

Jehu atmete auf, als er den lästigen Empfang hinter sich hatte. Die weiteren Begegnungen mit Hasael, die dieser in Aussicht gestellt hatte, würden sicherlich zwangloser verlaufen. Und schon am Abend dieses Tages übermittelte ihm sein Ehrenbegleiter eine Einladung für den kommenden Tag, und er sollte auch den Dolmetscher und den Schreiber mitbringen. Das sah nach einer Unterredung über das Bündnis von Damaskus und Israel aus. Jehu hätte lieber ohne Zeugen mit Hasael verhandelt, und er wunderte sich, daß nicht auch Hasael so dachte. Bidkar aber war mißmutig, weil er von der morgigen Beratung ausgeschlossen war, und auch die Zusicherung Jehus, daß er ihm selbstverständlich alles berichten werde, konnte ihn nur wenig trösten.

Aber abends geschah etwas, was die beiden Freunde die Tagesereignisse erst einmal vergessen ließ. Sie hatten sich soeben zur Nachtruhe niedergelegt. Diesmal war es nicht der König, der unangemeldet bei ihnen eindrang, sondern es kamen zwei leichtbekleidete, fröhliche Mädchen hereingeschwirrt, und sie brachten Wein mit. Sie sprachen zwar nur einige wenige kanaanäische Worte, aber selbst die brauchten sie im Grunde gar nicht, denn warum sie gekommen waren, das bedurfte keiner Erklärungen. Und so konnten die Dienerinnen der Liebesgöttin Aschtarte am kommenden Morgen ihrem Auftraggeber berichten, daß die beiden Gäste des Palastes mit Frauen umzugehen wußten. Als das dem König mitgeteilt wurde, nickte er zufrieden. Und er befahl, daß die Mädchen auch am kommenden Abend seinen Gästen gefällig sein sollten, aber heimlich, denn den anderen Begleitern des Gesandten standen Dienstleistungen dieser Art nicht zu.

Die Unterredung Hasaels mit Jehu fand in jenem Palastflügel statt, in dem auch der Thronsaal lag, in einem Raum mit kissenbelegten Bänken an den Langseiten und einem seitlich stehenden Tisch zur Ablage von Dokumenten. Zwei beschriebene Tontafeln lagen jetzt darauf. Hasael hatte seinen obersten Schreiber mit einem Gehilfen mitgebracht, außerdem seinen Dolmetscher. Er begrüßte Jehu herzlich und sprach nun Kanaanäisch, so daß den Schreibern das Wichtigste übersetzt werden mußte. Die blickten denn auch ziemlich säuerlich drein.

Hasael schilderte die fortdauernde Gefahr, daß die Assyrer unter ihrem mächtigen König Salmanassar erneut nach Syrien gezogen kämen, um den Reichtum der syrischen Länder auszurauben. Und das werde ihnen sogar immer leichter. Im vorigen Jahr habe sich, wie Jehu wisse, König Joram seiner Bündnisverpflichtung mit Damaskus entzogen, so daß Damaskus und sein nördlicher Nachbar Hamat dem Assyrerkönig allein gegenübertreten mußten, abgesehen von einigen weiteren, aber schwächeren Partnern. Besonders der König von Hamat habe sehr unter dem Feldzug gelitten, und nur mit größter Anstrengung sei es gelungen, die Feinde von Damaskus fernzuhalten. Aber nun sei Entscheidendes eingetreten, wodurch nicht nur Damaskus, sondern auch Israel aufs schärfste bedroht seien. Der König von Hamat sei nämlich des ständigen Abwehrkrieges müde und habe das Bündnis mit Damaskus aufgekündigt. Er werde sich dem König der Assyrer unterwerfen, weil er ihm lieber tributpflichtig sein wolle als sein Land immer wieder von ihm verwüstet zu sehen. Damaskus stehe also zur Zeit dem Feind im fernen Norden ganz allein gegenüber, und deshalb müsse König Joram wieder an die Seite von Damaskus treten, nicht allein um des Vertrags willen, den einst König Ahab mit König Hadadeser geschlossen habe – Hasael wies auf den Tisch, wo die Tontafeln mit dem Vertragstext lagen – , sondern um seiner selbst willen. Denn wenn Damaskus den Assyrern in die Hände falle, dann sei für diese der Weg nach Israel frei, und König Jorams Krieger würden sie nicht aufhalten können – sie bissen sich ja sogar schon an den Moabitern drunten im Süden die Zähne aus.

Jehu hatte aufmerksam und mit wachsender Betroffenheit dem Vortrag des Königs zugehört. Ihn beeindruckten die Sachlichkeit und der Ernst in Hasaels Rede. Hier sprach ein König, der seine eigene Lage und diejenige des früheren Bündnispartners nüchtern einschätzte, der aber auch klar erkannte, was jetzt zu tun war. Daß er sich zum Schluß doch noch eine Spitze gegen König Joram gestattete, lag offenbar in seiner Art – Jehu dachte an Hasaels nächtlichen Besuch und den zwiespältigen Eindruck, den er dabei hinterlassen hatte. Aber heute und hier fand er nichts an ihm, was ihm Unbehagen bereitete. Denn der König hatte in allem recht, leider. Die Lage, in der sich Damaskus und Israel befanden, war wirklich bedrohlich und erzwang geradezu die Erneuerung des Bündnisses beider Reiche gegen die assyrischen Raubzüge. Aber ob König Joram dazu bereit war? Es war möglich, daß er die Lage ganz anders beurteilte. Da sein Auge immer an Einzelheiten hängenblieb, fiel ihm der Blick auf große Zusammenhänge schwer, und so waren seine Entscheidungen meist unberechenbar.

Jehu sprach über die Feldzüge Jorams gegen die Moabiter, und er konnte die Mißerfolge nicht ins Gegenteil verkehren, denn Hasael kannte den bisherigen Kriegsverlauf ziemlich genau, woher, darüber schwieg er sich aus. So berichtete Jehu von seinen Vorschlägen, die er Joram gemacht hatte, um die Moabiter endlich zu bezwingen, und nun beschönigte er die Situation doch noch, und zwar im Hinblick auf seine beiden Begleiter, die ihm, davon blieb er überzeugt, zugleich als Aufpasser beigegeben waren. Er deutete an, daß Joram nicht abgeneigt sei, seine bisherige Kriegführung zu überdenken, und so möge der König von Damaskus Vertrauen zu Israels König haben.

Hasael sah Jehu nachdenklich an, enthielt sich aber einer Bemerkung zu dessen Optimismus. Nur für die Vorschläge Jehus an Joram fand er zustimmende Worte.

Am Ende der Beratung waren sich der Aramäerkönig und der israelitische Gesandte einig, daß König Joram überzeugt werden müsse, den Moabiterkrieg schnellstens zu beenden, damit er die Hände freibekomme für den Einsatz im Norden, und daß Israels Bündnis mit Damaskus zu erneuern sei, bevor das Assyrerheer auf Damaskus zumarschiere. Hasael kündigte an, daß er in seinem Dankesbrief an König Joram für dessen Glückwünsche eine Einladung aussprechen werde. Joram solle ihn in Damaskus besuchen, egal, ob er schon zum Bündnis bereit sei oder ob er Gegengründe vorbringen wolle. Das Wichtigste sei jetzt, daß sie beide miteinander persönlich redeten, als Bruder zum Bruder. Und zwar so bald wie möglich.

Jehu fühlte nach dieser Unterredung eine gewaltige Last auf seinen Schultern. Ihm oblag es nun nach seiner Rückkehr, König Joram die Zwänge, in die der Assyrerkönig Damaskus und Israel hineintrieb, sichtbar zu machen und ihn von der Notwendigkeit des Bündnisses mit Hasael zu überzeugen. Doch er kannte seinen König zur Genüge, und so war seine Hoffnung gering, daß Joram das Gebot der Zeit zu erkennen bereit war. Zumal es ihm derjenige vortrug, der seine Feldherrnkünste in Zweifel gezogen hatte.

Doch mit der Übernahme dieses schwierigen Auftrags war Jehus Gesandtenrolle offenbar erfüllt. Er hatte den Aramäerkönig nicht nach dessen Absichten umständlich ausforschen müssen, wie König Joram vorausgesetzt hatte, sondern Hasael hatte unumwunden ausgesprochen, was er

tun wollte und was er von Joram erwartete. Was nach der Beratung dieses Vormittags an Begegnungen mit Hasael nachfolgen würde, trug sicherlich keinen offiziellen Charakter mehr. Sie beide hatten sich ja noch immer nicht ihrer Erinnerungen an jenen Feldzug erfreut, von dem ihre Bekanntschaft herrührte. Aber das konnte vielleicht noch heute beginnen. Denn am Schluß der Verhandlung hatte Hasael für den Nachmittag Jehu zu einem Bogenschießen eingeladen und ihm sogar erlaubt, auch seinen Freund mitzubringen.

Jehu konnte die drückende Last seiner Verantwortung für König Jorams Einsicht zwar nicht von sich werfen, aber er wollte die nächsten Tage wenigstens nicht immer daran denken, sondern sich möglichst unbeschwert der Freundschaft mit seinem ehemaligen Gefährten hingeben. Vielleicht würde nun sogar Bidkar seine Abneigung gegen den König überwinden.

6

Der von Hasael angeregte Wettkampf der Bogenschützen fand in einem der Heerlager statt, draußen vor der Stadtmauer. Teilnehmer waren neben dem König und seinen Gästen die höheren Offiziere der Garnison. Damit die Chancen für alle gleich waren, wurde immer mit demselben Bogen geschossen. Es ging um die Weite der Schüsse, nicht um die Treffsicherheit, also vornehmlich um die Muskelkraft und nicht so sehr um die Sehschärfe.

Jehu wurde als Gast geehrt, indem er als erster antreten durfte. Er war ein guter Schütze gewesen und vertraute jetzt seinem Können von einst, und tatsächlich fand die Weite seines Schusses die lautstarke Anerkennung der Zuschauer. Danach spannten eine Reihe der Offiziere den Bogen. Einige übertrafen die Weite Jehus, die meisten lagen mit ihm etwa gleich oder blieben unter seiner Distanz. Auch Bidkar schoß, froh, daß der König ihm seine Tat nicht mehr nachtrug, aber seine Weite war die geringste, und das verdroß ihn sehr, obwohl er ja den Umgang mit dem Bogen gar nicht erlernt und auch nicht geübt hatte, denn als Schildträger lag seine Stärke in der Verteidigung, nicht im Angriff.

Als letzter trat Hasael an die Abschußlinie. Als er den Bogen spannte, staunte Jehu über die starken Muskeln seiner Arme, die man bei dem ansonsten so schmalen Mann gar nicht vermutete. Und tatsächlich flog sein Pfeil am weitesten von allen, was aber seine Offiziere nicht überraschte. Sie kannten seine Kraft und waren von vornherein überzeugt gewesen, daß er alle Rivalen besiegen würde. Deshalb, so glaubten sie zu wissen, hatte er ja auch gerade diesen Wettkampf angesetzt – bei keinem anderen hätte er die Gäste so beeindrucken können, wie es offenbar der Fall war.

Ein fröhlicher Umtrunk schloß den Wettbewerb ab, aber zu einem vertraulichen Gespräch zwischen Jehu und Hasael war es wiederum nicht gekommen. Nun hoffte Jehu auf den nächsten Tag, denn der König lud ihn zu einem Kamelritt hinaus in die Wüste ein, ihn ganz allein. Bidkar durfte nicht mit, aber Hasael beauftragte den Ehrenbegleiter Jehus, mit dem Schildträger und Jehus anderen zwei Begleitern einen Ausflug in die Bergwelt zu unternehmen. Daß der vierschrötige Freund Jehus das Mädchen nicht verschmäht hatte, das ihm geschickt worden war, hatte den König ihm gegenüber ein wenig versöhnlicher gestimmt, und er war bereit, ihn weiterhin in Jehus Nähe zu dulden, obgleich er ihn seines lockeren Messers wegen eigentlich weit hinwegwünschte.

Jehu bangte, daß er auf dem Kamel eine unglückliche Figur abgeben werde. Vielleicht lachten ihn die Leute von Damaskus, die ihn bei der Ankunft beklatscht hatten, nun aus und zeigten mit den Fingern auf ihn. Aber als er sich am nächsten Morgen kurz nach Sonnenaufgang mit dem König traf, wartete statt der Reitkamele ein Streitwagen auf beide. Sie würden erst später die Wüstentiere besteigen, erfuhr er. So ging es also auf dem Wagen hinaus in die Gartenlandschaft, die Damaskus umgab. Die Pferde waren flink, so daß sie bald das kultivierte Land hinter sich ließen und in die karge Steppe hineinfuhren. Sie waren nur zu dritt, der König, Jehu und der Wagenlenker. Wer den König nicht kannte, der mochte die drei Männer für gewöhnliche Soldaten halten, denn Hasael unterschied sich weder durch seine Kleidung noch durch irgendwelchen Schmuck von den anderen beiden. Jehu verglich den Aramäerkönig im stillen mit dem König Israels. Er sah den schmächtigen Hasael, dem niemand seine Würde ansah, wenn er nicht seinen königlichen Ornat trug, in absolutem Gegensatz zum hochgewachsenen Joram mit seiner Heldengestalt, der nie auf seine Herrscherinsignien verzichtete und nie ohne eine Eskorte unterwegs war. Hasael schien sich in seinem Reich sehr sicher zu fühlen, so daß er es wagen konnte, ohne eine Schutztruppe die Stadt zu verlassen.

Die angenehme Morgenkühle war bereits vorüber, als sie ein Zeltlager erreichten, bewohnt von wild aussehenden Gestalten, denen Jehu mißtraut hätte, wenn er ihnen ohne den König begegnet wäre. Aber Hasael wurde von den Männern ehrerbietig, wenn auch nicht unterwürfig begrüßt. Nach einem Imbiß bestiegen die drei Ausflügler die hinter dem Häuptlingszelt lagernden Kamele – der Wagen und die Pferde blieben in der Obhut der Zeltbewohner.

Jehu fühlte sich sehr unsicher, nachdem sich sein kniendes Reittier erhoben hatte. Aus was für einer Höhe blickte man vom Kamelrücken hinunter auf den Erdboden! Bisher hatte er nicht einmal versucht, auf einem Pferd zu reiten, und nun saß er auf diesem hochbeinigen, so überaus streng riechenden Tier. Am Zügel hielt er sich mehr fest, als daß er damit das Kamel führte. Wenigstens schritt das Tier im Gegensatz zu einem Pferd ruhig aus, aber sein schaukelnder Gang ließ Jehu befürchten, daß ihm schlecht wurde und er sich übergeben mußte. Hasael, der natürlich sah, wie wenig seinem Gast das Kamelreiten behagte, tröstete ihn: „Am Anfang hatte auch ich Angst, ein Kamel zu besteigen, und auch mir wurde übel. Aber glaub mir, das geht vorüber!“ Jehu war ihm dankbar, daß er ihn nicht auslachte. Und als er sich den Bewegungen seines Kamels einfach überließ, statt sich ihrer krampfhaft zu erwehren, wie es ihm Hasael geraten hatte, gelang es ihm, sein Unwohlsein zu überwinden.

Sie ritten die Karawanenstraße entlang, die irgendwo in weiter Ferne die Wüstenstadt Tadmor erreichte. Hier war der Erdboden jedoch noch von spärlichem, dürrem Pflanzenwuchs bedeckt. Bevor die eigentliche Wüste begann, verließen sie die endlose Sand- und Geröllpiste und wandten sich nach Norden, wo gewaltige Felswände aus der Landschaft emporwuchsen. Das war ihr Ziel. Als sie in dieser von weitem so leblos scheinenden steinernen Welt ankamen, staunte Jehu. Zwischen den Klippen tat sich eine Senke auf, von saftigen grünen Kräutern bestanden, und gelb blühende Ginsterbüsche säumten ihren Rand und lehnten sich an die Felswände. Und diese kleine grüne Welt schien nicht die einzige in dem Felsmassiv zu sein, denn auch zwischen den weiter entfernten Wänden reckten hier und da hohe, grüne Sträucher ihre Zweige empor.

Hasael nahm einen der mitgeführten Bogen und den zugehörigen Köcher mit den Pfeilen und reichte die anderen Bogen und Pfeile seinen Begleitern. Und nun erfuhr Jehu, weshalb diese Waffen so klein waren, daß sie Kinderspielzeug ähnelten. Es sollten Kaninchen gejagt werden, die es hier massenhaft zu geben schien. Jehu schüttelte ungläubig den Kopf, denn er wußte, daß eine Verfolgung der kleinen, flinken Tiere aussichtslos war. „Bei uns fängt man Kaninchen mit dem Netz“, erklärte er. „Keinem Menschen fällt es ein, den Bogen anzulegen.“

Hasael lächelte. „Deshalb wollen wir es ja gerade versuchen. Netze ausspannen kann jeder. Könige müssen etwas tun, was sonst niemand tut.“ Jehu rätselte, ob den Worten wiederum eine Spitze gegen ihn anhaftete, denn er gehörte ja offenbar zu jenen, die nichts taten, was sie aus der Masse heraushob. „Wenn wir nichts schießen“, sagte Hasael, „müssen wir hungern, bis wir wieder zu unseren Zeltfreunden kommen. Also strengt euch an!“

Die lagernden Kamele blieben allein, und die drei Jäger schwärmten aus, jeder in einer anderen Richtung. Spätestens wenn die Sonne senkrecht stand, wollten sie sich wieder am Lagerplatz treffen. Jehu besah sich die leichten Pfeile mit den knöchernen, scharfen Spitzen, dann schob er sie kopfschüttelnd zurück in den Köcher. Er war gewiß, daß er keines der kleinen Tiere erlegen würde, obwohl er ab und zu einige der grauen Haarknäuel umherflitzen sah. Aber ehe er auch nur den Bogen spannen und anlegen konnte, war die erhoffte Jagdbeute schon wieder verschwunden. Plötzlich entdeckte er an den Felshängen eines Seitengangs Wildziegen, auch Jungtiere waren darunter. Warum nicht ein Zicklein schießen statt eines Kaninchens? Für eine der ausgewachsenen Ziegen war seine Waffe leider zu klein. Er schlich sich näher. Die Tiere vermuteten hier wohl keine Menschen und bemerkten ihn erst, als sein Pfeil schon eines der Jungtiere getroffen hatte, das vor Schmerz laut aufschrie. Sie schreckten hoch, und als er loslief, um sich seine Beute zu sichern, sprangen sie in wilder Flucht davon. Er erreichte das verletzte Zicklein, schnitt ihm die Kehle durch und ließ es ausbluten. Froh warf er sich dann seine Jagdbeute auf die Schulter und wanderte zurück zu den Kamelen, wo er vor seinen Kameraden eintraf.

Daß sich die flinken Kaninchen tatsächlich mit dem Bogen erjagen ließen, bewies der König. Als er erschien, hatte er in jeder Hand ein Kaninchen. Er hielt beide triumphierend hoch, bevor er sie neben das Zicklein warf. Dann lobte er Jehu für sein Geschick und sein Glück, denn Ziegen gebe es hier gewöhnlich nicht, und wenn sie auch ein weit größeres Ziel boten als Kaninchen, so waren sie doch fast ebenso schnell wie diese. Als letzter kehrte auch der Wagenlenker zurück, allerdings mit leeren Händen. „Mach dir nichts draus!“ tröstete ihn Hasael. „Deine Künste sind anderer Art.“

Daß dem so war, zeigte sich sogleich, als der Mann mit geübten Griffen daranging, das Zicklein und eines der Kaninchen zur Mahlzeit zuzubereiten – das zweite Kaninchen sollte der Herr der Kamele erhalten. Hasael und Jehu ließen den Koch wirtschaften und gingen ein Stück abseits, und wo eine schräge Felsklippe ihren schmalen Schatten warf, setzten sie sich bei einem der hochragenden Ginsterbüsche nieder. Jetzt endlich war die Gelegenheit da, um sich ihrer Erlebnisse vor neun Jahren zu erinnern.

Jehu mußte noch einmal erzählen, wie ihn Joram, der Prinz, im Stich gelassen hatte und wie er als angeblich Toter die Assyrer getäuscht und ihnen schließlich entkommen war. Dann erinnerte Hasael Jehu daran, wie er ihn, nachdem jedes der beiden feindlichen Heere den Gegner für besiegt erklärt hatte, beim Rückmarsch auf seinen Streitwagen genommen hatte. Denn der Herr des Wagens, sein Vater Talmai, war ja in der Schlacht gefallen, und sein Leichnam rumpelte nun auf

einem Eselskarren heimwärts. Und Jehu hatte in der Schlacht seinen Streitwagen verloren. Dessen Trümmer hatten sich wahrscheinlich die Leute von Karkar als Brennholz geholt. Joram aber war froh gewesen, Jehu nicht länger als lebenden Vorwurf um sich zu haben, und hatte ihm die Rückfahrt auf Hasaels Wagen gern gestattet. So waren sie beide, junge Männer damals, Freunde geworden.

Hasael meinte, in jener furchtbaren Schlacht hätten sie beide einen schlimmen Verlust erlitten. Er selbst den Vater, Jehu jedoch seinen Beschützer und Gönner, den Prinzen Joram, obgleich der am Leben geblieben sei. Er selbst habe König Talmai, den ehrenvoll gestorbenen Toten, im Grab der Väter zur Ruhe betten können, Jehu aber wäre fortan dem Verräter Joram ausgeliefert geblieben und müsse nun, nachdem der Feigling König geworden sei, sich all dessen falschen Entscheidungen beugen. „Wie lange willst du diesem unwürdigen Sohn König Ahabs noch dienen?“ fragte er schließlich geradezu.

Jehu blickte seinen Jugendfreund zuerst erstaunt, dann jedoch bestürzt an. Natürlich war König Joram für Hasael nicht der liebe Bruder, wie er ihn bei offiziellen Anlässen nannte, das war Jehu von Anfang an völlig klar gewesen. Die Sprache der Diplomatie war unehrlich, deshalb fügte er selbst sich ja auch so schwer in seine Gesandtenrolle. Aber daß Hasael so offen und brutal aussprach, was er von Joram hielt, auch wenn sie beide hier in dieser Felseinsamkeit keine Lauscher fürchten mußten, das hatte er nicht erwartet. Und nun diese Frage, als ob er eine Wahl hatte, wie er leben wollte! „Was ist das für eine Frage?“ rief er lauter, als er wollte, sich sogleich nach dem fleißigen Koch umblickend, ob der ihn etwa gehört hatte. Leiser setzte er hinzu: „Wovon sollten ich und meine Familie denn leben, wenn ich mein Kommando aufkündigte?“

Nun war es an Hasael, verwundert dreinzuschauen. „Aber dein Vater bewirtschaftet doch ein schönes Landgut in Bet-El“, wandte er ein. „Du hast es mir damals erzählt. Das wird doch auch dich ernähren.“

Jehu fühlte in sich erneut den heftigen Zorn gegen König Joram aufsteigen, der ihn stets erfaßte, wenn er an dessen niederträchtige Drohung dachte. Und die gemeinsamen Erinnerungen, denen er sich soeben mit Hasael hingegeben hatte, ließen ihn vergessen, daß er dem Freund von früher jetzt nicht als unbefangener Gast gegenübersaß, dem zu sagen erlaubt war, wie es ihm ums Herz war, sondern als Gesandter König Jorams, dem er zu Gehorsam und Verschwiegenheit verpflichtet war. Der Haß gegen Joram und die Vertrauensseligkeit gegenüber Hasael flossen ineinander und schwemmten seine gewöhnliche Selbstbeherrschung und Vorsicht hinweg, er fühlte seine Zunge gelöst, und verbittert berichtete er dem Aramäerkönig von dem ständigen Verdruß, den ihm die Entscheidungen Jorams bereiteten, von seinem kürzlichen Streit mit dem König um die Kriegführung im Süden und von der Furcht vor dessen angedrohter Bestrafung, die den unschuldigen Vater treffen würde.

Hasael lauschte mit angespannter Miene dem Redefluß Jehus. Er begriff, daß hier ein jahrelang angereicherter Haß plötzlich zum Ausbruch kam, und er hatte Mühe, die Freude über die unvermutete Offenherzigkeit des Jugendfreundes zu verbergen. Er hatte Jehu, obwohl er das kaum zu hoffen gewagt hatte, tatsächlich dazu gebracht, daß er die ihm von Joram aufgedrückte Maske des treuen Gesandten fallenließ und sich als Jorams Feind bekannte.

„Du bist wahrhaftig nicht zu beneiden“, sagte Hasael teilnahmsvoll, als Jehu schwieg, und er dankte ihm für seine Offenheit, die ihrer beider Freundschaft bestätigt und befestigt habe. „Wenn dein Gegner ein beliebiger Würdenträger wäre, könntest du dich beim König über ihn beschweren“, fuhr er fort. „Aber vor wem willst du deinen König anklagen?“

Jehu hörte im Geiste seinen Schwiegervater, den Oberpriester von Bet-El, sagen, daß Gott Jahwe Joram als König verworfen habe. Hasael schien die Gedanken seines Gegenübers zu erraten. „Einen König kann man nur vor Gott anklagen“, gab er sich selbst die Antwort auf seine Frage. „Und wenn der Gott sieht, daß deine Klage berechtigt ist, wird er sich vom König abwenden. Du wirst es an untrüglichen Zeichen erkennen.“

Jehu hatte sich wieder in der Gewalt. Wenn er auch seine Offenheit nicht geradezu bereute, denn Hasael hatte sich ihm heute als der Freund von einst erwiesen, so schien es ihm doch angebracht, das Gespräch ruhiger und sachlicher fortzuführen. Was wollte ihm Hasael denn eigentlich sagen? Das gleiche wie der Priester Abiram in Bet-El? Aber der noch immer ausstehende Sieg über die Moabiter war kein hinreichender Beweis, daß Joram von Jahwe verworfen war. Und falls dem doch so sein sollte, so würde Jahwe sich deutlicher darüber auslassen, wie es mit seinem Volk Israel weitergehen sollte. So oder so ähnlich wollte Jehu Hasael antworten, aber ihm war, als wollten sich die Worte dazu nicht finden lassen. „Ich denke wie du“, erwiderte er vielmehr. „Aber im Fall König Jorams, meines Herrn, gibt es keine solch untrüglichen Zeichen, von denen du sprichst. Er ist nicht älter als wir beide, wie du weißt, und Krankheiten plagen ihn nicht, sondern er ist gesund und kräftig.Und mit seiner Tapferkeit im Kampf gegen seine Feinde hat er längst seine Schandtat von damals ausgelöscht. Wir werden also gewiß die Moabiter unterwerfen, und danach wird er an deiner Seite kämpfen, falls die Assyrer, die der Fluch unserer Götter treffen möge, uns noch einmal bedrohen.“

Schade, dachte Hasael, er stülpt sich seine Maske wieder über. Er lächelte nachsichtig, andeutend, daß er Jehus Beteuerungen nicht ernst nehme. „Es ehrt dich, mein Jehu, daß du trotz all deines Ärgers zu deinem König stehst“, quittierte er die Loyalitätsbekundung. „Es wäre ja auch unrecht, wenn ein Gesandter es anders hielte.“ Er atmete tief, als bereite er sich auf eine längere Rede vor. Und richtig. „Ich will dir eine Geschichte erzählen“, begann er. „Ich erzähle sie nicht dem Gesandten König Jorams, sondern dem Freund König Hasaels. Sie handelt von meinem Vorgänger im Königtum, von Hadadeser, dem Sieger in der Schlacht von Karkar, der mir ein zweiter Vater wurde, als ich mich von König Ahab gelöst hatte und in seinen Dienst trat.

Du weißt, daß Hadadeser damals schon nicht mehr der Jüngste war. Aber immer wieder zog er in die Schlacht, wenn die räuberischen Assyrer zurückkehrten, zweimal gemeinsam mit König Joram, der dem Bündnis, das sein Vater Ahab mit Hadadeser geschlossen hatte, damals noch die Treue hielt. Du weißt es, denn du warst dabei. Aber vor einem Jahr, als der Assyrerkönig mehr Krieger als die Jahre zuvor aufgeboten hatte und Jorams Waffenhilfe nötiger denn je gewesen wäre, da ließ dein König seine Vertragspartner Damaskus und Hamat und die übrigen Verbündeten im Stich, genauso wie in der Schlacht von Karkar dich, denn er wollte lieber seinen ungefährlichen Kleinkrieg gegen die Moabiter führen. Auch das weißt du. Trotzdem gelang es uns dank der überlegenen Stärke unseres Gottes Hadad, die Räuber aus dem Zweistromland zu überwinden und zu vertreiben, aber die Verluste besonders im Lande Hamat waren ungeheuer. Der König von Hamat verlor allen Mut und ließ Hadadeser wissen, daß er den Krieg nicht länger führen könne und sich dem Assyrerkönig unterwerfen werde. Ich habe es dir gestern in unserer Beratung schon mitgeteilt. Nun standen wir Aramäer von Damaskus ganz allein da. Was sich daraufhin begab, gehörte nicht zu unserer gestrigen Beratung, an der du als Jorams Gesandter teilnahmst, aber jetzt werde ich es dir als meinem Freund erzählen. Unser verehrter König Hadadeser wurde krank vor Gram und legte sich ins Bett. Er versammelte seine Großen um sich und verkündete seinen Entschluß, sich ebenfalls den Assyrern zu beugen, denn ohne Hamat und Israel sei der Krieg gegen den mächtigen Feind aussichtslos. Das war vor Einbruch des letzten Winters. Wir dachten, daß der König sterben würde, aber er erholte sich wieder, blieb jedoch bei seinem Verzicht auf Widerstand und befahl, eine Tributzahlung an den Assyrerkönig vorzubereiten.

Wir, die wir um den König waren und zu denen auch ich mich seit einigen Jahren zählen durfte, wir berieten uns insgeheim miteinander und auch mit den Priestern unseres Gottes Hadad, und wir kamen zu der Auffassung, daß unser Gott den König verlassen hatte. Denn ein König, der sein Volk den Feinden preisgibt, wirft sein Königtum weg, das ihm der Gott verliehen hat. Ich als der Jüngste und Entschlossenste wurde ausersehen, das Gottesurteil am König zu vollstrecken. Als ich es getan hatte, nahmen mich meine Mitverschworenen und setzten mich auf den Thron Hadadesers, und Hadad, mein Herr, gab mir seinen göttlichen Segen. Nun weißt du alles über mich wie ich über dich. Unsere Geschichten sollen die Siegel auf unserem Freundschaftsbund sein.“

Ohne eine Reaktion Jehus abzuwarten, erhob sich Hasael und wandte sich zum Gehen. „Wir wollen sehen, ob uns unser Koch nicht endlich etwas zu essen anbietet“, meinte er fröhlich.

Der Wagenlenker war in der Tat fertig mit der Zubereitung des Fleisches. Er holte ein kleines Säckchen Salz hervor, das er vorsorglich mitgebracht hatte, und so konnten sie den Braten sogar würzen. Und ein Krug Wein sorgte dafür, daß sie die Mahlzeit nicht trocken genießen mußten. Hasael erzählte Jagdgeschichten, während er kaute, denn er war ein begeisterter Jäger, und so fiel nicht weiter auf, daß Jehu während des Mahles still und nachdenklich blieb. Auch während des Rückweges gab er sich einsilbig, und so ließ ihn Hasael in Ruhe, hoffend, daß in seinem israelitischen Freund die richtigen Gedanken aufkeimten.

In der Tat bewegte Hasaels Geständnis, daß er seinen Vorgänger ermordet hatte, Jehu außerordentlich. Der ganze schöne Tag war ihm verdorben. Denn eigentlich hätte er mit sich zufrieden sein können. Er war nicht vom Kamel gefallen und hatte auch seine Übelkeit auf dem schaukelnden Rücken des Tieres bezwungen, er hatte sich als Jäger bewährt und er hatte in seinem königlichen Gastgeber trotz dessen gelegentlicher zynischer Bemerkungen, die ihn irritierten, seinen Freund von einst wiedergefunden. Aber nun quälte er sich mit der Frage, ob diese Freundschaft, die der nunmehrige Aramäerkönig ihm bezeigte, wirklich echt war. Auch König Joram drängte ihm seine Freundschaft auf, wobei der Grund dafür allerdings völlig eindeutig war, und daß Joram hinter dem Rücken den Stock verbarg, war nun nach seiner Drohung auch keine bloße Vermutung mehr. Aber was trieb Hasael zu seinen Freundschaftsbekundungen? Er konnte doch nicht hoffen, daß er in ihm, dem heimlichen Gegner Jorams, denjenigen gefunden hatte, der den König Israels umbrachte, falls der nicht gewillt war, Hasael gegen den Assyrerkönig Beistand zu leisten. Und wer sollte Jorams Nachfolger werden? In der Königsfamilie gab es keinen. Und es mußte ja ein Mann mit Feldherrntalent sein, der obendrein ganz Israel zum Kampf gegen die assyrischen Räuber zu begeistern vermochte. Denn weil der König von Hamat das Bündnis mit Damaskus aufgekündigt hatte, genügte es sicherlich nicht, wie bei den bisherigen Feldzügen lediglich die Streitwageneinheiten zu mobilisieren. Das alles konnte dem neuen Aramäerkönig doch nicht unbekannt sein.

Schließlich kam Jehu zur Auffassung, daß es Hasael wirklich nur darum ging, in ihm einen Verbündeten in der Nähe König Jorams zu wissen, der den Ernst der Lage begriffen hatte und energisch darauf hinwirkte, Israel wiederum an die Seite von Damaskus zu führen. Das israelitisch-aramäische Bündnis oder Israels Untergang, so lautete die Botschaft, von der er Joram überzeugen sollte und mußte. Darin sah Hasael zweifellos den aktuellen Sinn der Freundschaft mit ihm, dem Offizier und Gesandten König Jorams.

Jehu war müde von den Anstrengungen des Tages, als er sich abends mit Bidkar ins Schlafgemach zurückzog, und so war er auch froh, daß heute die Freudenmädchen ausblieben. Als er trotz seiner Schläfrigkeit dem vertrauten Freund von seinem Gespräch mit dem König berichtete und Bidkar mit lebhafter Anteilnahme zuhörte, wurde beiden klar, daß Hasael die Mädchen bewußt zurückgehalten hatte. Sie beide sollten Hasaels Worte hin und her wenden und darüber nachdenken, was er mit diesen Reden beabsichtigte. Und Jehu und Bidkar konnten gar nicht anders, als zu tun, was der König bezweckt hatte. Bidkar meinte das Spiel Hasaels zu durchschauen. „Er will, daß du König Joram umbringst, so wie er König Hadadeser ermordet hat."

„Eben das glaubte ich auch", entgegnete Jehu, nun hellwach geworden. „Aber nachdem ich nachgedacht habe, bin ich davon nicht mehr überzeugt." Er erläuterte seine Bedenken und wehrte sich gegen Bidkars Meinung. Der war aber trotz seines Mißtrauens und seines Verdachts gegen den Aramäerkönig der Ansicht, daß die Assyrer wirklich nur aufzuhalten seien, wenn Israel und Damaskus gemeinsam gegen sie kämpften. Darin gab er Hasael recht, und Jehu stimmte ihm zu. „Wenn König Joram erneut die Aramäer im Stich lassen will", meinte Bidkar schließlich, „dann muß er zum Bündnis gezwungen werden. Oder er darf nicht mehr Israels König sein." Er sagte es, als sei zur Durchsetzung seiner Forderung nur eine Entscheidung darüber nötig, nicht mehr. Kein Königsmord.

Jehu erinnerte ihn an das Gespräch in Bet-El mit seinem Vater, der ihn gefragt hatte, ob er König Joram zu töten beabsichtige. „Nein, ich werde es nicht tun", wiederholte er nun seine damalige Antwort an Joschafat. Und er fügte hinzu: „Weder weil er sein Volk knechtet und als Heerführer nichts taugt noch weil er die Assyrer unterschätzt und das Bündnis mit Damaskus ablehnt. Und ob Hasael mit der Preisgabe seiner eigenen Tat mich zum Mord anstiften will oder ob er es nicht will. Wenn Israel anders nicht geholfen werden kann als durch König Jorams Sturz, so wird Jahwe es selbst tun, irgendwann und irgendwie."

Bidkar hatte auch gegen diese Einstellung Jehus Einwände, aber er schwieg nun. Sie hatten ihren Disput im Flüsterton geführt, weil sie Lauscher fürchteten, und das hatte sie angestrengt. Und vielleicht war es gut, eine Nacht über all das, was sie bewegte, vergehen zu lassen. Morgen ergab sich möglicherweise eine Gelegenheit, das Gespräch ausgeruht fortzusetzen.

Aber diese Gelegenheit machte der König wiederum zunichte. Er lud Jehu nämlich zu einem Ritt in die Berge ein, und wie gestern wollte er mit ihm allein sein. Kaum war der Überbringer der Nachricht weg, kommentierte Bidkar die abermalige Ehrung seines Freundes mit dem Rat: „Sei auf der Hut, falls er dich zum Königsmord direkt auffordert! Sag ihm nicht das gleiche, was du mir gestern abend geantwortet hast! Das könnte ihn veranlassen, etwas zu planen, was Israel mehr schadet als König Jorams Tun und Lassen. Weiche ihm aus, denn er verdient dein Vertrauen nicht! Seine Freundschaft ist falsch!"

„Sei unbesorgt!" zerstreute Jehu die Bedenken Bidkars. „Du weißt, daß ich nur dreien vertraue." Im stillen aber dachte er, daß Bidkar Hasael nun einmal nicht leiden könne und deshalb sein Mißtrauen übertrieb. Mochte Hasael auch dieses oder jenes von ihm, Jehu, erwarten, so stand seine Freundschaft doch außer allem Zweifel. Und er selbst wollte ihm diese Freundschaft danken, indem er Joram zum Bündnis mit Hasael zwang. Angesichts der Assyrergefahr konnte sich Joram diesem Bündnis gar nicht verschließen. Und wenn er dazu bereit war, entfiel der wichtigste Grund, ihn für von Jahwe verworfen zu halten, denn dann bewährte er sich ja als Beschützer seines Volkes.

Bidkar nickte zu Jehus Versicherung, Hasael nicht zu vertrauen, aber dann blickte er doch ein wenig besorgt seinem Freund an der Seite des Königs hinterher. Beide verließen auf ihren Maultieren die Stadt in westlicher Richtung, diesmal von einem Trupp Bewaffneter begleitet. Wie Bidkar wunderte sich auch Jehu über die Eskorte, die seiner Meinung nach gestern wichtiger gewesen wäre als heute. Aber Hasael meinte auf seine Frage hin, daß die Männer weniger als Beschützer mit ihnen marschierten, sondern mehr als Wegbereiter, denn oben in der Bergwelt müsse der Aufstieg oft erst freigeräumt werden.

Aber zunächst benutzten sie den gut begehbaren Verkehrsweg, der in der Schlucht entlangführte, durch die der Fluß Barada zu Tal strömte. Endlich aber bogen sie seitlich ab, und nun ging es aufwärts. Auf einem durch Baumfällungen verbreiterten Steig, der unlängst planiert worden sein mußte, gelangten sie in die Nähe einer gewaltigen Felsplattform, die aber hinter dichtem Baumbestand mehr zu erahnen als deutlich zu erblicken war. Was Jehu jedoch erkennen konnte, ließ ihn staunen. Eine große Anzahl von Bauleuten war damit beschäftigt, in dieser Bergeinsamkeit massive Gebäude zu errichten, ja es schien Jehu beim flüchtigen Betrachten, als solle hier eine ganze

Stadt entstehen. „Was ist das?“ fragte er mit großen Augen und wäre am liebsten zu diesem Bauplatz hinübergeritten.

„Das ist nicht unser Ziel“, wehrte Hasael ab und wandte sein Reittier einem Felsweg zu, der sie von hier hinweg und weiter empor führte. „Ich hatte die Idee“, erklärte er, „hier oben in der Kühle einen kleinen Sommerpalast zu errichten. Das da sind die Bauleute aus Tyros, die jetzt mit dem Bau beginnen. Es geht natürlich nur langsam voran, denn die Steine müssen ja erst mühsam herangeschafft werden, und die geschlagenen Bäume in Bauholz zu verwandeln erfordert auch viel Arbeit.“

Jehu pries das kühne Vorhaben, das eines großen Königs würdig sei, und zugleich bedauerte er, daß sie keinen Abstecher zum künftigen Palastgebäude gemacht hatten. Was ihm wirklich durch den Kopf ging, verschwieg er. Denn worauf sein neugieriger Blick gefallen war, das hielt er für ganz gewöhnliche Soldatenunterkünfte. Damit kannte er sich aus. Ein begonnener Palastbau sah sicherlich anders aus. Außerdem hatte er im Wald vor dieser entstehenden Kasernenstadt Soldaten gesehen, die den Zugang bewachten. Sein Urteil war eindeutig. Hasael richtete sich darauf ein, daß die Assyrer bis hierher ins Kernland seines Königreiches vordrangen und Damaskus angriffen. Hier oben wollte er seine Truppen verstecken, bis sie gegen den Feind stürmen sollten. Die Frage war nur: Weshalb führte Hasael ihn hier vorüber, wenn er von dieser Militärbasis und ihrem Zweck nichts wissen sollte? Warum belog ihn der König? Aber er konnte jetzt nicht darüber nachdenken, denn der weitere Weg erforderte die ganze Aufmerksamkeit.

Sie gelangten, nachdem sie den letzten Teil des Weges zu Fuß gegangen waren, um die Reittiere zu schonen, an einen einigermaßen ebenen Platz im Wald. Hier ließen sie unter der Obhut einiger Begleiter die Maultiere zurück. Nun ging es weiter über Stock und Stein. Die Soldaten stiegen voraus und räumten beiseite, was ihnen möglich war. Endlich erreichten sie das Gipfelplateau eines jener Bergrücken, die dem eigentlichen Gebirgsmassiv vorgelagert waren. Jenseits einer tiefen Schlucht türmten sich kahle Felshänge empor zu jenen Höhen, auf denen noch der Winterschnee in der Sonne funkelte. „Keine Angst!“ sagte Hasael, auch er wie alle anderen ein wenig außer Atem. „Dort hinauf klettern nicht einmal meine Bergsteiger. Wir sind am Ziel.“ Er hieß die Soldaten zurückbleiben und führte Jehu auf fußbrecherischem Pfad zwischen den gewaltigen Zedern hindurch zu einem Felsvorsprung. Ein großartiges Panorama tat sich vor ihnen auf. Unter ihnen lag Damaskus, eingebettet in die grüne Oase, die dem Wasser des Barada und der Bäche, die diesem Fluß zuströmten, ihr Dasein und ihre Fruchtbarkeit verdankte. Man sah, wie das bebaute Land allmählich in die Steppe überging, und diese schließlich in die Wüste, in der irgendwo das Wasser des Flusses versickerte, nachdem es sein Werk getan hatte. Jehu war tief beeindruckt. Hasael zeigte ihm die Verkehrswege, die von Damaskus aus in alle vier Himmelsrichtungen führten und die Stadt zu einem Zentrum des Handels zwischen Ägypten und Arabien im Süden, den Seestädten im Westen sowie Syrien und dem Zweistromland im Norden und Osten machten.

Jehu fühlte sich dem Gott dieser menschenfernen Bergwelt nahe, von dem manche in Israel sogar meinten, daß Jahwe dieser Gott sei, während andere das bestritten, denn der Gott Israels sei ja in der südlichen Wüste auf dem Berg Sinai zu Hause. Er schaute und schaute, und endlich fragte er sich, warum ihn Hasael hierher geführt hatte, nachdem sie beide ja gestern schon ihr vertrauliches Gespräch gehabt hatten. War es bloß Hasaels unverkennbarer Stolz, über dieses Land König zu sein, und Jehu sollte ihn bewundern? Und nicht nur bewundern, sondern sich von der Macht des Aramäerkönigs überwältigt fühlen, damit kein Zweifel in ihm aufkam, wem im Bündnis der Könige gegen die Assyrer die Führung zukam?

Es war kühl hier oben auf dem Aussichtsfelsen. Jehu dachte, daß es wohl doch nicht Jahwe war, der über diese Bergwelt gebot. Wie denn auch, hier war Aramäerland! Der Gott dieses Schneegebirges war Hadad, der Gott der Könige von Damaskus! Wie konnte er sich Hadad nahefühlen, er, der Befehlshaber über die halbe Streitwagenmacht der Könige Israels! Er zog sein Gewand fröstelnd um sich, dem König andeutend, daß es ihm an der Zeit schien, den Rückweg anzutreten. Doch Hasael übersah die Geste. Er fragte: „Nun, und was hat dein Messerheld gestern abend zu meiner Geschichte gesagt? Du hast sie ihm doch sicherlich erzählt?“

Jetzt wußte Jehu, daß das Gespräch von gestern für den König noch nicht zu Ende geführt war. Bidkar hatte recht gehabt. Doch seine Antwort auf Hasaels dreiste Frage war kurz: „Mein Schildträger würde nie einen König töten.“

„Und du?“ fragte Hasael und sah ihn lauernd an.

Hatte Jehu gestern eine Zeitlang geglaubt, daß er im König den Gefährten von einst wiedergefunden hatte, so fühlte er jetzt Bidkars Verdacht bestätigt, daß ihn Hasael lediglich zu benutzen gedachte. Vermutlich wollte der ihn so in die Enge treiben, bis er die Frage, ob er Joram zu töten bereit sei, falls der sich dem Bündnis mit Damaskus verweigerte, eindeutig mit Ja oder Nein beantwortete. Aber er war nicht bereit, sich diesbezüglich unter Druck setzen zu lassen, und von dem Machtmenschen Hasael gleich gar nicht. So wich er zunächst dessen Frage aus: „Ein König ist der Gesalbte seines Gottes – nur ein Gott kann einen König töten.“ Im selben Augenblick wußte er, was Hasael auf diese Kritik an seiner Mordtat sagen würde.

Und richtig, der König argumentierte: „Wenn sich die Gottheit von einem König losgesagt hat, dann ist der König kein König mehr, auch wenn er noch in seinem Palast auf dem Thron sitzt. Er ist dann nur noch ein gewöhnlicher Mensch. Und sein Mörder steht unter dem besonderen Schutz der Gottheit, weil ein verworfener König nicht anders als durch eine Mordtat vom Thron gestoßen werden kann.“ Hasael blickte Jehu triumphierend an. Hatte er seinen Freund jetzt dort, wo er ihn haben wollte?

Doch Jehu gab sich nicht überwunden. Er räumte zwar ein, daß ihm die Beweisführung des Königs einleuchtete, aber nun warf er die Frage eines würdigen Nachfolgers auf. „Der neue König muß besser sein als der alte, nur dann wird er die göttliche Gunst genießen. Wenn aber keiner da ist, der König werden kann, denn ein König muß ja mehr können als auf einem Streitwagen den Bogen zu spannen, so wird sich im Königreich das Unterste zuoberst kehren. Feinde werden das Land verwüsten, und Räuber werden über das Volk herfallen. Hatte denn Hadadeser keinen Sohn?“ Es machte Jehu fast so etwas wie Spaß, Hasael zu widersprechen.

Der nahm nur die Frage seines Widerparts auf, die ihm einen Zweifel an der Rechtmäßigkeit seines Königtums auszudrücken schien. Er verneinte sie. „Seine beiden Söhne sind vor ihm gestorben, der eine in der Schlacht, der andere durch Krankheit. Du siehst, daß einer seiner Großen ihm auf dem Thron folgen mußte, eine andere Möglichkeit gab es nicht. Übrigens ist ja auch König Joram ohne einen Sohn.“

„Bist du dir sicher?“ beeilte sich Jehu zu fragen, obwohl es stimmte, daß Joram keinen lebenden Sohn hatte – den ihm seine Frau Haggit geboren hatte, der war im ersten Lebensjahr gestorben. Aber Jehu wollte nicht, daß der König auf die Nachfolge Jorams zu sprechen kam, und außerdem war er gespannt, ob Hasael zugab, daß er Spione in Israel unterhielt.

Der König lachte, und seine Antwort war kein bißchen spektakulär. „Wie kannst du vergessen, daß Jorams Mutter Isebel eine Königstochter aus Tyros ist! Alles, was sie weiß, das wissen auch ihre tyrischen Freunde, die um sie sind, und von ihnen erfahren es die Kaufleute aus Tyros, mit denen wir in Damaskus Handel treiben, und sie erzählen uns alles, was sich in Israel begibt. Wir müssen sie gar nicht ausfragen, ihre Redseligkeit gehört zu ihrem Geschäft. Vorhin zeigte ich dir die Handelsstraßen, die mein Königreich durchqueren. Wo Straßen sind, dort sind auch Händler, und wo Händler sind, dort gibt es Neuigkeiten. Vielleicht weiß ich mehr über Jorams Königreich als du und eure anderen Truppenbefehlshaber wissen.“

Jehu mißfiel der belehrende Ton des Königs. Und wie er vor ihm stand, seine schmächtige Gestalt reckend, ein überlegenes Grinsen im hakennasigen Gesicht! Nein, Hasael war nicht sein Freund. Bidkar hatte recht. Dieser Mann war gefährlich. Mürrisch warf er hin: „Nun gut, der Nachfolger Hadadesers bist du. Aber wer sollte König Joram beerben, falls er doch nicht ins Bündnis mit dir willigt? Etwa einer von uns unwissenden Truppenobersten, die nichts vom Regieren verstehen?“

Jehu erschrak über seine eigenen Worte. Seine sarkastische Bemerkung – was für ein Riesenfehler! Warum hatte er sich nur auf diesen Wortwechsel eingelassen? Hatte er geglaubt, daß er seinem königlichen Freund keine Antwort schuldig bleiben durfte? Hatte er gemeint, diesem zudringlichen Machtmenschen, der genau wußte, was er wollte, im Rededuell gewachsen zu sein? Nein, er war ihm nicht gewachsen. Denn im Gegensatz zu Hasael wußte er nicht, wie er mit der Last, die ihm mit der Assyrergefahr und ihren Zwängen auf die Schulter gelegt war, umgehen sollte.

Er wandte sich ab, um zu zeigen, daß er dem Gespräch ein Ende machen wollte und keine Entgegnung erwartete. Aber Hasael faßte ihn bei den Schultern und drehte ihn , den kräftiger Gebauten, sacht zu sich herum. „Du weißt so gut wie ich“, sagte er, „daß König Joram kein Bündnis mit mir schließen wird. Euer Gott Jahwe wird seinen Tod gebieten, wie unser Gott Hadad den Tod meines Vorgängers befohlen hat. Und was den Erben seines Königtums betrifft, so gibt es ihn. Es ist in allen diesen Fällen immer derjenige, der den Willen seines Gottes vollstreckt. Du bist es!“ Hasael sprach, als verkünde er ein Gotteswort.

Mit erstarrter Miene würgte Jehu hervor: „Ich habe deine Worte nicht gehört, König Hasael. Du sprichst mit dem Gesandten König Jorams, nicht mit einem Verschwörer gegen ihn.“ Er entwand sich dem Griff des Königs und spürte einen Hauch von Zufriedenheit darüber, daß ihm wenigstens diese Antwort gelungen war.

Hasael blickte ihn prüfend an, als könne er die Antwort nicht recht begreifen. Ihn durchjagten Bedenken, ob er sich doch zu weit vorgewagt hatte, ob er wie gestern Jehu dem Freundschaftsgefühl von einst erlegen war. Schließlich sagte er leichthin: „Es ist kühl hier oben. Wir wollen gehen.“

Der Rückweg verlief schweigsamer als der Hinweg. Als sie am Bauplatz vorüberkamen, ärgerte sich Hasael erneut, daß der Wald, der sich zwischen dem Platz und dem Weg erstreckte, die entstehenden Mauern dem Blick Jehus nicht verborgen hatte. Wenn man in Israel von den Verteidigungsbauten erfuhr, meinte man dort vielleicht um so mehr, daß Damaskus der Hilfe Israels nicht bedürfe. Er lächelte versöhnlich zu Jehu hinüber und versprach: „Wenn du mich das nächste Mal besuchst, sei es als Gesandter oder sei es bloß als mein Freund, dann werde ich dir hier beim

Palastbau alles zeigen können. Vielleicht ist dann auch der Zeitpunkt gekommen, daß ich dir meine Söhne vorstelle."

Jehu sah den König nicht an, als er das Angebot mit der Bemerkung bedachte: „Ja, zeige mir alles! Von Soldatenunterkünften verstehe ich etwas." Da war es an Hasael, verstimmt zu sein.

Aber im Palasthof hatte sich der König längst wieder in der Gewalt. Er verabschiedete sich von Jehu mit herzlichen Worten, denn am nächsten Tag sollte der Abschiedsempfang stattfinden, bei dem die Reden vom diplomatischen Protokoll bestimmt waren, und danach würde die Gesandtschaft die Heimreise antreten. „Aber wir haben uns ja auch alles gesagt, was der Freund vom Freunde wissen muß", meinte er, und es sollte wie ein Trost klingen, daß die Zeit der Begegnungen zu Ende war. Und wie beiläufig teilte er noch mit: „Mein Antwortbrief an deinen König, den du morgen erhalten wirst, enthält die Einladung an ihn, mein Gast in Damaskus zu sein. Wir sprachen ja vor Tagen bereits davon. Was aber nicht im Brief steht: Sollte es bis zum Ende des nächsten Winters nicht zu einem Bündnis Israels mit mir kommen, dann muß ich auf andere Weise sichern, daß ich den Assyrern stärker gegenübertreten kann als ich es jetzt bin." Und mit strahlender Miene fügte er hinzu: „Jehu, wie ich auch zu entscheiden gezwungen sein werde – ich bleibe dein Freund. Vergiß das nicht!"

Jehu war froh, daß auch an diesem letzten Abend in dieser schönen und zugleich beklemmenden Stadt die kichernden Mädchen ausblieben. Aber über seine heutigen Gespräche Bidkar zu berichten hatte er trotzdem keine Lust. Zu frisch war das ungeheuerliche Ansinnen des Aramäerkönigs, daß er König Joram umbringen und sich selbst auf den Thron König Omris setzen solle. Und zu unheimlich war Hasaels dunkle Andeutung, daß er nur bis Wintersende auf die Vertragszusage warten wolle. Ach daß doch die Götter über die fernen Assyrer eine große Flut wie vor Zeiten brächten, so daß sie allesamt umkämen! Und daß doch Hasael gleich mit fortgespült würde! Dann könnte man in Ruhe abwarten, was Jahwe mit seinem Volk Israel vorhatte. Doch alle diese Wünsche waren blanker Unsinn, das war Jehu klar. Bevor er vor seinen König Joram trat, mußte er einen Ausweg aus den Fangstricken, die ihn umschlangen, gefunden haben. Aber vielleicht gab es gar keinen.

Bidkar ahnte, daß etwas vorgefallen sein mußte, was er so ähnlich schon befürchtet hatte, und ließ Jehu in Ruhe. Mochte der doch erst einmal ordnen, was ihn bestürmte.

Am nächsten Morgen stand Jehu wieder im Audienzsaal des Palastes. Hasael saß unnahbar auf seinem Thron, aber als sein Kanzler dem Gesandten Israels die Einladung für König Joram übermittelte, lächelte er Jehu aufmunternd zu. Und plötzlich fiel er seinem obersten Beamten protokollwidrig ins Wort: „Ich werde die Tage zählen, bis mein Bruder Joram hier im Saal neben mir sitzen wird. Und jener Tag, an dem mir sein Aufbruch zur Reise nach Damaskus gemeldet wird, soll mir ein Festtag sein. Sag das deinem Herrn, mein Freund Jehu!"

Der Kanzler zuckte beinah zusammen, als sein König in offizieller Audienz diesen bloßen Abgesandten als Freund ansprach. Das ging wohl doch zu weit. Jehu aber war völlig verwirrt. Was wollte Hasael denn wirklich? Wollte er nun doch mit dem unzuverlässigen Joram das Bündnis schließen, und er, den er unablässig seinen Freund nannte, sollte nur der Ersatzmann sein, falls Joram ablehnte? Oder hatten diese Einladung und der salbungsvolle Brief an Joram, der ihm soeben übergeben wurde, nur den Zweck, Jorams Vertrauen zu ihm wiederherzustellen, dem Boten, der seinen Auftrag treu erfüllt und sich dadurch erneut bewährt hatte? Damit seine Mordwaffe den arglosen Joram um so sicherer treffen konnte?

Als Jehu seine Dankesworte und sein Versprechen, König Joram die freundliche Gesinnung König Hasaels getreu zu übermitteln, hinter sich gebracht hatte und in seiner letzten Verbeugung verharrte, fühlte er sich befreit. Bloß hinaus aus diesem Palast, aus dieser Stadt! Nicht dieser machtbesessene König durfte Israels Weg bestimmen! Israels Gott war Jahwe, nicht der aramäische Hadad! Jahwe, der Gott Jakobs, des Vaters aller Israeliten!

Als Jehu stolz auf seinem Streitwagen stehend inmitten seiner kleinen Eskorte die Stadt verließ, hatte er keinen Blick mehr für die grüne Gartenlandschaft rechts und links der Straße. Mechanisch winkte er den Menschen zurück, die ihn als den Abgesandten des starken Nachbarn Israel grüßten und ihm gute Heimkehr wünschten. Diese Menschen, dachte er, konnten ja nichts dafür, daß sie nun diesen machtgierigen und heimtückischen Königsmörder zum Herrscher hatten.

7

Jehu hatte sich entschlossen, für die Rückreise nicht die Nord-Süd-Straße durch Baschan zu wählen und dann westwärts hinunter in die tiefe Jordansenke abzusteigen, sondern jenen Verkehrsweg zu nutzen, der nach Südwesten über die Golanhöhen hinab zum Oberlauf des Jordans und direkt nach der Festung Hazor führt. Das war die kürzeste Verbindung zwischen dem Israelreich und dem Damaskusreich, es war jene Route, die er schon auf der Hinreise hatte benutzen sollen. Weil König Joram und auch der Kanzler Schemaja ihm die Auskunft schuldig geblieben

waren, an wen und wo er bei der Heimkehr aus Damaskus seinen Bericht erstatten sollte, so hatte er sich für Samaria als Ziel seiner Rückreise entschieden, auch wenn König Joram noch im Süden gegen die Moabiter kämpfte. Denn seine Gesandtschaft organisiert hatte der Kanzler, und so lag es nahe, daß das Unternehmen bei ihm in Samaria auch seinen Abschluß fand.

Seit Jehu und Bidkar vom Streitwagen wieder auf die Reittiere umgestiegen waren und so ein ruhiges Gespräch zwischen ihnen möglich war, erörterten sie, was König Joram als Ergebnis der Reise zu berichten war und wovon er besser nichts erfahren sollte. Jehu erzählte Bidkar zunächst, was für ein Rededuell er mit Hasael auf dem Berg über der Stadt zu bestehen gehabt hatte. Aber eines verschwieg er selbst dem vertrauten Freund. Daß Hasael ihn als Nachfolger Jorams auf dem Königsthron von Samaria sah, das erschien ihm so abwegig, daß er davon lieber gar nichts sagte. König der Israeliten zu sein, das lag ihm nicht im Sinn. Oder doch? Nein, Jehu wies diese Versuchung energisch von sich. Er glaubte zwar zu wissen, was König Joram falsch machte, aber ob er selbst in Gerechtigkeit und Weisheit zu herrschen imstande war, damit ihn Gott Jahwe segnete und das Volk ihn liebte, darüber war er im Zweifel.

Die Gespräche, die er und Bidkar am ersten Reisetag führten, setzten sie am zweiten Tag fort, und am dritten Tag hatten sie noch immer nicht jenes todsichere Argument gefunden, das König Joram unbedingt von der Notwendigkeit überzeugen würde, Israel an die Seite von Damaskus zu führen. Endlich sahen sie ein, daß sie sich vergeblich den Kopf zermarterten. Denn es gab kein anderes Argument als die Tatsache, daß durch die Kapitulation Hamats Israel und Damaskus nun dem Frontalangriff der Assyrer ausgesetzt sein würden, der schon im kommenden Jahr erfolgen konnte. Deshalb hatte ja Hasael das Ende des nächsten Winters als den Termin genannt, bis zu welchem das Bündnis mit Joram abgeschlossen sein sollte. Das war die Lage, und Hasaels Forderung war die Folgerung daraus. In dieser Zwangslage befand sich aber auch Jehu ganz persönlich, denn falls Joram die Gefahr für Israel auf die leichte Schulter nahm, dann mußte man wohl in dieser seiner Blindheit jenes Zeichen erblicken, mit dem Jahwe seine Verwerfung als König denen kundtat, die Augen hatten, um zu sehen, und Ohren, um zu hören. Und in diesem Fall erwartete Hasael, daß Jehu das Gottesurteil an Joram vollstreckte, oder Hasael würde selbst etwas tun, was bisher sein Geheimnis war.

Jehu erkannte klar, in welche Bedrängnis er durch seine Gesandtschaft geraten war, und Biskar gab ihm recht. Aber er blieb dabei, daß er keinen Königsmord auf sich nehmen werde. „Die Götter sind unberechenbar, auch Jahwe“, verteidigte er seine Haltung, als Bidkar skeptisch dreinblickte. „Wer kann wirklich wissen, wie Jahwe über König Joram entscheiden wird? Wie könnte ich sicher sein, daß ich nicht selbst dem Gericht Jahwes verfalle, wenn ich die Hand gegen meinen König erhebe?“ Und er fügte hinzu, daß er persönlich bis jetzt eigentlich gar keinen Grund habe, Joram umzubringen. Dessen Schandtat vor neun Jahren war lange her, und daß er Joschafats Landgut einem anderen geben könnte, war bisher nur eine Drohung. Alles andere, was Joram als König und Heerführer anzulasten war, mußte man Jahwe anheimstellen. Vielleicht gab es irgendwo einen Mann, der einen wirklichen Grund hatte, Joram zu töten, und Jahwe bediente sich seiner, um durch das Gericht am König sein Volk Israel vor den inneren und äußeren Räubern zu bewahren. Wenn das aber eintrat, dann mußte Jahwe zugleich einen neuen König einsetzen, einen gerechten Herrscher, der wissen würde, was zu tun ist.

Die Karawane umrundete soeben einen der Kegelberge dieser Gegend, und Jehu und Bidkar waren so in ihren Disput vertieft, daß sie die Reisenden, die ihnen an der Rückseite des Berges entgegenkamen, erst bemerkten, als der Hauptmann der Eskorte Halt befahl. Sie erblickten eine Gruppe von sechs oder sieben Männern, die eine Reihe hochbepackter Lastesel mit sich führte. Auch diese Reisegruppe hielt erst einmal inne. Auf beiden Seiten war man bemüht einzuschätzen, was die Entgegenkommenden wohl für Leute seien, und die Männer der Eselkarawane wollten vor allem herausbekommen, ob ihnen und ihrem Gepäck etwa Gefahr drohte. Jehus Hauptmann schickte vier Mann los, um die Fremden nach ihrem Woher und Wohin zu befragen. Bei ihrer Rückkehr meldeten sie, daß die Männer Kaufleute des Königs von Tyros seien, die ihr Weg von Samaria nach Damaskus führe. Und sie selbst hätten ihrerseits den Händlern mitgeteilt, daß der Würdenträger, den sie vor sich sähen, der Gesandte des Königs von Israel sei, der den König von Damaskus zu dessen Herrschaftsantritt beglückwünscht habe.

Jehu gab Befehl, die Reise fortzusetzen. Bidkar hielt es für ratsam, daß Jehu den Händlern ein fröhliches Gesicht zeigte und einige freundliche Worte sagte, denn sie würden in Damaskus ja von ihrer Begegnung erzählen, und so könnte Hasael erfahren, daß Jehu über die Tat, die er von ihm erwartete, sich nicht länger den Kopf zerbrach, sondern guten Mutes war wie einer, der weiß, was er tun muß. Jehu schnaufte unwillig, aber er sah ein, daß Bidkars Rat nützlich war. Hasael sollte auf Israels Hilfe gegen die Assyrer vertrauen und nichts planen, womit er Israel vielleicht schadete.

Die Kaufleute ließen ihre Esel ein wenig beiseitetreten, und als Jehus Karawane sich näherte, verbeugten sie sich grüßend und blieben in dieser demütigen Haltung, bis der Würdenträger auf seinem Maultier heran war. „Erhebt euch!“ rief Jehu. „Friede sei mit euch!“ Er hielt an und erkundig-

te sich höflich, ob sie eine gute Reise hatten und ob ihre Geschäfte erfreulich verlaufen seien. Die Händler bejahten und wünschten Jehu und seiner Begleitung eine glückliche Heimkehr. Jehu forderte sie auf: „Erzählt in Damaskus von unserer Begegnung und vergeßt nicht hinzuzufügen, daß ich die Tage in jener Stadt zu meinen schönsten zähle. Und der Stadthauptmann möge doch König Hasael herzliche Grüße von mir bestellen und ihm sagen, daß wir auf unserem Weg rüstig vorankommen.“ Die Händler versprachen, alles auszurichten, und sie wünschten ihm und seiner Familie und allen seinen Begleitern Gesundheit und ein langes Leben. Sie verbeugten sich abermals, und Jehu verabschiedete sich von ihnen mit ähnlichen Segenswünschen.

„Und, bist du zufrieden?“ fragte er Bidkar, als sie weiterritten, und seine Miene war nun wieder verdrießlich. „Zufrieden solltest du sein“, erwiderte der Freund, „denn diese Begegnung wird dir nützen.“ Und das tat sie, denn Hasael hoffte mit größerer Zuversicht, nachdem ihm Jehus Grußworte ausgerichtet worden waren, daß seine Pläne aufgehen würden, und seine Zweifel an Jehus Fügsamkeit verringerten sich.

Als die Karawane aus dem Hochland zum Jordan hinabstieg, waren Jehu und Bidkar zur Auffassung gelangt, daß es jetzt vor allem galt, einflußreiche Verbündete zu gewinnen, die gleich ihnen die Assyrergefahr ernst nahmen und im Bündnis mit Damaskus die einzige Möglichkeit sahen, die Feinde zurückzuschlagen. So könnte auf König Joram Druck ausgeübt werden, so daß er den drohenden Abwehrkrieg im Norden für wichtiger ansah als die endlosen Plänkeleien im Süden und sich dem Zwang, mit Damaskus zusammenzugehen, nicht verschloß. Jehu schöpfte neue Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, den König zu überzeugen. Wütend schlug er nach den Mücken, die hier an den Sumpfufern des Hule-Sees, durch den der Jordan nach Süden strömte, besonders zahlreich die Männer umschwirrten. So wie er die blutgierigen Plagegeister erschlug und verjagte, so sollten die israelitischen und aramäischen Krieger über die Assyrerhorden kommen.

Ein wenig südlich des Sees überquerte die Karawane den Jordan, der hier noch als schmales Flüßchen dahinströmte, und vor ihr erhob sich am Rande des aufsteigenden Gebirges auf ihrem dreieckigen Hügel die Militärbasis Hazor, ihr nächstes Ziel. Die gewaltige Festung überblickte nach Norden hin die gesamte Gegend zwischen dem Gebirge Obergaliläas und den Golanhöhen, und sie beherrschte die Straße, die am Fuß des Hügels vorbeiführte und Damaskus mit Israel, dem Philisterland und letztendlich mit Ägypten verband.

War in Megiddo die eine Hälfte der Streitwagentruppe Israels stationiert, so hier in Hazor die andere Hälfte. Ihr Kommandeur war Nahum, wie sein Amtsbruder Jehu ein erfahrener Befehlshaber. Er war um einige Jahre älter als dieser, was man ihm jedoch nicht ansah, denn Haar und Bart zeigten noch kein einziges graues Haar. Er hielt sich für den besten Truppenführer König Jorams und wartete seit Jahren auf irgendeine Rangerhöhung, die aber im Grunde nur darin bestehen konnte, daß der König nicht mehr selbst zugleich Heerführer war, sondern dieses höchste militärische Amt ihm übertrug. Gern hätte er wenigstens auch über die Fußtruppeneinheiten geboten, die in Hazor ihren Standort hatten, aber deren Befehlshaber war Tola. Er hatte bereits seine beste Zeit hinter sich und wartete auf den Ruhestand, aber er achtete streng darauf, daß sich Nahum nicht anmaßte, ihn wie einen Untergebenen zu betrachten. Es war ein Prinzip König Jorams, daß die Streitwagen- und die Fußtruppenbefehlshaber in Hazor und Megiddo im Rang einander gleich waren, damit sie ständig um ihre Kompetenzen stritten und keiner zu mächtig wurde.

Jehu hatte, nachdem die Jordanfurt passiert war, Nahum und Tola durch einen der Eilkuriere seine Ankunft melden lassen, und so empfingen beide ihn und seine Leute am Tor, neugierig auf seine Reiseerzählungen und stolz darauf, daß sie diese noch vor dem König zu hören bekommen würden. Sie gönnten ihm kaum die Zeit, um seinen Hunger und Durst zu stillen und ein wenig zu ruhen. Es ging schon auf den Abend, als die drei Truppenobersten endlich beisammensaßen, während Bidkar und der Hauptmann der Eskorte im Kreise der Unterführer die Reiseerlebnisse zum besten gaben.

Bevor Nahum und Tola sich jedoch den Neuigkeiten widmeten, die sie von Jehu erwarteten, teilten sie ihm pflichtgemäß mit, daß König Joram aus dem Süden zurückgekehrt sei und ihn in seiner Residenz Jesreel dringend erwarte. Jehu dürfe in Hazor keinen Rasttag einlegen, sondern müsse gleich morgen weiterreisen. Ein berittener Bote hatte diese Nachricht vor zwei Tagen überbracht.

Der königliche Befehl verdarb Jehu die gute Laune. Er hatte in der Tat hier bei seinen Kameraden einen ganzen Tag ausruhen wollen. Und vollends unerfreulich war ihm Nahums Randbemerkung, daß er dem Boten, als der sich nach Jehus Aufenthalt in Hazor bei der Hinreise erkundigte, natürlich gesagt habe, daß die Gesandtschaft offenbar einen anderen Weg als den üblichen genommen hatte. Nun wußte also Joram bereits von der eigenmächtigen Wahl des Umwegs über Baschan und würde Rechenschaft fordern, bevor Jehu den Verdacht, daß der Kanzler sich an den Abgaben der Bauern für den König bereichere, überhaupt aussprechen konnte.

Damit Nahum und Tola verstanden, weshalb er nicht über Hazor gereist war, berichtete er von der wahrscheinlichen Untreue des Kanzlers und seiner Ausplünderung der Bauern zwischen Bet-El und Megiddo, um den Diebstahl an den Abgaben aus Baschan zu verschleiern.

Der alte Tola schüttelte verwundert den grauhaarigen Kopf. „Was gehen dich die Bauern an?“ meinte er. Nahum stimmte ihm zu: „Wie konntest du die Weisung des Königs, deinen Weg über Hazor zu nehmen, wegen ein paar fehlenden Kornsäcken in den Wind schlagen?“ Und er warnte: „Nimm dich vor Schemaja in acht! Er weiß, daß der König ihm blind vertraut, und er wird von niemandem sein weißes Gewand beschmutzen lassen, auch nicht von dir. Und der König braucht ihn, weil Schemaja ihm alles abnimmt, wozu er selbst keine Lust hat. Hast du denn in Baschan Beweise für Schemajas Betrug gefunden?“ Jehu verneinte ärgerlich, und seine Gesprächspartner rieten ihm um so dringender, die Gerüchte, denen er aufgesessen sei, zu vergessen. Und dann forderten sie ihn auf, nun von Damaskus zu erzählen.

Das tat Jehu gern, und er nahm sich zugleich vor, den Verdacht gegen den Kanzler vor König Joram tatsächlich zu verschweigen. Er berichtete nun vom feierlichen Empfang durch den Aramäerkönig und von den Ausflügen mit diesem in die Wüste und auf den Zedernberg, und er war bemüht, Hasael als echten Freund Israels und besonders König Jorams darzustellen. Seine Zuhörer wußten natürlich, daß der Vater des neuen Aramäerkönigs als Vasall König Ahabs in der Schlacht von Karkar gefallen war und daß Hasael daraufhin nach Damaskus gegangen war. Besonders Nahum erinnerte sich noch an beide, denn er hatte wie Talmai an der Schlacht als Wagenkämpfer teilgenommen. Er und auch Tola fanden es gut, daß Talmais Sohn, dieser damalige Prinz ohne Reich, jetzt König von Damaskus geworden war, denn sie versprachen sich davon, daß nun das Israelreich und das Aramäerreich wieder enger aneinanderrücken würden, auch wenn damals Hasael seinen Herrn Ahab verlassen und sich in König Hadadeser von Damaskus einen neuen Herrn gesucht hatte. Das alles war ja schon so lange her!

Jehu erwähnte nichts von Hasaels Mord an seinem Herrn. Das Wissen um diese abscheuliche Gewalttat sollte sein und Bidkars Geheimnis bleiben, beide hatten das einander geschworen. Denn daß König Joram und seine Befehlshaber zum Bündnis mit einem Königsmörder bereit sein könnten, das gehörte sicher zu den Unmöglichkeiten. Und auch wegen des Mißtrauens des Königs ihm gegenüber mußte Jehu Hasaels Mord verschweigen, und mehr noch galt das für Hasaels Ansinnen, daß auch er seinen König umbringen solle. Joram würde nicht warten, bis sich für ihn ein Mörder gefunden hatte, sondern kurzerhand den Überbringer der Nachricht von Hasaels Anstiftung zum Mord an ihm töten lassen. Hasael hatte das vorausgesehen und deshalb Jehu, obwohl der als Gesandter Jorams vor ihm stand, freimütig gestehen können, was er getan hatte und was er von ihm erwartete.

Jehu behielt also die geheimen Gespräche mit Hasael für sich und setzte seine Reiseerzählungen fort mit der Darlegung der Gefahr, die von den Assyrern Damaskus und eben auch Israel drohte. Er übte sich in der Beschreibung der neuen Lage, die durch den Kniefall des Königs von Hamat vor dem Assyrerkönig entstanden war, damit er später vor König Joram um so eindringlicher die Bedrohung und die sich daraus ergebenden Zwänge schildern konnte. Aber hier in Hazor rannte er mit seiner Rede offene Türen ein. Nahum und Tola erklärten sich ohne Umschweife für die Erneuerung des Bündnisses mit Damaskus und machten deutlich, daß ihnen der Krieg Jorams gegen die Moabiter im fernen Süden ziemlich gleichgültig war. Der König hatte ihre Streitkräfte nicht angefordert, und wo die nicht eingesetzt wurden, da konnte es sich, so meinten beide, gar nicht um richtige Kämpfe handeln. Freilich, Jehus Streitwagen waren dort, aber weshalb sie nicht längst den Widerstand der Moabiter gebrochen hatten, war für Nahum unverständlich. Mokant lächelnd fragte er: „Jehu, kannst du mir das erklären?“

Nun war das Gespräch unversehens beim Moabiterkrieg angelangt. Jehu fühlte sich durch Nahums provokante Frage herausgefordert und machte deshalb kein Hehl daraus, daß ihn Jorams Kriegführung keinesfalls begeisterte. Und er nannte seine Vorschläge, die er dem König gemacht hatte, um die Moabiter endlich zu unterwerfen.

Nahum beugte sich erwartungsvoll vor, er war hellhörig geworden. Er fragte, was Joram geantwortet habe. Jehu war trotz des Weins, dem alle drei kräftig zusprachen, auf der Hut und gab nicht preis, wie ungnädig der König reagiert hatte. Er log, daß Joram sich die Vorschläge habe überlegen wollen. „So, wollte er das?“ meinte Nahum gereizt, und er stieß das spitze Kinn angriffslustig vor, als er hinzufügte: „Aber wie sollte mich das wundern! Du bist ja sein Freund.“ Aus seinen Worten sprach der Neid, daß sein Amtsbruder dem König näherstand als er selbst. „Und wen wird Joram zum Heerführer ernennen?“ fragte er lauernd. „Sag es uns, denn du weißt es sicher!“ Auch Tola schien gespannt auf Jehus Antwort. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn Jehu Heerführer geworden wäre, nicht sein ehrsüchtiger Kollege Nahum.

Aber Jehu enttäuschte beide. „Wie soll ich das wissen? Glaubt ihr, der König spricht mit mir über seine verborgenen Gedanken?“ Er lachte auf. Aber wenn der zudringliche Amtsbruder sich als sein Rivale zu fühlen begann, so konnte das der Absicht, gemeinsam den König zum Bündnis mit Damaskus zu bewegen, abträglich sein. So behauptete er: „Im Gegenteil, ich habe dem König gesagt, wer nach meiner Meinung sein Heerführer werden sollte.“

Seine Gesprächspartner blickten ihn verwundert an. Sollte er sich das wirklich getraut haben? Nahum konnte nicht warten, bis es Jehu gefiel, die Spannung zu lösen. „Ist doch klar“, quetschte er

heraus, „du hast dich selbst Joram empfohlen. Zum Gesandten hat er dich ja schon gemacht.“ Er fürchtete, eine Bestätigung zu hören, und merkte gar nicht, wie sein Strebertum Jehu belustigte und Tola abstieß.

Jehu lächelte gönnerhaft. „Ich habe den Mann genannt, dem ich als meinem Heerführer voller Zutrauen folgen würde“, meinte er leichthin. „Ich habe dich vorgeschlagen, Nahum.“

Die Spannung in den Gesichtern der beiden Befehlshaber löste sich auf. Tola schaute ernüchtert drein. Nahum aber strahlte übers ganze lange Gesicht. Jehu konnte sich seinen älteren Amtsbruder tatsächlich als Heerführer des Reiches vorstellen, denn Nahum besaß jenen strategischen Verstand, der Joram fehlte, und sein lächerliches Strebertum wäre dann ja befriedigt gewesen. Andererseits aber wollte er das höchste militärische Amt lieber selbst bekleiden, falls es der König einmal einzuführen geruhen würde. Aber das lag wohl sowieso außerhalb des Möglichen. Er kannte Joram besser als seine beiden Kollegen, und er war sicher, daß der selbstherrliche König keinen Heerführer neben sich dulden werde, solange er selbst gesund und kräftig war. Und deshalb konnte er Nahums Hoffnung auf seinen Aufstieg nähren, ohne daß er zu fürchten brauchte, sich ihm eines Tages unterordnen zu müssen.

Am nächsten Morgen brach Jehu in aller Frühe mit seinem Gefolge auf, wie es ihm vom König befohlen war. Der Abschied von Nahum und Tola war kurz, aber freundlich. Die drei sahen sich jetzt als Verbündete, um König Joram zu überzeugen, falls er nicht geneigt war, sich, wie Nahum es ausdrückte, dem Hilfeersuchen aus Damaskus zu öffnen. Jehu gefiel diese Formulierung zwar nicht, denn sie verharmloste die Gefahr, in der sich Israel selbst befand, aber um den Gesinnungspartner nicht erneut zu reizen, vermied er es, ihn zu korrigieren. Wichtig war einzig, daß Nahum das Verteidigungsbündnis für notwendig hielt.

Als die Karawane den hohen Festungshügel hinabzog, blickte Jehu ein letztes Mal hinüber zum Hermon, der sich im Nordosten zum blauen Himmel emporwuchtete. Von hier aus war auf seinem Gipfel kein Schnee mehr zu sehen, er zeigte sich als ein ganz normaler Berg wie andere Höhenzüge auch, nur von weit mächtigerer Gestalt. Vielleicht, so ging es Jehu durch den Kopf, normalisierte sich auch sein Verhältnis zu König Joram wieder, und Joram schloß noch vor Wintereinbruch das Bündnis mit Damaskus ab. Warum eigentlich sollte er das nicht tun? Und die bösen Erinnerungen an die einsamen Gespräche mit König Hasael würden dann verblassen wie ein schlechter Traum.

Am dritten Tag, nachdem Jehu und seine Begleitmannschaft Hazor verlassen hatten, erblickten sie am Südrand der Ebene, in die sie vom Bergland Galiläa hinabgestiegen waren, die weitblickende Anhöhe, die den Königspalast von Jesreel trug, wehrhaft umgürtet von Mauer, Wall und Graben. Es ging schon auf den Abend, denn in der Mittagshitze hatten sie ausgiebig gerastet. Da Jehu auch hier einen Boten vorausgeschickt hatte, um seine Ankunft zu melden, wurde die Karawane am Tor von Ira erwartet, dem Hauptmann der Palastgarde. Freundlich begrüßte er Jehu und Bidkar, die er kannte, aber noch bevor er die Unterbringung des Trupps und der Tiere geregelt hatte, erbat er von Jehu den Brief des Aramäerkönigs und vom Schreiber dessen Tagesberichte. Denn König Joram hatte befohlen, daß ihm die Dokumente sogleich gebracht werden, nachdem Jehu eingetroffen war. Empfangen wollte er seinen Gesandten erst morgen, der sollte sich zunächst von der langen Reise ausruhen. Jehu war es zufrieden, so konnte er noch einmal seine Gedanken ordnen und seinen Bericht überschlafen, bevor er vor Joram trat und ihm Rede und Antwort stand.

Noch am Abend erfuhr er, daß der König den Schreiber der Tagesberichte zu sich beordert hatte. War der Mann also doch mit seiner Überwachung beauftragt gewesen? Oder konnte Joram die Schriftstücke ohne fremde Hilfe nicht lesen? Jehu brauchte aber nicht die Nacht über zu rätseln, warum der König einen untergeordneten Schreiber vor ihm, seinem Gesandten, zu sich rief. Denn der Gerufene kam nach seiner Entlassung aus freien Stücken zu ihm und berichtete, daß der König jedes einzelne Wort hatte wissen wollen, das Jehu mit Hasael gesprochen hatte, wenn sie allein waren. Joram sei sehr unzufrieden gewesen, daß darüber nichts in der Reisechronik stand. „Na wie denn auch?“ meinte Jehu und schüttelte verständnislos den Kopf. „Eben das habe ich dem König geantwortet“, sagte der Schreiber. Beide Männer lächelten sich einen Moment lang zu. Und Jehu wußte nun, daß nicht der Oberschreiber Achan die schriftlichen Tagesberichte veranlaßt hatte, sondern Joram selbst. Er freute sich zugleich, daß sein schreibgelehrter Reisebegleiter sich vom König nicht hatte als Aufpasser und Zuträger benutzen lassen – sein Verdacht gegen ihn war unrecht gewesen.

Endlich waren Jehu und Bidkar allein. Hier in Jesreel gab es kein Erstaunen darüber, daß beide zusammenblieben, denn der Palastvorsteher und seine Gehilfen wußten, daß die zwei unzertrennlich waren. „Weißt du, was wir noch gar nicht bedacht haben?“ meinte Bidkar. Jehu sah ihn betroffen an. Bidkar erklärte: „Wir gehen immer davon aus, daß Joram, ob er nun das Bündnis mit Hasael schließen will oder nicht, die Assyrer als Feinde betrachtet, die es zu bekämpfen gilt. Wenn er sie nun aber so sehr fürchtet, daß er den Kampf scheut und sich gleich dem König von Hamat ihnen unterwerfen will? Auch der König von Tyros zahlt an sie seinen jährlichen Tribut.“

„Der König von Tyros ist reich“, entgegnete Jehu, aber er wurde doch nachdenklich. Bidkar war tatsächlich etwas eingefallen, was sie beide nie ins Auge gefaßt hatten. Aber dann glaubte er doch, seinem Freund und Diskussionspartner bestimmter widersprechen zu können. „Joram ist ein Kriegsmann. Eine Unterwerfung wäre für ihn zugleich der Verlust seiner Kriegerehre. Außerdem hält er sich, wie du weißt, für einen bedeutenden Heerführer.“

Bidkar gab sich noch nicht überzeugt. „Vielleicht rechnet ihm Schemaja vor, daß ihn ein Tribut billiger käme als ein großer Feldzug, dessen Ausgang ungewiß ist.“ Das Grinsen des Schildträgers verriet, daß er seinen Einwand nicht ganz ernst meinte. Aber Jehu zögerte mit einer Antwort. Bidkar hatte etwas ausgesprochen, dessen Bedeutsamkeit ihm selbst wohl gar nicht ganz bewußt war. Denn wahrscheinlich war es wirklich so, daß ein Tribut, falls er sich nicht Jahr für Jahr wiederholte, vom Königreich leichter zu tragen war als ein verlustreicher Kriegszug. König Joram war allerdings kein Rechner. Und so erwiderte Jehu: „Ich bleibe dabei, eine Unterwerfung kommt für Joram nicht in Frage. Spätestens wenn die Assyrer heranziehen wird er in Damaskus den zwangsläufigen Bündnispartner sehen. Und meine Zuversicht ist sogar gewachsen, daß er schon früher zu dieser Einsicht kommen wird, denn den Brief Hasaels wollte er ja sofort nach unserer Ankunft lesen. Sicherlich nicht, um sich bloß an den Grüßen zu erfreuen.“

Am nächsten Tag hatte Jehu kaum seinen Morgenimbiß eingenommen, als ihn der König auch schon rufen ließ. Jehu atmete tief ein wie einer, der einem Kräftemessen entgegengeht, und sandte zugleich die stumme Bitte an Jahwe, daß er Jorams Ohren öffnen möge. Eilig machte er sich auf den Weg zu den persönlichen Gemächern des Königs. Der Türsteher wartete schon ungeduldig auf ihn und ließ ihn sogleich eintreten. Joram saß in bequemer Haltung auf seinem Stuhl, sein Gesicht verriet glücklicherweise keine schlechte Laune. Neben ihm thronte jedoch auf einem Polstersessel seine Mutter Isebel, die Witwe König Ahabs, und das verdroß Jehu, weil er geglaubt hatte, mit dem König allein zu sein. Niemand hatte ihm gesagt, daß die Königsmutter im Palast weilte, aber er hätte es sich denken können, denn hier in Jesreel verbrachte sie den größten Teil des Jahres, hier in der weiten Ebene fühlte sie sich wohler als in der Bergwelt Samarias.

Jehu mochte Isebel nicht, aber diese Abneigung teilte er mit dem gesamten Volk Israel. Bevor die Tochter des Königs der reichen Seehandelsstadt Tyros zur Ehe mit König Ahab bereit gewesen war, hatte Ahab seine erste Frau, eine vornehme Israelitin, verstoßen müssen. Das nahm ihr nicht nur die Sippe der Verstoßenen, sondern ganz Israel übel. Überdies galt sie als hochmütig, und daß sie aus ihrer Vaterstadt nicht nur ihre Dienerinnen, sondern einen zahlreichen Anhang aus Priestern und Tempelknechten ihres Gottes und aus Geschäftemachern ihres Vaters mitgebracht hatte, trug nicht dazu bei, ihr Sympathien zu erwerben. Manche sagten ihr sogar nach, daß sie mit allerlei Zaubereien ihren Widersachern Schaden zufügte. Jetzt saß sie in steifer Haltung neben ihrem Sohn, und man konnte auf den ersten Blick sehen, daß er die schlanke, hohe Gestalt von der Mutter hatte. Ihre einstige Schönheit war freilich schon lange verblüht. Jehu hoffte, daß sie in den Monaten, in denen er sie nicht gesehen hatte, weiter gealtert und dem Grabe nähergerückt war. Aber ihre üppig aufgelegte Schminke ließ nichts dergleichen erkennen, und ihr weißes Haar verhüllte sowieso stets eine buntbestickte Haube. Als sich Jehu auf Jorams Einladung hin auf dem für ihn bereitstehenden Hocker niederließ, rümpfte sie die Nase, obwohl diese Bequemlichkeit für den Weitgereisten zwischen dem Sohn und ihr abgesprochen war. Gewöhnlich duldete sie nämlich in ihrer Gegenwart höchstens, daß der Kanzler, der oberste Schreiber und der Verwalter der königlichen Besitztümer sitzen durften.

Jehu erstattete seinen Bericht. Er schilderte den feierlichen Empfang im Thronsaal König Hasaels, wobei er die brüderlichen Gefühle des Aramäerkönigs für Joram stark betonte. Dann legte er ausführlich die neue Lage für Israel dar, die durch den Kniefall des Königs von Hamat vor dem Assyrerkönig entstanden war. Eindringlich wies er auf den Zwang hin, daß sich Israel und Damaskus erneut verbündeten, weil beide Reiche nur gemeinsam den Räubern aus dem Norden widerstehen konnten. Abschließend übermittelte er die Einladung Jorams nach Damaskus, die der König aber gewiß schon wie auch den Bündniswunsch König Hasaels aus dessen Brief ersehen habe. Wie er es mit Bidkar beschworen hatte, verschwieg er Hasaels Mordtat an seinem Vorgänger sowie seine dunkle Drohung, daß er sich anderweitig schadlos halten werde, falls Joram ihn gegen die Assyrer im Stich lassen wolle.

Joram dankte Jehu für seinen Bericht und lobte ihn für seinen Einsatz, was Jehu nicht erwartet hatte und um so erfreuter aufnahm. Ohne auf die wichtigen Fragen, vor denen König und Reich nun standen, irgendwie einzugehen, wollte Joram vielmehr wissen, wie sich denn Hasael als Jehus Freund gegeben habe. „Er ist doch noch immer dein Freund?“ fragte er mit hintergründigem Lächeln.

Ohne eine Gefühlsregung zu zeigen, bestätigte Jehu die Frage, indem er die Vergnügungen nannte, zu denen ihn Hasael eingeladen hatte. Den Kasernenbau Hasaels inmitten des Bergwaldes erwähnte er nicht. Joram interessierte sich lebhaft für die Kameltour und die Kaninchenjagd, und im stillen beneidete er seinen Gesandten ein wenig um diese exotischen Erlebnisse. Schließlich aber fragte er, worüber sich Jehu und Hasael auf ihren einsamen Ausflügen unterhalten hatten.

Jehu war auf diese Frage vorbereitet und machte ein harmloses Gesicht. Sie hätten sich natürlich an den gemeinsamen Erinnerungen erfreut. Hasael habe auch allerlei Jagdgeschichten erzählt. Selbstverständlich hätten sie einander auch berichtet, was sie in den vergangenen Jahren erlebt hatten, wie er selbst Streitwagenoberst und wie Hasael König geworden war. An dieser Stelle mischte sich plötzlich Isebel ins Gespräch. Sie warf ein, daß Hasaels Vorgänger vor seinem Tod von der Krankheit genesen sei, die ihn befallen hatte. Sein Gott habe die Krankheit von ihm genommen. Wer also behauptet, er sei deshalb gestorben, weil sein Gott ihn preisgegeben habe, der wolle die Wahrheit verbergen.

Joram schaute seine Mutter irritiert an. Es schien, daß sie die Nachrichten, über die sie verfügte, und ihren Verdacht gegen Hasael ihm bisher noch gar nicht mitgeteilt hatte. Jehu aber erschrak und fürchtete, daß sich Joram jetzt auf die Frage stürzen werde, ob sich Hasael etwa im heimlichen Zwiegespräch mit dem Freund als Königsmörder verraten habe. Deshalb erwiderte er Isebel rasch, daß alle in Damaskus, mit denen er gesprochen habe, der Meinung waren, Gott Hadad sei es gewesen, der den alten König niedergestreckt habe, weil er wie der König von Hamat die Assyrer feige ins Land lassen wollte. Und sich wieder an Joram wendend kam er erneut auf den Bündniszwang zwischen Israel und Damaskus zu sprechen. Hasael sei, wenn sie beide allein waren, immer wieder auch auf die Abwehr der assyrischen Räuber zurückgekommen. Nur wenn beide Reiche ihre Kräfte vereinigten, könne der mächtige Feind zurückgeworfen werden.

Joram blickte versonnen vor sich hin und schwieg. Er war unsicher, ob er sich jetzt zum Bündnis, das sein Gesandter und Truppenkommandeur offenbar zu seinem eigenen Anliegen gemacht hatte, überhaupt äußern sollte. Außerdem bezweifelte er, daß die Gespräche der beiden ehemaligen Wagenlenker so harmlos gewesen waren, wie Jehu sie darstellte. Vielleicht war es sogar falsch gewesen, gerade Jehu nach Damaskus zu schicken. Sicherlich hatten die beiden auch über sein Versagen in der Schlacht von Karkar gesprochen. Möglicherweise argwöhnten beide, daß er vor den Assyrern kneifen wolle, weil er im vorigen Jahr seinen Verbündeten Damaskus im Stich gelassen hatte. Ob etwa Hasael etwas mit dem Tod Hadadesers zu tun hatte? Fragen über Fragen stürmten auf ihn ein.

Isebel nutzte die Gesprächspause und keifte, als müsse sie Jehu in die Schranken weisen: „Joram ist der Sohn König Ahabs! Wer aber ist dieser Hasael? Der Sohn eines Knechtes König Ahabs!“ In ihrer Erregung hatte die stolze Königsmutter beim Sprechen die Lippen weiter als gewöhnlich geöffnet, und Jehu erblickte ihre vielen Zahnlücken, die sie sonst ängstlich verbarg. Jetzt sah sie alt und häßlich aus. Ob Joram noch viel auf ihre Ansichten gab? Jehu faßte sich Mut und sagte, als sei er mit dem König allein: „Auch ich fürchte die Assyrer. Aber ich bin überzeugt, daß sie auch ohne den König von Hamat zurückgeschlagen werden können. Israel und Damaskus sind gemeinsam stark. Gestatte mir deshalb, wie du auch sonst tust, eine Frage: Wirst du die Einladung König Hasaels annehmen und nach Damaskus reisen?“

Mit Jorams gelöster und gnädiger Stimmung war es nun völlig vorbei. Er ärgerte sich doppelt. Über die herrische Mutter, die immer wieder glaubte, ihr Amt als Königsmutter berechtige sie, ihm in seine Regierungsentscheidungen hineinzureden. Und er ärgerte sich über Jehu, der sich erdreistete, ihm hier im Palast Fragen zu stellen, als seien sie draußen im Lande und sprächen miteinander wie alte Kriegskameraden. Weil aber seine Mutter sicherlich erwartete, daß er den Unverschämten hart anfuhr und ihn hinauswarf, tat er, um sie nun auch zu ärgern, das Gegenteil. Gereizt, aber ohne Zurechtweisung, antwortete er Jehu: „Warum sollte ich nicht nach Damaskus reisen? Ich will doch sehen, wie der kleine Wagenlenker den König spielt.“ Seine Entgegnung befriedigte ihn und rückte sein Selbstbewußtsein wieder gerade.

Jehu aber schauderte es bei seinen Worten. Der kleine Wagenlenker! Joram hatte offenbar nichts begriffen. Und ihn, seinen Gesandten, den Überbringer der Botschaft Hasaels, demütigte er gleich mit, denn auch er war ja einst ein kleiner Wagenlenker gewesen. Joram hatte seine wahre Meinung von ihm, den er aufdringlich sonst immer seinen Freund zu nennen pflegte, im Ärger verraten.

Aber der König war noch nicht zu Ende mit seiner Rede. Er hängte die peinliche Frage an: „Warum bist du auf der Hinreise nach Damaskus durch Baschan gezogen statt über Hazor?“

Jehu zwang sich zur Ruhe, aber das gelang ihm nur unvollkommen. Obwohl er den Verdacht Jonadabs gegen den Kanzler hatte für sich behalten wollen, weil ihm jeglicher Beweis fehlte und eingedenk auch der Warnungen Nahums und Tolas, beging er nun in seiner Enttäuschung über den Verlauf des Gesprächs den Fehler, die Gerüchte über Schemajas Untreue als Grund für seinen Umweg anzugeben. Er sei neugierig gewesen, ob an dem Gerede etwas dran sei.

„Und, was hast du herausgefunden?“ fragte Joram barsch.

„Nichts“, antwortete Jehu, „nichts, wie ich es mir schon vorher gedacht hatte. Die Gerüchte sind üble Nachrede.“

Er hoffte, seinen Fehler entschärft zu haben, aber sofort merkte er, daß er nun drauf und dran war, in Ungnade zu fallen. Denn der König herrschte ihn an: „Erst wolltest du Heerführer werden! Und jetzt willst du meinen Kanzler ablösen! Was willst du noch?“

Jehu war klar, daß er den Bogen überspannt hatte. Er versuchte eine zerknirschte Miene. „Ich will dir als der dienen“, murmelte er demütig, „zu dem du mich erhoben hast. Nichts anderes will ich. Verzeih mir meine Fehltritte!“

Joram sah ihn verdrossen an. Er wußte nicht, woran er mit diesem unbequemen Menschen war, der ihm trotz aller Differenzen noch immer näherstand als alle anderen Truppenbefehlshaber. Er schickte einen Seitenblick zu Isebel. Ihr Gesicht glich einer bösen Maske. Zweifellos erwartete sie, daß er Jehu bestrafte. Seine Miene entspannte sich deshalb, als er sich wieder dem Aufsässigen zuwandte. Er brach den Wortwechsel mit ihm ab und kam ohne Übergang zum notwendigen offiziellen Abschluß der Audienz, indem er Jehu von seiner Gesandtenmission entlastete. Und als wolle er ein wenig mildern und korrigieren, wie er auf Jehus Bericht reagiert hatte, versprach er: „Alles, was du mir mitgeteilt hast, werde ich bedenken und vor Jahwe ausbreiten, und seinem Willen werde ich folgen. Zweifle nicht an meiner Freundschaft! Deine Begleiter schicke ich morgen zurück nach Samaria. Du aber und Bidkar, ihr geht nach Megiddo und ruht euch bei euren Familien aus! Ich werde dich wissen lassen, was Jahwe mir zu tun befehlen wird.“

Jehu erhob sich und verneigte sich tief, und im Hinausgehen dachte er an den Abschied von Hasael im Palasthof von Damaskus. Zwei Könige versicherten ihn ihrer Freundschaft, aber was beide tun würden, blieb ihm verborgen. Und auch seine eigene Zukunft lag nun im Nebel. Denn als Streitwagenoberst schien er von Joram nicht mehr gebraucht zu werden. Seine Truppe war im Moabiterland, und sie befehligte sein Stellvertreter Abihu. Er selbst sollte sich ausruhen. Wofür?

8

Obgleich die verschiedenen Landesteile des Königreichs Israel noch kein einheitliches Ganzes bildeten und obwohl sich die Bewohner in West und Ost, in Süd und Nord des Reiches nicht als ein Volk mit gemeinsamer Herkunft empfanden, auch wenn sie sich allesamt Israeliten nannten, so durchschwirrten doch die Gerüchte von Jehus Reise nach Damaskus bald das gesamte Land. Selbst in entlegenen Dörfern erzählte man sich, daß es in Damaskus einen neuen König gäbe. Aber diese Nachricht allein wäre den Bauern kaum sehr interessant gewesen, wenn es nicht zugleich geheißen hätte, daß die Assyrer Israel bedrohten. Selbstverständlich wußte man überall, daß die Raubscharen aus dem Norden schon viermal in die Länder am Libanongebirge eingefallen waren. Aber jedesmal waren sie zurückgeschlagen worden. Wieso diese fernen Feinde nun auf einmal so gefährlich sein sollten, das wußten allerdings auch diejenigen nicht zu sagen, die es behaupteten. Lag es daran, daß König Joram im vorigen Jahr nicht mit den Königen von Damaskus und Hamat gegen sie zu Felde gezogen war? Oder hatte die Gefährdung mit dem Königswechsel in Damaskus zu tun? Der wirkliche Grund, daß der König von Hamat sich den Assyrern unterworfen hatte und Damaskus dem Feind nun allein gegenüberstand, hatte sich den umlaufenden Gerüchten nämlich nicht angeheftet.

Nach und nach griff eine nicht recht faßbare Bangigkeit, ja Furcht um sich, obzwar es keinerlei Nachrichten gab, daß die Assyrer etwa schon im Anmarsch waren oder gewiß im nächsten Jahr kommen würden, und obwohl niemand sagen konnte, ob sie Israel überhaupt im Auge hatten. Aber man fürchtete, daß nun zum Krieg gegen die Moabiter ein zweiter, ein großer Krieg im Norden hinzukommen könnte, daß deshalb die Abgaben, die der König verlangte, ins Unermeßliche steigen würden, daß die Jugend Kriegsdienst leisten müßte, wobei viele nicht heimkehren würden.

Jonadab, der Vorsteher jener Bauern auf der königlichen Feldflur bei Megiddo, die sich von ihren Zeltbehausungen nicht trennen wollten, saß abends oft an seinem Lieblingsplatz unter dem mächtigen Eichbaum mit den anderen Alten aus seiner Sippe zusammen. Sie schauten über die abgeernteten Äcker ins Weite und rätselten hin und her, was König Joram im nächsten Jahr wohl tun werde. „Hört nicht auf die Angstmacher!“ riet Jonadab immer wieder. „Warum sollten die Assyrer wiederum heranziehen? Sie werden doch endlich einmal begreifen, daß sie sich hier nur blutige Köpfe holen.“ Woche um Woche verging, aber neue Nachrichten gab es nicht. Und so versiegten allmählich die fruchtlosen Gespräche. Meist saßen die Männer nun schweigend beisammen, kauten mißmutig Röstkorn, und nur ab und zu knirschte der eine oder der andere ein Schimpfwort heraus, sei es gegen die Assyrer, gegen den König oder gegen die Garnison im nahen Megiddo, von der sich niemand sehen ließ, denn die Streitwagenkrieger waren noch jenseits des Jordans und machten Jagd auf die Moabiter.

Die Gelassenheit, die Jonadab seinen Sippengenossen zeigte, war jedoch nur vorgetäuscht. In Wirklichkeit tat auch er die umlaufenden Besorgnisse nicht als leeres Geschwätz ab. Er hatte erfahren, daß Jehu nach Megiddo heimgekehrt war, und er ahnte, daß die bange machenden Gerüchte ihren Ursprung in den Nachrichten hatten, die Jehu aus Damaskus mitgebracht hatte. Tag für Tag hoffte er, daß der Weitgereiste ihn besuchte. Vielleicht lichteten sich dann ein wenig die dunklen Staubwolken der Befürchtungen. Aber Jehu ließ sich nicht blicken. Jonadab war verärgert über seinen hochgestellten Freund.

Auch Schafat im Dorf Mehola am Rande der Jordansenke hielt immer wieder Ausschau, ob der, auf dessen Kommen er hoffte, nicht endlich einmal erschien. Selbstverständlich wartete er nicht auf Jehu, mit dem ihn ja nichts verband, als daß er wußte, wer der Träger dieses Namens war. Er wartete auf seinen jüngsten Sohn Elischa, der vor vielen Monaten zu den Gottesmännern gegangen war, die in Gilgal ihre Hütten erbaut hatten. Wenn Elischa zurückkehrte, würde er berichten können, was jene Männer, die sein ältester Sohn Verrückte schimpfte, von der Gefahr dachten, die Israel von den Assyrern drohte. Vielleicht offenbarte Jahwe gerade seinen eigenwilligen Verehrern, ob Israel sich vor dem Kommenden fürchten mußte.

Schafat und seine Dorfgenossen sprachen über die fernen Zeiten, als die Philister Israels Feinde gewesen waren und Saul an der Spitze des Volkes manchen Sieg über sie erfochten hatte. Jene Ereignisse waren hier in Mehola deshalb noch nicht vergessen, weil Schafat ein Nachkomme Adriels, des Schwiegersohns Sauls, war, der hier gelebt hatte. Schafat und die anderen Hausväter sinnnierten darüber, ob die Assyrer genauso gefährlich seien als zu Adriels Zeit die Philister und ob die Assyrer überhaupt bis ins Reich Israel vorstoßen könnten. Aber wenn sich die Männer an Sauls schreckliches Ende in der Schlacht am Gebirge Gilboa erinnerten, dann schauderte es sie. Sie hatten zwar fast einhellig keine gute Meinung von König Joram, aber wenn er fiel wie damals Saul, dann, so meinten sie, wäre das vielleicht auch ihr eigenes Ende, denn die Assyrer würden sie wohl noch brutaler ausplündern, als es Israels Könige taten.

Die Ängste, die Jonadab und Schafat und ihre Dorfgenossen bedrückten wie alle Bauern in den Städten und Dörfern Israels, ließen auch Jehus Vater Joschafat und den Oberpriester Abiram des Tempels von Bet-El die Köpfe zusammenstecken und sich in Mutmaßungen ergehen, was das nächste Jahr bringen würde. Die beiden fürchteten nicht so sehr die Assyrer selbst, denn es erschien ihnen unwahrscheinlich, daß die bis hierher in den Süden des Reiches vordringen würden. Sie glaubten nicht an eine vernichtende Niederlage Israels, wenn es gemeinsam mit Damaskus und den anderen Bündnispartnern den Feinden entgegentrat. Bisher waren die Assyrer ja immer zurückgeschlagen worden, warum also sollte es diesmal anders sein, auch wenn in Damaskus ein neuer König herrschte? Was beiden jedoch eine gewisse Sorge bereitete, war die Möglichkeit, daß die Assyrer mit einer gewaltigeren Heeresmacht heranzogen als je zuvor und daß König Joram dann eventuell von seinem Schwager, dem König von Juda, der ihm zur Heeresfolge verpflichtet war, fordern könnte, seine gesamte Streitmacht mit derjenigen Israels zu vereinigen. In diesem Fall wäre das gleich südlich von Bet-El beginnende Reich Juda schutzlos, und der mächtige König des Philisterreiches Gat, das unten in der Ebene am Meer lag, könnte Lust bekommen, die Judäer zu unterjochen. Auch Bet-El mit dem Reichstempel Israels wäre dann bedroht.

Der Oberpriester Abiram hielt sich jetzt mit seinen Schimpfereien gegen König Joram zurück, denn er nahm nicht an, daß sich der König wiederum wie im vorigen Jahr dem gemeinsamen Feldzug der syrischen Könige gegen die Assyrer verweigern werde. Seine frühere Meinung, daß Jahwe den König fallengelassen habe, hielt er nun für ein wenig voreilig. Seines Nachbarn Joschafats Gedanken galten weniger dem König, er fragte sich vielmehr immer wieder, was sein Sohn Jehu jetzt nach seiner Rückkehr aus Damaskus wohl tun mochte. Ob er gemeinsam mit dem König und den anderen Befehlshabern schon den nächsten Feldzug gegen die Assyrer plante? Seinen heimlichen Unwillen gegen Joram mußte er nun erst einmal vergessen. Abiram schlug Joschafat vor, einen Boten an Jehu zu schicken und ihn um einen Besuch zu bitten, damit sie beide erfuhren, woran sie mit ihren Sorgen seien. Aber Joschafat hielt nichts von diesem Einfall. Wenn Jehu kommen könnte, so meinte er, dann würde er es tun, auch ohne ausdrückliche Bitte. Ein Bote würde ihn womöglich sogar erschrecken. Abiram beugte sich Joschafats Bedenken, was er selten tat. Und so warteten die beiden Alten weiterhin, daß Jehu sich irgendwann von selbst meldete.

Daß sich im Lande Unruhe ausbreitete, als ob die Assyrer im nächsten Jahr Israel unmittelbar bedrohen würden, König Joram erfuhr es vom Kanzler, und der bezog sein Wissen von den Zuträgern, die er sich herangezogen hatte. Joram ließen die Ängste der Bauern allerdings kalt, im Gegenteil, sie kamen ihm gar nicht ungelegen. Denn wer sich vor den Assyrern fürchtete, der dachte sicherlich nicht an Widerstand gegen königliche Forderungen, vielmehr erfüllte er diese willig, um die Wehrkraft des Reiches zu stärken.

Eine ganz andere Frage war aber für Joram, wie die Kriegsgefahr im Norden, die König Hasael in seinem Brief und Jehu in seinem Vortrag so beredt geschildert hatten, wirklich einzuschätzen war. Joram hatte eine Idee. Er bat seine Mutter Isebel, bei König Baalasor von Tyros, ihrem Bruder, der enge Handelsbeziehungen mit den Assyrern unterhielt, brieflich anzufragen, welche Nachrichten er über den König der Assyrer und seine Absichten habe. Seinen Onkel in der Inselstadt Tyros zu besuchen vermied er, denn das hätte sowohl im Lande Israel als auch in Damaskus großes Aufsehen erregt, und eben das wollte er auf keinen Fall. Man hätte überall geglaubt, daß auch er die Kriegsgefahr sehr ernst nehme.

Die Antwort, die Isebel erhielt, bereitete ihm große Freude. König Baalasor schrieb, er wisse, daß König Salmanassar in seinen eigenen Ländern beschäftigt sei, und er glaube, daß der König auch im kommenden Jahr noch nicht einen neuen Feldzug nach den Libanonländern werde durch-

führen können. Joram beschloß daraufhin, in Ruhe abzuwarten und Hasael auf dessen Brief vorerst nicht zu antworten. Es widerstrebte ihm sowieso, mit dem Emporkömmling von Damaskus in ein Bündnis zu treten. In seiner Abneigung gegen Hasael war er sich mit seiner Mutter einig. Überdies wußte der Aramäer um sein Versagen in der Schlacht von Karkar, als er Jehu feige dem Feind überlassen hatte, und wenn das Bündnis zustande kam, hatte Hasael ihn mit diesem Geheimnis in der Hand und würde versuchen, sich als sein Herr aufzuspielen, so wie Ahab einst über Talmai, Hasaels Vater, geboten hatte. Nein, vorläufig sollte die Assyrerfurcht ihn selbst nicht ergreifen. Nur in seinem Volk sollte sie weiter schwelen.

Offen war nun aber noch die Frage, was mit Jehu geschehen sollte. Joram fühlte sich allzusehr von ihm bedrängt, ja geradezu belästigt. Übernahm er wieder das Kommando über die Streitwagentruppe von Megiddo, so würde er ihm ständig mit seinen Ansichten und Vorschlägen in den Ohren liegen. Andererseits war Jehu jedoch ein fähiger Kommandeur, und an seiner Treue zum Königshaus war nicht zu zweifeln. Daß er nach den Ämtern des Heerführers oder des Kanzlers strebte, glaubte Joram nicht ernsthaft, aber es war nützlich, das ab und zu dem Unbequemen vorzuwerfen und diese oder jene Drohung anzufügen, damit er nicht hochmütig wurde, sondern demütig Abbitte leistete. Der Zufall kam Joram zu Hilfe und machte einen Posten frei, auf den er Jehu setzen konnte, so daß er ihn aus seiner engeren Umgebung los wurde, ohne ihn zu verlieren.

Jehu selbst hoffte und ahnte, daß der König von Zeit zu Zeit an ihn dachte, und um so stärker quälte ihn die Ungewißheit. Täglich wartete er darauf, daß Joram ihm eine Nachricht schickte, wie er es ihm zugesagt hatte, sei es, daß er ihn zu sich rief oder daß er ihm wenigstens irgendeine Entscheidung mitteilte, oder sei es gar, daß er ihn als Begleiter berief, wenn er nach Damaskus reiste, um sich mit König Hasael zu treffen. Vielleicht lud er auch alle Truppenbefehlshaber zu sich und beriet sich mit ihnen, bevor er eine Entscheidung traf. Jehus Gedanken kreisten unablässig um die assyrische Bedrohung Israels und Jorams Tun und Lassen. Die Bedrückung der Bauern und ihre aufsässige Stimmung geriet in den Hintergrund seines Nachdenkens.

Allmählich machte ihn die Enttäuschung über Jorams Schweigen immer mißmutiger. Die fröhliche Ada versuchte vergeblich, ihren Ehemann aufzuheitern. Die Kinder gingen dem Vater sogar aus dem Wege, denn er hatte kaum mehr einen freundlichen Blick für sie. Bidkar gab ihm zu verstehen, daß er den Versprechungen des Königs von vornherein nicht hätte trauen sollen. Beide waren jetzt oft mit Elkana zusammen, dem Kommandeur der Fußtruppen von Megiddo. Auch ein Großteil seiner Mannschaften war wie Jehus Streitwagentruppe noch immer jenseits des Jordans im Kampfeinsatz, und das milderte die Rivalität der beiden Befehlshaber erheblich, die durch Elkanas ehrenvolle Verabschiedung Jehus nach Damaskus sowieso schon ein wenig abgeschwächt war. Elkana ließ sich von Jehu ausführlich erklären, weshalb die Assyrergefahr jetzt größer war als noch im vorigen Jahr, und daraufhin ging er zuversichtlich davon aus, daß der König das Bündnis mit Damaskus erneuern werde. Jehu und sogar Bidkar gewannen durch Elkanas Optimismus ein bißchen Hoffnung, daß Joram den Ernst der Lage trotz seiner Abneigung gegen Hasael erkennen werde.

Aber weitere Wochen vergingen, und aus den Königspalästen in Samaria und Jesreel war nichts zu hören. In den Dörfern zwischen Megiddo und dem Berg Tabor ging die Weinlese zu Ende. Die Bauern rüsteten zum Herbstfest, aber die Stimmung war weniger fröhlich als sonst. Die Ängste vor dem Kommenden lasteten weiterhin auf den Hütten, das Murren der Familienväter verstummte nicht, die Gottheiten wurden eifriger angerufen. Und ähnlich war es im gesamten Land.

Eines Tages kehrten endlich die Streitwagenkrieger und die Fußtruppen vom Moabiterfeldzug nach Megiddo zurück. Wochenlang hatte sich im umkämpften Gebiet keine moabitische Streifschar mehr sehen lassen, und so war König Joram in die Festung Jahaz geeilt und hatte den Feldzug für beendet erklärt, erfolgreich beendet. In Jahaz hatte er eine starke Besatzung zurückgelassen. Jehu konnte es kaum erwarten, die Heimkehrer und an der Spitze der Streitwagen seinen Stellvertreter Abihu zu begrüßen. Aber als dann der Langerwartete, dem er vertraute wie Bidkar, vom haltenden Wagen sprang, das lange Haar, dem der Wind anscheinend nichts anhaben konnte, wie immer aus der hohen Stirn glatt nach hinten gekämmt, und sich ihm zuwandte, wußte er dessen gesenkten Blick nicht zu deuten. Die Sündermiene paßte gar nicht zu dem selbstbewußten, energischen Befehlshaber. Aber der Jüngere hatte noch wenig Übung darin, seine Gefühle zu verbergen, und so trat er vor seinen Lehrmeister und Freund mit einer Miene, als müsse er sich schuldig bekennen. Jehu umfaßte seine Schultern und fragte beklommen: „Abihu, was hast du? Freust du dich nicht, wieder zu Hause zu sein, gesund und munter?“

Abihu hob den Kopf und sah den Freund bedrückt an. „So weißt du es also noch nicht? Das sieht ihm ähnlich! Und der nennt sich deinen Freund!“

„Du sprichst vom König?“ fragte Jehu, obwohl er wußte, daß es so war, und er ahnte, was sich sein Stellvertreter auszusprechen scheute.

„Von wem sonst!“ erwiderte Abihu grimmig und sah sich zugleich nervös nach den Unterführern um, die sich versammelten und auf seine Befehle warteten. Zornig klärte er Jehu auf: „Er hat dich als Kommandeur abgesetzt.“

Jehu ließ Abihu los und stellte nüchtern fest: „Und der Oberst der Streitwagen bist nun du."

Abihu nickte. Und er bat: „Jehu, verachte mich nicht! Ich kann nichts dafür. Ich habe ihn nicht umschmeichelt."

Jehu sah seine düstere Vermutung bestätigt. Joram hatte ihm ja geboten, sich auszuruhen. Einen Truppenbefehlshaber, der gesund war, schickte man nicht aufs Ruhelager, sondern zurück zu seiner Mannschaft. Aber der Verlust des Kommandos, an dem er hing, schmerzte ihn ein bißchen weniger, als er seinen ehemaligen Stellvertreter immer noch wie einen Sünder vor sich stehen sah. „Abihu, ich habe es kommen sehen", tröstete er den Freund, obgleich er eher selbst des Trostes bedurft hätte. „Der König hätte keinen besseren Nachfolger für mich als dich finden können. Du wirst unserer Truppe ein guter Befehlshaber sein. Bleib mein Freund, wie ich der deine bleibe! Und jetzt geh zu deinen Männern, sie warten auf dich! Wenn du Zeit hast, werde ich dir alles erzählen, was ich erlebt habe, seit ich dir in Jahaz das Kommando übergeben habe. Und du wirst mir von Jorams Siegen über die Moabiter berichten." Er grinste bei den letzten Worten, obwohl ihm das in seiner Gemütsverfassung Mühe machte.

Abihu verstand seine Ironie und machte eine wegwerfende Handbewegung. Und aus seinem Gesicht verschwand die Sündermiene, als er entgegnete: „Es sei, wie du sagst! Ich hatte Angst, dich als meinen Freund zu verlieren." Und in sachlichem Ton machte er Jehu nun noch eine wichtige Mitteilung: „Der König erwartet dich in Samaria. Ich soll dir sofort, wenn ich nach Megiddo komme, diesen Befehl übermitteln, und du sollst unverzüglich aufbrechen."

Wenn auch Jehu nicht wußte, ob ihn im Palast von Samaria Gutes oder Böses erwartete, fühlte er sich doch erleichtert. Endlich hatte das ermüdende Warten ein Ende. „Joram scheint sich doch noch an mich zu erinnern", meinte er sarkastisch, und als er Abihu nachblickte, der forteilte, um seine Anordnungen zu treffen, spürte er schmerzlich, wie schwer ihm der Verlust der Kommandogewalt fiel.

Bidkar kam herangeschlendert. Vorhin hatte er sich im Hintergrund gehalten, um vor Abihu nicht aufdringlich zu erscheinen. Als er jetzt den Stellvertreter zu den Unterführern eilen und den Kommandeur allein zurückbleiben sah, wußte er, was geschehen war. Jehu verstand seinen wissenden Blick und sagte nur: „Ja, so ist es nun." Und bevor Bidkar eine Meinung von sich geben konnte, setzte er hinzu: „Morgen früh brechen wir beide nach Samaria auf. Joram scheint irgendetwas beschlossen zu haben. Er will mich sehen." Bidkar verdrehte die Augen, was Jehu verstand als „Was soll aus dem Palast schon Gutes kommen!"

Die beiden Freunde verzichteten auf weitere Begleitung. Jehu ritt wie im Frühsommer, als sie aus Jahaz aufgebrochen waren, auf einem Esel, und ihn und Bidkar konnten die Bauern in den Dörfern nun wieder für Brüder halten. Er war ja nun auch kein Höhergestellter mehr, sondern nichts als ein Israelit wie andere auch. Nein, sagte er sich, er war weniger als das. Er war noch immer ein Diener des Königs, Essen, Kleidung und Wohnung erhielt er von ihm, und was der Herrscher über ihn beschloß, das mußte er tun.

Gegen Mittag des nächsten Tages langten die beiden Reisenden in Samaria an. Bidkar blieb in der Wohnstadt der gemeinen Leute zurück, Jehu aber stieg sofort hinauf zum Tor, das in den ummauerten Palastbezirk führte, um seine Ankunft zu melden. Gegen den üblichen Brauch, daß man halbe oder ganze Tage abzuwarten hatte, bis der König den Herbefohlenen zu empfangen geruhte, eröffnete ihm der Wachhabende, daß König Joram bestimmt habe, ihn sogleich zu ihm zu führen. Das fand Jehu äußerst befremdlich und überdies peinlich, denn er hatte sich noch nicht einmal vom Reisestaub gesäubert. So, wie er vom Esel gestiegen war, sollte er nun vor den König treten. Hatte Joram etwa neue Nachrichten aus Damaskus erhalten, die ihn zu raschem Handeln zwangen, und er wollte sich mit ihm, seinem Gesandten, beraten?

Seine Verwunderung wuchs, als er, kaum daß er an der Seite eines der Torwächter den weiten Palasthof betreten hatte, Joram mit Achan, dem obersten Schreiber, und mit einem dritten Mann vor einer Baustelle zusammenstehen sah, ein entrolltes Leder in den Händen und eifrig auf die anderen beiden einredend. Ein neues Gebäude war im Entstehen, und die drei besprachen offenbar den Stand der Arbeiten. Als Joram seinen Gast erblickte, rollte er das Leder zusammen und gab es Achan. Er eilte auf Jehu zu, winkte dessen Begleiter, zurück auf seinen Posten zu gehen, und rief schon im Näherkommen: „Mein lieber Jehu, ich freue mich, daß du so rasch gekommen bist! Es duldet nämlich keinen Aufschub, weshalb ich dich rief." Jehu sah sich von den Gesprächspartnern des Königs beobachtet, verbeugte sich tief und meldete, sich aufrichtend: „Mein König, hier bin ich, in Erwartung deiner Befehle."

Joram schien die Freundlichkeit selbst zu sein. „Aber laß doch die Förmlichkeiten! Komm, wir wollen hinauf auf die Mauer steigen, wo wir ungestört sind!" Er schritt voran, und Jehu folgte ihm in gespannter Erwartung, denn Außerordentliches schien vorgefallen zu sein. Über eine steile Stiege in einem der Mauertürme erklommen sie dessen Plattform und blickten nun weit ins Land hinaus. Auf den abgeernteten Feldern ringsum machten sich Disteln breit, die verlassenen Weingärten zeigten sich in fahlgelber Herbstfärbung, und wo noch Blattgrün zu erahnen war, dort deckte es eine dicke, grauweißliche Staubschicht.

„Bald werden die Frühregen das Land vom Staub sauberwaschen und die Erde wieder aufschließen“, sagte Joram und atmete tief die frische Luft ein, die ein Windhauch heranführte. Jehu schwieg und wartete. Joram fuhr fort: „Wir können meinen Großvater Omri nicht genug preisen, daß er hier auf diesem Hügel seinen Palast erbaute. Wie eng war alles in Tirza gewesen, Fels und Schluchten überall, die Wege beschwerlich. Aber König Bascha scheint das nicht gestört zu haben. Hier dagegen ist die Landschaft lieblich, ringsum fruchtbar, und ein weiter Blick fällt auf die Straßen, auf denen alle zu uns kommen, die an unserem Reichtum teilhaben wollen und ihn vermehren.“

Jehu wußte nicht, was er von dieser Lobrede halten sollte. Es war ja beinahe so wie in Damaskus, als Hasael ihn von der Berghöhe hatte sein Reich bewundern lassen. Das, was hier in herbstlicher Öde zu sehen war, unterschied sich allerdings erheblich von jener grünen Oase am Barada. Doch Damaskus war sicher der Grund, weshalb ihn Joram zu sich gerufen hatte. Wann wollte der König endlich zur Sache kommen? Sein Hinweis auf die Verkehrswege Samarias schien Jehu geeignet, ihn aus seinen gefühlsseligen Betrachtungen herauszulocken. „Und auf denen auch unsere Feinde leicht nach Samaria gelangen können“, äußerte er herausfordernd.

Joram wandte sich ihm zu und blickte ihn an, als begreife er nicht ganz, was Jehu meinte. Endlich ließ er ein breites, verstehendes Lächeln sehen. „Ach, du ängstigt dich noch immer vor den Assyrern!“ rief er. „Nein, nein, Jehu, das mußt du nicht. Ich habe zuverlässige Nachricht, daß König Salmanassar auch im nächsten Jahr in seinen eigenen Ländern beschäftigt sein wird.“

Jehus erwartungsvolle Stimmung brach zusammen. Warum ihn der König zu sich befohlen hatte, das konnte also kaum etwas sein, was mit der Bedrohung Israels zusammenhing. Auf wen mochte sich der König berufen? War die Gefahr wirklich vorerst gebannt? Auf die Kaufleute von Tyros kam Jehu nicht, obwohl ihm Hasael erklärt hatte, welche wichtige Rolle die Händler als Nachrichtenübermittler spielten. Er war zu sehr Soldat, und das Handelsmilieu war ihm fremd.

Joram setzte seine Belehrung fort: „So ist das, Jehu, ein König weiß halt mehr als seine Diener. Und damit sich kein Feind heimlich dem Reich nähert – da du soeben von Feinden gesprochen hast – , so wird ein kluger König seine besten Kommandeure an die Grenzen des Reiches schicken.“ Er machte eine kleine Pause und hob dann die Stimme: „Mein lieber Jehu, als Dank für deine Verdienste habe ich dir eine solch ehrenvolle Stellung zugedacht.“

Er beobachtete den abgesetzten Streitwagenbefehlshaber, immer noch ein Lächeln im glatten Gesicht, und sah, wie Jehus Miene versteinerte. Joram war zufrieden, daß Hochmut und Besserwisserei, die er in dessen Gesichtsausdruck sonst zu finden glaubte, daraus verschwunden waren. Er gönnte sich das Vergnügen, Jehu noch ein wenig mehr zu quälen. Er warf hin: „Der Kommandant von Geser ist nämlich gestorben.“

Das ist mein Ende! empfand Jehu. Abgeschoben an die Südgrenze, wo Israeliten, Judäer und Philister friedlich nebeneinander herlebten, wo seit Jahren nichts vorgefallen war, was die kleine Garnison von Geser aus ihrer Trägheit aufgescheucht hätte! Kaltgestellt wie ein alter, ausgedienter Offizier, dem man nicht mehr zutraut, sich im Norden des Reiches zu bewähren, dort, wo jene Entscheidungen heranreiften, die König Joram zu treffen haben würde!

Dem Boshaften begann der Enttäuschte nun doch leid zu tun. „Ach, du fürchtest, daß ich dich nach Geser schicke?“ meinte er, als ob er über Jehus Vermutung erstaunt sei. „Nein, nach Geser geht der Kommandant von Ramot.“ Sein Ton wurde offiziell. „Statt seiner ernenne ich dich zum Kommandanten der Garnison Ramot. Das ist eine Vertrauensstellung, Jehu, und nur einer wie du kommt dafür in Frage. Dir wird das reiche Baschan unterstehen, dem ja dein besonderes Interesse gilt. Und du wirst die Straße von Damaskus ins Land der Araber kontrollieren. Du wirst in Erfahrung bringen, was dein Freund Hasael tut, und es mir melden. Gerade deshalb setze ich dich dorthin. Es ist eine Erhöhung, Jehu!“

Der Erhöhte fühlte sich, trotzdem ihm nicht der Ruheposten Geser zugedacht war, tief herabgestürzt. Was sollte er in Ramot, diesem Nest jenseits des Jordans am Rande der Wüste! Streitwagen waren dort nicht stationiert. Dort gab es nur im ganzen Land verteilte Soldatenhaufen, die hinsichtlich ihrer Tüchtigkeit einen schlechten Ruf hatten, sie waren jenen Eliteeinheiten, die in Megiddo und Hazor standen, keinesfalls vergleichbar. Jehu glaubte sich strafversetzt, und dazu paßte ja auch der rüde Empfang durch den König, gewissermaßen im Vorbeigehen. Wie er Joram haßte!

Der König wandte sich von der Turmbrüstung ab, um wieder in den Palasthof hinabzusteigen. „Du hast bemerkt, wie sehr ich in Eile bin“, sagte er. „Wir bauen nämlich ein neues Haus für Achan, er braucht mehr Platz für sein Archiv. Aber auch du mußt nun eilen. Du wirst in Ramot dringend gebraucht. Und außerdem werden auch bald die ersten Regenfälle niedergehen und die Wege unbegehbar machen. Deine Familie nimmst du sogleich mit, dein Haus in Ramot ist schon bereitet. Und deinem Vater werde ich Nachricht schicken, denn du kannst ihn jetzt nicht mehr besuchen. Du mußt sofort nach Ramot.“

Er stieg abwärts, und Jehu mußte folgen. Was war nun mit den Assyrern? Was wurde aus dem Bündnis mit den Aramäern? Als beide wieder unten im Hof standen, verabschiedete Joram

seinen neuen Garnisonskommandeur. Und er tröstete ihn: „Ich werde dich in Ramot besuchen, wenn ich nach Damaskus reise. Dann werden wir endlich wieder einmal ein ruhiges Gespräch führen können, wie es unter Freunden üblich ist.“

Jehu horchte auf. Der König wollte nach Damaskus! Er nahm Hasaels Einladung also an! Jehu bedankte sich für die Zusage, daß Joram über Ramot ziehen wolle wie er selbst vor Monaten, und er wagte die Frage: „Du wirst doch nicht im Winter reisen?“

Joram stutzte. „Wieso im Winter? Nach der Regenzeit werde ich reisen, wenn die neue Saat aufgeht.“

Jehu war drauf und dran, den König über Hasaels Drohung, daß er sich schadlos halten wolle, falls Joram nicht bis Wintersende das verlangte Bündnis mit ihm abschloß, ins Bild zu setzen. Aber er tat es nicht. Wie hätte er begründen können, daß er nicht schon in Jesreel bei seiner Berichterstattung davon gesprochen hatte? Sollte König Joram doch dem Gericht Jahwes verfallen! Denn jetzt war er reif dafür.

Joram wandte sich Jehu noch einmal zu. „Geht zum Stadtkommandanten, du und Bidkar, den du natürlich mitnehmen kannst nach Ramot! Stärkt euch für die Heimreise! Ihr seid angemeldet.“ Und schon eilte er zum Bauplatz, wo Achan und der Baumeister auf ihn warteten.

Jehu und Bidkar verzichteten auf die Einkehr beim Stadtkommandanten und traten sofort die Rückreise an, obwohl sie der Hunger plagte. Bloß fort aus Samaria! Nachdem Jehu erzählt hatte, wie er vom König abgefertigt worden war, hingen beide eine Zeitlang schweigend ihren Gedanken nach. Endlich meinte Bidkar: „Als wir von Damaskus kamen, hast du mir gesagt, daß dir ein persönlicher Grund fehlt, um Joram zu töten. Jetzt hast du einen.“

Jehu gab keine Antwort. Bidkar hatte zwar recht, aber die Furcht, dem Gott Israels vorzugreifen und sich so vielleicht schuldig zu machen, verließ ihn nicht. Und solange Jahwe nicht auf den wies, der nach Joram König werden sollte, solange blieb es sowieso zwecklos, ein Gottesurteil über den Ahabsohn zu erwarten.

Bidkar riß ihn aus seinen Gedanken. „Sagtest du nicht, er will dich in Ramot besuchen?“

Jehu verstand, was der Freund andeuten wollte. „In Ramot habe ich nur dich“, erwiderte er unwillig. „Meine Truppe hat er mir genommen, auf die ich mich stützen konnte. Er aber wird seine Leibgarde aus Samaria mitbringen. Falls er überhaupt kommt. Vielleicht hat er mich belogen. Und möglicherweise marschieren nach dem Winter schon die Assyrer auf Damaskus zu.“

Bidkar gefiel nicht, wie ihm Jehu auswich. „Wenn du schon alles von Jahwe erwartest“ – er wollte hinzufügen „und dir selbst nichts zutraust“, aber er unterließ es, denn wenn sie auch Freunde waren, so durfte er doch Jehus hohen Rang nie vergessen, auch jetzt nicht, also setzte er fort: „so könnte es doch auch möglich sein, daß Jahwe Joram durch die Assyrer umkommen läßt. Und daß er dich zum Sieger erhöht und nicht Abihu oder Nahum oder Elkana. Und dann würde das Heer dich als den neuen König Israels bejubeln.“ Er blickte Jehu an, gespannt darauf, was der dazu sagen würde.

Aber Jehu ging darauf gar nicht ein. „Laß den Unsinn!“ fauchte er. „Du bist kein Seher!“

Bidkar gab jedoch nicht nach. „Man muß kein Seher sein, um zu erkennen, daß die drei, die dir im Rang gleich sind, nicht zum König taugen. Nahum strebt nur nach seinem Vorteil, Elkana hängt seinen Mantel in den Wind, Abihu ist zu jung. Du weißt das sogar besser als ich, denn du kennst alle drei aus der Nähe. Ich aber kenne dich.“

Erfreute Jehu sonst die Offenheit seines Freundes, so bestürzten ihn jetzt dessen klare Worte. Die klangen, als ob er Hasael droben auf dem Zedernberg belauscht hätte und ihm nun beipflichtete. Bidkar begriff offenbar nicht, daß ein König Jehu nur der Vasall König Hasaels sein würde. Denn darauf lief ja dessen Ansinnen an ihn, Joram zu ermorden und selbst den Thron von Samaria einzunehmen, hinaus. Und dann gab es ja auch noch die eigenen Zweifel daran, daß er der rechte Herrscher wäre, um Israel gerecht und weise zu regieren. Sollte er das alles Bidkar erklären? Nein, denn dann nähme er ja dessen leichtfertige Reden ernst. Er preßte die Lippen zusammen und blickte starr geradeaus. Nun ließ ihn Bidkar in Ruhe. Er wußte, daß seine Worte nicht der Wind verwehen würde, der seit einiger Zeit schon blies.

Am nächsten Tag erreichten sie wieder Megiddo. Es war kurz vor Sonnenuntergang, und Jehu trat in sein Haus, als Ada soeben den sechsjährigen Kilab neben seiner kleinen Schwester Schifra zur Nachtruhe bettete. Der elfjährige Joahas sah dem Vater die Mißstimmung an und begrüßte ihn weniger lärmend als sonst. Auch Ada bemerkte sogleich, daß etwas Schlimmes vorgefallen war, und fragte ihn besorgt, wie seine Reise gewesen sei. Er winkte mürrisch ab, und sie eilte, das Nachtmahl zu bereiten. Während er aß, berichtete er dann stockend vom rüden Empfang durch den König und von seiner Versetzung nach Ramot im Lande Gilead jenseits des Jordans. Am meisten bestürzte Ada, daß sie schon übermorgen Megiddo verlassen und in die Fremde ziehen sollten. Denn so hatten es sich Jehu und Bidkar ausgemacht. Wenn der Umzug schon sein mußte, so war es wirklich besser aufzubrechen, bevor die Regenzeit einsetzte.

Später, als sich Ada neben Jehu legte, flüsterte sie: „Wie ist es in Ramot? Hast du mir nicht erzählt, wie grün und wasserreich Damaskus ist? Und ist König Hasael nicht dein Freund?“

Jehu glaubte nicht recht zu hören. Was spann sich seine Frau zusammen? Sollte er die Israeliten verraten und zu den Aramäern gehen? Er fragte sie, ob sie etwa das meine, und sie gab zu, daran gedacht zu haben, aber sie wisse natürlich, daß es unmöglich sei. Er verwies auf ihre Väter, auf Joschafat und Abiram in Bet-El, an denen sich der König rächen würde, und sie seufzte: „Ja, wir sind gebunden, ich weiß. Wie Esel, die man an Bäumchen bindet, damit sie nicht weglaufen. Und ich klage ja auch nicht."

„So ähnlich ist es tatsächlich mit uns", gab er ihr recht, und er dachte daran, daß er auch noch auf andere Weise an König Joram gebunden war, nämlich eben durch jenen, der von ihm verlangte, Joram zu beseitigen. Denn für Hasael war er nur hier in Israel von Nutzen, als Königsmörder und Königsnachfolger. Was aber konnte der Aramäerkönig mit ihm in Damaskus anfangen? Nichts, was seinen Plänen diente.

Am nächsten Tag bereitete Jehu die Abreise vor. Elkana, hilfsbereit wie selten, stellte ihm und Bidkar je einen Eselskarren zur Verfügung, für die Frauen und Kinder sowie den Hausrat. Dem Befehlshaber stand die Freude im Gesicht, daß sein Rivale als Streitwagenkommandeur abgelöst und überdies nach dem fernen Gilead versetzt war. Der Gestürzte mußte ihm sogar noch dankbar sein für seine Hilfe.

Fast den halben Tag verbrachte Jehu mit Abihu, der nun sein Nachfolger war, aber nicht richtig froh darüber werden konnte. Jehu erzählte ihm, was er in Damaskus erlebt hatte, denn mit Bidkar hatte er abgesprochen, Abihu als Dritten im Bunde in alles einzuweihen, was zwischen Hasael und ihm besprochen worden war. Und so hielt er nicht hinter dem Berge mit seiner Auffassung von der bedrohten Lage Israels und von König Jorams Versagen. Aber als er auf Hasaels Königsmord und dessen Ansinnen, daß er Joram beseitigen solle, zu sprechen kommen wollte, erschien Hiddai, der junge Hauptmann, der in Jahaz die Fußtruppen Elkanas befehligt hatte und dem er von Jorams Schandtat vor neun Jahren erzählt hatte. Hiddai bemerkte nicht, daß die zwei Freunde allein sein wollten, und setzte sich unbekümmert zu ihnen. Obwohl Jehu ihm vertraute, hielt er es doch für klüger, die brutalen Pläne des Aramäerkönigs erst einmal zu verschweigen, denn er kannte Hiddai noch nicht gut genug, um ihn zum Mitwisser zu machen. Und als Hiddai endlich ging, schloß sich Abihu ihm an, denn er war der Meinung, daß Jehu alles Wichtige berichtet habe, und überdies hatte er eine Verabredung mit einem seiner Unterführer. Jehu blickte den beiden enttäuscht nach. Die volle Wahrheit über die Gefahren, denen Israel ausgesetzt war, kannte Abihu nun nicht. Wer weiß, wann er ihn, wenn er erst in Ramot war, wiedersehen würde. Er hätte trotz Hiddais Hinzukommen doch offener mit ihm sprechen sollen.

Zur Verabschiedung Jehus und Bidkars und ihrer Familien erschien Elkana nicht, und auch Hiddai ließ sich nicht blicken. Aber Abihu stellte sich ein, und Jehu freute sich trotz seiner Verbitterung. Für ein Gespräch über das Geheimnis, das er gestern unterdrückt hatte, war jedoch keine Zeit mehr, denn er konnte seine Familie und die anderen Reisegefährten nicht warten lassen. Die beiden Troßknechte, die ihm Elkana beigegeben hatte, damit sie die Eselskarren von Ramot wieder zurück nach Megiddo brachten, blickten schon ungeduldig herüber – ihr Auftrag verdroß sie, und so würden sie sich ohnehin als wenig angenehme Begleiter erweisen.

„Reize den König nicht!" riet Jehu Abihu. „Denn er darf dich nicht auch noch in die Verbannung schicken. Du mußt Kommandeur unserer Truppe bleiben. Führe die Männer, wie ich sie geführt habe! Sie müssen dir mehr gehorchen als dem König. Vergiß das nicht!"

Abihu versprach es, auch wenn er nicht ganz verstand, weshalb ihn sein ehemaliger Vorgesetzter und Freund so eindringlich ermahnte.

Dann setzte sich der Zug der Umsiedler in Bewegung. Jehu ritt sein Maultier, das ihm nun als Garnisonskommandeur wieder zustand, Bidkar saß wie stets auf seinem starkknochigen Esel, und zwischen beiden trieb Joahas, der Elfjährige, seinen kleinen Esel an, denn er hatte nicht bei der Mutter und den kleinen Geschwistern auf dem Wagen sitzen wollen, dazu dünkte er sich bereits zu groß.

Ein leichter Regen setzte ein, wie ihn die Ackererde zu dieser Jahreszeit gern hatte, den Reisenden allerdings zum Verdruß. Doch die Bauern, denen Jehus Zug begegnete, blickten froh zum Himmel und dankten ihrem Gott für das still rieselnde Naß. Wenn es reichlich Regen geben würde, gäbe es eine gute Saat. Und sie wunderten sich über die Karren, die jetzt zu Beginn der Regenzeit durchs Land rumpelten, dem Jordan zu. War das nicht ein seltsames, ein schlechtes Zeichen? Würden sie später auf ihren Feldern, die den Pflug und die Aussaat erwarteten, auch ernten können? Oder würden sie die Äcker im Stich lassen müssen, auf der Flucht vor dem anrückenden Feind?

9

Der Winter hatte die erstorbene Erde Israels mit ergiebigem Naß zu neuem Leben erweckt, und ein schöner Frühling zog ins Land ein. Die Sonne schien nun meist wieder von morgens bis

abends, und nur gelegentlich zogen noch Wolken über den Himmel, mit Spätregenfällen das erfrischende Werk der vergangenen Monate vollendend. Die neue Saat sproß auf den fleißig gepflügten Äckern vielversprechend hervor, Gras und Kräuter machten das Ödland wieder zu üppigem Weideland, Sträucher und Bäume, die den Winter über geruht hatten, trieben mit Macht ihr junges Laub aus, das ganze Land färbte sich von einem stumpfen Grau in ein lieblich-helles Grün voll bunter Blumentupfer. Jetzt war wieder jene Zeit gekommen, in der die Könige ins Feld zu ziehen pflegten, um ihre Kriege zu führen.

Auch König Joram hielt zu Füßen des Berges Tabor Heerschau. Fröhlichen Herzens und strahlenden Angesichts preschte er auf seinem Streitwagen, dessen goldene Beschläge in der Sonne funkelten, von Truppe zu Truppe. Mit wohlwollenden Blicken prüfte er Waffen und Ausrüstungen der Krieger, viel lobend und wenig tadelnd. Er erklärte den Männern, daß es die Moabiter aus ihren letzten Stützpunkten im umkämpften Land zu vertreiben gelte, und er sprach ihnen Mut zu. Auf die Assyrergefahr, die im vergangenen Herbst ganz Israel geängstigt hatte und die ja, wie er wußte, vorderhand gar nicht bestand, ging er nicht ein. Wenn das Heer über den Jordan und dann südwärts gegen die Moabiter zog, war doch sowieso klar, daß von Norden her kein Feind Israel bedrohte.

Die Reise nach Damaskus zu König Hasael, die Joram ohnehin nicht ernsthaft geplant hatte, war längst aus seinen Vorhaben für diesen Frühling und Sommer gestrichen. Auch dem Aramäer, so hatte er überlegt, war gewiß Nachricht zugekommen, daß der Assyrerkönig im eigenen Land gebunden war, und auch er würde daraus folgern, daß somit jetzt gar keine Notwendigkeit bestand, irgendetwas zu verabreden, um den assyrischen Heerscharen entgegenzutreten. Und was Jehu betraf – Joram hatte nicht vergessen, ihm den Besuch in Ramot versprochen zu haben – , so würde dem Nörgler sicher bald zugetragen werden, daß der König sich entschieden hatte, erst einmal die Moabiter endgültig zu unterwerfen. Alles andere hatte deshalb zu warten.

Wenn Jehu die am Tabor versammelte Streitmacht sehen könnte, so ging es Joram durch den Kopf, während er sich an sein Besuchsversprechen erinnerte, dann würde er bemerken, daß seinem Vorschlag, den er im vergangenen Jahr zur Kriegführung gemacht hatte, wenigstens zum Teil entsprochen war. Denn nicht nur königliche Soldaten, sondern auch Bauernkrieger warteten hier auf den Befehl zum Abmarsch. Sie sollten Israels Streitmacht der moabitischen zahlenmäßig noch überlegener als bisher schon machen. Joram hatte zwar nicht in ganz Israel die Jugend zum Kriegsdienst einberufen, aber die nördlichen Landesteile, vom Tabor bis hin zu den Jordanquellen, hatten ihr Heeresaufgebot stellen müssen. Die nördliche Region deshalb, weil ja kein Assyrerheer einzufallen drohte. Und so hatte Joram diesmal auch die Elitesoldaten der Garnison Hazor ins Feld gerufen, während diejenigen von Megiddo anders als im vergangenen Jahr zurückgeblieben waren, um das Land westlich des Jordans, das Kernland Israels, zu beschützen. Es war ein stattliches Heer, das am Tabor lagerte, und Joram war stolz darauf und genoß die Zuversicht, die ihn für den Feldzug erfüllte. Und er fand, es war doch besser, daß Jehu nicht neben ihm stand, denn wenn der die derben Bauernsöhne aus Galiläa erblickt hätte, wäre sein Hochmut wieder gewachsen, hätte er doch das Volksaufgebot für sein Werk gehalten.

Es dauerte nicht lange, und auch im Land südlich des Aufmarschgebiets sprach sich herum, daß der König erneut gegen die Moabiter zog. Die Furcht vor den Assyrern, die schon im Winter infolge der Arbeit, die die Feldbestellung erforderte, ein wenig verblaßt war, verlor sich nun allmählich, und im Norden hatte das Aufgebot gegen die Moabiter den Menschen sowieso klargemacht, daß für dieses Jahr mit keinem Angriff der Horden aus dem Zweistromland zu rechnen war. Aber der Unmut im Volk gegen König Joram erhielt sich dennoch, denn der neue Feldzug gegen einen Feind, den niemand recht ernst nahm, und in ein Gebiet, das hier im Westen keinen interessierte, würde wiederum hohe Abgaben an die königlichen Steuereintreiber nach sich ziehen.

Joschafat und den Oberpriester Abiram trieb trotz der ausbleibenden Assyrer weiterhin die Sorge um, daß sich die Philister gegen das Judäerreich wenden könnten. Es hieß nämlich, daß der König von Juda schwerkrank daniederlag, obwohl er erst 40 Jahre alt war. Falls er starb und sein Sohn Ahasja ihm nachfolgte, käme vielleicht der mächtige König von Gat auf die Idee, den Herrscherwechsel im Jerusalemer Königshaus auszunutzen, um Juda zu überfallen und eventuell auch Bet-El zu bedrohen, zumal er sicherlich Nachricht hatte, daß der König Israels jenseits des Jordans mit einer beträchtlichen Streitmacht im Felde stand und im Grunde nur die Truppeneinheiten Megiddos und Gesers Israel schützten. Wenn nur Jehu einmal zu Besuch käme! Der würde wissen, was die Könige ringsum zu tun gedachten. Aber Jehu saß ja drüben im Lande Gilead oder Baschan fest, so genau wußte das Joschafat gar nicht, denn der Bote König Jorams, der ihm die Mitteilung überbracht hatte, war darüber selbst nicht deutlich unterrichtet gewesen, er hatte etwas von Grenzposten und Wüste gesagt. Aber klar war, daß ein Garnisonskommandeur nicht so einfach den Standort mal für eine Woche verlassen konnte, um seinen Vater zu besuchen. Als Streitwagenoberst hatte Jehu mehr Bewegungsfreiheit gehabt. Und so wie Joschafat den Sohn vermißte, so Abiram die Tochter. Die beiden Alten waren gewiß, daß König Joram Jehu für seine Aufsäs-

sigkeit bestraft hatte, indem er ihn in die Wüste schickte. Ihr Groll gegen den König nahm wieder zu.

Ramot war allerdings kein einsames Zeltlager inmitten von nacktem Fels und staubigem Geröll, wie sich das die Alten In Bet-El vorstellten, auch wenn im Osten die Wüste nicht allzuweit entfernt war. Der Ort war vielmehr eine bedeutende Stadt, auf steilem Hügel inmitten eines weiten Talkessels gelegen, den ein Wadi durchschnitt, das in regenreichen Jahren bis in den Sommer hinein frisches Wasser führte. Jene Handels- und Heerstraße, die von Arabien her durch die Wohngebiete der östlich des Jordangrabens siedelnden Völker führte, die israelitischen Länder Gilead und Baschan durchquerte und über das aramäische Damaskus weiter nach Norden verlief, hatte in Ramot eine ihrer Wegstationen, wo die Karawanen zu rasten pflegten. Die israelitische Garnison von Ramot war also keineswegs ein Ruheposten für gealterte Offiziere, ihr oblag vor allem die Überwachung der Straße, der Schutz des reichen Landes Baschan vor dem nördlichen Nachbarn Damaskus und den schweifenden Kamelreitern der östlichen Wüste sowie die Wahrung königlicher Handelsmonopole. Jehu fand sich in ein Tätigkeitsfeld hineingestellt, das nicht nur sein militärisches Können herausforderte, und es war nicht seine Art, Demütigung und Kränkung damit zu beantworten, daß er untätig blieb und den Dingen ihren Selbstlauf ließ, wie es wohl unter seinem Vorgänger zuletzt gang und gäbe gewesen war.

Er nutzte den feuchten Winter, um aus jenem Teil seiner Truppe, der in Ramot selbst stationiert war, wieder eine einigermaßen disziplinierte Mannschaft zu machen. Man respektierte ihn, und es gelang ihm sogar, sich bei einigen der Unterführer Sympathie zu erwerben. Seit Frühlingsbeginn war er dann häufig im Land Baschan unterwegs, wo sich in den zwei größeren Städten und in der Grenzregion gegen das Aramäerreich Außenposten seiner Garnison befanden. Anfangs fühlte er sich auf diesen Reisen von Ort zu Ort recht fremd in seiner Haut, denn mit der Gebietsverwaltung hatte er bisher nichts zu tun gehabt. Aber als ihm klar wurde, daß er hier in diesem Grenzland auch für die ordentliche Einsammlung der Abgaben an den König die letztendliche Verantwortung trug, interessierte er sich zunehmend für diese Seite seines Amtes, und er nahm sich vor, zur Erntezeit genau hinzuschauen, ob sich etwa jemand im Auftrag des Kanzlers Schemaja oder wessen auch immer an jenem Teil des Erntegutes, das dem König gebührte, vergriff.

Bei allem, was Jehu tat, was er beabsichtigte und was er in die Wege leitete, war ihm Bidkar ein unentbehrlicher Gesprächspartner, Berater und Helfer, und bei den Ritten durchs Land zugleich sein Leibwächter. Die Soldaten hatten anfangs mit dem früheren Schildträger, der immer um ihren Kommandeur war, nichts anzufangen gewußt, denn Stellvertreter des Kommandeurs war nach wie vor einer aus ihren Reihen. Aber mit der Zeit gewöhnten sie sich an ihn, und bei den Stadtbewohnern galt er bald als der wirkliche zweite Mann neben Jehu.

Besonders nützlich erwies sich Bidkar im Umgang mit den Karawanen, die in Ramot rasteten, denn er verstand es, die Gespräche mit den Weitgereisten so zu führen, daß sie gerade das erzählten, was er wissen wollte. Indem er Jehu stets berichtete, was er gehört hatte, erinnerte der sich wieder an Hasaels Bemerkung über die Händler als Nachrichtenübermittler, und bald wußte er sich ihrer gezielt zu bedienen. Und so konnte er sich mit Bidkars Hilfe ein Bild davon machen, was sich zwischen Damaskus und dem Moabiterland, ja auch in Israel und sogar in Juda tat. Arabische Kaufleute, die aus Damaskus kamen, bestätigten ihm, daß in diesem Jahr tatsächlich nicht mit einem Kriegszug der Assyrer zu rechnen war. Und nachdem er seit dem Ende des Winters tagtäglich darauf gewartet hatte, daß ihm König Joram seinen versprochenen Besuch ankündigte, erfuhr er von einigen Balsamschmugglern aus Gilead, die einer seiner Streiftrupps aufgegriffen hatte, daß Joram mit einem bedeutenden Heer wiederum gegen die Moabiter gezogen war. Der König hatte ihn also belogen, und Hasaels Aufforderung schlug er in den Wind.

Aber obgleich Jehu Joram unvermindert haßte, nahm er doch mit Genugtuung auf, daß der König nun auch Bauernkrieger zum neuen Feldzug aufgeboten hatte. Und bewies nicht auch die Ablösung des früheren Kommandeurs von Ramot und dessen Ersetzung durch ihn, den Warner vor Schemajas Untreue, daß Joram nicht völlig taub war gegen Vorschläge und Hinweise, die ihm helfen konnten? Jehu spann sich manchmal zusammen, wie sich doch noch alles zum Guten wenden könnte, wenn nämlich Joram die Moabiter endgültig schlug, wenn er Hasaels ausgestreckte Hand ergriff, bevor dieser etwas tat, was Israel möglicherweise schadete, und wenn die Assyrer, sofern sie anrückten, schon weit im Norden zum Stehen gebracht werden konnten. Seine persönlichen Aussichten sah Jehu allerdings in trübem Licht. Streitwagenoberst konnte er nicht wieder werden, denn die beiden Stellen waren besetzt, und daß Nahum oder gar Abihu im Kampf fielen, war eine zu grausige Vorstellung, als daß er sie sich machte. Kommandeur hier in Ramot oder anderswo auf Dauer zu sein widerstrebte ihm jedoch. Was ihm einzig möglich und wünschenswert erschien, war das Amt des Heerführers. Aber das gab es nicht, solange Joram König war und sich gesund fühlte. Und wenn Joram im Alter einen Heerführer brauchte, dann war er selbst ja genauso alt wie der König und für das erstrebte Amt untauglich. Jehu vertrieb aber die Gedanken an seine Zukunft immer wieder. Vielleicht, so hoffte er, griff Jahwe doch irgendwie in Jorams Königtum ein. Und wenn ein Gott entschied, dann waren alle menschlichen Grübeleien sowieso hinfällig.

Daß der diesjährige Feldzug gegen die Moabiter der letzte sein könnte, wie sich Jehu in einem schwachen Augenblick vorgegaukelt hatte, daran glaubte selbst König Joram nicht. Er hatte ursprünglich vorgehabt, daß sein Schwager und Vasall, der König von Juda, das Moabiterland von Süden her angreifen sollte, während er von Norden her wie bisher zustieß. Aber der schöne Plan war durch die Krankheit des Judäers zunichte geworden. Nun wollte er den Feind wenigstens aus den letzten beiden Stützpunkten, die er im umkämpften Land noch hatte, vertreiben. Aber um die Moabiter wieder in die Tributpflichtigkeit zu zwingen, genügte es nicht, sie über die Grenze zurückzuwerfen, sie mußten vielmehr in ihrem eigenen Land eine vernichtende Niederlage erleiden. Das hatte Joram begriffen. In diesem Jahr würde ihm das noch nicht gelingen, dazu war sein Heer zu klein. Aber im nächsten Jahr, so nahm sich Joram fest vor, würde er den endgültigen Sieg über den zähen Gegner erringen, falls nicht die verfluchten Assyrer Israel bedrohten.

Auf dem Kriegsschauplatz angekommen, bezogen die Israeliten wiederum wie in den Jahren zuvor ihre Lager im Schutz der Festung Jahaz, die Bauernkrieger aus Galiläa dem Stadthügel am nächsten, denn falls sich nachts moabitische Streifscharen anschlichen, um Verwirrung und Schrecken zu verbreiten, so sollten ihnen erfahrene Soldaten gegenüberstehen, nicht ungeübte Zwangsrekrutierte. Deren Kampfkraft ergab sich nicht aus dem militärischen Geschick jedes einzelnen, sondern aus ihrer gedrängten Masse, wenn sie auf die Reihen der Feinde prallten und sie der Tötungsrausch erfaßte. König Joram hoffte, daß sie beim Sturm auf die Wälle der Stadt Dibon zum Sieg entscheidend beitragen würden.

Aber zunächst wurden sie gar nicht in die Aktionen, die Joram befahl, einbezogen. Es waren die Streitwagen Nahums, die das Land durchzogen, um die Schlupfwinkel der Moabiter außerhalb ihrer zwei großen Stützpunkte zu erkunden, und Fußtruppen Tolas, die ihnen folgten, um die Feinde zu vernichten oder zu verjagen. Aber endlich war es soweit, daß sich das gesamte Heer wieder bei Jahaz sammelte, um den Befehl des Königs zum Marsch nach Dibon zu erwarten. Die ausgesandten Späher hatten erkundet, daß die Moabiterkrieger zahlreicher als erwartet die Stadt besetzt hatten, so daß die Kämpfe heftig werden würden.

Am Abend vor dem Aufbruch gaben die Anführer ihren Mannschaften die Marschordnung bekannt und erläuterten ihnen die Aufgaben, die sie bei der Einschließung der Festung haben sollten. Auch dem Heeresaufgebot Galiläas erklärten die Offiziere, die Tola aus seinen Soldateneinheiten für dessen einzelne Mannschaften ausgewählt hatte, die Aufgaben des kommenden Tages. Begeisterung schlug ihnen nicht entgegen, und besonders die Krieger aus der Stadt Dan und ihren umliegenden Dörfern zeigten ihren Unwillen ziemlich offen.

Bei Sonnenaufgang formierte sich die Marschkolonne. Der alte Tola, auf seinem Maultier sitzend, wartete ungeduldig auf die Meldung, daß auch die Galiläer auf ihrem Lagerplatz marschbereit angetreten seien. Da kam einer der ihnen beigegebenen Offiziere im Eilschritt auf ihn zu und meldete, die Krieger säßen ohne ihre Waffen allesamt auf dem Erdboden und weigerten sich auszurücken. Der Befehlshaber erschrak. Das hatte ihm gerade noch gefehlt, so kurz vor seinem Ruhestand! Wo doch dieser Feldzug vielleicht der letzte war, an dem er teilnahm. Er ritt zum Lager der Meuterer, und tatsächlich, da hockten sie, die morgen den Moabitern das Fürchten beibringen sollten. Ganz vorn die Anführer der einzelnen Hundertschaften, die diese sich selbst gewählt hatten und die den Befehlen der königlichen Offiziere in ihrer Mannschaft Geltung zu verschaffen hatten. Die Offiziere standen etwas abseits eng beieinander und wußten nicht, wen sie mehr fürchten sollten, diese aufsässigen Bauerntölpel oder den König, dessen Feldzugsplan diese da soeben zunichte machten. Wenigstens vorläufig.

Tola ritt dicht vor die erste Reihe der Galiläer und schrie sie an: „Habt ihr den Befehl des Königs nicht verstanden? Auf, auf, formiert euch! Wenn ihr schnell seid, wird euch der König euer Säumen vielleicht verzeihen!“

Einer der Krieger erwiderte ihm, ohne aufzustehen: „Wir bleiben hier! Und du hast uns gar nichts zu befehlen! Wer bist du eigentlich?“ Natürlich wußte der Vorlaute, wen er vor sich hatte, und auch seinen Kameraden war der Maultierreiter nicht unbekannt.

Tola winkte seine wartenden Offiziere herbei, die ja die hockende Masse befehligen sollten. „Ergreift ihn!“ herrschte er sie an und wies auf den Sprecher. Aber das war nicht ohne Gewalt möglich, denn die Kameraden des Festzunehmenden sprangen auf und scharten sich um ihn. Und der, ein Hüne von Gestalt, hatte sich ebenfalls erhoben und forderte: „Wir wollen mit dem König sprechen!“

Die Soldaten blickten ihren Kommmandeur fragend an. Tola kam die Forderung nicht ungelegen. Mochte sich doch Joram selbst mit den Aufsässigen herumärgern. Er bedeutete seinen Männern, wieder ein wenig zurückzutreten, und seine zornige Miene entspannte sich etwas, als er dem Hünen Bescheid gab: „Ich bin Tola, Befehlshaber der Fußtruppen des Königs. Du irrst also, wenn du glaubst, daß ich dir nicht zu befehlen habe. Weil ich aber sehe, daß es euch ernst ist mit eurem Wunsch, werde ich dich nicht bestrafen, sondern im Gegenteil den König bitten, dich zu empfangen und anzuhören. Sag mir, wer du bist!“

Der Gefragte antwortete nicht ohne Stolz: „Ich bin Micha, der Sohn Ulams aus der Stadt Dan, in der einst König Jerobeam eines der königlichen Heiligtümer für den Reichsgott Jahwe errichtet hat.“ Und er wies Tolas Angebot zurück: „Du sagst, du willst mich zum König bringen. Schlag dir das aus dem Kopf! Der König soll hierher kommen, zu uns allen, das haben wir vorhin gemeint.“ Einige seiner Gefährten bestätigten ihn mit den Worten „So ist es“ und „Ja, Micha spricht für uns alle“.

Tola wurde es heiß vor Zorn und Ohnmacht. Man müßte diesen frechen Klotz in Stücke hauen! Aber eben das war unmöglich. Was sollte er tun? Joram würde ihn anschreien, wenn er ihm die unverschämte Forderung der Bauernburschen überbrachte. Aber sei es drum, hier kam er mit Worten nicht weiter. Er rief seinen Offizieren zu, die Aufrührer zu bewachen, und trabte davon, ohne diesen Micha einer Antwort zu würdigen.

König Joram wartete unterdessen in der Stadt ungeduldig auf die Meldung, daß seine Streitmacht marschfertig sei und ihn zu sehen verlange, damit er den Mut der Männer steigere und ihnen den Sieg verbürge. Sein Streitwagen stand schon am Stadttor fahrbereit. Aber statt des Diensthabenden erschien der alte Tola, ein wenig außer Atem und mit schuldbewußter Miene. Joram traute seinen Ohren nicht, als er den Bericht des Obersts vernahm. Wütend befahl er Tola, mit ihm zu kommen, und schon hastete er hinaus zu seinem Wagen. Kaum war auch der Alte aufgestiegen, jagte das Gefährt hinab an den Fuß des Hügels, wo die Meuterer noch immer saßen und im Bewußtsein ihrer Masse das Kommende ruhig abwarteten.

Joram ließ den Wagen vor der Gruppe der Anführer halten. Die Männer hatten sich erhoben, als sie den Königswagen heranrollen sahen, und nun standen auch noch die hinter ihnen sitzenden Krieger auf. Nicht, weil sie den König bedrängen wollten, sondern einfach, weil es sich in seiner Gegenwart so gehörte. Joram fragte mit finsterer Miene, wer Micha sei, und der Hüne trat einen Schritt vor, verbeugte sich, wenn auch nicht allzu unterwürfig, und sagte, daß er nicht der Anführer aller galiläischen Männer sei, sondern daß diese ihn lediglich zum Wortführer bestimmt hätten. Was er sagen wolle, sei also die Meinung aller. Die Reihen hinter ihm, die seine Rede verstanden hatten, bekundeten Zustimmung und gaben seine Worte nach hinten weiter, damit auch die entfernter Stehenden mitbekamen, was vorn gesprochen wurde.

„Und was hast du zu sagen?“ fragte Joram ungeduldig.

Micha vergewisserte sich mit schnellen Blicken nach rechts und links, daß seine Gefährten ihm aufmunternd zunickten, und wandte sich dann an den König: „Wir sind deinem Ruf gefolgt und mit dir hierher gezogen. Aber jetzt merken wir: Das ist nicht unser Krieg. Wir wollen also wieder nach Hause. Wenn das Korn auf den Äckern unserer Väter reif sein wird, werden wir gebraucht.“

Joram hatte Mühe, seine Wut zu unterdrücken, aber es gelang ihm. Er nahm den letzten Satz des Sprechers auf: „Wenn eure Väter die Sicheln zur Ernte schärfen werden, seid ihr wieder zu Hause. Ist euch das nicht gesagt worden?“ Seine Zusage war keine Lüge, denn dieses Heer länger zu ernähren, hätte umfangreicher Lieferungen aus den Kornmagazinen des Kernlandes Israels bedurft, und das war gar nicht vorgesehen. Er blickte jedoch in abweisende Gesichter, und so bekräftigte er: „Je schneller wir die Feinde zurück in ihr eigenes Land treiben, um so rascher kommt der Tag, an dem ich euch entlassen kann.“

Micha schüttelte den Kopf und hob nun die Stimme: „Es sind deine Feinde! Nicht unsere! Die Moabiter werden nicht über den Jordan kommen und unsere Städte und Dörfer verwüsten. Sie wollen doch nur dieses Land hier, auf dem wir jetzt stehen. Und das geht uns nichts an.“

Einer von Michas Gefährten ergänzte: „Du hast viele Soldaten, die können deine Feinde vertreiben. Sie sind deine Knechte und müssen dir gehorchen. Wir aber sind nicht deine Knechte! Wir sind freie Männer!“

Joram umkrallte die Wagenbrüstung und wußte nicht, wie er diese Menschen zum Gehorsam zwingen sollte. Er sah Tola an, aber der wich seinem Blick aus. Sollte er Nahums Streitwagen herbefehlen und gleich auch noch Tolas Truppen dazu, damit sie diese Meuterer zusammenhieben? Selbst die Pferde seines Wagens spürten die Spannung, die in der Luft lag wie vor einem Gewitter, sie schnaubten und scharrten mit den Hufen, und das steigerte zusätzlich die Nervosität Jorams.

Micha schien die Gedanken des Königs zu ahnen. Er rief, damit ihn auch die Offiziere hörten, die ein wenig abseits standen, hoffend, daß die Galiläer nicht gewalttätig wurden: „König Joram, willst du etwa deine Soldaten statt gegen deine Feinde auf uns hetzen? Vergiß nicht, daß wir sie ernähren! Ohne unsere Arbeit auf dem Acker und in den Gärten könntest du dir gar keine Soldaten halten. Mit unseren Abgaben ernährst du sie, kleidest sie und bewaffnest sie. Du brauchst uns also!“

Joram lief hochrot an und schnappte nach Luft. Das war keine Unbotmäßigkeit mehr, das war Aufruhr. Er riß dem Wagenlenker die Zügel aus der Hand und trieb die Pferde an, und die galoppierten los, als ob auch sie vor dieser seltsamen Menschenmenge, die zwar keine Waffen schwang und doch immer mehr in Bewegung geriet, Angst bekommen hätten. Tola stürzte beinahe vom Wagen, er konnte sich gerade noch festhalten.

Die Meuterer sahen dem Wagen erleichtert nach, glaubten sie doch, den König vertrieben zu haben. Aber nun waren sie genauso ratlos wie er. Was sollte jetzt geschehen? Es bildeten sich Gruppen, die lebhaft debattierten. Viele rieten, einfach abzumarschieren, andere warnten vor den Soldaten und forderten, sich zu deren Abwehr zu rüsten. Allesamt täuschten sie sich allerdings in der Annahme, daß der König nicht mehr wisse, was er ihnen noch entgegnen solle. Denn Joram fuhr einen Bogen und kam plötzlich zu ihnen zurück. Als sein Streitwagen vor ihnen anhielt, verebbte das Stimmengewirr, und es trat eine beklemmende Stille ein. Alles lauschte, um etwas von dem, was vorn verhandelt wurde, mitzubekommen.

Joram rief, so laut er konnte: „Dies ist ein Krieg Jahwes! Er will die Tribute der Moabiter, damit ich euch und allen Israeliten die Abgaben herabmindern kann! Also ist es auch euer Krieg! Wer mir nicht nachfolgt, den wird die Strafe des Gottes Israels treffen!“

Jetzt kam erneut heftige Bewegung in die Reihen der Krieger, die sich von vorn nach hinten fortsetzte in dem Maße, wie die Rede weitergegeben wurde. Die Kriegsdienstverweigerung, die sich gegen den König richtete, sollte nun auf einmal eine Empörung gegen Jahwe sein? Warum hatte der König das vorhin nicht gleich gesagt? Zweifel an dessen Worten machte sich breit, und die Mutigsten erklärten Jorams Behauptung zur arglistigen Lüge. Aber fromme Gemüter gaben zu bedenken, daß Auflehnung gegen den Reichsgott eine schwere Sünde sei, und wer könne eine solche begehen wollen?

Die gewählten Anführer der einzelnen Kriegerhaufen steckten ebenfalls die Köpfe zusammen und berieten eine Antwort an den König. Es widerstrebte ihnen, plötzlich den Widerstand aufzugeben, und außerdem hätte das ja auch der Zustimmung aller bedurft. Und überdies glaubte kaum einer von ihnen, daß der König den Krieg führte, um die Abgaben zu mindern. Micha am allerwenigsten. Er meinte: „Wenn er uns mit seinem Gott droht, warum sollen wir den Stein, den er gegen uns wirft, nicht fangen und zurückwerfen?“ Die Kameraden schauten ihn überrascht an, und einige fürchteten, er wolle den König derart reizen, daß der tatsächlich seine Soldaten auf sie hetzte. Aber als Micha ihnen erklärte, was er vorhatte, nickten sie beifällig.

Nun trat der Hüne aus dem Kreis seiner Gefährten heraus vor den König, der mit den Fingern ungeduldig auf die Wagenbrüstung trommelte. „Wir haben dein Wort vom Jahwekrieg gehört“, sagte er. „Es ist nicht so, daß wir dir etwa nicht glauben. Aber damit alle, die hier versammelt sind, dir willig in die Kämpfe folgen, möchten wir, daß uns einer von jenen heiligen Männern, die ständig mit Gott Jahwe im Gespräch sind, Jahwes Segen erteilt. Solange wollen wir hier bleiben, hier in Jahaz. Du mußt nicht bangen, daß wir nur eine Ausflucht suchen und dich im Stich lassen wollen.“

Ein neuer Wutanfall wollte sich Jorams bemächtigen. Er blickte angestrengt in Michas Gesicht, aber statt frecher Aufsässigkeit sah er darin eher brave Ergebenheit. War es möglich, daß sich dieser Bauernlümmel derart verstellte? Oder war die Drohung mit der Gottesstrafe den Aufrührern wirklich an die Nieren gegangen? Er überlegte. Was tat es schließlich, den Angriff auf Dibon um eine Woche zu verschieben? Denn ohne den Wunsch dieser Männer zu erfüllen, würde er deren stumpfe, träge Masse nicht dazu bringen können, ihm zu gehorchen. Das wurde ihm klar. Er überwand seinen Abscheu vor den Meuterern und preßte heraus: „Gut, es sei so. Ich schicke Nachricht nach Samaria, und der Oberpriester wird herbeieilen und euch lehren, was Gotteswille ist und wie man ihm nachkommt.“

Er wandte sich ab und wollte dem Lenker die Abfahrt befehlen, da machte Micha noch einmal den Mund auf: „König Joram, wir hatten nicht den Priester gemeint, denn auch er …“ Den Satz unvollendet lassend fuhr er fort: „Es hat sich bis zu uns nach Dan herumgesprochen, daß es heilige Männer gibt, die Gott Jahwe zwar auf seltsame Weise dienen, aber mit großem Ernst, und man sagt, sogar König Saul hat einst mit ihnen vor Gott getanzt. Sie leben jetzt unten im Jordantal, du wirst besser als wir wissen, wo sie zu finden sind. Einer dieser Männer soll kommen, und von ihm wollen wir uns den Segen Jahwes geben lassen.“

Joram schnaufte erregt, Tola verdrehte die Augen. Beide fanden die Auseinandersetzung einfach unwürdig, ja sogar lächerlich, und gerade das war das Schlimmste daran, denn zum Lachen war beiden ganz und gar nicht zumute. Ein König ließ sich herbei, alberne Forderungen seiner Krieger anzuhören und darauf auch noch einzugehen! Hatte es das jemals in Israel gegeben? Doch wenn es schon keinen Ausweg aus der mißlichen Lage gab, durchfuhr es Joram, konnte dann nicht wenigstens die Würde des Königs diesem Pöbel gegenüber aufrechterhalten werden? Bewies ein König nicht seine Verbundenheit mit dem Volk, wenn er ihm einen Wunsch gewährte? So rief er Micha zu: „Ich sehe, ihr seid mir treu und fürchtet Jahwe. Eure Bitte höre ich jedoch mit Verwunderung. Gleichwohl war es recht von euch, sie mir vorzutragen, denn nur ich kann sie euch erfüllen. Und in meiner Großmut will ich es tun. Noch heute schicke ich meinen Boten nach Gilgal.“ Er hob sogar grüßend den Arm, als er auf seinem goldglänzenden Wagen davonpreschte.

Kaum wieder in Jahaz angekommen, befahl er die Auflösung der immer noch auf ihn wartenden Marschkolonne seiner Soldaten und deren Rückkehr in die Lager, und einen der Eilkuriere schickte er auf einem Streitwagen nach Gilgal, um den Vorsteher der Gottesmänner herbeizuholen. Bisher hatte er mit jenen, die manche für tatsächlich gottesnah, aber viele einfach für verwirrt

und verrückt hielten, nichts zu tun haben wollen. Was er über sie gehört hatte, war ihm sogar immer ein wenig unheimlich gewesen. Aber die Meuterei der Galiläer mußte beendet werden, und falls das gelang, dann hatte sie gar nicht stattgefunden, dann war alles nur ein Mißverständnis gewesen, das die Eroberung von Dibon lediglich ein wenig verzögert hatte. Joram war gewiß, daß der Herbeigeholte, wenn er ihm irgendeinen Wunsch zu erfüllen versprach, bestätigen würde, daß dieser Feldzug Jahwes Wille war.

Micha und seine Kameraden waren allerdings vom Gegenteil überzeugt. Denn in Michas Familie erzählte man sich, daß die Gottesmänner zwar für den heiligen Krieg waren, wenn Jahwes Volk von Feinden bedroht wurde. Aber die Moabiter waren keine Feinde Israels, höchstens Feinde König Jorams. Und ihm, ja dem ganzen Haus Omri, waren die Gottesmänner, das wußte Michas Vater Ulam, keineswegs freundlich gesonnen.

10

Dem Abgesandten König Jorams wurde es immer unbehaglicher. Wenn er bisher Botschaften oder Befehle seines Herrn an irgendjemanden überbracht hatte, war ihm gedankt worden, und man hatte ihm eine Antwort gegeben, und selbst dann, wenn sein Botenspruch mißfällig angehört worden war, hatten sich dessen Empfänger dazu geäußert. Aber so etwas wie bei diesen hohlwangigen Gestalten, die hier in Gilgal ohne Weib und Kind lebten, als seien sie Fremdlinge in Israel, obwohl sie Israels Gott schwärmerisch anhingen, so etwas hatte er noch nicht erlebt. Die etwa 12 Männer, die bei seiner Ankunft zusammengelaufen waren, standen nun, nachdem sie die Anweisung des Königs vernommen hatten, schweigend vor ihm und starrten ihn an, als sei er ein Spukgespenst aus der Wüste. Warum gab sich der Vorsteher der Männer nicht zu erkennen und antwortete ihm? Die Einladung, die er überbrachte, war doch nichts Schlimmes, im Gegenteil, sie war eine Ehrung. Wen von den gemeinen Leuten würdigte der König schon, vor sein Angesicht treten zu dürfen!

Einen langen Blick ließ der Bote über die Hütten schweifen, die sich diese seltsamen Einsiedler gebaut hatten, über ihren Acker, auf dem das junge Korn heranwuchs, über die merkwürdigen aufrecht stehenden Steinquader, die ein wenig abseits einen Kreis bildeten. Hinter ihm hielt der Streitwagen, der den angeblich heiligen Mann, den die dreimal verfluchten Meuterer im Heer des Königs sehen wollten, hinüber ins Feldlager zum König bringen sollte. Die Pferde schnaubten unwillig, so daß der Wagenlenker sie beruhigen mußte. „Habt ihr mich nicht verstanden?“ rief der Königsbote den vor ihm Stehenden ärgerlich zu. „Wer ist denn nun euer Ältester?“

Da löste sich endlich aus der Gruppe der Schweigsamen ein Alter, dessen weißes Haar bis auf die Schulter fiel und dessen Bart bis zum Gürtel reichte, und trat auf seinen Stock gestützt nach vorn. „Ich bin Natan“, stellte er sich vor. „Meine jüngeren Brüder hier nennen mich Vater. Du wunderst dich, daß wir bei deiner Botschaft stumm bleiben. Aber wir sind einfach maßlos erstaunt. Wir glaubten immer, daß dein König gar nichts von uns weiß. Und plötzlich will er mich sehen. Wir verstehen das nicht. Erkläre es uns! Er kennt mich doch gar nicht, und wir kennen ihn nicht.“

Jorams Bote verzog das Gesicht und schnaufte ungeduldig. Er wollte weg hier, nichts als weg von diesen unheimlichen Gesellen, und jetzt verlangte dieser Greis auch noch Erklärungen, die er selbst vom König gar nicht erhalten hatte. Nur gut, daß schon vor seiner Beauftragung das Gerücht von der Meuterei der Bauernkrieger zu ihm gelangt war, und er hatte sich den Grund für seinen seltsamen Auftrag zusammengereimt. So erklärte er nun in kurzen Worten seinen Zuhörern, daß der König, bevor er den Sturm auf die Moabiterfestung zu befehlen gedenke, ein Jahwewort erwarte, und ihr Vorsteher sei ausersehen, dieses Gotteswort zu verkünden. Mehr wisse er nicht darüber.

Der alte Mann, der sich Natan nannte, schüttelte verständnislos den Kopf. Aber er fühlte sich gebraucht, und nie hatte er sich versagt, wenn jemand mit einem Anliegen zu ihm kam. Er verständigte sich flüsternd mit seinen Genossen, und dann wandte er sich wieder an den Boten: „Wo finde ich den König?“

Der Kurier sah ihn verwundert an. Dachte dieser weltfremde Greis etwa, der Auftrag eile nicht, und er könne gemächlich zu Fuß nach Jahaz wandern? In scharfem Ton gab er Aufklärung: „Du kommst natürlich sogleich mit mir! Mitzunehmen brauchst du nichts. Wir haben alles bei uns, was für die Reise nötig ist. Komm her und steig auf!“

Der Alte blickte den Boten selbstbewußt an. Dann wies er auf das Steinmal unweit der Hütten. „Schau dorthin! Siehst du diese ragenden Steine? Die Urväter Israels, die Gott Jahwe aus der ägyptischen Knechtschaft befreit und die er durch die Wüste in das von ihm verheißene Land geführt hat, haben sie aufgerichtet, nachdem sie das Bett des Jordans durch ein Gotteswunder trockenen Fußes durchschritten hatten. Waren sie etwa auf Kriegswagen aus Ägypten entflohen? Nein, aber der Pharao setzte ihnen mit seinen Wagen nach, und Jahwe ließ ihn und alle seine stolzen Wagen im Schilfmeer untergehen. Und jetzt soll ich auf einen solchen Wagen klettern, wie

ihn Jahwe damals zerbrochen hat! Sage dem König, ich komme zu ihm, aber nicht anders als zu Fuß, so wie unsere Väter durch die Wüste gewandert sind!“

Der Bote war mit seiner Geduld am Ende, er rief aufgebracht: „Wie willst du, der du am Stock gehst, zu Fuß nach Jahaz gelangen? Wie willst du über den Jordan kommen? Vielleicht ist das Hochwasser schon da! Wie willst du den Moabitern entfliehen, die wandernden Israeliten auflauern?“

Der Alte blieb unbeeindruckt. „Ich reise zu Fuß oder gar nicht. Jahwe wird mich geleiten.“

Der Bote sah ein, daß hier mit Überredung nichts zu machen war, und Gewalt zu gebrauchen, verbot sich bei einem, auf den der König baute, von selbst. „In einer Woche stehst du vor dem König!“ schrie er. „Das ist ein Befehl!“ Er wandte sich ab, aber sofort drehte er sich noch einmal um und beschrieb in etwas ruhigerem Ton den Weg nach Jahaz. Aber wie er den Alten da stehen sah, mit beiden Händen seinen Stock umklammernd, hatte er wenig Hoffnung, daß der störrische Greis je dort eintreffen werde.

So hinfällig, wie er aussah, war der alte Natan jedoch bei weitem nicht. Lange Fußmärsche war er von Jugend an gewöhnt, und manche Strapaze hatte seinen Körper gestählt. Er war nämlich Soldat gewesen, zur Zeit König Omris und dessen Heerführers Nimschi, des Großvaters Jehus. So war ihm auch das Land jenseits des Jordans, wo sich jetzt König Joram abmühte, die Moabiter wieder zu unterwerfen, nicht fremd. Damals, als Jorams Großvater dieses städtereiche Gebiet mit Diplomatie und Gewalt seinem Königreich einverleibt und die Moabiter tributpflichtig gemacht hatte, war er für den Heerführer Nimschi einer der fähigsten Kundschafter gewesen. Aber als dann die Feldzüge mit all ihren blutigen Scheußlichkeiten vorbei waren, hatte er den Ruf Jahwes zu hören gemeint, der ihm befahl, nicht länger ein Knecht des Königs zu sein, sondern ihm, dem Gott und wahren Herrn Israels, zu dienen. Er war aus der Garnison Megiddo heimlich entwichen, denn seine Dienstzeit, zu der er sich verpflichtet hatte, war noch lange nicht herum, und hatte sich zunächst in der Handelsstadt Tyros als Schiffsknecht verdingt. Als er annehmen konnte, daß man ihn in Megiddo vergessen hatte, war er nach Israel zurückgekehrt und hatte sich in Gilgal den Gottesmännern beigesellt, denn so hatte er Jahwes Anruf an ihn verstanden. Er nahm einen neuen Namen an und ließ Haar und Bart lang wachsen, damit ihn keiner der früheren Kameraden erkennen sollte, falls sich einer von ihnen zufällig nach Gilgal verirrte. Auch den neuen Gefährten verschwieg er seine Herkunft. So lebte er Jahr um Jahr in der Verborgenheit, und erst, als nicht nur König Omri, sondern auch der Heerführer Nimschi gestorben war, wagte er sich ins Land hinaus und unter die Leute, die in den Städten und Dörfern ihrem Tagewerk nachgingen. Einem einzigen Menschen gab er sich als der, der er ehemals war, zu erkennen, nämlich Joschafat, dem Sohn Nimschis, mit dem er einst befreundet gewesen war. Als in Gilgal alle seine älteren Genossen entweder abgewandert oder gestorben waren, hatten ihn die jüngeren, die meist erst nach ihm zu der Schar gestoßen waren, zu ihrem Vorsteher gewählt.

Jetzt stand er unbeweglich wie einer jener uralten Steinquader in seinem Rücken und blickte dem Streitwagen nach, auf dem der Königsbote davonrollte. Seine Genossen wunderten sich über das spitzbübische Lächeln, das sein Gesicht überzogen hatte. Sie ahnten ja nicht, daß er den Weg nach Jahaz gut kannte und daß er bereits jetzt wußte, was ihm der Gott Israels dem König zu sagen gebieten würde. Als er den Wagen nicht mehr sehen konnte, obwohl der noch in Sichtweite aller anderen war, denn seine Augen waren doch schon altersschwach, winkte er den jüngsten seiner Gefährten zu sich heran. „Elischa, führe den Esel heraus und packe ihm auf, was wir für die Reise brauchen! Noch heute wollen wir über den Jordan, denn schon morgen kann das Wasser gestiegen sein, da hat der Bote recht.“

Elischa, der jüngste Sohn Schafats aus dem Dorf Mehola, sah hier unter den Mitbrüdern der Gemeinschaft, die allesamt nicht von überaus kräftiger Statur waren und auch keinen wohlgenährten Eindruck machten, weniger schwächlich aus als zu Hause neben dem Vater und den stämmigen Brüdern. Ein Jahr lebte er nun schon bei den Gottesmännern, und er hatte seine Entscheidung für sie noch nie bereut. Der alte Natan hatte ihn persönlich unterrichtet, er hatte ihm die heiligen Überlieferungen, denen die Gruppe anhing, und die Rituale, mit denen sie sich dem Gott zu nähern und ihn anzubeten pflegte, beigebracht. Und als Schüler war er bald zugleich auch der persönliche Diener Natans geworden, denn trotz seiner Zähigkeit fiel dem Alten doch manches schon recht schwer, und er brauchte jemanden, der ihm zur Hand ging und ihn stützte, wenn er dessen bedurfte.

Längst wunderte sich Elischa nicht mehr, daß die Ansiedlung in dieser Einöde nur wenig dem Bild entsprach, das sein ältester Bruder Asa davon entworfen hatte, als er die heiligen Männer Verrückte geschimpft hatte. Es stimmte zwar, daß diese hier ohne Frauen lebten, aber nicht alle waren heimatlos und ohne Eltern und Geschwister, wie er selbst ja auch nicht, und wer es wollte, konnte jederzeit die Gemeinschaft verlassen, heiraten und eine Familie gründen. Sie lebten in reinlichen Hütten, manche zu mehreren, manche auch allein, wie es jedem gefiel. Acker und Garten, die gemeinschaftloich bearbeitet und abgeerntet wurden, und das unterschiedliche handwerkliche Geschick der einzelnen lieferte fast alles, wessen die Mitglieder der Gemeinschaft für das kärgliche

Leben, das sie führten, bedurften. Manche von ihnen wanderten aus dem Jordantal hinauf ins Bergland, um den Reichsgott Jahwe besonders gottesfürchtigen Dorf- und Stadtbewohnern auch als ihren persönlichen Gott begreifen zu lehren, und sie blieben mitunter wochenlang weg, andere wieder verließen die Ansiedlung niemals. Mit den Dämonen, die den Menschen zu schaden suchten, hatten sie nichts zu schaffen, wie ihnen das Elischas Bruder unterstellt hatte, und als Bettler zogen sie auch nicht umher, wenn sie auch Gaben, die man ihnen als Lohn für Beratung und Hilfe in Krankheits- und anderen Notfällen, in Fragen der Lebensführung oder des Umgangs mit den Göttern, bei Zweifeln an priesterlichen Entscheidungen reichte, keinesfalls ablehnten. Elischa fühlte sich wohl unter ihnen, und zurück in sein Elternhaus sehnte er sich nicht.

Die Sonne hatte den Zenit überschritten, als sich Natan und Elischa aufmachten, um dem Ruf des Königs zu folgen. Einige aus der Gemeinschaft begleiteten sie bis zum Jordan, um beim Durchschreiten des Flusses zu helfen. Glücklicherweise war die Furt trotz der vorgerückten Frühlingszeit noch begehbar, und so konnte auch Natan mit seinem Stock, gestützt von zwei Brüdern, ins Flußbett hinabsteigen, das strömende Wasser durchwaten und am östlichen Ufer wieder trockenen Boden gewinnen. Und auch der Packesel gelangte unbeschadet hinüber. Die Helfer, die sich rasch verabschiedeten, beeilten sich, um bis zum Sonnenuntergang Gilgal wieder zu erreichen, Natan und Elischa aber schlugen erst einmal ihr Zelt auf, denn der Flußübergang hatte den Alten völlig erschöpft, und so war es für heute genug.

Am nächsten Morgen schritten sie ausgeruht rüstig voran, denn bis zum Abend wollten sie die Talsenke überquert und den Aufstieg ins Gebirge erreicht haben. Um die wenigen Ansiedlungen, die am Wege lagen, machten sie einen Bogen, denn sie wollten nicht Auskunft geben müssen über ihr Woher und Wohin. Nach längerer Rast über Mittag sahen sie in der einsetzenden Abendkühle direkt unter der aufragenden Bergwand eine weite, grasbestandene Ebene vor sich, von einem Bach durchflossen, der jetzt reichlich Wasser führte. Weidengebüsch begleitete seinen Lauf, und an den trockenen Rändern der Aue belebten einige Akazien die Trift. Eigentlich fehlte nur ein Hirt mit seiner Schafherde, um den Anblick dieser gefälligen Landschaft vollkommen zu machen. Elischa pries begeistert den schönen Lagerplatz für die Nacht, worauf Natan ihm erklärte, daß dies heiliger Boden sei, denn hier hatten die Israeliten nach ihrem langen Marsch durch die Wüste, als sie sich anschickten, ins verheißene Land einzurücken, gelagert, bevor sie von Jahwe trockenen Fußes über den Jordan geführt worden waren. Da warf sich Elischa nieder und küßte den Boden zu seinen Füßen, und der Alte freute sich über das empfindsame Gemüt seines Schülers.

Sie setzten ihren Weg durch die leicht ansteigende Ebene fort, um in der Nähe jenes Pfades, der hinauf in die Berge führte und an den sich Natan von seiner Soldatenzeit her erinnerte, die Nacht zu verbringen. Auch Elischa, trotzdem der Tag und Nacht um ihn war, hatte Natan nichts von seinem früheren Leben erzählt, seine Vergangenheit sollte in der Gilgal-Gemeinschaft ein Geheimnis bleiben. Jahwe weise ihm den Weg, hatte er dem Jungen erklärt, als der ihn nach dem Grund seiner Ortskenntnis gefragt hatte, und eine Lüge, so meinte er, war das nicht, denn er glaubte sich wie bei all seinen Wanderungen von seinem Gott geleitet. „Dort oben unter der großen Schirmakazie wollen wir unser Zelt aufrichten“, wies er Elischa an. Der blickte genauer dorthin. „Da sitzt einer“, verkündete er. Natan strengte seine Augen an, aber erst, als sich der Fremde erhob, weil er die beiden Ankömmlinge bemerkt hatte, gewahrte auch er ihn. Ein Ausweichen war nicht mehr möglich, und so gingen die beiden Wanderer mit ihrem Packesel geradewegs auf den einsam Rastenden zu.

Sie fanden einen jungen Mann, vermutlich Anfang, höchstens Mitte 20, der sie mit ernstem Blick musterte. Das Bündel zu seinen Füßen wies ihn als einen aus, der zwar einen längeren Fußmarsch angetreten hatte, aber mit seiner geringen Ausrüstung wahrscheinlich kein wohlhabender Mann war. Nachdem sich die drei Reisenden niedergelassen hatten und die üblichen Fragen nach dem Woher und Wohin beantwortet waren, wußten Natan und Elischa, daß der einsam Rastende Scheba hieß und aus der Stadt Atarot stammte, also aus jenem Gebiet, in dem König Joram gegen die Moabiter kämpfte, die das Land für sich beanspruchten. Scheba wollte über den Jordan und dann weiter nach Jesreel, der zweiten Königsresidenz Israels neben Samaria, denn in Jesreel war er geboren, und dort war sein Vater gestorben. Scheba wiederum hatte von Natan erfahren, daß er einer sei, der versuche, von Gott Jahwe ab und zu eine Antwort auf drängende Fragen zu erhalten. Jetzt müsse er mit seinem Schüler zum König reisen, denn der habe ihn gerufen, weil er glaube, sich mit seiner Hilfe Jahwes Beistand für seinen Feldzug noch fester sichern zu können.

„Du bist also ein Freund König Jorams?“ fragte Scheba, aber eigentlich stand das für ihn nach der Selbstvorstellung des Alten schon fest.

Natan aber schüttelte energisch den Kopf. „Ich kenne den König gar nicht. Erst wenn ich vor ihm stehe, werde ich erfahren, wieso er seinen Boten zu mir schickte. Denn auch er konnte bisher gar nicht wissen, daß es mich gibt.“

„Euer Gott Jahwe wird es ihm gesagt haben“, meinte Scheba gleichgültig, aber Natans Antwort ließ ihn aufhorchen: „Wenn es so ist, wie du vermutest, dann will Jahwe dem König vielleicht etwas sagen, was der nicht zu hören erwartet. Denn ich bin keiner der Priester des Königs. Ich bin

nur meinem Gott verpflichtet. Der König wird von mir zu hören bekommen, was Jahwe mir zu sagen befiehlt."

Scheba korrigierte im stillen seine Annahme, daß der Alte einer der Wahrsager König Jorams sei oder ein Stimmungsmacher für den König, den ein Diener des Königs diesem empfohlen hatte. Aber ehe er etwas erwidern und sich ein wenig verbindlicher zeigen konnte, sprach Natan schon weiter: „Und du, du stammst also aus Jesreel? Du bist also ein Israelit! So, wie du unsere Sprache sprichst, könnte man dich für einen Moabiter halten."

Scheba wurde erneut mißtrauisch. „Mit einem Moabiter würdest du dich wohl kaum unterhalten?" mutmaßte er.

Aber Natan zerstreute wiederum seinen Argwohn. „Warum sollte ich das nicht tun? Weil ich ein Israelit bin? Aber die Moabiter sind doch keine Feinde Israels! Sie sind die Feinde König Jorams – das ist ein Unterschied!"

„Du sagst es", stimmte ihm Scheba zu, und seine angespannte Miene lockerte sich. „Aber ein Moabiter bin ich nicht", fuhr er fort. „Allerdings auch kein Israelit. Ich bin ein Gaditer. Die Söhne Gads bewohnen seit jeher das Hochland, aus dem ich heute herabgestiegen bin, bis hin zum Arnon, der die Grenze ist zwischen uns und den Moabitern." Er sah, daß Natan eine Frage auf der Zunge lag, und gab die Antwort darauf schon vorweg: „Du denkst, weil meine Eltern in Jesreel lebten, müßte ich deinem Volk angehören. Nun, mein Vater war tatsächlich ein Israelit, aber meine Mutter war eine Gaditerin. Als mein Vater tot war, ging sie mit mir aus Jesreel hinweg und zurück über den Jordan, woher sie ja stammte. Ich war damals noch ein ganz kleines Kind, und so sind mir die Israeliten fremd."

Natan hatte der Erklärung des Wanderers, der da so unvermutet aufgetaucht war, mit großem Interesse gelauscht, und er wünschte, noch mehr über ihn zu erfahren, zugleich aber auch etwas über die Menschen im umkämpften Land des Volkes Gad zu hören. So meinte er: „Als wir zu unserer Reise aufbrachen, war ich der Ansicht, daß deine Volksgenossen an der Seite König Jorams gegen die Moabiter kämpfen, ob nun freiwillig oder gezwungen. Kläre mich darüber auf, damit wir, wenn wir morgen unsere Reise fortsetzen, uns recht zu verhalten wissen und niemanden beleidigen!"

Scheba stutzte erneut. Wollte ihn der neugierige Alte etwa doch nur aushorchen?. Er besann sich ein wenig und antwortete dann: „Jeder Gaditer wird dir auf deine Frage antworten: Als König Ahab unser Land besetzt hielt, waren unsere Abgaben an ihn hoch. Nachdem König Mescha, der Moabiter, nach Ahabs Tod sich unser Land genommen hatte, waren die Abgaben, die er nun forderte, niedriger. Nun wirst du nicht raten müssen, wem von beiden Eroberern unser Volk abgeneigter ist. Und zwingen kann der Ahabsohn Joram uns nicht, seinen Krieg zu führen. Er müßte uns begreiflich machen, warum wir das tun sollten. Das aber kann er nicht. Er hat es versucht und wieder aufgegeben. Unser Gott Pegor hat uns geboten: Flieht vor den Israeliten! Helft aber auch nicht den Moabitern!"

Als Elischa den Gott Pegor erwähnen hörte, verzog er abfällig das Gesicht, denn ihm galten die fremden Götter als bösartige Dämonen, die den Menschen falsche Ratschläge erteilen, um sie in die Irre zu führen, und er fürchtete und haßte sie. Wäre ihm in Gegenwart seines Lehrers nicht der Mund verschlossen gewesen, so hätte er wohl diesem Flüchtling aus dem Land der Gaditer entgegengehalten, daß sie sich den Israeliten beugen sollten, denn Jahwe würde in nicht ferner Zeit einen gerechteren König über Israel einsetzen als Joram, nämlich Jehu. Die Einbildung eines göttlich bewirkten Wechsels des Königtums von Joram zu Jehu war ihm seit damals, als ihm die gefangenen königlichen Troßknechte von Jehus Herz für die Bauern erzählt hatten, zur Überzeugung gereift. Warum, auch das glaubte er zu wissen. Jahwe hatte ihm trotz seiner Jugend Einsicht in seinen Plan mit Israel gewährt. Schade war nur, daß er dieses ihm offenbarte Geheimnis seinem Lehrer nicht bekennen durfte. Denn Natan hätte seine Vorhersage als Ausgeburt der Phantasie abgetan mit der Begründung, daß Jahwe sich keinem Schüler offenbare, ohne es dessen Lehrer wissen zu lassen.

Natan ahnte nichts von Elischas Gedankengängen, und er nahm auch an der Erwähnung des Gottes der Gaditer keinen Anstoß. Im Gegenteil, er glaubte, daß Jahwe ihm diesen Scheba über den Weg geschickt habe, damit er erfahre, wie die Bewohner des umkämpften Gebiets über Jorams Feldzüge dachten. Die Weisen, wie Jahwe sich jenen verständlich machte, denen er seinen Willen offenbarte, waren ja unendlich vielfältig, das wußte Natan aus langer Erfahrung, und nur ein geschulter Sinn wie der seine war in der Lage, die göttlichen Offenbarungen zu erkennen und zu deuten. Sein junger Freund Elischa würde noch viel lernen müssen, ehe er Jahwes Sprache zu verstehen imstande war.

Er nickte Scheba verständnisvoll zu und hieß dann den Jungen, das Zelt aufzubauen und das Essen zuzubereiten. Er lud Scheba ein, ihr Gast zu sein. Der nahm das Anerbieten dankend an. Er hatte nun endgültig Zutrauen gefunden zu diesem bejahrten, rüstigen Wanderer mit dem dichten, langen Haar, das so wenig zu seinem Alter passen wollte. Der freundliche Greis hatte wohl doch nicht vor, König Joram nach dem Munde zu reden, im Gegenteil, er schien eher ein Widersacher

des Königs zu sein. Vielleicht deshalb, weil er dem Gott Israels auf andere Art diente als die Priester des Königs. Und so gab Scheba nach dem gemeinsamen Essen Natans Bitte nach, das Rätsel aufzuklären, weshalb er in seine Geburtsstadt wandern wolle, obwohl er doch sicherlich wisse, daß dort König Joram, der Zwingherr seines Volkes, einen Palast habe.

„Eben darum“, erwiderte Scheba hintergründig. Und dann begann er zu erzählen, zwar nicht in fließender Rede, sondern mehrmals neu ansetzend, und auch nicht chronologisch geordnet, sondern ziemlich durcheinander. Aber indem Natan immer wieder Zwischenfragen stellte, um den Zusammenhang des Erzählten zu gewinnen, fügte sich ihm allmählich der bewegte Lebenslauf des Gaditers, der ihn zu seinem Aufbruch aus der Heimat veranlaßt hatte, zu einem Ganzen.

Der Vater Schebas hatte Nabot geheißen und war ein wohlhabender und angesehener Bürger Jesreels gewesen. Isebel, die Frau König Ahabs, die sich gern und deshalb oft im Palast von Jesreel aufhielt, kannte Nabot wie andere Hausväter des Ortes auch. Aber dann verliebte sie sich in den stattlichen und gepflegten Mann, und Nabot fühlte sich geschmeichelt und entzog sich ihrem Begehren nicht. Er war damals Anfang 40, und das Alter schien noch fern von ihm zu sein. Isebel war an die zehn Jahre jünger als er. Wenn König Ahab sie allein ließ, und das geschah den größten Teil des Jahres über, ließ sie Nabot heimlich in den Palast kommen, und nur ganz wenige der Höflinge und der Wachen wußten vom verbrecherischen Treiben der beiden. Aber nach einem reichlichen Jahr bekam es Nabot doch mit der Angst zu tun, daß die Verbindung vom König entdeckt würde, vielleicht hatte er auch genug von der leidenschaftlichen, herrschsüchtigen Frau. Er weigerte sich, weiterhin ihr zu Willen zu sein. Damit verletzte er jedoch Isebels Stolz aufs tiefste, und sie nahm grausame Rache an ihm. Sie bezichtigte ihn Ahab gegenüber der Verschwörung gegen das Königshaus und brachte dafür von ihr bestochene Zeugen bei. König Ahab glaubte ihr und ihren Komplizen und ließ Nabot samt seinen drei Söhnen, die ihm seine Ehefrau geboren hatte, hinrichten, seinen Landbesitz aber zog er ein. Bevor sich jedoch Nabot von Isebel losgesagt hatte, war ihm eine Magd seiner Ehefrau zur Bettgefährtin geworden, eine Gaditerin, die ein Offizier, den er gut kannte, vor Jahren von einem Feldzug gegen die Moabiter mitgebracht und ihm überlassen hatte, ein Kind noch damals und Waise. Dieses Mädchen, nun herangewachsen, wurde schwanger, und Nabot erhob sie zu seiner Zweitfrau. Das Kind, das sie kurz vor Isebels Rachetat zur Welt brachte, war Scheba. Als Ahabs Häscher kamen, um zunächst Nabot allein zu verhaften, gelang ihr mit dem kleinen Kind durch die Hilfe jenes Offiziers, der sie einst nach Jesreel gebracht hatte, die Flucht über den Jordan. Da ihr Nabot von seiner unseligen Verbindung mit Isebel erzählt hatte, konnte sie sich ausmalen, was ihm und möglicherweise auch ihrem kleinen Sohn bevorstand.

Sie wandte sich nach ihrer Heimatstadt Atarot im Lande Gad, wo ein Bruder von ihr lebte. Aber weil sie vor der Verfolgung durch den König dort nicht sicher genug war, ging sie zu den Moabitern und verdingte sich bei einem der Wohlhabenden als Magd. In dessen Haus wuchs Scheba heran, und deshalb sprach er das Kanaanäische mit moabitischem Akzent. Seine Mutter gefiel ihrem Herrn wie einst Nabot, und so machte auch er sie zu seiner Beischläferin, und sie gebar ihm mehrere Kinder. Er war jedoch schon bei Jahren, und als er starb, entließ sein Erbe sie und Scheba, ihre jüngeren Kinder mußte sie jedoch zurücklassen. Sie zog wieder zu ihrem Bruder nach Atarot, denn mittlerweile war auch König Ahab gestorben, und sein Sohn Joram, der zur Zeit der Hinrichtung Nabots erst zehn Jahre alt gewesen war, wußte vielleicht gar nicht, daß ein Sohn des Hingerichteten damals der Tötung entkommen war.

Als nun auch die Mutter gestorben war, hatte sich Scheba aufgemacht, um zu erfüllen, was er ihr auf dem Sterbebett hatte versprechen müssen. Sie hatte ihm von der Unschuld seines Vaters und der falschen Anklage erzählt und ihn aufgefordert, an Isebel oder, falls sie nicht mehr lebte, an ihrem Sohn Joram Rache zu üben. Soweit Schebas Lebensbericht.

Natan hatte der Erzählung mit wachsendem Interesse gelauscht, denn von der Hinrichtung des Jesreeliters Nabot hatte er seinerzeit gehört. Aber er hatte nichts Verwerfliches an König Ahabs Entscheidung gefunden, denn einen Verschwörer konnte kein König am Leben lassen. Nun enthüllte sich das von Ahab gefällte Todesurteil plötzlich als Mord, angestiftet von diesem Weib aus Tyros, und Ahab hatte ihn verübt, ohne zu wissen, was er tat. Ein solches Verbrechen konnte Jahwe nicht ungesühnt lassen, das war klar. Wahrscheinlich hatte er gewartet, bis der Sohn des unschuldig Ermordeten herangewachsen war, und so gesehen entsprang die Rachetat, die Scheba vollbringen wollte, offenbar nicht nur menschlichem Willen, sondern war göttlicher Auftrag. Der Bluträcher mußte sich nur noch dem Gott seines Vaters zuwenden, und dann würde Jahwe ihn führen, so daß seine Rache gelang.

Scheba ahnte von den Überlegungen Natans nichts. Nachdem er seine Zuhörer in seinen Reisezweck eingeweiht hatte, erschrak er nachträglich darüber. Natan sah es und beruhigte ihn. „Wir sind keine Zuträger des Königs, du wirst es inzwischen schon bemerkt haben. Nur wir zwei und unser Gott wissen, was du vorhast, und so wird es bleiben, solange du dich nicht selbst Weiteren anvertraust. Aber nun sage uns auch, wie du deine Rache zu vollbringen gedenkst. Soweit ich weiß, lebt Isebel noch.“

Die Frage, wie er seine Absicht durchführen wolle, war Scheba unangenehm, wußte er selbst doch darauf noch keine wirklich brauchbare Antwort. Zögernd äußerte er, daß er Männer finden wolle, die dem Königshaus feind sind, und ihnen werde er sich anschließen. Und als ihn Natan zweifelnd anschaute, wurde er deutlicher. „Meine Mutter erzählte mir nicht nur, was der Vater ihr über sich und Isebel anvertraut hatte, sondern auch, was er von einem verschollenen Sohn Ahabs wußte. Als nämlich Omri, Ahabs Vater, noch nicht ahnte, daß er König werden würde, heiratete Ahab die Tochter eines vornehmen Mannes aus der Stadt Dan, und sie gebar ihm einen Sohn. Als sich dann Omri zum König gemacht hatte, warb Ahab, der ja nun Thronerbe war, um die Tochter des Königs von Tyros. Isebel war aber erst zur Ehe mit ihm bereit, nachdem er seine frühere Frau, die er liebte, verstoßen hatte. Vielleicht hat Isebel ihn mit einem Liebeszauber betört, wie sicherlich auch meinen Vater Nabot. Die verstoßene Frau ging zurück in ihr Vaterhaus, und seitdem haßte ihre Familie Isebel und das gesamte Haus Omri. Der Sohn der Vertriebenen, der damals zwölf Jahre alt war, lebte noch einige Zeit im Palast, aber dann ist er verschollen. Mein Vater wußte nicht, was aus ihm geworden ist. Ich vermute, Isebel hat ihn getötet, denn sie wollte, daß einer ihrer Söhne einst König wird. Ich gehe also jetzt nicht nur nach Jesreel, wo sicher noch alte Leute leben, die meinen Vater gekannt haben, sondern vor allem auch nach Dan, denn die Familie jener ersten Frau Ahabs wird ja nicht ausgestorben sein."

Natan wiegte nachdenklich den Kopf und schwieg eine Weile. Endlich meinte er: „Ich verstehe die Wege, die du gehen willst. Aber sie sind womöglich nicht wirklich erfolgreich. Du weißt nicht, ob du in Dan Verwandte dieser Frau, die selber ja kaum noch am Leben sein wird, finden wirst, und du weißt auch nicht, wie diese Leute, falls du sie findest, heute über die Sache denken, die so weit zurückliegt, und vor allem weißt du, vorausgesetzt, du findest Gleichgesinnte, immer noch nicht, wie du deine Rachetat vollbringen kannst. Deshalb rate ich dir etwas anderes. Geh nach Megiddo! Der Befehlshaber der dortigen Streitwagentruppe heißt Jehu. Er ist trotz seines Ranges ein Mann, dem Recht und Gerechtigkeit keine leeren Worte sind. Tritt in seine Truppe ein, als Troßknecht einstweilen. Denn als Soldat bist du deinem Plan näher denn als Tagelöhner oder Knecht irgendeines Bauern. Alles weitere wird sich finden. Der Gott deines Vaters wird dir beistehen, denn ein solches Verbrechen, wie du es uns erzählt hast, läßt er nicht ungesühnt. Geh deshalb zuerst hinüber nach Bet-El, bringe Jahwe ein Opfer dar und versprich ihm, daß du fortan wie dein Vater ihm als deinem Gott dienen wirst."

Elischa war von dem Ratschlag beinahe mehr berührt als Scheba. Irgendwann hatte er nämlich Natan beiläufig sein Abenteuer mit den königlichen Knechten erzählt, die sein Bruder Setur gefangen und umgebracht hatte, und dabei auch erwähnt, was die Knechte über Jehu gesagt hatten, daß er den Bauern hätte mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen als König Joram. Und jetzt schickte Natan also den Gaditer zu Jehu. Er staunte, was sein Bericht doch für eine Wirkung auf seinen Lehrer gehabt hatte, und das steigerte sein Selbstwertgefühl. Tatsächlich gab er sich allerdings einer Illusion hin, indem er Natans Ratschlag sich selbst zuschrieb. Denn Natan kannte ja von seiner Soldatenzeit her Joschafat, Jehus Vater, was Elischa nicht wußte. Und gelegentlich hatte er in Joschafats Haus, wo er ab und zu einkehrte, auch Jehu angetroffen. Er wußte also um Jehus kritische Haltung zu seinem König Bescheid. Dieses Wissen vor allem hatte ihn bewogen, Scheba nach Megiddo zu schicken. Daß Jehu inzwischen nach Ramot versetzt war, wußte er allerdings nicht.

Scheba dankte Natan für den Rat und glaubte nun wie dieser, daß ein Gott sie beide zusammengeführt hatte. Und wahrscheinlich, so mutmaßte er, war es tatsächlich Jahwe, Israels Gott, gewesen, nicht Pegor, der Gott des Volkes Gad. Ihm war klar, daß sein erstes Reiseziel Bet-El sein mußte, das Reichsheiligtum Israels.

Als Natan und Elischa am nächsten Morgen aus ihrem Zelt krochen, war Scheba bereits ohne Abschied verschwunden. Hatte er es nur deshalb so eilig, um noch vor dem Hochwasser über den Jordan zu kommen? „Ob er uns etwas vorgelogen hat und nun weitere Fragen fürchtet?" überlegte Elischa laut. Und dann fragte er Natan geradezu, ohne ihm seinen Glauben an ein künftiges Königtum Jehus preiszugeben: „Und falls es so ist, wird Jahwe dann Isebel und Joram vor ihm und Jehu beschützen?"

Natan blickte den Jungen streng an. „Hast du nicht bemerkt, daß er die Wahrheit sprach? Glaubst du etwa, daß Jahwe Wahrheit und Lüge nicht zu unterscheiden vermag, so daß er uns einen Lügner über den Weg geschickt hat? Jahwe wird die Untat an Nabot rächen, ob nun durch Scheba oder durch Jehu oder auf ganz andere Weise. Wie er es tun wird, das können wir nicht wissen, aber daß er es tun wird, das ist gewiß." Er war unzufrieden mit seinem Schüler. Der nervte ihn mitunter mit seinen eigenwilligen Ansichten und spitzfindigen Fragen. Ihm fehlte noch vieles an Menschenkenntnis und Gotteserfahrung.

Seit sein Bote aus Gilgal ohne den Herbefohlenen zurückgekehrt war, wurde König Joram noch unausstehlicher, als er es schon nach der Meuterei der Galiläer gewesen war. Wer konnte, ging ihm aus dem Wege. Aber eigentlich wütete Joram gegen sich selbst. Wie hatte er nur dem frechen Begehren der Bauernlümmel nachgeben können! Nie zuvor war er genötigt gewesen, eine seiner Entscheidungen so völlig zu bereuen wie diese. Und er hätte sich auch denken können, daß diese Verrückten da unten in Gilgal jetzt, wo er einen der ihren zu sich rief, die Gelegenheit nutzten, sich als Überlegene aufzuspielen, ihm vielleicht sogar Zuwendungen abzupressen, die er hinterher wiederum bereuen mußte wie diese ganze blödsinnige Aktion. Wie ein Bittsteller saß er hier in Jahaz, untätig, und mußte warten, bis dieser aufgeblasene Greis, den ihm der Bote beschrieben hatte, endlich hergestolpert kam. Wenn er überhaupt erschien und seine Zusage keine Lüge gewesen war. Sicherlich machten sich die Moabiter schon lustig über den König Israels, dem seine Krieger gezeigt hatten, was sie von seinem Feldzug hielten. Als er den Streitwagenoberst Nahum mit einigen der Unterführer zusammenstehen und mit ihnen lachen sah, verdächtigte er den Kommandeur, daß er über seinen König Witze riß. Er begann ihn zu schikanieren, und wenn Nahum so wütend war, daß er die Beherrschung zu verlieren drohte, grinste er zufrieden. Der einzige, mit dem er auskam, war Tola. Der Fußtruppenbefehlshaber hatte die Meuterei miterlebt und seine damalige Hilflosigkeit mit ihm geteilt, und vom Ehrgeiz war der Alte auch nicht mehr getrieben, also war er nicht mehr zu fürchten. Bloß gut, dachte Joram manchmal, daß Jehu nicht hier war! Der hätte mit seinen skeptischen Blicken und aufdringlichen Ratschlägen gerade noch gefehlt! Oder hätte er etwa helfen können? Klüger als Nahum und Tola und alle miteinander, die er hier um sich hatte, war der Nörgler ja zweifellos.

Als ihm der Bote gemeldet hatte, daß der Mann aus Gilgal zu Fuß komme, hatte Joram rings um das Lager der Meuterer Wachen aufstellen lassen, damit keiner der Galiläer sich fortschleichen konnte, um zu versuchen, den verrückten Alten abzupassen und ihn zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Aber von den nunmehr Bewachten dachte niemand daran, das Lager zu verlassen. Sie hatten dem König zugesagt abzuwarten, bis der heilige Mann erschien, und daran hielten sie sich. Sie bekamen ja auch regelmäßig ihre Verpflegung, und tun mußten sie dafür nichts. Aber wenn sie auch die Ruhe genossen, so machten sie sich doch Gedanken darüber, was zu tun wäre, falls der Gottesmann aus Gilgal sie wider Erwarten zum Kampf aufrufen würde. Zu einer einhelligen Meinung kamen sie nicht.

Joram hatte an den Debatten der Galiläer kein Interesse, und so versuchte er nicht, unter ihnen Spitzel zu gewinnen. Der Gottesmann würde die dummen Bauernjungen schon lehren, daß dieser Feldzug Jahwes Wille war. Er verachtete den Herbeigerufenen zwar schon im voraus, aber er war zuversichtlich, daß der Mann verkünden würde, was sein König von ihm erwartete. Wenn er wirklich ein gottesnaher Mann war, dann konnte er gar nichts anderes sagen. Wenn er aber einer war, der sich seine Gottesnähe bloß einbildete, dann würde man ihm schon klarmachen, weshalb er hier war.

Joram ließ einige von Nahums Wagen ausschwärmen, um den zwielichtigen Gast abzufangen, damit der keine Gelegenheit hatte, mit Landesbewohnern unerwünschte Gespräche zu führen und sich über die Lage zu erkundigen. Und mit moabitischen Eindringlingen sollte er erst recht nicht zusammentreffen. Der Bote, der in Gilgal gewesen war, hatte den ausgesandten Wagenkämpfern beschreiben müssen, wie der Erwartete aussah, damit sie auch den Richtigen abfingen. So kam es, daß Natan und Elischa auf ihrer letzten Tagereise neben einem Streitwagen einhergehen mußten. Natan hatte sich auch jetzt standhaft geweigert, den Wagen zu besteigen und sich das letzte Wegstück fahren zu lassen. Elischa hätte allerdings gern einmal probiert, wie man sich auf dem rumpelnden Wagen fühlte, wenn die Pferde mit diesem über Stock und Stein dahinjagten.

In Jahaz angelangt, nahm einer der Diener Jorams die Ankömmlinge in Empfang, brachte sie und ihren Esel unter und sorgte für ein Abendessen. Zwei Soldaten postierten sich vor ihrer Unterkunft, damit sie auch hier keine Verbindung mit irgendjemandem aufnehmen konnten. Aber da sie müde waren und nach dem Essen bald einschliefen, bemerkten sie gar nicht, daß sie im Grunde wie Gefangene behandelt wurden.

Am nächsten Morgen ließ König Joram Natan zu sich rufen. Er wollte zunächst einmal einen Eindruck von dem Mann gewinnen, den man ihm zwar als gehorsam, aber zugleich als recht eigenwillig geschildert hatte. Er wollte herausbekommen, ob Schwierigkeiten zu erwarten waren, wenn er ihn aufforderte, den Galiläern klarzumachen, daß ihr Widerstand ein Frevel gegenüber Gott und dem König sei. Er überlegte, ob er vor dem Greis aufstehen und ihn als einen Vertrauten Jahwes gar mit einer Verbeugung begrüßen sollte. Aber eigentlich wußte er von ihm ja nur, daß er manchen als Gottesmann galt, nicht ob er wirklich einer war, und seine Herkunft war ohnehin dunkel. Er entschloß sich, den Alten wie jeden anderen Fremden, dem er seine Gegenwart schenkte, sitzend zu empfangen.

Der Diensthabende meldete, daß der Gerufene eingetroffen sei. Joram setzte sich in Positur und machte ein würdevolles Gesicht. Aber als nun außer dem erwarteten Alten mit seinem Stock noch ein junger Bursche vor ihn trat, blickte er ein wenig irritiert auf die Ankömmlinge. Die beiden

verneigten sich vor ihm, bis er ihnen gestattete, sich wieder aufzurichten. „Du bist Natan“, sagte er und setzte nun sein freundlichstes Gesicht auf. „Sei mir willkommen! Ich freue mich, dich kennenzulernen. Man hat mir von dir schon erzählt. Setz dich! Ich sehe, daß du zwar gern vor deinem König stehenbleiben würdest, wie es sich gehört, aber einem Mann deines Alters und deiner Würde gebührt selbst hier ein Sitzplatz.“ Er wies auf den bereitstehenden Schemel gegenüber seinem eigenen Stuhl, neben dem ein niedriges Tischchen mit einer Schale voll Gebäck und ein Krug mit frischem Wasser stand. „Deinen Diener kannst du wegschicken“, fügte er an, „hier werden sich meine Leute um dich kümmern, wenn du der Hilfe bedarfst.“

Natan verneigte sich abermals und erwiderte dann: „Ich bin Natan aus Gilgal, du sagst es. Du hast mich gerufen, und hier bin ich. Dies ist mein Schüler Elischa, aber ein Anfänger ist er schon nicht mehr. Nun soll er zwischen dem Willen Jahwes, des wahren Herrn Israels, und dem Willen des von Jahwe eingesetzten Königs Israels unterscheiden lernen. Deshalb möchte ich meinen jungen Gefährten, der mir mehr Sohn als Bruder ist, bei mir behalten.“

Der König fand diese Rede anmaßend und unverschämt. Er hatte es ja geahnt, daß es nicht glattgehen würde mit diesem sogenannten Gottesmann. Wie der sich aufspielte! Als ob zwischen göttlichem und königlichem Willen ein Unterschied überhaupt denkbar wäre! Jahwe hatte Omri die Königswürde verliehen und ihn groß gemacht, und er hatte auch dessen Sohn Ahab alles gelingen lassen, was der sich je vorgenommen hatte. Er selbst war Omris Enkel, und Jahwe würde ihm die Moabiter zu Füßen werfen wie seinen Vätern. Nur diese Galiläer, die sicherlich ein Dämon verführt hatte, ausgesandt vom Gott der Moabiter, hinderten ihn, Jahwes Willen zu entsprechen. Das würde dieser Greis hier hoffentlich begreifen, wenn er wirklich ein Diener Jahwes war. Auf jeden Fall war er ein hochmütiger Mensch. Anstatt zu bitten, daß dieser Junge hierbleiben durfte, erdreistete er sich, selbst zu entscheiden! Als ob er nicht vor seinem König stand! Es fiel Joram schwer, seine joviale Miene zu bewahren, aber es gelang ihm, denn er brauchte den Alten. „Gut, er mag bei dir bleiben“, sagte er gönnerhaft, als habe ihn Natan gebeten. „So kann er lernen, daß der Wille des Königs kein anderes Ziel kennt, als den Willen Jahwes zu erfüllen.“ Er setzte ein Lächeln auf. „Aber nun nimm doch Platz und probiere eines der Honigplätzchen, die frisch aus dem Ofen kommen!“

Natan verneigte sich abermals und setzte sich dann. Elischa hockte sich hinter ihm auf den Fußboden, so daß er dem Blick des Königs entschwand. Die Schale mit dem Gebäck, das verführerisch duftete, rührte Natan nicht an.

Joram eröffnete das Gespräch mit der Behauptung, daß er schon viel von den Gottesmännern gehört habe, denen vor langer Zeit ja bereits König Saul seine Gunst geschenkt hatte. Schon oft habe er der Gemeinschaft in Gilgal einen Besuch abstatten wollen, aber immer sei etwas Unaufschiebbares dazwischengekommen. Sein Bote habe ihm berichtet, welch guten Eindruck die Siedlung in Gilgal auf ihn gemacht habe, und das zu hören sei ihm eine große Freude gewesen. Nachdem er den diesjährigen Feldzug siegreich beendigt haben werde, komme er bestimmt nach Gilgal, und dann wolle er auch prüfen, wie er die heilige Gemeinschaft fördern könne. Er fragte Natan nach der Bedeutung des Steinmals neben den Wohnstätten der Gemeinschaft und nach den Ritualen, mit denen er und seine Brüder sich Jahwe zu nähern pflegten, und Natan, froh, daß die leeren Schmeicheleien des Königs ein Ende fanden, gab ihm auf seine Fragen bereitwillig und ausführlich Auskunft.

Joram gewann den Eindruck, daß diese wunderlichen Männer da unten im Tal bei den uralten Steinpfosten wirklich überzeugt waren, dem Gott Israels näher zu sein als jeder gewöhnliche Israelit, ja vielleicht sogar näher als die Könige Israels und ihre Priester. Diese Einbildung konnte natürlich nur von ihrer Überspanntheit herrühren, von der sie alle befallen zu sein schienen. Für die Taten der heutigen Könige Israels hatten sie aber offenbar kein Interesse, denn auf seine Andeutung, daß die Eroberung des verheißenen Landes durch die Israeliten unter Josuas Führung, von der Natan begeistert erzählt hatte, vergleichbar sei mit seinem Krieg gegen die Moabiter, ging der Alte nicht ein. Joram erkannte, daß er deutlicher werden mußte, um diesem Mann eine Meinung zum gegenwärtigen Feldzug zu entlocken.

So pries er die kriegerischen Taten der Israeliten, die sie vollbracht hatten, nachdem sie ihr Land in Besitz genommen hatten. Es machte ihm Mühe, aus seiner Erinnerung hervorzukramen, was ihm in seiner Kindheit davon erzählt worden war, denn wichtig war ihm eigentlich immer nur gewesen, wie Omri und Ahab das Köngreich Israel groß und den Königreichen Tyros und Damaskus ebenbürtig gemacht hatten. Aber er verkniff sich, nun auch noch seine Väter zu rühmen, weil er damit diesen weltfremden Greis wohl kaum für sich gewonnen hätte. Er sagte vielmehr: „Es ist wunderbar, wie unser Gott seinen Willen den Führern und Königen Israels offenbart hat, so daß sie stets wußten, gegen wen sie zu Felde ziehen mußten. Und jene, die dem Ruf der Helden nicht folgten und dem Kampf fernblieben, traf die Strafe Jahwes, weil sie leugneten, daß sich in den Kriegen der Könige der Wille Jahwes kundtat. Siehst du es auch so?“

Jetzt glaubte Natan zu ahnen, weshalb der König ihn gerufen hatte. Vor dem Sturm auf die Moabiterfestung erwartete Joram ein Jahwewort, hatte der Bote gesagt, und er solle es sprechen. Wahrscheinlich hatte sich zwischen dem König und seinen Kriegern ein Zerwürfnis ergeben, und

ihn wollte Joram nun benutzen, um dem Heer seinen Willen aufzuzwingen. Natan ließ sich Zeit mit der Antwort. Er wollte versuchen, den König bei dessen naivem Selbstverständnis zu packen und ihn darüber zum Nachdenken zu bringen. „Ich sinne nach über Saul“, sagte er endlich. „Er wollte die Philister schlagen, aber er kam in der Schlacht gegen sie um. War das Jahwes Wille? Und ich sinne nach über Jerobeam. Er wollte die Ägypter schlagen, aber er mußte vor ihnen fliehen und sich verstecken. Warum tat Jahwe ihm das an?“

Jorams Miene verlor für einen Moment ihre glatte Freundlichkeit. Er hatte den Alten unterschätzt. Jetzt, wo sich das Gespräch der Sache näherte, um die es ging, änderte der plötzlich den Ton und wagte es, eine Feststellung seines Königs in Zweifel zu ziehen! Das war keine Überspanntheit mehr, das war Vermessenheit! Ob er ganz allgemein gesprochen hatte oder mit seinen Haarspaltereien gar den Krieg gegen die Moabiter meinte? Vielleicht wußte er, daß dies schon der fünfte Feldzug gegen diese hartnäckigen Feinde Jahwes war? Man mußte seinen Einwurf auslöschen. Aber vorsichtig, denn leider brauchte man den alten Querkopf. Joram war schmerzhaft bewußt, daß nur Natan die Galiläer dazu bringen konnte, die Waffen wieder aufzunehmen, und daß nur mit den Galiläern der Sturm auf die Moabiterfestung Dibon erfolgreich sein konnte. Er zwang sich ein Lächeln auf, als er antwortete: „Du willst mir sagen, daß Saul und Jerobeam Jahwes Willen mißdeuteten und deshalb scheiterten? Aber wie sollte Jahwe beide Male eine erneute Knechtschaft Israels gewollt haben? Ich meine, du irrst dich. Denn die Philister wurden von dem Judäer David besiegt, und die Ägypter zogen wieder zurück in ihr Land. Also war es doch Jahwes Wille, die Feinde Israels zu überwinden. Daß Saul und Jerobeam nicht selbst den Gotteswillen vollstrecken konnten, das kann ja nur daran gelegen haben, daß sie Israel nicht zu einigen vermochten, weil Teile der Israeliten ihrem König und damit Jahwe nicht folgten. Deshalb erwählte Jahwe gegen die Philister statt Sauls David zu seinem Feldherrn. Gegen die Ägypter aber war keiner da, der Jerobeam ersetzen konnte, und so hat Jahwe selbst Israel befreit.“

Natan schüttelte den Kopf, weil er sich falsch verstanden wußte und zugleich einsah, daß der König unwillig oder gar unfähig war, über die strittige Frage nachzudenken. Aber bevor er seine Einwände vorbringen konnte, setzte Joram seine Betrachtungen rasch fort, denn es schien ihm das beste, dem störrischen Greis jetzt ohne Umschweife klarzumachen, weshalb er hier war. Das allgemeine Hin und Her zwischen ihm und dem Alten führte ja doch nicht zum Ziel. Er mußte mit Bestimmtheit wissen, ob Natan bereit war, die Galiläer vom göttlichen Auftrag ihres Königs zu überzeugen. „Israeliten, die nicht begreifen, daß der König mit seinen Kriegen immer nur Jahwes Willen vollstreckt“, sagte er, „die gab es nicht nur zu den Zeiten Sauls und Jerobeams. Auch ich habe mitunter Ungehorsam und Aufsässigkeit bei einigen in meinem Heer zu überwinden. Deshalb mußte ich auch schon mehr als einen einzigen Feldzug gegen die Moabiter durchführen. Jahwe weiß aber, daß ich seine Feinde niederwerfen und sie wieder tributpflichtig machen werde wie zur Zeit meiner Väter, und so hat er Geduld mit mir. Du siehst, mein lieber Natan, daß ich mit dir so offen wie mit keinem sonst spreche, weil du Gott nahestehst. In diesem Jahr will ich den Moabitern ihre letzten beiden Stützpunkte entreißen, die sie hier auf israelitischem Land noch besetzt halten. Ich habe dazu außer meinen bewährten Soldaten die Krieger aus Galiläa aufgeboten, tapfere Männer, die mir für den Erfolg bürgen. Aber als wir nun gegen die Festung Dibon marschieren wollten, weigerten sie sich plötzlich, weil ihnen ein Dämon eingeflüstert hatte, daß dieser Krieg nicht Jahwes Krieg sei. Sie baten mich, den Vorsteher der Gottesgemeinschaft von Gilgal herbeizurufen. Du sollst ihnen nun bestätigen, daß ich zum Feldzug gegen die Moabiter von Jahwe beauftragt bin. Danach wollen sie sich meinen Soldaten wieder anschließen und Israels Feinde schlagen. Nun kennst du also die Aufgabe, die Jahwe dir zugedacht hat.“

Jetzt war es heraus, das Eingeständnis seiner Schwäche. Joram war es trotzdem unwohl zumute, denn er kannte diesen Natan ja gar nicht, und der konnte sogar ein Scharlatan sein. Wie nackt fühlte er sich. Aber andererseits hatte er klar und deutlich aussprechen müssen, was der Mann zu tun hatte, und deshalb spürte er zugleich doch eine gewisse Erleichterung.

Natan aber nahm das Bekenntnis des Königs mit großer Gelassenheit auf. Seine Ahnung hatte sich bestätigt, und was er sich von Jahwe bereits in Gilgal nach der Erklärung des Königsboten und dann erneut bei der Begegnung mit Scheba zugeraunt wußte, das war nun noch einmal beglaubigt. Jahwe hatte den König gezwungen, ehrlich seine Hilflosigkeit zu beichten.

Er setzte sich ein wenig aufrechter hin und blickte Joram eindringlich an. Dessen angestrengter Gesichtsausdruck war von der Furcht geprägt, daß die Antwort, die er zu hören begehrte, auch abschlägig sein könnte. „Höre, was ich dir zu sagen habe!“ begann Natan seine Entgegnung in feierlichem Ton, und Joram war es, als habe sich der Rangunterschied zwischen ihm und dem Herbeigeholten in dem schäbigen Gewand plötzlich umgekehrt, als sei der Alte derjenige, der hier das Sagen habe, er selbst aber jener, dem das Hinhören oblag, und er konnte sich nicht gegen diese Empfindung wehren. „Als ich meine Reise zu dir antrat“, fuhr Natan fort, „wußte ich von deinem Boten lediglich, daß du, bevor du die Moabiterfestung bestürmst, ein Jahwewort erwartest, übermittelt von mir, den du ja gar nicht kennen konntest. Ich wunderte mich sehr, und ich beschloß, vor meiner Ankunft in Jahaz Jahwe darüber zu befragen. Als wir nun die Höhe des Gebirges er-

stiegen hatten, machte ich mich auf, auch noch den Berg Nebo zu erklimmen, und da mein Gott wollte, daß ich ihn dort treffe, gelang mir der Aufstieg trotz meiner Schwäche. Du weißt, so hoffe ich, daß der Nebo heiliger Boden ist, denn dort blickte Mose, nachdem er Israel durch die Wüste geführt hatte, über das Jordantal hinüber ins verheißene Land, das er selbst nicht betreten sollte. Ich hockte mich nieder, verhüllte mein Antlitz und wartete, daß sich Jahwe meiner Ratlosigkeit erbarmen würde. Da erhob sich ein Sturmwind, aber im Wind war Jahwe nicht. Danach umzuckten den Berg Blitz und Donner, und ich flüchtete unter einen Felsvorsprung, aber auch im Gewitter war Jahwe nicht. Endlich blieb von all dem Rauschen und Krachen nur ein sanftes Säuseln übrig, und darin vernahm ich die Stimme Jahwes."

Als Elischa, der die ganze Zeit über nahezu unsichtbar hinter seinem Lehrer gehockt hatte, die Erzählung von dessen Gotteserscheinung hörte, wäre er beinahe aufgesprungen und hätte sein Gewand zerrissen. Denn weder Natan allein noch sie beide gemeinsam hatten auf ihrer Herreise den Nebo bestiegen, lediglich gezeigt hatte ihm der Alte den Berg, und auch von einer Gottesoffenbarung im Traum oder sonst irgendwie hatte ihm Natan nicht berichtet. Es war ganz klar: diese Offenbarungserzählung war eine Lüge. Elischa fürchtete, daß der Alte im nächsten Augenblick wegen seiner Gotteslästerung tot umfallen würde.

Doch nichts dergleichen geschah. Natan erhob sich vielmehr ächzend von seinem Sitz, umklammerte seinen Stock mit beiden Händen und setzte stehend seine Ansprache fort: „Vernimm nun das Wort, das unser Gott mir anvertraut hat, damit ich es dir ausrichte! Danach magst du entscheiden, ob du mich zu deinen unwilligen Kriegern führen willst."

Die Kühle des Raumes, die Joram bisher als angenehm empfunden hatte, ließ ihn erschauern. Ein Jahwewort sollte er hören! Damit hatte er nicht gerechnet. Und anscheinend keines in der Art, wie Samarias oder Bet-Els Priester Gottesäußerungen verkündeten, nämlich mit eigenen Worten schon ausgedeutet, sondern so, wie Jahwe es selber gesprochen hatte. Alle Zweifel fielen von Joram ab, daß der Gottesmann Natan ein Lügner sein könnte. Denn ein Jahwewort zu erfinden war Lästerung, und dem Lästerer drohte die Steinigung, falls ihn nicht Jahwe schon tötete, bevor Menschen es tun konnten. Nein, dieser Natan mußte wahrhaftig ein Gottesbote sein. Joram schnellte von seinem Stuhl hoch und fieberte dem Wort entgegen, obwohl es all sein Trachten und Tun zerstören konnte.

Wie das Dröhnen von Hornsignalen vernahm er Natans Stimme: „So spricht Jahwe zu Joram, dem König der Israeliten: Ich habe dem Haus Omri das Königtum gegeben, damit es mein Volk Israel vor seinen Feinden beschützt. So sind deine Kriege gegen die Feinde Israels meine Kriege. Ziehst du aber gegen ein Volk, das Israel nicht bedroht, wie sollte ein solcher Krieg mein Krieg sein?"

Joram starrte den Alten an. Er verstand nicht, was er gehört hatte. Wen meinte das Jahwewort mit dem Volk, das Israel nicht bedroht? Die Moabiter bedrohten doch Israel! Oder stellte Jahwe das in Abrede? Wieso konnte er das tun? Joram sank zurück auf seinen Stuhl und brütete vor sich hin. Als er den Kopf wieder hob, sah er den Alten immer noch vor sich stehen, den Blick ruhig auf ihn gerichtet, aber ihm war es, als könnten aus dessen Augen Flammen sprühen, um ihn zu verbrennen. „Geh jetzt!" rief er ängstlich und machte eine Handbewegung, die Entlassung bedeuten sollte, man konnte sie aber auch so verstehen, als verscheuche er eine lästige Fliege. Natan verbeugte sich und schritt erhobenen Hauptes hinaus, hinter ihm schlich mit gebeugtem Rücken und hängenden Schultern Elischa.

Kaum waren die beiden wieder in ihrer Unterkunft, so fiel Elischa auf seine Schlafmatte und krümmte sich stöhnend zusammen wie ein wundgeschossenes Tier. Wie konnte sein Lehrer die ungeheuerliche Lüge von der Gottesoffenbarung aussprechen und seine eigene Meinung als Jahwerede ausgeben und noch immer am Leben sein? Warum hatte Jahwe den Lästerer nicht sofort getötet? Oder überließ Jahwe dessen Hinrichtung König Joram? Der würde, wenn er wieder zu sich gekommen war, Natan steinigen lassen. Und ihn, den Schüler des Frevlers, gleich mit.

Natan sah die Verzweiflung des Jungen, wartete aber ab, bis ihm alle Fragen, die ihm kommen mußten, durch den Kopf gegangen waren und er schließlich in seiner Rat- und Hilflosigkeit nur noch Leere in sich spürte. Jetzt erst hielt er Elischa für fähig, ihm zuzuhören. Und nun erklärte er ihm, daß er die Gottesoffenbarung auf dem Nebo wirklich empfangen habe, allerdings vor vielen Jahrzehnten schon. Damals habe ihm Jahwe zugeraunt, daß König Omris Aneignung des Gaditerlandes und seine Unterjochung der Moabiter nicht dem göttlichen Willen entspreche. Er habe also vorhin weder Jahwes Namen mißbraucht noch König Joram belogen. Wofür er höchstens Tadel verdiene, das sei, daß er die Offenbarung als erst kürzlich geschehen behauptet habe und daß er das Urteil Jahwes über die Kriege Omris und seiner Nachfolger als Anrede an König Joram gestaltet habe. Das aber sei keine Beleidigung Jahwes und kein Betrug am König. Was er Joram gesagt habe, sei echtes Jahwewort, sein eigener Einfall sei nur die Gestalt des Wortes gewesen, in der er es an denjenigen übermittelt habe, den es angehe. Jetzt erst habe das Wort seinen eigentlichen Empfänger erreicht, und zwar so, daß er es auch verstehen und beherzigen könne.

Natan gab sich viel Mühe mit seiner Aufklärung, denn Elischa durfte nicht an seiner Glaubwürdigkeit zweifeln. Aber seine Soldatenvergangenheit verriet er auch jetzt nicht, obwohl das seine Erklärungen noch verständlicher gemacht hätte. Jene Offenbarung auf dem Nebo hatte nämlich am Anfang seiner Wandlung vom enttäuschten Krieger zum Mitbruder der Gilgal-Gemeinschaft gestanden, von ihr her leitete er sein eigentliches Leben ab.

Elischa nahm jeden Satz Natans auf wie der Durstige die Wasserschlucke, die ihm seine Qual linderten. Er richtete sich auf, und als er die Erklärung des Alten völlig begriffen hatte, schlug sein Entsetzen vor dessen anscheinender Gotteslästerung in leidenschaftliche Ergriffenheit um. Er fiel auf die Knie, schlug sich selbst ins Gesicht und bat seinen Lehrer schluchzend um Vergebung für seine im Grunde unverzeihlichen Zweifel. Und dann gab er seiner Bewunderung Ausdruck für die Weisheit Natans im Gespräch mit dem König und die Kühnheit seines Auftretens vor dem Mächtigen.

Der Alte hob seinen vor ihm knienden Schüler auf und gewährte ihm die erflehte Verzeihung, sein überschwengliches Lob wehrte er jedoch ab. Und weil Elischa König Joram als den Mächtigen Israels bezeichnet hatte, überlegte er laut: „Was ist es mit der Macht eines Königs, dem seine Krieger den Gehorsam verweigern! Der einen Helfer herbeiruft, weil er selbst sich nicht zu helfen vermag! Der hilflos ist, weil ihm sein Gott nicht beisteht, so daß all sein Tun ins Leere stößt!“ Elischa nahm diese Gedanken seines Lehrers als Bestätigung seiner eigenen Überzeugung, daß Jahwe den König verworfen habe und Jehu zum König machen werde. Und das stellte sein Selbstbewußtsein wieder völlig her, und beinahe empfand er sich seinem Lehrer ebenbürtig, denn auch er selbst war ja Träger einer Gottesoffenbarung, wenn diese ihm auch nicht so hinreißend zuteil geworden war wie dem Alten die seine. Aber sogleich wehrte er sich gegen dieses Gefühl, denn hochmütig wollte er nicht sein.

Während Natan und Elischa wieder zueinanderfanden und über die Audienz beim König zu einer gemeinsamen Auffassung kamen, jagte dieser in seinem Streitwagen hinaus in die Wüste. Ungestört wollte er über das Gespräch mit dem Gottesboten aus Gilgal nachdenken, das so gar nicht seinem Wunsch und seiner Erwartung entsprochen hatte. Daß ihm ein wirkliches Jahwewort zuteil geworden war, daran zweifelte er auch jetzt nicht. Aber was bedeutete es? Er befahl dem Wagenlenker, dorthin zu fahren, wo er im vorigen Jahr mit Jehu gesessen und dem Oberst gedroht hatte, das Grundstück seines Vaters einem anderen zu geben. Wenn jetzt Jehu bei ihm wäre, der könnte ihm vielleicht raten, was er tun sollte. Denn eines war klar: Wie auch der Jahwespruch aufzufassen sein sollte, diesen Gottesmann konnte er keinesfalls vor die Galiläer stellen. Und das hieß, daß alles so blieb, wie es vor der Ankunft des Herbeigeholten gewesen war. Die Meuterer hockten weiterhin aufsässig in ihrem Lager, die Soldaten langweilten sich, und er selbst schwankte zwischen Wut und Scham. Daß ihm das passieren mußte, ihm, dem Sohn König Ahabs! Seine Mutter Isebel würde ihn wegen seiner Schwäche verachten, vielleicht wußte sie sogar schon von seiner Ohnmacht. Jehu könnte vielleicht die Galiläer bewegen, ihren Widerstand aufzugeben. Er hatte ja immer irgendwelche Vorschläge gehabt. Und er galt als Freund der Bauern. Aber Jehu war nicht hier, er selbst hatte ihn aus seiner Nähe verbannt. Joram fühlte sich elend, und als er zurück nach Jahaz fuhr, hatte er lediglich den Entschluß gefaßt, diesen Natan abermals zu sich zu rufen. Vielleicht ließ sich der unheimliche Greis herbei, das Jahwewort zu deuten, vielleicht kam dabei klar heraus, daß selbstverständlich auch für Jahwe die Moabiter zu den Feinden Israels zählten. Und in diesem Fall könnte er den Alten sogar doch vor die Meuterer stellen, vorausgesetzt, er sprach dann nicht wieder in Rätseln.

So saß Natan am nächsten Tag erneut vor dem König, mit Elischa hinter seinem Rücken. Diesmal standen keine Honigplätzchen bereit, aber der Alte hätte sie sowieso übersehen wie schon am Vortag. „Deute mir den Jahwespruch!“ forderte Joram ihn auf. „Wer sind die Feinde Israels, und welches Volk bedroht Israel nicht?“

Natan wollte sich keinesfalls in ein weiteres Streitgespräch mit dem König ziehen lassen. Wer nicht bereit war, sein eigenes Tun am Spruch zu messen, der war ohnehin nicht zu überzeugen. „Ein klares Wort braucht keine Deutung“, erwiderte er. Jorams Miene wurde eisig. Was erlaubte sich dieser Gottesbote, der eben doch nur ein Bote war! Sicherlich hatte ihm Jahwe nicht nur den dürren Spruch übermittelt, sondern ihn zugleich beauftragt, dem König darüber Rede und Antwort zu stehen. Natan sah den aufsteigenden Zorn in Jorams Gesicht und gab sich, als lenke er ein: „Ich kann dir nur berichten, was ich im vergangenen Jahr auf meinen Wegen durch Israels Dörfer gehört habe. Die Menschen fürchteten, daß die Assyrer kommen und das Land verwüsten könnten. Du bist unter deinem Vater und später als König mehrmals gegen die Assyrer gezogen und verstehst die Furcht deines Volkes vor dem Feind aus dem Norden. Ich muß dir also nicht erklären, wer Israel bedroht, denn du weißt es besser als ich.“

In Joram stieg ein Verdacht auf. „Kennst du meinen Offizier Jehu?“ fragte er.

Natan wußte nichts von Jehus Drängen auf ein Bündnis zwischen Israel und Damaskus zur gemeinsamen Abwehr der Assyrer und konnte mit der Frage nichts anfangen. Er schaute ver-

ständnislos drein, als er antwortete: „Ich weiß, daß der Befehlshaber der Hälfte deiner Streitwagen diesen Namen trägt."

Joram ließ seinen Verdacht wieder fallen. Es war wohl doch ein Irrtum, wenn er einen Moment lang angenommen hatte, daß dieser Natan zugleich ein Sendbote Jehus war. Aber nun sollte sich der Alte endlich deutlich zum gegenwärtigen Feldzug äußern. Deshalb war er hier. Mit listigem Blick fragte er ihn: „Was wirst du den Kriegern aus Galiläa denn nun Aufmunterndes sagen?"

Natan hatte geahnt, daß der König irgendwann diese Frage stellen würde, die ein Ausweichen nur schwer ermöglichte. Vorerst antwortete er aber nur: „Ich kann auch ihnen wie dir nur wiederholen, was Jahwe zu deinen Kriegen gesagt hat."

Joram meinte stirnrunzelnd: „Sie werden dich fragen, ob Jahwe auf meinen Feldzügen gegen die Moabiter mit mir ist."

„Das werden sie", bestätigte Natan. „Und dann werde ich sprechen: Ihr habt soeben Jahwes Wort vernommen. Also braucht ihr meine Antwort nicht. Ihr könnt selbst urteilen. Bedrohen die Moabiter Jahwes Heiligtum in Bet-El oder den Königspalast in Samaria oder eure Stadt Dan? Beantwortet euch das, und ihr habt Jahwes Antwort."

Sowohl Natan wie Joram waren sich bewußt, daß mit diesen Sätzen ihr Gespräch zu Ende war. Das Gotteswort bedurfte keiner weiteren Erörterung mehr. Natan hatte eindeutig erklärt, wie es seiner Meinung nach aufzufassen war. Jorams Krieg gegen die Moabiter war kein Jahwekrieg, denn die Moabiter bedrohten nicht Israel. Der alte Gottesmann wartete ergeben, was jetzt mit ihm geschehen würde.

Der König jedoch empfand die Deutung des Wortes überhaupt nicht als seine Niederlage, als Verurteilung seines Moabiterkrieges. Denn plötzlich war es wie eine Erleuchtung über ihn gekommen: Der Alte hätte ja auch fragen können, ob die Moabiter das Land Gad bedrohten. Joram konnte sich nicht vorstellen, daß für Natan das Land Gad außerhalb des Landes der Israeliten lag. Für ihn gehörte nämlich dieses Land zum Königreich, das er von seinen Vätern geerbt hatte, und die Gaditer waren für ihn Israeliten. Also waren die Moabiter, indem sie ihm das Land Gad rauben wollten, Israels Feinde, und deshalb war sein Krieg auch Jahwes Krieg. Daß die Galiläer meuterten, mußte also andere Gründe haben als das angebliche Mißfallen Jahwes am Feldzug. Es konnte ja auch nicht sein, daß diese verkommenen Bauern den göttlichen Willen zu erkennen imstande waren und ihren König darüber zu belehren wagten. Nein, nein, die Meuterer waren im Unrecht, und der Alte da vor ihm redete Unsinn, einzig er selbst war derjenige, der das Jahwewort richtig verstanden hatte. Joram blühte unter diesen Überlegungen förmlich auf – Natan und Elischa sahen es mit Befremden, und die Kühle des Raumes ließ sie frösteln.

Joram musterte die beiden intensiv, er beugte sich sogar etwas seitlich, damit er auch Elischa sehen konnte. Er freute sich, daß wenigstens der Junge seine Bangigkeit nicht verbergen konnte. Daß der Alte ungerührt durch ihn hindurchzusehen schien, wunderte ihn nicht, es waren dessen Hochmut, dessen Starrsinn, dessen Besserwisserei, die sich stummen Ausdruck verschafften. Was sollte er mit dem unangenehmen Gast tun? Daß er ein Bote Jahwes war, daran war nicht zu zweifeln, obgleich es seltsam war, daß sich Jahwe eines solchen Spinners bediente. Denn der paßte eher zu den meuternden Bauernlümmeln. Am besten war es, ihn schnell loszuwerden, ohne daß es wie eine unehrenhafte Abschiebung aussah und Jahwe möglicherweise daran Anstoß nahm. Er blickte Natan freundlich an, als er ihm sagte: „Ich danke dir für das Jahwewort, das du mir gebracht hast. Ich werde es tief in mir behalten und wie eine Kostbarkeit achten, und Jahwe soll seine Freude an mir haben. Was du mir darüber hinaus gesagt hast, ist nicht in den Wind gesprochen. Daß du aber vor meinen treuen Galiläern auftrittst, ist nun gar nicht mehr nötig. Geh mit deinem Schüler beruhigt zurück nach Gilgal! Bald werde ich dich dort besuchen. Jetzt will ich dir ein paar meiner Leute mitgeben, damit ihr sicher über den Jordan kommt. Zieht hin in Frieden!"

Natan verneigte sich tief und dankte im stillen seinem Gott, daß sein furchtloses Auftreten vor dem König, der seine Erwartung völlig getäuscht sehen mußte, keine bösen Folgen hatte und die beschwerliche Reise für ihn und Elischa ein gutes Ende zu nehmen schien. Denn daß ihn der König auf dem Rückweg heimlich wollte umbringen lassen, glaubte er nicht. Daran dachte Joram auch tatsächlich nicht. Einen Gottesboten zu töten verbot sich, auch wenn der seines Auftrags eigentlich unwürdig war. Joram wollte mit der verordneten Begleitung lediglich verhindern, daß die beiden unheimlichen Gesellen sich womöglich noch länger im Land umhertrieben und die Gaditer gegen ihn aufwiegelten.

Die nächsten Tage und Wochen blieb der König untätig. Wie er seine Lage in Gedanken auch drehte und wendete, er kam immer wieder zum selben Ergebnis: Der Feldzug war verpfuscht. Er mußte ihn abbrechen. Er wartete, bis die Jordanfurten für ein großes Heer voraussichtlich wieder passierbar waren, und dann schickte er die galiläischen Bauernkrieger nach Hause. Er hatte der Versuchung widerstanden, noch einmal vor sie hinzutreten, um sie zum Gehorsam zu bringen. Eine zweite Niederlage hatte er nicht riskieren wollen. Und eine Niederlage war es, die ihm widerfahren war, das gestand er sich ein. Durch die eigene Mannschaft! Und durch den widerspenstigen Greis aus Gilgal! Der hatte das Jahwewort, das er überbracht hatte, entweder selbst nicht verstan-

den oder dessen Sinn absichtlich verdreht. Joram schwankte, ob der Alte bloß ein Dummkopf oder ein Gegner war. Wie auch immer – er, der Nachkomme großer Könige, sah sich zwar vor Jahwe wegen des Moabiterkrieges gerechtfertigt, aber trotzdem von ihm im Stich gelassen. Unbestraft und fröhlich waren die Galiläer abmarschiert. Was mußten die Soldaten von ihrem König denken!

Er ließ die Truppen Nahums und Tolas noch ein paar Wochen lang die Moabiter beunruhigen, so daß die immer noch mit dem Angriff auf die Stadt Dibon rechnen mußten. Aber dann schickte er auch die Soldaten über den Jordan in ihre Garnison Hazor zurück, und in Jahaz und den anderen Städten blieb nur die gewöhnliche Besatzung. So still und leise war noch kein Feldzug beendet worden, und Joram zeigte sich seinen Truppen nicht mehr, als sie zum Abzug aufmarschiert waren. Nachdem sie weg waren und in Jahaz Ruhe eingekehrt war, machte er sich mit kleiner Begleitung auf ins nördlich benachbarte Land Gilead, das seit jeher zum Königreich Israel gehörte. Bei seinem Garnisonskommandeur in der Stadt Penuel quartierte er sich auf unbestimmte Zeit ein. Es schien ihm jetzt unmöglich, seinem Heer über den Jordan zu folgen und nach Samaria oder Jesreel heimzukehren. Er mußte zu einem Entschluß kommen, was nun werden sollte. Irgendeinen Erfolg brauchte er, damit er seinen Befehlshabern wieder in die Augen sehen konnte. Aber zuvor sollte Jahwe sich seiner erbarmen und ihm kundtun, warum er die Meuterer hatte gewähren lassen. Er beschloß, sich zu demütigen. Vor seinem Gott konnte er das tun, ohne sich als Schwächling zu erweisen und seine Selbstachtung zu verlieren.

Als Jehu in Ramot die Nachricht erreichte, daß der König den Feldzug ergebnislos abgebrochen hatte, weil irgendein Heeresteil nicht bereit war, gegen die Moabiter zu kämpfen, sagte er zu Bidkar: „Siehst du, weder ich noch ein anderer muß Joram stürzen. Er selbst wird sein Königtum zugrunde richten. Jahwe hat seine Hand sichtbar von ihm abgezogen. Joram wird der letzte König aus dem Hause Omri sein.“ Bidkar lächelte vielsagend. Aber dann wurmte es ihn, daß Jehu auf seine stumme Andeutung hin, auf Israels Thron werde dem Haus Omri das Haus Jehu folgen, wiederum nur den Kopf schüttelte.

12

Das also war das Heiligtum Jahwes! Scheba, der Mann aus Atarot im Lande Gad, der nun ein Israelit werden wollte wie sein Vater Nabot, war beeindruckt. Im Morgengrauen hatte er den Jordan bezwungen, dessen Fluten schon bedrohlich die Furt durchrauschten, und nur seiner Kraft und Gewandtheit hatte er es zu verdanken, daß er nicht von der Gewalt des Wassers fortgerissen worden und ertrunken war. Er glaubte, daß ihn vielleicht schon der Gott seines Vaters, dem er sich erst unterwerfen wollte, errettet hatte. Und nun stand er also vor dem Heiligtum Jahwes. Er hatte es sich ganz anders vorgestellt, so wie die Kultplätze seiner Heimat nämlich, als frei zugänglichen Platz, den lediglich der Altar und ein ragender Steinpfeiler als Kultstätte auswiesen, vor Entweihung geschützt durch seine offenkundige Heiligkeit, allenfalls noch durch eine niedrige Steinsetzung rings um den Platz mit offenem Zugang. Aber die sinkende Sonne beschien hier eine übermannshohe, starke Mauer, und einige Männer schickten sich soeben an, das Tor, das in den Innenhof führte, zu schließen. Scheba erhaschte gerade noch einen Blick auf das Tempelhaus und den erhöht gebauten Altar an dessen Seite, dann krachten die Torflügel zu. Die uralte Steinsäule der Kultstätte war jedoch so hoch, daß sie über die Mauer hinausragte. Scheba staunte. Wie mochten die Erbauer des Heiligtums diesen Stein aufgerichtet und so abgestützt haben, daß er nicht umfiel? Selbst bei geschlossenem Tor zeigte er an, daß der Mauerring eine Begegnungsstätte zwischen Mensch und Gott umschloß. Sonst hätte man die Anlage leicht für ein Festungswerk halten können, das Kriegern als Stützpunkt diente, wenn sie sich zum Sturm auf den Feind rüsteten.

Scheba gab sich noch eine Weile seinen Betrachtungen hin, dann schlenderte er den Hügel hinab und suchte sich einen Schlafplatz. Er war es ja gewohnt, im Freien zu übernachten, wenn ihm auch immer ein bißchen bange war, bevor er einschlief, weniger wegen streunender Hunde oder wilder Tiere, sondern mehr wegen Menschen, die das Tageslicht scheuten und ihn aufstören oder gar bedrohen konnten. Er aß von dem Brot, das er sich unterwegs erbettelt hatte, und trank von dem Wasser, womit er am Jordan seinen Krug gefüllt hatte. Dann legte er sein Messer griffbereit neben sich und streckte sich aus. Er war zu müde, um noch nachzudenken, wie er zu einem Opfertier kommen sollte, denn mit leeren Händen konnte er keinesfalls vor Jahwe hintreten.

Nicht lange nach Sonnenaufgang war er wieder auf den Beinen. Um die Nachtkühle aus dem Körper zu vertreiben, umrundete er raschen Schrittes die Anhöhe, auf der sich der heilige Stein zum Himmel reckte. Warum hatte ihm der freundliche Alte, den er vor drei Tagen getroffen hatte, Natan hieß er doch wohl, warum hatte ihm dieser Natan, als er ihn hierher nach Bet-El schickte, nicht zugleich gesagt, wie er ein Opfertier erwerben sollte? Er besaß doch nichts, wofür er ein Lämmlein eintauschen konnte!

Mißmutig stieg er hinauf zum Heiligtum. Vielleicht erhielt er dort einen Rat. Das breite Tor war schon geöffnet. Er drückte sich am Eingang herum, denn hineinzugehen wagte er nicht. Endlich kam einer der Knechte, die sich im Hof zu schaffen machten, zu ihm heraus und fragte ihn barsch, was er hier herumlungere, man habe ihn schon am vergangenen Abend vor dem Tor stehen sehen. Scheba antwortete, daß er Jahwe ein Opfer darbringen möchte, aber nichts habe, was er auf den Altar legen könnte. Der Tempelknecht hieß ihn warten. Scheba sah, wie er seinem Kameraden berichtete und wie beide über ihn lachten, weil er ohne ein Opfer zu opfern begehrte. Dann verschwand der eine von ihnen, es verging einige Zeit, und endlich erschien ein Mann mit würdevoller Miene, von dem sich Scheba einen Rat erhoffte. Es war Netanja, der Neffe des Oberpriesters Abiram, der zu ihm trat und ihn nun ausfragte, wer er sei, warum er Jahwe ein Opfer darbringen wolle und wieso er mit leeren Händen komme. Scheba nannte einen falschen Namen und erfand eine Geschichte, wonach er Knecht eines kranken Mannes aus Jericho sei. Unterwegs hätten ihn Räuber überfallen und ihm sein Opferlamm weggenommen. Netanja schaute ihn an, wie man einen Lügner ansieht, dann musterte er sein ärmliches Aussehen, und schließlich meinte er: „Ich kann dir helfen. Einer unserer Hirten ist krank geworden. Diene uns an seiner Statt, bis er wieder gesund ist! Ich gebe dir als Lohn eine Taube. Die magst du dann Jahwe darbringen."

Scheba erkundigte sich, wie lange sein Dienst wohl dauern werde, und als er hörte, daß es sich höchstens um vier Wochen handle, sagte er zu und bedankte sich für die erwiesene Güte. Ihn trieb ja nichts, seine Rache lief ihm nicht weg, und der Streitwagenoberst Jehu, den er auf Natans Rat hin in Megiddo aufsuchen sollte, war sicherlich mit dem König drüben jenseits des Jordans, woher er selbst ja kam, und so würde er in Megiddo ohnehin vorerst nur jene antreffen, die den Wagenstützpunkt bewachten.

So wurde Scheba ein Tempelknecht auf Zeit. Man wies ihn einer der königlichen Schafherden zu, deren Tiere dazu bestimmt waren, das tägliche Brandopfer im Reichsheiligtum sicherzustellen. Der Hirt dieser Herde, dessen Gehilfe er wurde, war ein verwitterter, älterer Mann, ein Grobian, der zwar seine Schafe liebte, aber seine Mitmenschen verabscheute. Nichts konnte Scheba ihm recht machen, der Hirt beschimpfte ihn von früh bis abends, nannte ihn einen Taugenichts und wegen seines östlichen Akzents einen Bastard und Hurensohn. Scheba fragte sich manchmal, warum er nicht den Rohling nachts im Schlaf einfach umbrachte, aber dann sagte er sich, Jahwe habe diese Demütigung vielleicht über ihn verhängt, um zu prüfen, ob es ihm ernst damit sei, im Auftrag des Gottes die Ermordung seines Vaters Nabot an der Ahabwitwe Isebel zu rächen und so die Blutschuld des Königshauses aus Israel zu tilgen.

Reichlich drei Wochen vergingen, dann war der erkrankte Sklave wieder in der Lage, sich seinerseits den täglichen Schmähungen des Grobians auszusetzen, und Scheba wanderte froh nach Bet-El. Der Priester Netanja gab ihm die versprochene Taube. Scheba drückte sie an sich, streichelte ihren Kopf und flüsterte ihr zu, daß sie ausersehen sei, ihn dem Gott Israels zuzuführen. Dann reichte er sie dem Priester zurück, damit er sie in seinem Auftrag Jahwe darbrachte. Netanja ergriff den Vogel, brach ihm mit leichter Hand das Genick, sprach die vorgeschriebenen Worte und legte das Tier auf den Altar, dessen Glut vom Morgenopfer her noch schwelte. Scheba folgte mit den Augen dem aufsteigenden Rauch und murmelte leise ein Gebet an Jahwe, denn er wollte nicht, daß der Priester zuhörte. Er versprach dem Gott, ihm ein treuer Diener zu sein, und er bat ihn um Beistand für seine Rachetat, die ohne göttliche Hilfe nicht zu vollbringen war. Wenn ihm Jahwe ein Zeichen zukommen lasse, werde er sicher wissen, daß sein Vorhaben gelingen werde. Und Jahwe möge ihm nachsehen, daß seine Opfergabe so gering sei, aber er sei zu arm für ein Lamm oder gar einen stattlichen Widder.

Schebas Gebet war kurz, denn die Taube war rasch verbrannt. Er dankte Netanja und verließ mit eiligem Schritt das Heiligtum, bevor ihm der Priester noch irgendwelche Fragen stellte. Netanja bedauerte tatsächlich, den seltsamen Fremden nicht zurückgehalten zu haben, um seine Neugier zu befriedigen. Denn der Mann mit dem östlichen Akzent schien ein Geheimnis mit sich zu tragen. Vielleicht war er gar keiner von den Armen, die sich herumtrieben und Arbeit suchten, um ihren Hunger zu stillen. Vielleicht war er nicht einmal ein ehrlicher Verehrer Jahwes. War er etwa ein moabitischer Spion? Oder gar ein Kundschafter der Philister, der sich nur als Mann aus dem Osten ausgab, um die Israeliten irrezuführen? Er erzählte seinem Onkel Abiram von der merkwürdigen Begegnung, und so konnte nun Abiram gemeinsam mit Jehus Vater Joschafat erneut herumrätseln, ob Bet-El von Feinden bedroht sei.

Scheba marschierte nach Norden. Überall waren die Bauern bei der Ernte. Wenn er sah, daß sie vielleicht ein wenig Hilfe brauchen konnten, machte er sich nützlich, und so verdiente er sich täglich sein Essen. Fast immer hörte er Klagen über die hohen Abgaben, und wenn er die Rede auf die endlosen Feldzüge König Jorams gegen die Moabiter brachte, nahm das Schimpfen kein Ende. Niemand verstand diesen Krieg, und viele fürchteten, daß der König auch noch die Jugend des Landes aufbieten werde, weil seine Soldaten, die sich mit dem Korn und dem Vieh der Bauern mästeten, offenbar unfähig waren zu siegen.

Solcherlei Reden hörte Scheba auch, als er in der Nähe von Megiddo rastete, seinem nächsten Ziel. Die Mittagssonne glühte vom Himmel. Er hatte sich im Schatten einiger Sträucher ausgestreckt, um erst dann, wenn die größte Hitze vorüber war, das letzte Stück Weg bis zur Stadt zurückzulegen. Die Bauern, die unweit auf ihrer Feldflur tätig waren und anscheinend aus der Zeltsiedlung stammten, die hinter dem Acker sichtbar war, unterbrachen nun auch ihre Arbeit und kamen zu ihm herüber. Ein rüstiger Alter, der das Haupt der Schar zu sein schien, setzte sich neben ihn, worauf Scheba nicht liegenbleiben konnte und sich aufrichtete. So wurde der junge Gaditer mit Jonadab, dem Freund Jehus, bekannt. Der Sippenhäuptling fragte ihn, wieso er jetzt in der Erntezeit, wo jede Hand gebraucht werde, auf Reisen sei. Nach einigen vergeblichen Versuchen, den Fragen des neugierigen Alten auszuweichen, verriet Scheba seine Herkunft aus dem Lande Gad und seine Absicht, in Megiddo den Streitwagenoberst Jehu aufzusuchen, weil ihm ein Gottesmann das geraten habe. Nun war Jonadabs Wißbegier erst recht geweckt. Seine Fragen nach der Lage im Feldzugsgebiet nahmen kein Ende, und da er mit seiner ablehnenden Meinung zum unnützen Endloskrieg des Königs nicht hinter dem Berg hielt, verhehlte auch Scheba nicht, wie die Gaditer über den Krieg dachten. Nur über seine geplante Rachetat schwieg er sich aus. Er gab zwar zu, daß er sich Jehus Truppe als Troßknecht anbieten wolle, aber alles Weitere müsse ein Geheimnis zwischen ihm und dem Gottesmann Natan bleiben. Er war enttäuscht, als ihm Jonadab mitteilte, daß Jehu nicht mehr der Streitwagenkommandeur von Megiddo sei, sondern daß er in die Garnison Ramot jenseits des Jordans versetzt worden war.

Als Scheba und Jonadab voneinander schieden, waren sie beide der Meinung, ein nützliches Gespräch geführt zu haben. Jonadab fand seine kritische Haltung zum König und zu dessen Moabiterkrieg bekräftigt, und Scheba schien es jetzt um so mehr, daß ganz Israel gegen den König stand. Vielleicht fehlte nur noch eine einzige kühne Tat, um einen Aufstand auszulösen, der die Herrschaft des Hauses Omri über Israel hinwegfegte. Daß er Jehu nicht angetroffen hatte, konnte seine Hochstimmung nicht ernstlich trüben. Jonadab hatte ihm zwar gesagt, daß er den Offizier persönlich kenne, aber sonst nichts weiter über ihn verlauten lassen. Er fragte sich, ob er nach Ramot wandern solle. Aber war dieser Jehu wirklich der Mann, der seine Rachetat fördern konnte? Noch dazu jetzt so weit entfernt von jenen, denen die Tat gelten sollte? In Bet-El hatte er Jahwe um ein Zeichen gebeten. Vielleicht war dies das Zeichen, daß Megiddo als sein Ziel nicht mehr in Frage kam. Vielleicht wies ihn Jahwe nach der Stadt Dan, wohin er sich ja ursprünglich hatte wenden wollen. Er beschloß, seinen Weg nach Norden fortzusetzen, hinauf ins Bergland Galiläa.

Wo er nun seine Füße auch hinsetzte, überall war von nichts anderem die Rede als vom Mut der heimgekehrten Krieger, die sich geweigert hatten, gegen ein Volk zu kämpfen, das Galiläa gar nicht bedrohte. Scheba spitzte die Ohren, und als er seiner Gewohnheit gemäß in einem der Dörfer bei der Ernte half, fragte er die Leute nach allen Einzelheiten aus, und junge Burschen, die mit im Moabiterland gewesen waren, erzählten ihm voller Stolz, wie der König hilflos vor ihnen gestanden hatte und wie sie schließlich ihren Willen durchgesetzt hatten. Immer wieder fiel der Name Micha, dessen klugen Reden sie ihren Sieg vor allem verdankten. Arglos gaben die Burschen Auskunft, wo Scheba diesen Micha finden konnte, und Scheba verwunderte das, denn er hätte ja auch ein Spion des Königs sein können, der ausgeschickt war, jenen Mann zu ermorden, der die Schwäche des Königs offenbar gemacht hatte. Aber die Burschen vertrauten wohl seinem abgewetzten und fleckigen Gewand, das seine Armut bezeugte.

Scheba konnte es gar nicht erwarten, daß er aus dem Bergland in die Ebene hinabsteigen konnte, wo sein Ziel zu finden sein sollte. Aber dann endlich erblickte er zu Füßen des gewaltigen Hermongebirges, das sich jenseits der Senke emporwuchtete, die Stadt Dan auf ihrem Hügel, wie ihm am Vortag gesagt worden war. Dort also sollte der Held Micha zu finden sein. Scheba war nun fest davon überzeugt, daß jenes Land Galiläa, das er seit seinem Abschied von Jonadab, dem Häuptling der seßhaften Zeltbewohner, durchwandert hatte, unmittelbar vor einem Aufstand gegen König Joram stand. Wenn er Micha erzählte, daß er seinen Vater rächen wolle und müsse und daß Gott Jahwe seine Tat unterstützen werde, weil das unschuldig vergossene Blut Nabots noch immer zum Himmel schrie, so werde Micha das als ein Zeichen betrachten und seine Getreuen zum Sturz des Königs aufrufen, und das ganze unzufriedene Israel werde sich mit ihnen erheben. Er aber könnte sich jenen anschließen, die den Palast von Jesreel erstürmten, und dort träfe er auf Isebel, die Ahab zur Schandtat angestiftet hatte, und er werde sie umbringen. So malte er sich den Umsturz aus, den er in Gang setzen wollte.

Auf den Feldern, die den Stadthügel umgaben, bereiteten die Bauern das geerntete Korn zum Drusch vor. Er fragte die nächsten an seinem Wege, wo er Micha, den Helden von Jahaz, finden könne. Man wies ihm die Richtung, in der dessen Familie ihren Acker hatte. Und dann stand er dem Herausforderer des Königs gegenüber, den man auf seine Frage hin zu ihm gerufen hatte und der ihn nun stumm und mißtrauisch musterte. Scheba wußte nicht recht, wie er das Gespräch beginnen sollte, denn einen Helden hatte er sich anders vorgestellt. Hier stand ein gewöhnlicher Bauernjunge, zwar von hünenhafter Statur, aber ohne daß man ihm sonst irgendwie seine Kühnheit ansah. Er schien jünger als er selbst, er war halbnackt und verschwitzt von der Arbeit. Seine

Brüder oder Freunde, mit ebenso abweisenden Mienen in den schweißnassen Gesichtern wie er , umringten ihn. Scheba nannte seinen Namen und gab an, daß er auf Gott Jahwes Geheiß unterwegs sei, mit einem geheimen Auftrag. Überall habe er den Widerstand der galiläischen Krieger gegen den Moabiterkrieg rühmen hören, und nun wolle er den Wortführer der Mutigen kennenlernen, denn auch er selbst sei ein Gegner König Jorams.

„Nun gut“, erwiderte Micha. „Du hast mich gesehen, und nun laß uns wieder an unsere Arbeit!" Er putzte sich mit dem Handrücken die Nase, an der ein Schweißtropfen hing, und wandte sich zum Gehen, als ob es nichts Wichtigeres gäbe als die Feldarbeit.

„Ich möchte dich gern allein sprechen“, bat Scheba. „Vielleicht bist du derjenige, an den der Gott Israels mich verweist.“

Die Gefährten warnten Micha vor dem Fremden, der sei möglicherweise ein verkleideter Soldat und vom König ausgeschickt, man dürfe ihm nicht trauen. Zum Zeichen seiner Harmlosigkeit reichte Scheba Micha sein Messer, und nachdem zwei der jungen Leute ihn nach einer zweiten, verborgenen Waffe durchsucht hatten, trollte sich die Schar und ließ Micha mit dem seltsamen Fremden allein.

Die zwei suchten sich bei einem Gestrüpp in der Nähe einen Schattenplatz, und Scheba bat Micha, von der Empörung gegen den König zu erzählen, und er wollte auch wissen, was ihn und seine Kameraden veranlaßt hatte, den Kampf gegen die Moabiter zu verweigern. Micha sah nicht ein, warum er diesem neugierigen Bewunderer, von dem er offenbar nichts zu befürchten hatte, nicht berichten sollte, was mittlerweile ganz Galiläa wußte. Von seiner eigenen Rolle dabei sprach er mit großer Bescheidenheit. Die Kameraden hätten ihn wahrscheinlich nur deshalb zum Wortführer bestimmt, weil er groß und stark sei und er sogar den König, der ja nicht gerade klein sei, überrage. Er grinste und streckte beide Beine lang aus, umklammerte mit den Füßen einen Stein ansehnlicher Größe, der da zufällig vor ihm lag, hob ihn hoch und hielt ihn so einige Atemzüge lang, bevor er ihn ächzend fallen ließ. Scheba war beeindruckt.

Er berichtete nun, daß er jenen Gottesmann getroffen habe, den der König auf ihr, der Galiläer, Verlangen hatte herbeirufen müssen. Auch der sei kein Anhänger des Königs gewesen. So erfuhr Micha, warum König Joram sie hatte ziehen lassen, ohne daß der Gottesmann vor sie getreten war. Und schließlich erzählte Scheba seine eigene Geschichte, wie er eingangs versprochen hatte. Er scheute sich nicht, dem jungen Bauernkrieger zu gestehen, daß er die feste Absicht habe, seinen Vater an der Ahabwitwe Isebel und ihrem Sohn, dem König, zu rächen, wobei er des göttlichen Beistands sicher sei.

Nun war es an Micha, diesen leidgeprüften Fremdling, der ihm sein Herz geöffnet hatte, als ob sie sich schon seit langem kannten, zu bewundern. Der wollte es als einzelner mit dem Königshaus aufnehmen, während er selbst vor dem König inmitten der Masse seiner Kameraden gestanden hatte, von ihnen beschützt, so daß ihm nichts geschehen konnte. Er lud seinen neuen Bekannten ein, abends nach der Arbeit Gast seiner Familie zu sein und seinen Vater Ulam zu begrüßen, und zugleich gab er ihm sein Messer zurück, ein wenig verlegen wegen seines anfänglichen Mißtrauens. Scheba dankte für die Einladung doppelt, mit herzlichen Worten dem Sohn Ulams und im stillen Gott Jahwe, der ihn zu diesen Gegnern des Königshauses geführt hatte, die ihm Bundesgenossen bei seiner Tat sein würden. Und um die Zeit bis zum Abend hinzubringen, ging er mit hinüber zum Acker, warf sein Gewand ab und half Micha bei der Arbeit.

Es stellte sich heraus, daß die jungen Leute, die vorhin um Micha gewesen waren, gar nicht zu seiner Familie gehörten. Einen Bruder hatte er jedoch, bedeutend älter als er und schon seit langem selbst Familienvater, und Micha machte Scheba mit ihm bekannt. Ulam, das Haupt der Familie, war nicht mit auf dem Feld. Am Abend in seinem Haus ersah Scheba auf den ersten Blick den Grund dafür. Ulam, ein Mann in vorgerücktem Alter, war nur seines linken Armes mächtig, der rechte hing ihm schlaff zur Seite. Vor zwei Jahrzehnten, so erzählte er Scheba, hatte er in den Wäldern am Hermon, als er einen Hirsch jagte, unbeabsichtigt einen Bären aufgestört, und die Verkrüppelung war ein Andenken an diese Begegnung mit dem Raubtier.

Nach dem Abendessen saßen sie zu dritt auf dem Dach des Hauses, um dort die Abendkühle zu genießen: Ulam, Micha und Scheba. Der ältere Sohn Ulams war auf dem Feld geblieben, um das Erntegut zu bewachen. Zu Ehren des Gastes hatte Ulam Wein einschenken lassen. Scheba erzählte nun noch einmal seine Geschichte, und selbstbewußt stellte er sich, indem er den Mord an seinem Vater rächen werde, als Werkzeug Jahwes dar, damit die Blutschuld des Hauses Omri aus Israel endlich ausgetilgt werde. Ulam lauschte seinem Gast voller Interesse, und dann lobte er ihn für seinen Mut und ermunterte ihn zu seinem kühnen Vorhaben. Auch er und seine Söhne seien Gegner des Königshauses, und das schon seit Generationen vor ihm. Und auch in ganz Dan werde sich kein Freund König Jorams finden lassen. Und dann hörte Scheba zu seiner großen Verwunderung ein zweites Mal jene Geschichte von der Verstoßung der ersten Frau Ahabs, die ihm einst seine Mutter erzählt hatte. Denn die Verstoßene war die Schwester von Ulams Vater gewesen.

Ein heißes Glücksgefühl durchströmte Scheba, als er begriff, daß er genau in jener Familie angekommen war, die er hatte suchen wollen, als er von Atarot aufgebrochen war. Das mußte jenes Zeichen sein, das er von Jahwe erbeten hatte. Mit glühenden Wangen berichtete er, daß er diese Geschichte bereits kenne, daß er gehofft und Jahwe angefleht habe, die Familie zu finden, die von König Ahab derart tief beleidigt worden sei. Nun sei er unendlich froh, die natürlichen Verbündeten seiner Rachetat gefunden zu haben. In der nächtlichen Dunkelheit bemerkte er gar nicht, aufgeregt wie er war, daß die neuen Freunde seine Hochstimmung nicht teilten, sondern von seinem Freudenausbruch ein wenig befremdet waren. Er fragte Ulam nach dem Verbleib des Sohnes seiner Vaterschwester. Er erhielt jedoch keine andere Antwort, als sie bereits Nabot hinterlassen hatte. Der Erstgeborene König Ahabs sei verschollen. Wahrscheinlich habe er schon in jungen Jahren auf Betreiben Isebels den Tod erlitten.

„Dein Großvater hat damals, als seine Tochter von König Ahab verstoßen wurde, gewiß Rache geschworen“, sagte Scheba und blickte Ulam erwartungsvoll an.

Dem Gefragten gefiel die Hinwendung des Gesprächs zu seiner eigenen Familiengeschichte nicht sonderlich. Von Ahabs Willkürtat hatte er ja lediglich deshalb erzählt, um die Abneigung seiner Familie gegenüber dem Königshaus zu bekräftigen. Die gestellte Frage nahm er zum Anlaß, seinem jungen Gast die Illusion zu nehmen, daß er hier zu seiner eigenen Rachetat Helfer finden könnte. „Mein Großvater war ein einflußreicher Anhänger König Omris, und auch der König schätzte die Unterstützung, die er von ihm und ganz Dan bei der Festigung seines Königtums erfahren hatte“, begann er seine Erklärung. „Mein Großvater konnte deshalb nicht glauben, daß Omri Ahabs Verstoßung seiner Frau, mit der er 16 Jahre glücklich gelebt hatte, billigte. Wenn er an Vergeltung gegenüber seinem Schwiegersohn Ahab hätte denken wollen, so wäre ihm das als Verrat an König Omri vorgekommen. Also nahm er seine Tochter zwar grollend, doch ohne Rachegedanken zurück, zumal ihm König Omri ein Stück guten Ackerlandes schenkte, um die durch Ahab zugefügte Kränkung ein wenig zu mildern. Als Omri dann starb und Ahab König wurde, war der Großvater schon tot, und auch seine verstoßene Tochter lebte nicht mehr, denn die erlittene Beleidigung hatte sie in eine schwere Krankheit gestürzt. Mein Vater, der nun das Haupt unserer Familie war, haßte Ahab für das, was der seiner Schwester angetan hatte, und wir anderen alle taten es ihm gleich. Er erwartete, daß Gott Jahwe Ahab für das begangene Unrecht irgendwie strafen würde, aber diese Hoffnung trog, denn alles, was König Ahab tat, gelang ihm. Wir blieben dennoch Widersacher des Hauses Ahabs, unsere Familie und ganz Dan, bis zum heutigen Tag. Und so mögen wir auch König Joram nicht. Aber auf seinen Sturz sinnen wir nicht, denn Ahab war uns kein Mörder wie dir. Eine Unrechtstat ist kein Mord. Und wir können uns gegen den König ja wehren, wenn er uns zu nahe tritt. Micha hat das mit seinen Gefährten soeben getan. Du aber hast einen Rechtsgrund, blutige Rache zu üben, und wir wünschen dir, daß dein Vorhaben gelingt. Der Gott deines Vaters wird dir helfen.“ Ulam nahm einen großen Schluck aus seinem Becher, denn seine Kehle war ihm trocken geworden.

Scheba hatte die lange Rede mit wachsendem Unmut angehört. Dieser Ulam enttäuschte ihn mit seiner Königsfeindschaft, die ihm so schwächlich schien wie der rechte Arm des Redners. „Habt ihr denn wirklich nie daran gedacht“, rief er, „einen Aufstand zu machen und König Ahab zu stürzen? Oder jetzt seinen Sohn Joram?“ Er blickte von Ulam zu Micha, denn der Held des Widerstandes gegen den Moabiterkrieg konnte doch nicht ebenso selbstzufrieden sein wie sein Vater.

Ulam gab sich erstaunt über Schebas Frage. „Warum sollten wir den König stürzen wollen? Wenn er Unbilliges von uns fordert, wehren wir uns, ich sagte es schon. Mag er dort im Süden seinen Krieg führen, das geht uns nichts mehr an, denn er wird uns damit in Ruhe lassen. Weiß er doch nun, daß er dabei auf uns hier im Norden nicht rechnen kann.“ Micha warf ein: „Wäre ein anderer König besser?“ Ulam nahm die Bemerkung auf: „Auch gegen diesen würden wir uns stellen, wenn er uns Lasten aufbürden wollte, die nur ihm nützen, uns aber schwächen.“

Schebas Einbildung, daß er hier Verbündete für seine Rachetat gefunden hatte, brach schmerzlich zusammen. Er erkannte, daß es ein Irrtum gewesen war, hierher nach Dan zu wandern. Die Gegnerschaft Ulams und Michas und ihres Anhangs zum Königshaus hatte nur noch wenig mit der einstigen Beleidigung der Familie durch König Ahab zu tun. Sie wurzelte mehr in der Ablehnung königlicher Forderungen, die ihnen unnütz und schädlich erschienen. Sie hatten lediglich ihre Selbstbehauptung im Auge. Sie dachten nur an sich, nicht an ganz Israel wie dieser Natan aus Gilgal. Wahrscheinlich hatte Natan, als er ihm abriet, hierher zu gehen, geahnt, daß im fernen Norden des Königreichs kein Stützpunkt für die Rachetat zu finden war.

Ulam bemerkte die Enttäuschung seines jungen Gastes. Aber schuld daran, so sagte er sich, war der selbst, denn er hatte sich etwas zusammenphantasiert und dann daran geglaubt. „Deine Anteilnahme am Tun und Lassen unserer Familie hat uns wohlgetan“, sagte er und blickte den Verdrossenen aufmunternd an. „Geh nach Jesreel! Dort wird sich dir eher eine Gelegenheit für deinen Anschlag bieten als in der Festung Samaria. Du wirst Männer finden, die dir helfen, denn in einem Palast gibt es immer auch Feinde des Königshauses. Das war schon zu Omris Zeit so, warum sollte es heutzutage anders sein?“

Der Abschied Schebas von Ulam und Micha am nächsten Morgen war kurz, und sein Dank für die Wegzehrung fiel kühl aus. Und den ganzen Tag lang ärgerte er sich über den vergeblichen Weg hierher. Diese Bauern, so schimpfte er halblaut vor sich hin, sahen nicht weiter, als ihre Feldflur reichte. Wenn sie dem König einen Nadelstich versetzten, feierten sie das als großen Sieg. Die Kränkung ihrer Familie hatten sie zwar nicht vergessen, aber für eine wirkliche Vergeltungstat reichte ihr Mut nicht. Dieser Micha, was für ein starker und kühner Kriegsheld könnte er sein, wenn er nur wollte! Aber statt nach Schwert oder Lanze zu greifen, schwang er lieber die Sichel.

Als sich Scheba gegen Abend unter einem Felsüberhang sein Nachtlager bereitete, zog er das ernüchternde Fazit seines Weges, seit er den Jordan überschritten hatte. Mit reinem Herzen war er zum Heiligtum von Bet-El gewandert, aber der Priester hatte ihn Sklavendienst leisten lassen, bevor er sich dem Altar Jahwes nähern durfte. In Megiddo hatte er den Streitwagenoberst Jehu nicht angetroffen. In Dan hatte er Königsgegner gefunden, die nur an sich selbst dachten und ihm keine Verbündeten sein konnten und wollten. Überall nur Mißerfolge, nur Enttäuschung und Demütigung. Wo war nun Jahwes Zeichen, um das er gebeten hatte? Wollte der Gott etwa den Mord an Nabot ungesühnt lassen, so wie Ulams Familie die zugefügte Beleidigung feige hingenommen hatte?

Völlig verunsichert schlief der Bluträcher schließlich ein, und mißmutig machte er sich am Morgen wieder auf den weiteren Weg nach Süden. Wenn er unterwegs hörte, wie die Bauern über die schlechten Zeiten lamentierten und sich über die hohen Abgaben beklagten, zuckte er nur mit den Schultern. Lauter Unzufriedene, aber keine Rebellen. Vielleicht, so tröstete er sich, wollte der Gott Israels ihm erst in Jesreel das Rätsel lösen, was er mit ihm vorhatte

Aber leider sah es nicht danach aus. Scheba sprach am Tor des Königspalastes vor und verlangte, einen der Offiziere zu sprechen. Als irgendeiner der Anführer erschien, nannte er ihm ohne Umschweife seinen Wunsch, in der Palastwache zu dienen. Aber bevor er seinen Antrag mit der Geschichte, die er sich ausgedacht hatte, begründen konnte, fiel ihm der Offizier ins Wort. Wenn er Soldat werden wolle, solle er nach Megiddo gehen. Die Truppe hier in Jesreel gehöre zur Leibgarde des Königs, und in ihr dienten nur ausgesuchte Männer.

Niedergeschlagen trottete Scheba davon. Aber als er sich noch einmal umwandte und die hohe Mauer anstarrte, die den König und seine Mutter, die Mörderin, vor Feinden schützte, regte sich Trotz in ihm gegen die Kette der vergeblichen Anläufe, im Lande Fuß zu fassen und Gleichgesinnte zu finden. Er hatte von Anfang an nach Jesreel gewollt, wo sein Vater den Erbbesitz der Familie bewirtschaftet hatte und ein geachteter Hausvater gewesen war. Und jetzt war er hier in Jesreel. Hier hatte Isebel ihren Anschlag geplant und König Ahab zum Mörder gemacht. Hier und nirgendwo sonst war der Ort seiner Blutrache. Hier mußte und wollte er bleiben.

Er fragte im Ort, wer einen Knecht brauchen könne, und man wies ihn an jenen Mann, der die dem König gehörenden Grundstücke Jesreels verwaltete, und zwar im Auftrag des Kanzlers Schemaja, an den der König dieses Land verliehen hatte. Der Verwalter war sogar erfreut, als Scheba sein Anliegen vorbrachte, denn zur Weinlese im Herbst konnte er noch einen Gehilfen brauchen. So wurde Scheba abermals Knecht, aber anders als in Bet-El kam er hier mit den drei Arbeitskameraden, denen er zugeteilt wurde, einigermaßen aus.

Eines Tages begegnete er zwei alten Frauen, die er hier noch nie gesehen hatte, weil sie in ihrer Gebrechlichkeit nur selten das Haus verließen. Er hatte einen schweren Holzbalken geschultert und schritt doch aufrecht und mit raschen Schritten voran. Die Weiblein starrten ihn an, und eine flüsterte: „Nabot!“ Die andere Alte nickte. Sie waren sich einig, daß dieser fremde Knecht aussah, als sei der Hingerichtete, den sie noch gekannt hatten, wieder ins Leben zurückgekehrt.

Ein paar Tage später trippelte die eine der beiden Alten, die noch besser zu Fuß war als die andere, zum Weingarten, in welchem Scheba mit einem seiner Mitknechte die dort stehende Hütte instand setzte. Die Ähnlichkeit des Fremdlings mit dem ehemaligen Besitzer des Grundstücks ließ ihr keine Ruhe. Scheba sah die Alte stehen, wandte sich ihr zu und rief: „Was starrst du mich wieder so an wie vor zwei Tagen?“

Die Frau winkte ihm, ein wenig näher zu treten, musterte ihn dann neugierig mit ihren kurzsichtigen Augen und sagte: „Du gleichst dem Mann, dem dieser Garten vor langer Zeit gehörte.“

Scheba erschrak, und er war noch zu jung, um den Gleichgültigen spielen zu können. Daß er seinem Vater dermaßen ähnlich sah, war ihm trotz des Zeugnisses seiner Mutter nicht bewußt gewesen. Wenn ihn nun jemand als Nabots Sohn überführte und die Ahabwitwe davon erfuhr und ihn umbringen ließ, bevor er an ihr Rache üben konnte!

Die Alte hatte sein Erschrecken bemerkt und fragte nun geradezu: „Bist du ein Verwandter Nabots?“

Scheba hatte sich wieder in der Gewalt. „Ich kenne keinen Nabot“, erwiderte er unwillig. „Und wem dieser Garten einmal gehört hat, ist mir egal. Laß mich weiterarbeiten! Mein Herr schimpft, wenn wir die Hütte bis zum Abend nicht fertig haben.“

Genau das, was Scheba nach der Begegnung mit der alten Jesreelitin befürchtet hatte, trat ein. Rasch wußte die Familie der Alten und bald der gesamte Ort, daß der Verwalter des königli-

chen Kanzlers einen Knecht beschäftigte, der dem hingerichteten Verbrecher Nabot seltsam ähnlich sah. Was hatte es mit diesem Mann auf sich?

Sein Herr nahm ihn sich vor und befragte ihn eindringlich, wer er sei und woher er komme. Scheba erzählte ihm die Geschichte, die er sich auf dem Weg nach Jesreel zurechtgelegt hatte. Er sei ein Gaditer und während des vorletzten Feldzugs König Jorams von den Moabitern geraubt worden. In diesem Sommer sei ihm die Flucht zum königlichen Heer gelungen. Weil er gegen die Moabiter habe kämpfen wollen, sei er den Bauernkriegern aus Galiläa zugeteilt worden. Als diese Truppe dann dem König ungehorsam wurde, habe er sich geweigert, die Meuterei mitzumachen. Aber die Krieger hätten ihn nicht gehen lassen. Auch als sie heimwärts ziehen durften, sei er ihr Gefangener geblieben, und erst im nördlichen Bergland hätten sie ihn freigelassen, nachdem er einige Wochen habe bei der Ernte helfen müssen. Er sei nun hierher nach Jesreel gegangen, weil er glaubte, daß der König hier sei. Er wollte in seinen Dienst treten und Soldat werden. Aber der König sei nicht hier, und die Palastwache habe ihn abgewiesen. Um sich am Leben zu erhalten, habe er sich als Knecht verdingt. Ob er zur Zufriedenheit arbeite, wisse nur sein Herr.

Der Verwalter glaubte von der Geschichte nur die Hälfte, aber die Sprechweise seines Knechtes überzeugte ihn, daß er tatsächlich von jenseits des Jordans stammte. Da er ihn vor Wintereinbruch sowieso entlassen wollte, interessierte ihn jedoch nicht, was der Mann ihm verschwieg. Wenn er nur seine Arbeit tat, und da gab es keinen Grund zur Klage.

Das Gerede von der Ähnlichkeit des Fremdlings mit Nabot verstummte nicht, wie der Verwalter angenommen und Scheba gehofft hatte. Es drang sogar über die Mauer in den Palast und erreichte schließlich die Ahabwitwe Isebel. Kurz entschlossen gab sie Befehl, den Knecht zu holen. Sie mußte wissen, was an dem Geschwätz der Leute dran war und ob der Fremde trotz seiner Jugend vielleicht doch irgendwie mit der Nabotgeschichte zu tun hatte.

Scheba war unschlüssig, ob er aus Jesreel fliehen sollte, um nicht als Nabots Sohn entlarvt zu werden. Da erschienen zwei Mann der Palastwache und enthoben ihn allen Abwägens. Sie kündigten ihm an, daß sie ihn zur Königsmutter Isebel bringen müßten. Der Schreck, der ihn durchzuckt hatte, als er sich der Ähnlichkeit mit seinem Vater bewußt wurde, packte ihn von neuem und weit stärker als damals. Wäre er nur nach Megiddo gegangen, wie es ihm geraten worden war! Jetzt war möglicherweise alles aus. Aber auf dem Weg zum Palast überlegte er: Wenn er für den Rächer Nabots gehalten wurde, wieso wollte ihn dann Isebel sehen? Wäre er als einer, der gefährlich war, nicht sofort und ohne Aufsehen umgebracht worden, da er doch nur ein Knecht war? Oder wäre er nicht gefesselt zum Palast geschleppt worden, wenn die Ahabwitwe vor seiner Tötung einen giftigen Blick auf ihn werfen wollte? Tatsächlich aber ging er neben den beiden Soldaten her, ohne daß diese Hand an ihn gelegt hatten. Aber wie dem auch sein mochte, als er in das Gemach Isebels geführt wurde, war er entschlossen, um sein Leben zu kämpfen, damit er jener Frau, die da vor ihm thronte, ihr Leben nehmen konnte.

Jetzt mußte er sich darauf beschränken, sie zu betrachten, denn bei ihr hockten einige ihrer Dienerinnen, und links und rechts von ihm selbst standen die beiden Bewaffneten, die ihn gebracht hatten und ihn nun doch wie einen Gefangenen bewachten. Diese geschminkte Greisin soll meinen Vater in ihr Bett gelockt haben? durchfuhr es ihn. Er konnte sich schwer vorstellen, daß diese Alte, die steif wie eine Tonfigur auf ihrem Stuhl saß, einmal jung und begehrenswert gewesen war. Zweifellos hatte sie seinen Vater durch irgendwelche Zauberkünste verführt. Schon allein dafür verdiente sie den Tod. Als er sich auf einen Wink ihrer ringgeschmückten Hand aus seiner Verbeugung aufrichtete, streifte er mit kurzem Blick ihre Dienerinnen. Ob er sich einer von ihnen irgendwie nähern konnte, um sie als Gehilfin seiner Rache zu gewinnen?

Isebel betrachtete den Mann, den sie hatte sehen wollen, mit großer Aufmerksamkeit. Sein Gewand war zerschlissen, und seine Hände schienen schmutzig, aber seine Gestalt und vor allem sein Gesicht erinnerten sie tatsächlich an ihren einstigen Geliebten. Nicht an das furchtbare Ende dieser Liebschaft dachte sie jetzt, sondern an die leidenschaftlichen Nächte, in denen sie sich Nabot geschenkt hatte. Verwundert spürte sie die weiche Stimmung, in die sie die Erinnerung versetzte, und den aufkeimenden Wunsch, diesem jungen Mann irgendetwas Gutes anzutun. Sie war neugierig, woher er plötzlich hier in Jesreel aufgetaucht war. Daß er mit Nabot verwandt sein könnte, kam ihr nicht in den Sinn, denn sie wußte, daß damals auch dessen Söhne und Enkel getötet worden waren. Hoffentlich verschloß nicht die Angst ihrem seltsamen Gast den Mund.

„Fürchte dich nicht vor den Soldaten, die dich zu mir brachten!“ sagte sie, bemüht, ihrer Stimme den herrischen Klang zu nehmen, den sie sich angewöhnt hatte, seit sie Königsmutter geworden war. „Man sagte mir, daß du einem Mann sehr ähnlich siehst, der vor Jahren hier lebte, und ich will sehen, ob das Gerede stimmt. Und tatsächlich gleichst du jenem. Sag mir doch, wer du bist und woher du kommst!“

Sie hatte ihrer Gewohnheit nach den Mund beim Sprechen nur leicht geöffnet, und Scheba hatte Mühe, sie zu verstehen. Aber es war ja klar, daß sie wissen wollte, ob sie ihn fürchten mußte. Und so erzählte er seine angebliche Geschichte, und er war froh, daß er sie schon seinem Herrn hatte darlegen müssen, denn so kam sie ihm jetzt flüssiger und glaubhafter über die Lippen.

„Du willst Soldat werden?“ vergewisserte sich Isebel, als er seine Rede geendet hatte. Sie war bewegt, nicht so sehr von seinem abenteuerlichen Weg aus dem fernen Moabiterland bis hierher, sondern mehr von seiner Stimme, die klang, als spreche ihr einstiger Liebhaber. Sie fragte ihn noch dieses und jenes, nur, um ihm lauschen zu können, und dann erklärte sie ihm rundheraus, daß er es sich durch seine Anhänglichkeit an den König verdient habe, seinen Herzenswunsch erfüllt zu sehen. Sie befahl Ira, den Hauptmann der Palastwache, zu sich.

Es war nicht nur die stille Zuneigung für den Fremdling, die Aussicht, ihm ab und zu im Palasthof zu begegnen, der Isebel veranlaßte, sich königliche Befugnisse anzumaßen. Sie wollte zugleich dem Gerede über ihn und damit über Nabot, den leider dem öffentlichen Vergessen Entrissenen, ein Ende machen. Und das war am ehesten der Fall, wenn er den Klatschweibern von Jesreel aus den Augen kam. Und besser war es auch, wenn der König durch die Tratschereien nicht an die Hinrichtung Nabots erinnert wurde. Er könnte unangenehme Fragen stellen, denn er war ja damals erst zehn Jahre alt gewesen.

Als Ira erschien, freute sich Scheba, daß er einen so fröhlichen Vorgesetzten erhalten sollte. Der Hauptmann lief nämlich gewöhnlich mit einem stillvergnügten Gesichtsausdruck umher, der jedoch mit seiner Gemütslage gar nichts zu tun hatte. Seine Miene verschloß sich aber doch, als er die Anweisung Isebels vernahm, den Fremden in seine Truppe einzugliedern. Nicht allein deshalb, weil der Mann so, wie er von der Arbeit weggeholt worden war, einen denkbar unsoldatischen Eindruck machte, sondern vor allem, weil der Königsmutter ein solcher Befehl gar nicht zustand. Isebel sah seine abweisende Haltung mit Unmut, und in ihrem herrischen Ton wiederholte sie die Anweisung. Der König werde ihre Entscheidung nachträglich bestätigen. „Oder willst du, daß ich überlege, ob ich dir meine Gunst entziehen soll?“ drohte sie. Darauf wollte es Ira nicht ankommen lassen, denn der wahre Herr im Palast von Jesreel war nicht König Joram, sondern seine Mutter. Er beugte sich ihrem Willen und nahm das neue Truppenmitglied gleich mit sich.

So wurde nun Scheba doch noch Soldat, wie es ihm der Gottesmann Natan geraten hatte, und zwar ein richtiger, nicht nur ein Troßknecht. Und das sogar im Palast von Jesreel, in unmittelbarer Nähe jener Frau, die seinen Vater hatte ermorden lassen. Das war Jahwes Zeichen, um das er gebeten hatte! Jahwe war mit ihm! Seine Rachetat würde gelingen, und das unschuldig vergossene Blut Nabots würde nicht länger ungesühnt zum Himmel schreien!

Aber zunächst dachte Scheba noch kaum darüber nach, wie er die Tat vollbringen wollte. Erst mußte er ein Krieger werden, der es mit seinesgleichen aufnehmen konnte. Er war während seiner Ausbildung begeistert bei der Sache, und Ira bereute nicht, daß er diesen Mann aufgenommen hatte, im Gegenteil, er freute sich über dessen zunehmende Verwandlung in einen Kämpfer, dessen Kraft und Gewandtheit zu fürchten waren.

Seine Feindin sah Scheba selten, und dann nie in einer Situation, die seinem Vorhaben günstig sein konnte. Aber er war sich gewiß: Der Tag der Rache würde kommen. Man sagte, der König sei noch immer drüben in Gilead, und er scheine dort sogar den Winter über bleiben zu wollen. Die Soldaten bedauerten den mißglückten Feldzug des Königs. Scheba aber glaubte, daß die Ereignisse jenseits des Jordans und die allgemeine Unzufriedenheit im Lande auf den Niedergang des einst so mächtigen Hauses Omri deuteten. Und daß ihm Gott Jahwe die Gnade gewährte, mit seiner Rachetat daran mitzuwirken.

13

Natan wälzte sich unruhig auf seinem Nachtlager hin und her, denn der Schlaf floh ihn auch heute wie schon seit Wochen. Der Rücken, die Schultern, die Beine schmerzten ihm. Er ahnte, daß er sich mit dem langen Fußmarsch hinüber ins Land der Gaditer übernommen hatte. Aber die körperlichen Leiden waren es nicht allein, die ihn plagten. Zugleich geisterten schwere Sorgen in seinem Kopf umher. Denn mehr noch als Scheba in Jesreel beschäftigten ihn die Ereignisse im Lande Gad. Aber im Gegensatz zum Sohn Nabots wußte er ja nicht, was sich nach seiner und Elischas Abreise aus Jahaz auf dem Kriegsschauplatz zugetragen hatte. War der König dem Gottesspruch gefolgt und hatte es aufgegeben, sich des Landes Gad zu bemächtigen und die Moabiter zu unterwerfen? Oder führte er seinen Krieg weiter? Hatten seine galiläischen Krieger vielleicht ihren Widerstand gegen ihn eingestellt und kämpften nun gegen seine Feinde? Errang Joram etwa gar den entscheidenden Sieg über die Moabiter? Die letzte Frage war jene, die Natan am schwersten bedrückte, und er wagte sich ein Ja darauf gar nicht vorzustellen. Denn wenn Joram siegte, dann war Gott Jahwe mit ihm. Und dann war das Gotteswort, das er, Natan, der Gottesnahe, dem König entgegengehalten hatte, falsch. Dann war er ein Betrüger, weil er damals vor Jahrzehnten auf dem Gipfel des Berges Nebo für eine Offenbarung Jahwes gehalten hatte, was nur eine Sinnestäuschung gewesen war, auch wenn er selbst an seine Einbildung geglaubt hatte. Dann hatte er als Gotteslästerer den Tod verdient.

Natan wischte sich den Schweiß von Stirn und Brust. Sein Selbstverständnis, seine Ehre, ja sein Leben standen auf dem Spiel. Er stöhnte laut auf. Elischa hörte es trotz seines jugendlich festen Schlafs und erwachte sofort. Er schlief in Natans Hütte, seit sie beide nach Gilgal zurückgekehrt waren, damit er dem verehrten Lehrer sofort nahe war, falls der in seiner Schwäche des Beistands oder der Hilfe bedurfte. „Was ist dir?“ fragte er und trat an Natans Lagerstatt. Aber der Alte beruhigte ihn: „Es ist nichts, schlaf weiter! Dauert es noch lange bis zum Sonnenaufgang?“ Elischa schaute aus der Türöffnung. „Es ist noch tiefe Nacht“, lautete sein Bescheid. Und da Natan nichts mehr sagte, legte er sich wieder hin und schlief weiter. Natürlich hätte auch er gern gewußt, ob sich der König dem Gottesspruch gebeugt hatte, aber das war eine Frage für die Helle des Tages, und nachts bedrückte sie ihn nicht.

Natan aber quälte sich weiter mit der furchtbaren Möglichkeit, daß sein ganzes Leben hier in der Gemeinschaft von Gilgal eine Lüge gewesen war und daß er die Achtung der Brüder gar nicht verdiente. Einer von ihnen, der sich auf Holzarbeiten verstand, hatte ihm einen Schemel gezimmert, damit er, wenn er saß, ohne fremde Hilfe, auf seinen Stock gestützt, wieder aufstehen konnte. Denn vom Erdboden her war er seit seiner Rückkehr dazu nicht mehr in der Lage. So hockte er nun Tag für Tag am Morgen, bevor sich die Mittagshitze einstellte, und vor dem Abend bei den heiligen Steinen und hoffte, daß jemand an der Siedlung vorüberkam, der etwas über den Feldzug des Königs wußte. Am liebsten wären ihm Händler gewesen, denn die hielten ihre Ohren stets weit offen, und ihr Mundwerk stand selten still. Oder Soldaten, die irgendwohin beordert waren. Aber niemand, den der Feldzug des Königs interessierte, hatte sich in den fünf Wochen, die seit der Heimkehr verstrichen waren, in der Nähe blicken lassen. Jetzt in der dumpfigen Finsternis schien ihm das nutzlose Warten noch unerträglicher als in der klarsichtigen Tageshelle. Seine erzwungene Geduld war aufgebraucht. Er mußte zu einem Menschen, der vielleicht etwas wußte. Wer konnte das sein? Joschafat! Der verkehrte mit dem Oberpriester des Reichsheiligtums. Sollte man beim königlichen Tempel nicht wissen, wo sich der König befand und was er tat?

Natan setzte sich auf. Er spürte seine Schmerzen weniger als vorhin und sonst überhaupt. Er überlegte: Wenn er seinen Grundsatz aufgab, nur zu Fuß zu reisen, wenn er sich also vom Esel hinauf in die Bergwelt tragen ließ, dann würde er es wohl bis Bet-El schaffen. Selbstverständlich mußte ihn Elischa begleiten. Wenn sie vor Sonnenaufgang loszogen, konnten sie vor dem Abend bei Joschafat sein. Freilich, dem Jungen würde er erklären müssen, wer Joschafat war und woher sie beide sich kannten. Aber das war zweitrangig. Wichtig war allein zu erfahren, was sich jenseits des Jordans begeben hatte. Natan fühlte sich plötzlich voller Spannkraft. Er fingerte nach seinem Stock, stemmte sich hoch und tappte zur Türöffnung. Elischa erwachte wiederum und fuhr erschrocken hoch. „Steh auf!“ sagte Natan. „Wir müssen uns rüsten. Noch vor Sonnenaufgang wollen wir fort.“ Elischa wischte sich mit der Hand über die Augen, aber Natan stand wirklich vor ihm. Er glaubte, der Alte sei verwirrt, und er müsse ihn zurück ins Bett bringen. Aber als ihm sein Lehrer erklärte, daß ihr Ziel Bet-El sei, um dort zu erfahren, was aus Jorams Feldzug geworden sei, begriff er, daß der Alte bei völlig klarem Verstand war und sich entschlossen hatte, dem zermürbenden Warten auf irgendeine Nachricht heute ein Ende zu machen.

Über den Bergen jenseits des Jordans verriet ein schwacher Lichtstreifen, daß es bald tagen würde, als die beiden Wanderer aufbrachen. Natürlich hatten sie mit ihren Vorbereitungen die Mitbrüder aus dem Schlaf gerissen. Aber als ihnen Natan Ziel und Zweck seiner Reise nannte, wünschten sie ihm und Elischa einen guten Weg und die erhofften Auskünfte. Natan hatte sie von der Audienz beim König in Jahaz unterrichtet, und so waren auch sie gespannt darauf zu erfahren, ob Joram den Feldzug weitergeführt oder abgebrochen hatte.

Der Esel mit dem Alten auf seinem Rücken statt des üblichen Gepäcks schritt in der Morgenkühle kräftig aus, und so befanden sie sich schon in der steil ansteigenden Felswüste, als die Sonne aufging und die steinernen Hänge zu seiten des Pfades rötlich aufleuchten ließ. Elischa hatte sich mit Brotbeutel, zwei Wasserschläuchen und den Trinkschalen für Mensch und Tier behängt und kam mit seiner Last tüchtig ins Schwitzen, als die Sonne am Himmel wie er selbst in der Felslandschaft höher und höher stieg.

Endlich gab Natan der Mittagshitze nach und erbarmte sich der zwei ermüdeten Lastträger. Er fand einen Rastplatz im Schatten eines Felsens, in dessen Nähe einige welke Kräuterbüschel dem Esel kärgliche Nahrung boten. Nun eröffnete er seinem jungen Mitbruder, daß ihr Ziel nicht der Tempel sei, sondern daß sie Joschafat, den Vater Jehus, besuchen würden. Als Elischa den Namen Jehu hörte, fühlte er sich mehr erfrischt als vom Wasser, das er gierig schlürfte. Jehu, an den er als den kommenden König glaubte! Woher kannte sein Lehrer dessen Vater? Natan überwand sich und brach das jahrzehntelange Schweigen über seine Herkunft. In dürren Worten erzählte er dem Jungen von seiner Soldatenzeit unter König Omri und seiner von damals herrührenden Bekanntschaft mit Joschafat. Als er sah, wie der Bericht Elischa seine Erschöpfung vergessen ließ, schärfte er ihm ein, das Gehörte für sich zu behalten, denn niemand müsse wissen, daß er einst seine Verpflichtung gegenüber dem König gebrochen habe und seinem Dienst entflohen sei, wenn auch auf Jahwes Geheiß. Nur Joschafat kenne bisher sein Geheimnis. Auch nicht Jehu. Und gleich

gar nicht Abiram, der Oberpriester, der bei Joschafat ein und aus gehe. Elischa schwur, für sich zu behalten, was ihm Natan anvertraut hatte. Und er war sehr stolz darauf, nun zu den Eingeweihten in den Lebenslauf seines verehrten Lehrers zu gehören. Es war dies neben dem Blutracheplan des Gaditers Scheba und neben seinem eigenen heimlichen Glauben an König Jorams Sturz und Jehus Königtum das dritte Geheimnis, dessen Träger und Hüter er war.

Als die beiden Wanderer den Aufstieg aufs Gebirge hinter sich gebracht hatten, ließen sie sich Zeit, und so erreichten sie erst, als die Sonne über den westlichen Höhen ihren Abstieg begann, Joschafats Anwesen. Sie wurden mit großer Freude empfangen, denn über ein Jahr hatten sich Joschafat und Natan nicht gesehen. Die beiden Freunde verschoben jedoch das Erzählen, denn der alte Gottesmann bedurfte nach der beschwerlichen Reise dringend der Ruhe.

Aber am nächsten Tag konnte Joschafat den Erzählungen Natans lauschen. Staunend erfuhr er vom Befehl des Königs, daß Natan vor ihm erscheine, und von der Reise seiner beiden Gäste nach Jahaz. Er hörte, was sie dort erlebt hatten, welches Ansinnen Joram gestellt und was Natan darauf geantwortet hatte. Als er vernahm, welche Fragen jetzt die Heimgekehrten bedrängten, ahnte er, warum Natan mit unsicherer Stimme und düsterem Blick vortrug, was er unbedingt zu wissen verlangte. Ein Gotteswort zu besitzen, war sicherlich etwas, woran ein Mensch schwer zu tragen hatte, aber es einem König zu verkünden, war gewiß nicht ohne Furcht möglich, denn erst nun konnte dieses Wort zur Wirkung kommen, und ob diese eintrat und welcher Art sie war, das eben verursachte zweifellos die Furcht des Gottesboten. Um so glücklicher war Joschafat, daß er seinen Freund von der drückenden Ungewißheit erlösen konnte. Denn vom Oberpriester, der mit dem Priester von Samaria in Verbindung stand, obwohl er ihn verachtete, wußte er, daß König Joram den Feldzug abgebrochen und die aufgebotenen Krieger, die Meuterer, wie er jetzt von Natan erfahren hatte, nach Hause geschickt hatte und daß sich auch die Soldaten auf dem Rückmarsch in ihre Garnison Hazor befanden.

Natan nahm diese Mitteilungen mit leuchtenden Augen auf, als werde eine Last von ihm genommen und als spüre er Gottesnähe, und dann geriet er in eine Art Versenkung, um sich dem Jubel hinzugeben, der ihn durchströmte. Der König hatte sich also dem Gotteswort gebeugt! Er, Natan, hatte ihn zum Verzicht auf den erfolglosen Krieg genötigt! Joram hatte sich vor Israels Gott gedemütigt und den Feldzügen entsagt, die Jahwe mißfielen! Und er, Natan, war von Jahwe als sein Bote und Willensdeuter bestätigt worden! Gottesnähe hatte er seit der Offenbarung auf dem Berg Nebo nicht nur erstrebt, sondern auch wirklich erreicht! Er hob den Kopf, blickte Joschafat und Elischa, die während seiner Versunkenheit kaum zu atmen gewagt hatten, lächelnd an und sagte: „Wir haben bisher König Joram für hochmütig und gottverlassen gehalten. Aber nun hat er sich besonnen und vor dem Gott seines Hauses und ganz Israels gebeugt. Er kann, wenn er sich fortan der Gnade Jahwes demütig hingibt, ein gerechter Herrscher über sein Volk werden, der das tut, was einem König ziemt und Gott gefällt."

„Amen", bekräftigten Joschafat und Elischa seine Worte. Aber Elischa fragte sich zugleich, was denn nun mit seiner eigenen gottgegebenen Gewißheit war, daß Jehu König werde, weil Jahwe Joram verworfen habe. Er geriet dadurch plötzlich in eine ähnliche Sinnkrise, wie sie sein Lehrer wochenlang durchlitten hatte, bis er durch Joschafats Mitteilungen soeben daraus erlöst worden war. Wer würde ihm seine eigene Gottesoffenbarung, an der er verbissen festhielt, bestätigen? Natan gewiß nicht.

Joschafat kündigte an, daß er zu Abiram schicken werde, damit der Priester abends, wenn er aus dem Heiligtum in sein Haus zurückgekehrt war, noch auf einen Sprung herüberkomme. Denn auch er solle erfahren, warum und durch wen der König veranlaßt worden war, den Feldzug abzubrechen. Natan fand den Vorschlag seines Freundes gar nicht gut, weil er wußte, daß ihn der Priester nicht leiden konnte. Sie kannten sich oberflächlich von gelegentlichen Besuchen Natans im Heiligtum, und Abiram hatte ihm einmal ins Gesicht gesagt, daß er ihn für Jahwe keinesfalls näherstehend halte als jeden beliebigen Israeliten. Für Abiram war die Gemeinschaft von Gilgal eine Rotte von Dummköpfen und Lügenmäulern. Aber er teilte diese Einschätzung ja mit so manchem, der vom Dasein der Gemeinschaft gehört hatte, wie zum Beispiel Elischas Bruder Asa. Joschafat versuchte Natans Widerwillen gegen ein Zusammentreffen mit dem Oberpriester abzumildern, indem er ihm entgegenhielt, daß heute eine gute Gelegenheit sei, Abiram von seinen Vorurteilen gegenüber ihm, Natan, zu heilen. Einem Jahweboten, der den König zur Umkehr gezwungen hatte, könne der Priester nicht länger die Gottesnähe absprechen. Natan blieb zwar skeptisch hinsichtlich eines möglichen Sinneswandels Abirams, denn so wie der ihn für einen Spinner hielt, so er den Priester für einen Holzkopf, aber er wußte Joschafat seine Zweifel nicht zu begründen, und so erklärte er sich mit der Einladung seines Widersachers einverstanden.

Als Abiram hörte, daß im Hause Joschafats ein Gast eingekehrt sei, der aufschlußreiche Neuigkeiten mitgebracht habe, glaubte er, daß Jehu angekommen sei und Joschafat ihn mit dem Sohn überraschen wolle, weshalb er verschwiegen hatte, wer dieser Gast sei. So eilte er froh ins Nachbarhaus hinüber. Aber als ihn ein Diener ins Gemach führte, wo ihn der Nachbar mit seinen Gästen erwartete, blieb er ruckartig stehen, als erschrecke er vor einem der Dämonen, die in der Wüste

hausen. Es war aber nur seine Enttäuschung, daß es nicht Jehu war, dessen Blick er begegnete. „Ist der da etwa dein Gast?“ fragte er Joschafat taktlos und wies auf Natan, der sich schwerfällig erhob und eine Verbeugung andeutete, die dem hohen Amt galt, das der Unhöfliche innehatte. Abiram hatte bisher gar nicht gewußt, daß der Vorsteher der Männer von Gilgal im Hause Joschafats ein offenbar willkommener Gast war. Er wollte mit ihm nichts zu tun haben, er verachtete ihn als dreisten Narren und haßte ihn zugleich als unberufenen Konkurrenten, und auch Neid auf seinen üppigen Haar- und Bartwuchs mischte sich in seine Abneigung, denn er selber schämte sich seiner eigenen spärlichen Behaarung, weswegen er sogar nachts ein Kopftuch trug.

Joschafat erklärte dem mißlaunigen Priester, daß er mit Natan schon länger bekannt sei als mit ihm und daß er an seinem alten Freund nie Falschheit oder Anmaßung gefunden habe. Er bat Abiram, sein Herz dem Mann aus Gilgal, der wie er sich um Israel sorge, zu öffnen und anzuhören, wie es gekommen sei, daß der König seinen Feldzug plötzlich abgebrochen habe.

Der Priester nahm nun endlich als der vierte im Kreis Platz, wobei er Elischa überhaupt nicht beachtete – er wunderte sich aber, wieso Natans Knecht, für den er den Jungen hielt, hier mit in der Runde saß. Er musterte den alten Gottesmann argwöhnisch und meinte zu ihm: „Du gibst vor, etwas vom König und seinen Entscheidungen zu wissen? Du hast ihn am Ende belauscht, als er seine Befehle erteilte?“ Er lachte spöttisch.

„Warum sollte ich ihn heimlich belauschen?“entgegnete Natan spitz. „Wo er mich doch des Gesprächs mit ihm gewürdigt hat.“

„Dich“, sagte Abiram und grinste, als habe er den Mißliebigen bei einer dummdreisten Lüge ertappt.

„Ja, mich“, erwiderte Natan mit Würde. „Denn ich bin ein freier Mann. Du aber bist sein Beamter. Ich rede … Er wollte …“ Unter einem besorgten Blick Joschafats verzichtete Natan auf irgendeine Bemerkung darüber, daß er als Ungebundener dem König nicht nach dem Munde reden müsse, weshalb Joram gerade ihn zu sich gerufen habe. Statt dessen fuhr er fort: „Beamte und Offiziere hat der König immer um sich. Er wollte einmal mit einem Mann sprechen, der nicht sein Diener ist.“

„Du bist hochmütig, und dir fehlt die Achtung vor den Dienern des Königs“, warf ihm Abiram vor. „Sieh dich doch an, du freier Mann! Du und deine Gefährten, Hungerleider seid ihr! Eure Gewänder sind abgewetzt und zerschlissen. Ein Windstoß kann eure zerfallenden Hütten hinwegblasen. Ich aber bin wohlhabend, die Güte des Königs verwöhnt mich, und Gott Jahwe läßt sein Angesicht über mir leuchten.“

Joschafat verdroß, wie sich seine Gäste angifteten. „Genug der Schmeicheleien!“ rief er. „Natan, mein Freund, erzähle doch meinem Freund Abiram, wie du zum König gerufen wurdest und was ihr, du und dein Schüler Elischa, bei ihm in Jahaz erlebt habt!“

Da der Oberpriester endlich schwieg und bereit schien zuzuhören, erzählte nun Natan noch einmal sein seltsames Zusammentreffen mit König Joram, dem er hatte helfen sollen, die meuternden Bauernkrieger aus Galiläa zum Gehorsam zu zwingen, und dem er geantwortet hatte, daß ihm in seinem Krieg Jahwes Beistand versagt sei.

Abirams Gefühle gerieten während des Berichts gehörig durcheinander. Die Meuterei der Galiläer bereitete ihm ein Aha-Erlebnis, denn nun verstand er, warum der König seine Streitmacht unverrichteterdinge aufgelöst hatte, und über Jorams kriegerischen Mißerfolg verspürte er sogar Schadenfreude, war ihm dieser Fehlschlag doch ein weiterer Beweis für Jorams Unfähigkeit und Gottverlassenheit. Aber daß der König den alten Gottesschwärmer auf Verlangen der Meuterer herbeigeholt hatte, fuhr ihm schmerzhaft ins Gemüt, denn er entnahm daraus, daß sogar im äußersten Norden des Reiches die Leute von diesen fragwürdigen Gestalten aus Gilgal gehört hatten. Wirkliches Entsetzen packte ihn jedoch, als er das Gotteswort vernahm, das Natan dem König zu sagen gewagt hatte. Wenn dieses Wort erlogen war, dann mußte der Alte, der sich als Offenbarungsempfänger aufspielte, wegen Gotteslästerung gesteinigt werden. Und wer, wenn nicht er, der Oberpriester des Reichsheiligtums, mußte ihn überführen und seine Tötung organisieren! War das Jahwewort aber echt, so war das eigentlich noch schlimmer als das Gegenteil. Sollte sich der Gott Israels wirklich diesem Natan, einem Menschen ohne Familie und Besitz, offenbart haben und nicht ihm, seinem obersten Diener Abiram? Natan war ein Niemand, auch wenn Joschafat ihn unverständlicherweise seinen Freund nannte. Abiram sah sich einem Fall gegenüber, der ihn tief verunsicherte und sein bisheriges Gottesverständnis in Frage stellte. Er mußte darüber nachdenken, wenn er allein sein würde.

Als Natan mit seiner Erzählung zu Ende war, siegte in Abiram aber doch die angenehme Empfindung, daß seine Verachtung König Jorams neue Nahrung erhalten hatte. Und sich jetzt im weiteren Gespräch daran zu halten schien ihm das beste. „Ich sagte es schon immer“, äußerte er, mehr an Joschafat als an den Erzähler gewandt, „Joram ist unfähig zu siegen.“

„Er kann in diesem Krieg gegen die Moabiter gar nicht siegen, auch wenn er ein großer Feldherr wäre“, unterbrach ihn Natan. „Wie sollte er auch, wenn sein Gott diesen Krieg verworfen hat!

Aber nun hat er ja offenkundig begriffen, was er falsch gemacht hat. Er wird sich vor Jahwe demütigen und ihn um Vergebung bitten."

Abiram paßte der Einwurf nicht, und er beharrte schroff auf seinem Standpunkt: „Unfähig ist er! Ein Nichtskönner! Aber wie soll er auch ein König sein, der sich dieser Würde gewachsen zeigt, wo er doch Jahwe in Samaria lieber zu opfern pflegt als hier in Bet-El! Ja, wenn er Jehu nicht aus seinem Angesicht nach Ramot verbannt hätte! Du wirst mir zustimmen, Joschafat. Wenn Jehu sein Heerführer wäre, dann würden die Tribute dieser Moabiter Israel längst wieder reich machen."

Joschafat nickte nicht beifällig, wie Abiram erwartete, denn er sagte sich gerade, daß der Priester, wenn er vom Reichtum Israels träumte, vor allem die Zuwendungen an sein Heiligtum im Auge hatte. Überdies war er bestürzt, wie Abiram sich vor Natan gehen ließ. Er konnte doch nicht sicher sein, daß Natan, den er beleidigt hatte, ihn nicht beim König wegen seiner haßerfüllten Reden anschwärzte. Er kannte den Gottesmann ja nicht näher, mußte ihn sogar für seinen Feind halten und aus dem Gehörten schlußfolgern, daß der fortan das Ohr Jorams besaß.

Joschafat schüttelte vor Unverständnis den Kopf. Abiram nahm an, daß er anderer Meinung über Jehu war als er selbst und wollte ihn zur Rede stellen. Aber da gab Natan seiner Überraschung darüber Ausdruck, daß Jehu nach Ramot versetzt war. Und er wandte sich an Elischa: „Da haben wir dem jungen Gaditer ein falsches Ziel genannt, als wir ihn nach Megiddo schickten."

„Wen hast du zu Jehu schicken wollen?" fragte Joschafat. Er war Natan dankbar für seine Bemerkung, durch die er dem Gespräch eine andere Richtung geben konnte. Abiram hatte seinen Mund wieder geschlossen und seine Frage bleibenlassen, denn die Feststellung seines Gesprächsgegners hatte seine Neugier geweckt.

Natan war auf der Hut, hatten sich doch er und Elischa gegenüber Scheba verpflichtet, dessen Vorsatz, seinen Vater Nabot zu rächen, niemandem zu verraten. Als er nun von der Begegnung mit dem Gaditer Scheba berichtete, ersann er deshalb rasch eine unverdächtige Begründung für dessen Reise, die zu keinen neuen Fragen Anlaß geben konnte. Seine Zuhörer gaben sich mit der Antwort denn auch zufrieden.

Elischa aber fand jetzt, nachdem Natan die Erinnerung an Scheba und somit auch an dessen Bericht von der Blutschuld Isebels und Ahabs geweckt hatte, sein seelisches Gleichgewicht wieder. Selbst wenn König Joram, so überlegte er, wirklich weiteren Feldzügen gegen die Moabiter entsagte und somit Jahwes Willen erfüllte, wie Natan glaubte, so klebte doch weiterhin an ihm jene Blutschuld, die er von seinem Vater Ahab geerbt hatte. Das Haus Omri würde zweifellos wegen Isebels und Ahabs Mordtat an Nabot zu Fall gebracht werden, und dann würde Jehu König. Mit dieser beruhigenden Einbildung konnte Elischa nun auch wieder dem weiteren Gespräch der alten Männer lauschen.

Abiram erinnerte Joschafat daran, daß er ihm vor einiger Zeit von jenem seltsamen Jüngling erzählt hatte, der wahrscheinlich von jenseits des Jordans gekommen war und drei Wochen dem Heiligtum als Hirt gedient hatte, damit er Jahwe opfern konnte. Das schien also dieser Scheba gewesen zu sein, und kein Spion, wie Netanja vermutet hatte. Durch diese Bemerkung des Priesters erfuhren Natan und Elischa, daß der Gaditer tatsächlich in Bet-El gewesen war. Ob er nach Ramot gewandert war, da er Jehu in Megiddo nicht hatte antreffen können, blieb eine offene Frage, deren Antwort beide gern erfahren hätten.

Abiram konnte es nicht lassen, sich noch einmal abfällig über den König zu äußern. Wenn er bedenke, was er heute gehört habe, so sei ihm erneut klargeworden, was König Ahab doch für einen unwürdigen Sohn gezeugt habe. Er verwies auf die früheren Könige Jerobeam und Bascha, denen gleichfalls unfähige Söhne gefolgt waren. Deshalb seien beide Söhne ja auch nach kurzer Herrschaftszeit ermordet worden.

„Joram regiert schon das achte Jahr!" widersprach Joschafat den Andeutungen des Oberpriesters. „Und er hat keinen Feind, der ihm nach dem Leben trachtet." Er dachte an das Gespräch mit Jehu im vergangenen Jahr bei dessen letztem Besuch, als er den Sohn gefragt hatte, ob einer von den obersten Befehlshabern oder gar er selbst den König so sehr hasse, daß er ihn töten würde, und Jehu das verneint hatte.

„Woher willst du wissen, daß Joram keine Feinde hat?" meinte Abiram. „Wenn ein König Jahwes Gunst verwirkt hat, dann findet sich immer einer, der das Gottesurteil vollstreckt."

Da hat er recht, dachte Elischa, Jorams Mörder heißt Scheba.

Der Oberpriester verabschiedete sich bald darauf, und Joschafat war froh darüber, denn dessen hemmungsloses Geifern gegen den König überstieg heute alle seine bisherigen Beschimpfungen Jorams. Natan, der an den Kniefall des Königs vor Jahwe glaubte, mußte ja annehmen, daß er, Joschafat, im Einverständnis mit dem priesterlichen Königshasser sei und gemeinsam mit ihm auf den Sturz Jorams sinne. Vielleicht, so überlegte er, hatte Abiram erkannt, daß er seiner Zunge allzu freien Lauf gelassen hatte, und war deshalb überraschend schnell gegangen.

Daß der Oberpriester die Gastfreundschaft Joschafats nicht länger in Anspruch genommen hatte, war tatsächlich gegen seine Gewohnheit, zumal ihm der Wein des Nachbarn besser schmeckte als sein eigener. Der Grund bestand jedoch anders als Joschafat vermutete darin, daß

er über diesen Natan und das Gotteswort, das der angeblich empfangen hatte, ungestört nachdenken wollte, und das konnte er am besten auf dem Heimweg. Wie er hinaus in die klare Nacht schritt, spürte er in seiner Abneigung gegen den Mann aus Gilgal sogar eine gewisse Scheu vor ihm. Natan hatte seine Macht über den König bewiesen, und nun dünkte er sich ihm, dem Oberpriester des Reichsheiligtums, wahrscheinlich gleichrangig oder sogar überlegen. Und am schlimmsten daran war: Sein Hochmut war nicht unbegründet. Denn ihm, Abiram, war eine ähnliche Einflußnahme auf den König bisher versagt geblieben. So war es ihm noch immer nicht gelungen, daß Joram sich vor ganz Israel zum Vorrang des Heiligtums von Bet-El vor dem Jahwetempel in Samaria bekannte. Falls nun aber Jahwe den König verworfen hatte, so sinnierte er weiter, dann schlug er ihn vielleicht auch mit Verstocktheit, so daß Joram gar nicht mehr erkennen konnte, daß Jahwe von ihm in Bet-El verehrt sein wollte.

Abiram hielt im Gehen inne und blieb stehen. Nicht weil er im Dunkel den Weg verfehlt hatte – der war ja nur kurz und ungefährlich, und er ging ihn oft – , sondern weil es in seinem Denken unvermittelt hell wurde. Falls er wie mit seinen Füßen auch mit seinen Gedanken auf dem rechten Weg war, dann würde Joram infolge dieser Verstocktheit auch nicht auf Natans Mahnwort hören, sondern die Moabiter trotz des diesjährigen Rückzugs weiterhin bekriegen. Und somit hätte Natan gar nichts erreicht und bliebe ein einfältiger Großtuer, der im nächsten Jahr verwundert sehen würde, daß seine Voraussagen von Jorams frommer Umkehr nichts als Einbildungen gewesen waren, Gasblasen in fauligem Wasser. Er selbst aber, der Oberpriester des Königs, er behielte recht, denn er hatte den Durchblick. Und ob das Gotteswort, das Natan verkündet hatte, echt war oder nicht, spielte in diesem Fall gar keine Rolle mehr. Abiram nahm sich vor, seine Einsichten möglichst bald mit Joschafat zu erörtern.

Leichtfüßig wie ein junger Mann setzte er seinen Weg fort. Mit jedem Schritt festigte sich seine Überzeugung, daß Jahwe Joram verworfen und zugleich dessen Herz gegen alle Einsicht verhärtet hatte. Er betrat sein Haus gut gelaunt, als habe er einen wirklich angenehmen Abend verbracht.

Natan hatte sich unterdessen zu Joschafat noch ein wenig über Abiram ausgelassen. Der habe mit seinem lächerlichen Kopfbund nicht nur den spärlichen Haarwuchs verhüllt, sondern sich offenbar auch die Ohren zugestopft. Er sei deshalb wohl unfähig zu begreifen, daß König Joram sich Jahwes Ermahnung zu Herzen genommen habe. Joschafat gefiel diese Spöttelei nicht, denn er hatte wirklich gehofft, daß sich seine beiden so unterschiedlichen Freunde heute ein wenig näherkommen würden. Aber er wollte nicht streiten, und so gab er Natan insofern recht, daß der Priester tatsächlich oft sehr eigenwillige Ansichten habe. „Er nimmt es König Joram halt übel, daß der seiner Meinung nach das Heiligtum von Bet-El vernachlässigt, so daß die Einnahmen des Gotteshauses bescheiden bleiben. Um Joram zu ärgern, verkündet er seit einiger Zeit gemeinsam mit seinem Neffen Netanja Jahwe als den Gott Jakobs. Sie sagen, daß von Jakob, dem Hirten aus Gilead, der einst zwischen Bet-El und Sichem seine Schafe weidete, alle Israeliten abstammen. Dabei hat doch Jerobeam den Altar von Bet-El dem Gott des Meerwunders geweiht, dem Gott der Befreiung Israels aus der Knechtschaft des Pharaos."

Natan schüttelte mißbilligend den Kopf, so daß seine langen Haarsträhnen flatterten. „Der König hat seltsame Diener. Er scheint gar nicht zu wissen, wie sie über ihn denken und was sie von sich geben. Aber vielleicht ändert sich das ja bald. Wenn er endlich davon abläßt, sich Jahr für Jahr im Osten abzuarbeiten, ohne daß ihm gelingt, was er gern möchte, dann wird er dort sein, wo er hingehört, nämlich in Samaria, und er wird das tun, was ihm von Jahwe aufgetragen ist, nämlich Israel gerecht und weise zu regieren und sich dazu Amtsleute auszuwählen, die nicht tun, was ihnen gutdünkt, sondern die den Worten ihres Herrn Geltung verschaffen."

Joschafat nickte zustimmend. Elischa aber starrte vor sich hin, als gehe ihn, was sein Lehrer gesagt hatte, nichts an. Natan fragte sich, ob der Junge gekränkt sei, weil ihn der Priester überhaupt nicht beachtet hatte und weder Joschafat noch auch er selbst ihn mit ins Gespräch gezogen hatten. Oder wälzte er etwa Gedanken, die nicht von ihm, seinem Lehrer, stammten? Eigenmächtige Gedanken? Glaubte sich der Schüler vielleicht klüger als sein Lehrer? Wenn jemand Jahwes Willen und Tun zu deuten vermochte und deshalb über Israel und dessen König urteilen konnte, dann war er es, Natan. Kein Abiram, aber doch auch noch kein Elischa!

Diese Gedanken, die ihm durch den Kopf schossen, als er Elischa beobachtete, behielt Natan für sich. Vielleicht täuschte er sich ja auch. Und er brauchte den Jungen, zumindest für den bevorstehenden Heimweg. Er kündigte Joschafat an, daß er und Elischa am kommenden Morgen aufbrechen wollten. Es ziehe ihn mit Macht zurück nach Gilgal. Er freue sich darauf, den Gefährten die frohe Nachricht bringen zu können, daß er den König tatsächlich habe umstimmen dürfen. Als er das sagte, huschte ein winziges Lächeln über das Gesicht Elischas. Natan hielt es für ein Zeichen der Vorfreude, es war aber eher eine Äußerung zurückgehaltenen Widerspruchs.

Als Natan und Elischa kurz vor dem Dunkelwerden in Gilgal anlangten, wurden sie von den Brüdern aufgeregt umringt. Natan glaubte, daß alle auf seine Mitteilungen begierig wären, aber es war genau umgekehrt. Ihm ihre Neuigkeiten zu berichten, das war es, was sie vor allem wünschten. Kaum war er mit Elischas Hilfe vom Esel gestiegen und hatte sich auf seinem Schemel niedergelassen, da berichteten ihm die Brüder, aber ziemlich wirr durcheinander, so daß er erst allmählich erfaßte, was sich während seiner dreitägigen Abwesenheit in der Siedlung begeben hatte. Gestern war der König von Juda mit Gefolge und starker Eskorte die Jordanebene entlanggezogen. Die Gottesmänner hatten die Kolonne beobachtet, wie sie zügig nach Norden marschierte. Plötzlich waren einige Soldaten aus dem Trupp ausgeschert und zu den Hütten herübergekommen. Zwei der Männer stützten den dritten, der nur mit Mühe die Beine setzen konnte. Die beiden Gesunden sagten, daß ihren Kameraden vorhin während des Abstiegs ins Tal ein Fieber befallen habe, und er könne unmöglich weitermarschieren. Sie baten, den Kranken dalassen zu dürfen. Falls er am Leben bleibe, wollten sie ihn wieder mitnehmen, wenn sie auf dem Rückmarsch vorüberkämen.

„Judäer also“, sagte Natan, als er alles erfahren hatte, aber sonst äußerte er nichts zu dem Ereignis, sondern schüttelte nur verständnislos den Kopf. Er fragte, wo der Kranke sei, und man führte ihn in eine der Hütten, in der jener Mitbruder zu nächtigen pflegte, der Wunden zu heilen verstand. Der Judäer lag auf einer Matte, hatte die Augen geschlossen und atmete schwer. Sein Gesicht war schweißbedeckt, aber er schien zu frieren, trotzdem er mit zwei Mänteln zugedeckt war. Stirn und Brust waren ihm mit Kräutern umwunden, die den Fieberdämon aus ihm vertreiben sollten. Der Heilkundige meinte, wenn der Fremdling die kommenden zwei Nächte auch noch überlebe, dann werde er wieder gesund. „Tu, was du für richtig hältst!“ beschied ihn Natan. „Gib ihm reichlich zu trinken, denn Wasser mögen die Dämonen nicht! Und falls er morgen früh aufwacht und sprechen kann, dann rufe mich!“

Natan war verunsichert. Wenn Judas König, der Neffe König Jorams, am Fluß entlang nach Norden zog, dann wollte er sich wahrscheinlich mit seinem Onkel treffen, der ihn auf seinem Heimweg nach Samaria vielleicht irgendwo erwartete. Und falls es so war, was hatten dann aber beide zu besprechen? Der Kranke mußte gesund werden, denn gewiß wußte er zumindest, wo sich beide Könige begegnen wollten. Aber vielleicht war aus ihm noch mehr herauszuholen. Der Spürsinn des Kundschafters erfüllte Natan wieder wie einst in seiner Soldatenzeit.

Am nächsten Morgen erwachte der Judäer zwar, aber er sprach verwirrt, und gegen Mittag sank er wieder in bleiernen Schlaf. Elischa bemerkte die Unruhe seines Lehrers und fragte ihn: „Fürchtest du, daß König Joram doch wieder gegen die Moabiter ziehen will, gemeinsam mit dem Judäerkönig?“

Natan musterte den Jungen mißtrauisch. Zweifelte der an Jorams Umkehr? Das hieße ja, daß er an ihm, dem Jahweboten, zweifelte! Dabei fragte er sich doch seit gestern abend selbst, ob nicht Joram etwa nur für dieses Jahr dem Krieg entsagt hatte, ob er also dem Gotteswort zuwiderhandeln und so Jahwe verhöhnen wollte. Aber Elischas Frage wies er zurück: „König Joram hat das Land Gad aufgegeben! Er weiß jetzt, daß es ihm nicht gehört. Sollen sich doch die Gaditer vor dem König von Moab auf den Boden werfen, was geht es ihn noch an? Vielleicht bedrohen ihn jetzt die Aramäer. Oder er hat Nachricht, daß im nächsten Jahr die Assyrer wieder heranziehen werden. Und zur Abwehr der Feinde sollen ihm die Judäer helfen. Deshalb wird er wohl seinen Neffen Ahasja zu sich gerufen haben.“

Elischa nahm die Belehrung schweigend auf, er ahnte, daß sich der Alte mit seinen Vermutungen vor allem selbst beruhigen wollte. Natan fühlte auch kein Verlangen, daß der Junge sich dazu äußerte. So verging der Tag in bedrückender Sprachlosigkeit zwischen Lehrer und Schüler. Erst der neue Morgen munterte beide ein wenig auf. Denn der Kranke erwachte mit klarem Bewußtsein, war allerdings noch äußerst geschwächt. Natan ging zu ihm, erkundigte sich nach seinem Befinden und sprach ihm Mut zu. Ein Gespräch über die Fragen, die ihn quälten, verschob er auf einen der nächsten Tage, denn der Judäer sollte erst einmal wieder zu Kräften kommen. Der Heilkundige kochte dem Genesenden Suppen mit Wurzeln, die er bei zunehmendem Mond gesammelt hatte. Am dritten Tag, nachdem ihn das Fieber verlassen hatte, war der Patient wieder auf den Beinen und konnte zwischen den Hütten und dem abgeernteten Acker der Siedlung umhergehen. Natan sah die Zeit gekommen, ihn auszufragen.

Sie saßen in der Nachmittagssonne, in ihrem Rücken die heiligen Steine. Natan erklärte dem Fremdling auf dessen Frage hin, woran das Denkmal erinnern sollte. „Wenn deine Kameraden kommen werden, um dich abzuholen“, so schloß er seine Auskünfte, „kannst du ihnen nun vom wunderbaren Durchzug der Israeliten durch den Jordan erzählen. Wie lange wird es wohl noch dauern, bis sie zurückkehren?“

„Keine Angst, sie halten Wort!“ versicherte der Judäer. „Sie wissen doch, daß ich bis dahin bei euch bleiben muß. Denn allein ihnen nachreisen kann ich nicht, und nach Jerusalem zurückgehen

will ich nicht – was sollte ich dort ohne sie? Und was ihr mir in eurer Güte zu essen gebt, das werden sie euch doppelt ersetzen."

Die Antwort befriedigte Natan, aber eigentlich hatte er mit seiner Frage bezweckt, das Ziel der Reise des Jerusalemer Königs zu erfahren. So bohrte er nach: „Da müßtest du wohl mehr als einen Tag lang marschieren, wenn du deine Kameraden einholen wolltest?"

„So ist es", bestätigte der Gefragte. „Mein König trifft sich nämlich mit eurem König drüben über dem Fluß im Lande Gilead."

Also doch! durchfuhr es Natan, als er das vernahm. Sie trafen nicht irgendwo im Jordantal während Jorams Heimreise nach Samaria aufeinander, sondern dort, wo der König seine Streitkräfte gegen die Moabiter gewöhnlich noch einmal zu mustern pflegte. Vielleicht wußte der Soldat des Judäerkönigs noch mehr von der Begegnung? Als knüpfe er an die Mitteilung nur an, um seine Anteilnahme am Gehörten zu bekunden, mutmaßte Natan: „Die beiden Könige wollen sicherlich über einen gemeinsamen Feldzug im nächsten Jahr beraten. Vielleicht haben sie Nachricht, daß die Assyrer wieder unsere Nachbarländer plündern wollen."

Der Judäer war erstaunt. „Wieso die Assyrer?"

„Oder die Aramäer?" faßte Natan nach.

Der Soldat straffte sich und antwortete nicht ohne ein wenig Stolz darauf, daß er als einfacher Krieger so gut Bescheid wußte: „Von Assyrern und Aramäern hat niemand bei uns gesprochen. Gegen die Moabiter geht es! König Joram kann sie nur mit unserer Hilfe überwinden. Mein Hauptmann hat zu uns gesagt: Im nächsten Jahr könnt ihr euch an der Habe der Moabiter und an ihren Weibern gütlich tun." Als der Alte die Augen aufriß und ihn anstarrte, räusperte er sich verlegen und senkte den Blick.

Es war aber nicht die rüde Soldatensprache, die Natan ins Gemüt fuhr, sondern die schlagartige Einsicht, daß er sich mit seinem Glauben, König Joram gehorche dem Jahwewort, etwas vorgemacht hatte. Mußte er nun erneut an jenem Wort zweifeln, das er in Jahaz als Gottesbote verkündet hatte, und damit an sich selbst? Kehrten die Ängste wieder, die ihn vor seiner Reise nach Bet-El um den Schlaf gebracht hatten? Er sah, wie der Mitteilungsfreudige neben ihm den Kopf hob und ihn besorgt betrachtete, als hätten sie die Rollen getauscht, und er sei nun der Erkrankte. Er riß sich zusammen und begann ein harmloses Gespräch über das Soldatenleben in Jerusalem. Der Judäer war froh, daß der Schreck des Alten vorüber war, und der Grund dafür war ihm egal. Er kam ins Erzählen, und Natan fühlte sich dabei an seine eigene Soldatenzeit erinnert, und das beruhigte ein wenig den Aufruhr seines Gemüts.

So verging die Zeit bis zum Abend. Die Nacht brach an, vor der sich Natan gefürchtet hatte. Nun lagen die Auskünfte des Judäers wie Steine auf seiner Brust, und er konnte sie nicht abschütteln, wie er sich auch hin und her wälzte. Stimmte es etwa doch, was ihm der Priester Abiram einst entgegengehalten hatte, daß er Jahwe nicht näherstehe als jeder beliebige Israelit? War sein Gotteswort wirkungslos geblieben, weil es gar keines war, sondern nur sein eigenes Wort? Das Wort eines Niemand?

Aber je mehr ihn die Zweifel peinigten, um so mehr fühlte er den Willen, ihnen standzuhalten und sich unter ihrer Last hervorzuwinden. Es durfte nicht sein, daß er vor dem Priester Abiram, vor diesem Königshasser, der doch ohne die Gunst des Königs ein Bettler wäre, als anmaßender Lügner dastand, als Gotteslästerer. Er selbst, haßte er den König? Nein, sagte er sich. Joram hatte ja bisher nichts anderes getan, als Könige zu tun pflegen. Daß Jahwe den Moabiterkrieg nicht billigte, hatte er nicht gewußt. Aber jetzt wußte er es! Warum wollte er den Krieg trotzdem weiterführen? An dieser Frage hakte sich Natan fest. Er versuchte, Natans Ungehorsam zu ergründen. Hielt vielleicht auch er wie Abiram ihn, Natan, für einen Betrüger, der das Gotteswort erfunden hatte? Oder konnte es sein, daß er sich wissentlich Jahwes Willen widersetzte?

Es hielt Natan nicht mehr auf der Lagerstatt. Er stemmte sich hoch und tappte hinaus ins Freie. Elischa schlief nicht mehr bei ihm, denn er hatte dem Jungen gesagt, daß er keinen nächtlichen Schwächeanfall mehr befürchtete. Er blickte hinauf zum tiefschwarzen Himmel. Fiel etwa einer der Sterne unheilverkündend herab? Doch nichts da oben bewegte sich, obgleich er nach allen Richtungen Ausschau hielt. Die Nachtluft ließ ihn frösteln. Oder spürte er Jahwes Nähe wie damals auf dem Berg Nebo? Er umklammerte den Stockgriff mit beiden Händen und reckte sich. Er war kein Betrüger! Er war Gottes Bote! Es war Jahwes Wort, das er Joram überbracht hatte! Er öffnete die bebenden Lippen und flüsterte Jahwe die Bitte zu, er möge ihn mit einem deutlichen Zeichen als seinen Boten bestätigen. Frierend wartete er, aber nichts geschah. Enttäuscht schlurfte er zurück in die Hütte. Als er sich wieder auf seinem Lager ausstreckte und mit seinem Mantel zudeckte, tröstete er sich, daß Jahwe ihm morgen oder übermorgen das erbetene Zeichen geben würde. Und darüber schlief er doch endlich ein.

Beim gemeinsamen Morgenmahl der Gilgalbrüder äußerte der Judäer die Absicht, ein Stück Weges hinein ins Tal zu gehen, damit er wieder zu Kräften komme. Ob ihn einer begleiten könne. Elischa erklärte sich sofort dazu bereit. Natan konnte ihm in Gegenwart der anderen den Wunsch

schlecht abschlagen, obwohl er ahnte, daß der Junge wie gestern er selbst den Fremdling ausfragen wollte und daß er dadurch in tiefe Zweifel an ihm, seinem Lehrer, geraten werde.

Elischa kehrte jedoch nicht trübsinnig, sondern begeistert von dem Ausflug mit dem Judäer zurück. Der Soldat, so berichtete er Natan, habe ihm erzählt, daß die Krieger Judas im nächsten Jahr gemeinsam mit der Streitmacht Israels gegen die Moabiter ziehen werden. Natan sah seine Befürchtung bestätigt. Die schlimme Nachricht mußte dem Jungen klargemacht haben, daß sich sein Lehrer grausam getäuscht hatte, als er Jorams fromme Umkehr pries. Elischas Hochstimmung konnte er deshalb überhaupt nicht begreifen. Doch der Schüler nahm den Unmut seines Lehrers gar nicht wahr, sondern jubelte: „Jetzt ist es sonnenklar: Jahwe hat den König mit Blindheit geschlagen, um ihn zu vernichten!“ Elischa glaubte, die Mitteilung des Judäers habe seine Überzeugung von Jorams Verwerfung und Jehus Erwählung bestätigt.

Natan blickte den Jungen mit großen Augen und offenem Mund an. Jahwes Zeichen – die Worte waren das von Jahwe erbetene Zeichen! Es konnte ja auch gar nicht anders sein, wie der Junge soeben gesagt hatte. Joram hätte das Gotteswort doch nicht mißachtet, wenn ihm nicht der Gott selbst das Verständnis dafür verschlossen hätte! Nun fühlte auch Natan Freude in sich aufsteigen. Er war von Jahwe wirklich und wahrhaftig bestätigt! Seine Zweifel waren wie weggeblasen. Ein Wermutstropfen schwamm allerdings in seiner Freude. Warum hatte Jahwe ihm nicht unmittelbar die Erkenntnis von Jorams Verblendung geschenkt, sondern auf dem Umweg über den Schüler? Wollte Jahwe damit sagen, daß Elischa nicht länger sein Schüler war? Spürte der Junge das und nahm deshalb die Worte seines Lehrers nicht mehr so beifällig auf wie früher, hielt sich vielmehr mit seiner Bewunderung für ihn zurück?

Natan löste sich von seinen Betrachtungen. Elischa stand erwartungsvoll und keinesfalls selbstgefällig vor ihm. „Tritt näher!“ forderte er den Schüler auf. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte in feierlichem Ton: „Mein Sohn, was du soeben sagtest, hat Jahwe dir ins Herz gelegt. Ja, es ist so: Jorams Königstage sind von nun an gezählt. Danke Jahwe, daß er sich dir wie einst mir zugewandt hat! Und mir sollst du künftig nicht mehr wie ein Sohn, sondern wie ein junger Bruder sein.“

Elischa verneigte sich tief vor seinem alten Lehrer, und dann stellte er fest, als müßten sie beide sich darum kümmern: „Israel braucht also einen neuen König.“

Natan nickte müde. Er mußte das anstrengende Gespräch zwischen ihnen erst einmal in Ruhe überdenken. „Jahwe wird einen Mann nach seinem Sinn erwählen“, erklärte er deshalb ausweichend. Und weil Elischa den Mund öffnete, um womöglich sogleich einen Vorschlag zu äußern, fügte er schnell an: „Sei so gut und rufe deine Mitbrüder zu mir! Bevor der Judäer auch ihnen ausplaudert, was er dir und mir anvertraut hat, müssen sie erfahren, was Jahwe uns offenbart hat.“

Als die Gefährten versammelt waren, denen er vor Tagen berichtet hatte, daß der König den gottlosen Krieg gegen die Moabiter beendet hatte, räumte er ein, daß er sich getäuscht habe. Der diesjährige Feldzug sei zwar abgebrochen, aber ein neuer sei geplant. Und dann verkündete er die Gottesoffenbarung über Jorams Verstockung. Der König könne deshalb seinem Untergang nicht entkommen. Er ermahnte die Mitbrüder, darüber jedoch Stillschweigen zu bewahren, denn Jahwe habe nur ihnen, die ihm nahestehen, Einblick in sein Walten gewährt. Daß Elischa derjenige war, der Jorams Ungehorsam mit seiner Verblendung begründet hatte, erwähnte er nicht. Sein ehemaliger Schüler sollte nicht hochmütig werden.

So waren Elischa und Natan zu der gleichen Schlußfolgerung gelangt wie der Priester Abiram. Hätte Natan das gewußt, es wäre ihm Grund zu erneuter Verwirrung gewesen. Aber in der Stille der Nacht, die dem aufschlußreichen Tag folgte, lag ihm nichts ferner, als an den Besuch in Bet-El zu denken. Er grübelte über Israels Zukunft nach. Elischa hatte selbstverständlich recht. Ein neuer König mußte her. Israel durfte nicht in einen Bruderkrieg um die Nachfolge Jorams verfallen. Natan fragte sich jedoch, was er damit zu schaffen hatte. Wie ruhig war sein Leben bis zu jenem Tag verlaufen, an dem ihn König Joram zu sich gerufen hatte. Das Gotteswort an den König hatte er ja ursprünglich auf sich selbst bezogen, es war ihm nichts anderes als die Begründung dafür gewesen, daß er dem Soldatenstand entsagt hatte. Aber durch Jorams Eingriff in sein Leben hatte er zum Richter über den König werden müssen. Nicht eigentlich Joram, sondern Gott Jahwe hatte ihn nach Jahaz befohlen! Sollte er sich jetzt gar als Königsmacher erweisen? War das Jahwes neuer Auftrag an ihn?

Als die Sonne über das Bergland jenseits des Jordans lugte, stand Natans Entschluß fest. Trotz seiner Schwäche, die ihn seit der Rückkehr aus Jahaz plagte und ihn sein Alter spüren ließ, mußte er nochmals eine große Reise antreten. Jahwe hatte ihn nun einmal zu seinem Boten erkoren, und so würde er ihm sicherlich auch die Kraft verleihen, seinen Auftrag auszuführen. Die Mitbrüder waren selbstverständlich überrascht, als Natan ihnen seinen Entschluß mitteilte, und sie versuchten, ihm seine Absicht auszureden. Er solle einen von ihnen losschicken, er müsse nur sagen, wohin die Reise gehen solle und welchen Zweck sie habe. Aber gerade das verriet der Alte nicht. Erst wenn er zurückgekehrt sei, könne er sagen, wo er gewesen sei. Und er bat Elischa, ihn wiederum zu begleiten. Jetzt, wo der Junge nicht mehr sein Schüler war, konnte er ihn nicht mehr

einfach anweisen wie früher, und er sagte das auch den Gefährten, damit sie den jungen Mann von nun an als ihresgleichen achteten.

Elischa erriet Natans Reiseziel, und das beflügelte ihn, so rasch wie möglich den Aufbruch vorzubereiten. Vor allem mußte ein zweiter Esel beschafft werden, denn für eine an die zwei Wochen dauernde Reise brauchte es mehr Gepäck als für einen kurzen Ausflug zu Joschafat. Der Heilkundige konnte helfen, denn ein Mann aus Jericho, den er unlängst gesund gepflegt hatte, war ihm zu großem Dank verpflichtet, und der lieh nun seinen Esel aus, als ihn sein Retter darum bat.

Es dauerte nur wenige Tage, und die beiden Reisenden konnten sich verabschieden. Natan hatte gehofft, daß inzwischen der König von Juda wieder auf dem Rückweg war und an Gilgal vorüberkam. Vielleicht hätten die Soldaten, wenn sie ihren genesenen Kameraden abholten, Neuigkeiten über die Verhandlungen ihres Herrn mitgebracht. Aber keine Marschkolonne zeigte sich, obwohl, wie der judäische Gast wußte, sein König sich nicht lange bei König Joram aufzuhalten beabsichtigt hatte.

Auch unterwegs begegneten Natan und Elischa der königlichen Reisegesellschaft nicht. Sie kamen rasch voran, denn hier unten im Jordantal, das sie flußaufwärts durchzogen, gab es wenig Wegeshindernisse für Mensch und Tier. Und als sie die Gegend des Jordanübergangs ins Land Gilead und nach der Stadt Penuel, wo König Joram seinen judäischen Neffen empfangen hatte, hinter sich gelassen hatten, war die Möglichkeit einer Begegnung mit den Judäern sowieso vorüber.

Natan wunderte sich, daß Elischa ihr Ziel gar nicht wissen wollte. „Du fragst nicht, wohin wir eigentlich reisen?“ meinte er und blickte den neben ihm Schreitenden aufmerksam an, um zu erkennen, was für ein Gesicht er machte. Elischa schaute jedoch angestrengt geradeaus, wo es soeben einem wuchtigen Stein auszuweichen galt. Außerdem hielt er die Frage für überflüssig. „Ich weiß es doch“, warf er hin. „Wir gehen nach Ramot zu Jehu.“

Natan befremdete die lapidare Antwort. Seit dem Besuch bei Joschafat hatte es immer wieder einmal den Anschein, als wachse ihm Elischa über den Kopf, als versuche der Junge tatsächlich, Jahwes Willen selbständig zu deuten. Wie sehr Elischa seit langem schon von Jehus künftigem Königtum träumte, wußte er ja nicht. Er begriff, daß er ihn nun wohl doch mit anderen Augen sehen mußte als bisher, weil er eben kein Schüler mehr war. Ein fügsamer und bescheidener Mitbruder wie die anderen würde er jedoch kaum werden. Wuchs in ihm etwa der künftige Vorsteher der Gemeinschaft heran?

Natan bejahte Elischas Antwort: „Es ist so, wie du vermutest, wir wollen Jehu besuchen. Ich habe ihn lange nicht gesehen und möchte gern hören, was er zu König Jorams abgebrochenem Feldzug meint.“

„Seine Ansicht wird sicher aufschlußreich sein“, erwiderte Elischa mit wissendem Blick.

Von einer Nachfolge Jehus als Israels König sprachen beide nicht. Aber auch Natan ließ der Gedanke daran nicht los.

Die Wegstrecke des zweiten Tages führte die beiden Reisenden am Dorf Mehola vorüber, man konnte die Häuser am Rand des Gebirgsaufstiegs vom Tal her sehen. Elischa hatte Natan gebeten, seine Eltern begrüßen zu dürfen. Als der Alte jedoch gemeint hatte, er sei neugierig auf deren Bekanntschaft, war der Schafatsohn verlegen geworden und hatte endlich gestanden, daß seine Brüder die Gilgal-Gemeinschaft verachteten und daß er deshalb seinem ehrwürdigen Lehrer abrate mitzukommen, damit er keinen Beschimpfungen ausgesetzt sei. Natan hatte geantwortet, daß man einen Gast nicht beleidige, aber er war doch einverstanden gewesen, vor dem Dorf zu warten, bis Elischa zurückkehrte. In seinem hohen Alter wollte er lieber kein Haus mehr betreten, wo er nicht willkommen war. So ließ er sich jetzt am Rand eines Ölbaumhaines nieder, den angepflockten Eseln zuschauend, wie sie Gräser und Kräuter zupften, während Elischa eilig dem Dorf zustrebte. Er wollte nur über den heißen Mittag bleiben und rechtzeitig zurück sein, wenn der Stand der Sonne zur Weiterreise mahnte.

Schafat riß die Augen auf, als er seinen Jüngsten plötzlich vor sich stehen sah. Und auch Elischa war verwundert. Er hatte nur nachsehen wollen, ob wider Erwarten jemand zu Hause war, denn er vermutete seine Familie draußen in der Feldflur hinter dem Dorf. Aber nun fand er den Vater auf seiner Lagerstatt liegen, mit einem dicken Verband ums linke Bein, und als der kräftige Mann aufstand, um den Sohn zu begrüßen, hatte er Mühe, ein paar Schritte zu gehen. Er sei fehlgetreten, als er mit Dorfgenossen nachts den Eintreibern der Getreidesteuer aufgelauert habe, erklärte er, und das Fußgelenk sei dick angeschwollen und wolle nur schwer heilen. Er war allein, was Elischa insofern freute, weil er nun seinen beiden Brüdern nicht unter die Augen treten mußte. Aber die Mutter hätte er gern begrüßt. Ehe er nach ihr fragen konnte, trat sie jedoch herein. Sie war gekommen, um den Umschlag am Bein ihres Mannes zu erneuern. Sie schloß den Kleinen, wie sie ihn zärtlich nannte, und er war wirklich kleiner als sie, glücklich in die Arme, und als sie ihn losließ, meinte sie, daß sie immer gewußt habe, er werde wiederkehren. Gerade jetzt, da der Vater krank sei, käme seine Hilfe wie gerufen.

Es fiel Elischa schwer, den Eltern schonend beizubringen, daß er nur gekommen sei, um sie zu begrüßen und ihnen zu sagen, er fühle sich bei den Gottesmännern wohl und wolle für immer bei ihnen bleiben. Natürlich waren beide enttäuscht, hatten sie doch geglaubt, er sei nur einer Laune gefolgt, als er sie im vergangenen Jahr verlassen hatte, und er werde bei den fragwürdigen Gesellen in Gilgal erkennen, daß er in sein Dorf gehöre. Und gleich gar nicht begreifen konnten sie, daß er sie alsbald wieder verlassen wollte, weil sein Lehrer draußen vor dem Dorf auf ihn wartete, um mit ihm die Reise über den Jordan und hinauf ins jenseitige Hochland fortzusetzen.

„Dein Lehrer", murmelte Schafat kopfschüttelnd. „Was lehrt er dich denn, was du hier bei uns nicht gelernt hast?" wollte er wissen.

„Gott Jahwes Nähe suchen", lautete die Auskunft Elischas nicht ohne Stolz. „Auf die Stimme Jahwes lauschen. Die Gottesworte den Königen kundtun."

Vater und Mutter schauten ihn verstört an. Entweder hatte der Junge da unten in Gilgal seinen gesunden Verstand verloren, oder er war auf dem Wege, einer zu werden, dem man in scheuer Ehrfurcht begegnen mußte. Elischa erkannte, wie fremd er den Eltern geworden war, und so erzählte er, wie er in Gilgal lebte, was Natan, sein Lehrer, für ein Mensch war und wie sie beide zum König nach Jahaz im Lande Gad gereist waren, um ihm zu sagen, daß Jahwe seinen Moabiterkrieg nicht billige. Und jetzt seien sie unterwegs nach Ramot zu Jehu, dem Truppenoberst, den König Joram aus seiner Nähe verbannt habe.

Die Eltern hörten mit offenem Mund zu, als säße da einer jener Männer, die umherzuwandern pflegten und bei Neumondfesten oder Hochzeiten die Leute mit allerlei Geschichten unterhielten. Den schmerzenden Fuß und den Verband darum, der zu erneuern war, hatten sie vergessen. Der Kopf schwirrte ihnen. Als Elischa innehielt, löste Schafat den Blick von ihm, schaute in den Hof hinaus und ließ die Augen über Backofen und Kornspeicher gleiten, und das half ihm, sich wieder auf den Alltag der Familie und des Dorfes zu besinnen. „Du hast mir schon einmal von diesem Jehu erzählt", äußerte er. „Und zu dem wollt ihr? Soll der Israel helfen?"

Elischa fand sein Lieblingsthema angesprochen. Als habe er Schüler vor sich, dozierte er: „Jahwe hat Joram verworfen. Er hat ihn blind gemacht, so daß er dem göttlichen Willen zuwiderhandeln und in sein Verderben stolpern muß. Für Jehu dagegen sind Recht und Gerechtigkeit keine leeren Worte. Er wird die Blutschuld des Hauses Omri aus Israel hinwegtilgen." In seiner selbstgefälligen Hochstimmung, in die ihn das Jehuthema stets zu versetzen pflegte, bemerkte Elischa gar nicht, daß seine apodiktischen Urteile den Eltern kaum verständlich sein konnten.

Aber Schafat hörte doch heraus, daß der Sohn gegen den König wetterte, und so fand auch er den Redestoff, den zu erörtern er nicht müde wurde, nämlich die Bedrückung der Bauern durch Abgaben und Dienste, die endlosen Kriege, die Reichtümer der Könige, die sie von den Kaufleuten aus Tyros gegen das Korn, den Wein und das Öl der Bauern einhandelten. Zu König Sauls Zeiten habe es das alles so nicht gegeben. „Glaubst du wirklich", fragte er den Sohn, „daß euer Freund Jehu uns das belassen würde, was wir brauchen, um nicht zu darben?"

Elischa interessierte der göttliche Wille mehr als die Alltagssorge, die den Vater bewegte. Er wich aus: „Jahwe wird den Israeliten einen König geben, der sie weiden wird wie ein guter Hirt seine Herde."

Schafat blickte ihn betrübt an, unzufrieden mit der nichtssagenden Antwort. Die Mutter wischte sich eine Träne von der Wange. Beide dachten das gleiche, nämlich daß dieser Sohn ihnen verloren war. Es lohnte nicht einmal mehr, mit ihm zu schimpfen. Er hatte sich eine Sprache zugelegt, die ein normaler Mensch kaum noch verstand.

Im Grunde waren die Eltern froh, als sich der ihrer Ansicht nach mißratene Sohn verabschiedete, nachdem er dankbar gegessen und getrunken hatte, was ihm von der Mutter rasch vorgesetzt worden war. Und auch Elischa verließ Haus und Dorf leichten Herzens. Er bedauerte die Eltern, die an ihren kleinlichen Sorgen klebten und keinen Blick hatten für die großen Fragen, die ganz Israel angingen. Und er nahm ihnen nachträglich sogar übel, daß sie ihn nicht aufgefordert hatten, seinen verehrten Lehrer zu holen, damit er ihr Gast sei.

Er fand Natan ausgeruht, und so machten sie sich auf den Weg zur Furt, durch die sie am nächsten Morgen den Jordan überqueren wollten. Elischa erzählte nichts von seiner Begegnung mit den Eltern, und Natan fragte ihn nicht danach. Am Rastplatz in der Nähe des Flußübergangs trafen sie auf eine Karawane von Händlern aus Tyros. Die Phönizier kamen aus Jesreel und wollten nach Penuel, denn sie hatten von der Königsmutter erfahren, daß ihr Sohn sich dort aufhielt, und zu ihm wollten sie. Als sie hörten, daß Natan ihren Dialekt nicht nur mühelos verstand, sondern ihn von seiner Zeit als Schiffsknecht in Tyros her sogar ein wenig sprechen konnte, freuten sie sich, und am nächsten Tag halfen sie ihren Weggefährten, die sie für Großvater und Enkel hielten, gefahrlos über den Fluß zu kommen, der jetzt im Herbst sowieso nur wenig Wasser führte. Drüben trennten sich die Wege der so unterschiedlichen Reisenden. Natan sah den Kaufleuten mit ihren vollbepackten Eseln nach, die nach Süden abgebogen waren. „Da ziehen sie hin", sagte er, „um neue Geschäfte zu tätigen." Elischa spitzte die Feststellung zu: „Um vom König Zusagen für neue Lieferungen von Korn, Wein und Öl zu erhalten, würde mein Vater sagen." Der Alte nickte,

prüfte, ob sein langer Bart reisefertig hinter dem Gürtel steckte, setzte seinen Esel in Bewegung und prophezeite im Losreiten: „Ihr König wird die Lieferungen nicht mehr erhalten."

Die beiden Wanderer hatten erneut Reiseglück, als sie auf einen Trupp von Jehus Soldaten stießen. Die Männer waren nach einem Erkundungsgang auf dem Rückmarsch nach Ramot begriffen. In Begleitung der Krieger brauchten sie niemanden nach dem Weg zu fragen, was sie sonst hätten tun müssen, denn Natan kannte sich in dieser Gegend nicht so gut aus wie im Süden.

Am zweiten Tag nach dem Aufstieg ins Hochland erblickten sie die Mauern ihres Reiseziels. Aber als dann der Anführer des Streiftrupps seinem Vorgesetzten meldete, daß die beiden Männer, die er mitgebracht hatte, den Kommandeur Jehu zu sprechen wünschten, erlebten Natan und Elischa eine kleine Enttäuschung. Denn Jehu war draußen im Land unterwegs, und ob er morgen schon zurückkehrte, war ungewiß. Aber sie könnten Bidkar, dem Mann, der gewöhnlich dem Oberst zur Seite sei, ihr Anliegen vortragen, bot der Offizier an. Natan hatte während eines seiner Besuche bei Joschafat, als auch Jehu zugegen gewesen war, dessen Schildträger flüchtig kennengelernt, und so war er mit dem Vorschlag einverstanden.

Elischa blieb draußen bei den Eseln, während Natan in eines der Häuser der Kasernenanlage geführt wurde. Bidkar war soeben in einem Gespräch mit zwei Offizieren begriffen, und so mußte Natan warten wie ein Bittsteller. Für einen solchen hielt ihn auch der Jehu-Vertraute, als er endlich seine Debatte mit den zweien beendet hatte. Er erkannte Natan nicht wieder, obwohl er ahnte, daß er diesen Alten mit dem zottigen Haar und dem überlangen Bart schon einmal gesehen hatte. Natan gefiel die frostige Miene Bidkars nicht. Wenn Jehu selbst ihm ähnlich kalt begegnete, ging es ihm durch den Kopf, dann könnte er gleich wieder abreisen, ohne das Gespräch mit ihm zu führen, das die beschwerliche Reise allein rechtfertigte. Aber als er Namen und Herkunft nannte, begriff Bidkar, daß er einen Freund von Jehus Vater vor sich hatte, und seine Miene hellte sich auf. Er hieß Natan willkommen, versprach, Jehu zu benachrichtigen, der nicht weit entfernt von der Stadt weilte, und sorgte für die Unterkunft der Ankömmlinge.

Am nächsten Tag kehrte Jehu zurück, und am Nachmittag ließ er Natan und Elischa zu sich in sein Wohnhaus bitten. Bidkar war bei ihm. Natan hatte den Oberst lange nicht gesehen und fand ihn nicht mehr so jugendlich frisch, wie er ihn in Erinnerung hatte. Aber er sah darin keinen Nachteil, denn seine Mitteilungen erforderten einen gereiften Zuhörer. Elischa jedoch war im ersten Moment von dem Mann, den er für den Retter Israels hielt, enttäuscht. Er hatte sich einen hünenhaften Recken vorgestellt, etwa so, wie die Männer im Heimatdorf König Saul zu schildern pflegten, dessen kühner Blick die Feinde hatte erzittern lassen. Aber nun sah er sich einem mittelgroßen Mann gegenüber, der anderen seines Alters glich, und sein Blick war nicht feurig, sondern eher kühl abschätzend.

Jehu war von dem Besuch überrascht, beinahe beunruhigt. Was führte den Alten, von dem er eigentlich nicht viel wußte, hierher an den Rand des Reiches? Besorgt fragte er, ob sein Vater Joschafat etwa erkrankt sei, und man sah ihm die Erleichterung an, als ihn Natan darüber beruhigen konnte. Nachdem das gegenseitige Befinden erfragt, die Zustände in Bet-El und Gilgal erörtert und die Erlebnisse der weiten Reise hierher erzählt waren, kam der alte Gottesmann endlich zu seinem Anliegen: „Oberst Jehu, wir wollen dich nicht länger raten lassen, weshalb wir dich mit unserem Kommen belästigen. Nun denn, uns führt die Sorge um Israel zu dir. Du bist von den Großen des Landes der einzige, den ich kenne, und ich habe Vertrauen zu dir als dem Sohn meines Freundes Joschafat und als einem Würdenträger, der es wagt, über die Taten des Königs eine eigene Meinung zu äußern. Du sollst erfahren, was der Gott Israels über König Joram beschlossen hat."

Jehu und Bidkar tauschten einen schnellen Blick. Die feierliche Einleitung des Alten versprach Mitteilungen, die von Interesse und von Nutzen sein konnten.

Natan berichtete ausführlich von der Hilflosigkeit des Königs angesichts der Meuterei in seiner Streitmacht, von seinen Erwartungen an ihn, den Gottesmann, den die Aufsässigen herbeigewünscht hatten, von der Verkündung des Gottesspruchs und vom Abbruch des Feldzugs durch den König. Die beiden Zuhörer sahen sich in ihrem eigenen Wissen vom Mißerfolg Jorams bestätigt, und die Zusammenhänge, von denen sie bisher noch nichts gewußt hatten, verhalfen ihnen zum tieferen Verständnis für die kampflose Niederlage des Königs. Natan hatte allerdings den Eindruck, daß sie Jahwes Ablehnung des Krieges gegen die Moabiter nicht das nötige Gewicht beimaßen. Mit noch größerer Eindringlichkeit berichtete er deshalb nun von dem judäischen Krieger, den seine Krankheit nach Gilgal verschlagen hatte und der das Treffen Jorams mit König Ahasja von Juda und dessen Zweck, den gemeinsamen Feldzug des nächsten Jahres gegen die Moabiter vorzubereiten, ausgeplaudert hatte. Diese Nachricht war für Jehu und Bidkar wirklich neu. Aber Natan war es eigentlich nicht recht, daß sie die Beratung der beiden Könige so überaus wichtig nahmen, denn was dieses Ereignis bedeutete, hatte er ja noch gar nicht ausgesprochen. Er hob die Stimme, als er fortfuhr: „Joram hat also vor, den Krieg gegen jenes Volk, das Israel gar nicht bedroht, weiterzuführen. Aber niemand darf den Willen des Gottes Israels mißachten und sich über sein Wort hinwegsetzen, und Israels König gleich gar nicht. Deshalb hat Jahwe Joram als König

Israels verworfen! Und damit der Ahabsohn seinen Untergang selbst herbeiführt, hat er ihn mit Blindheit geschlagen! Seine Tage als König sind gezählt, und mit ihm wird das Haus Omri untergehen!“

Natan hielt erschöpft inne. Jehu und Bidkar waren von seinen abschließenden Worten stärker als von allem vorher Gesagten beeindruckt. Der Alte schien tatsächlich ein Gottesbote zu sein, gesandt, um ihren eigenen Schlußfolgerungen über Jorams Königtum ein göttliches Siegel aufzudrücken.

Jehu beendete die eingetretene Besinnungspause, indem er von seinen eigenen Erfahrungen mit dem König berichtete. Er sprach von seiner Reise nach Damaskus und von König Hasaels Bündnisforderung, und er verurteilte König Joram wegen seiner leichtfertigen Mißachtung der Gefahr aus dem Norden. Er schalt dessen Gleichgültigkeit gegenüber den Sorgen seines Volkes. Auch über die persönlichen Demütigungen durch Joram ließ er sich aus, und am meisten erzürnte er sich dabei über die Drohung, Joschafat von Haus und Grundstück zu vertreiben. Er nannte Joram als König und Feldherr unfähig, und er stimmte Natan zu, daß Jahwe seiner überdrüssig sei.

Ein lebhaftes Gespräch entspann sich. Elischa, da er nun kein Schüler mehr war, wagte ebenfalls das Wort zu ergreifen und berichtete Jehu von der Blutschuld Isebels und Ahabs, die sie durch den heimtückischen Mord am Jesreeliter Nabot auf sich geladen hatten. Diese ungesühnte Blutschuld habe Joram von seinem Vater geerbt, und sie vermehre die Last seiner eigenen Schuld. Auch Bidkar warf diese und jene Bemerkung in die Debatte. Elischa freute sich über das Einverständnis Jehus mit Natans und seinem Standpunkt, daß Joram dem Gericht Jahwes verfallen sei. Und er fühlte sich in seiner Überzeugung bestätigt, daß ihm in Jehu der künftige König gegenübersaß, auch wenn der Truppenoberst nicht dem König Saul glich, wie diesen die Leute von Mehola schilderten. Aber wie sollte er selbst sich auch in Jehu getäuscht haben – Jahwe erwählte doch keinen Unwürdigen!

Jehu warf soeben die Frage auf, die noch gar keine Rolle in den Erörterungen gespielt hatte, nämlich nach der Abwehr der Assyrer, denn Joram käme dafür ja wohl nicht mehr in Frage. Er war gespannt auf Natans Antwort. Denn wer glaubte, daß Jorams Königtum am Ende sei, der mußte einen Vorschlag für seinen Nachfolger haben. Auch Bidkar und Elischa blickten den Alten erwartungsvoll an.

Natan hatte gewußt, daß diese Frage kommen würde. Aber er war ja auch hierher gereist, um zu prüfen, ob Jehu der Vorstellung entsprach, die er vom künftigen König Israels hatte. Im großen und ganzen war das der Fall, aber ihn störte noch, daß Jehu zum Moabiterkrieg nicht Stellung bezogen hatte. So sagte er: „Der König Israels kann nicht zwei Gegner zugleich besiegen wollen. Jahwes Wort ist klar. Und so wird er jenen erwählen, der gegen die wirklichen Feinde Israels zu ziehen bereit ist und der von jenem Gegner abläßt, der Israel nicht bedroht.“

Jehu runzelte die Stirn, er hatte eine eindeutige Antwort erwartet. Bidkar räusperte sich vernehmlich. Nicht der Alte, sein Freund sollte sich endlich dazu bekennen, daß nur er Jorams Treiben ein Ende machen konnte. Da sagte plötzlich Elischa in die spannungsvolle Stille hinein: „Israels Gott wird Jehu erwählen und auf den Thron Omris setzen! Ich weiß es nicht erst seit heute. Ich weiß es seit dem Tag, da ich das Haus meines Vaters verließ und zu den heiligen Männern nach Gilgal aufbrach.“ Er senkte demütig den Kopf und murmelte, an Natan gewandt: „Verzeih mir, mein Vater und Lehrer! Aber du hast mich gelehrt, nicht zu schweigen, wenn Gott mich reden heißt.“

Bidkar nickte mit zufriedenem Blick in die Runde. Er war dem Jungen dankbar. Endlich hatte einer klar ausgesprochen, warum sie hier beisammensaßen. Jehu machte ein Gesicht, als habe er irgendwo Waffengeklirr gehört, das er deuten mußte, um seine Maßnahmen treffen zu können. Natan aber war zusammengesunken. Warum hatte sich Jahwe von ihm ab- und seinem Schüler Elischa zugewandt? Schon zum zweitenmal verkündete der Junge göttliche Wahrheiten, und er, sein Lehrer, war nur Zuhörer wie jeder beliebige, der gleich ihm zugegen war, wenn Elischa den Mund aufmachte.

Jehu machte der Stille voller Fragen ein Ende, indem er sich betont unbefangen an Elischa wandte: „Warum sollte der Gott Israels mich als König wollen?“

Der Gefragte hob den Kopf, und seine Verlegenheit war wie weggeblasen, als er antwortete: „Weil du den Israeliten ein gerechter Herrscher sein wirst. Weil deine Gedanken zuerst Israel gelten und nicht dir selbst und deinem Haus.“

Natan fühlte, daß er etwas sagen mußte, um sein Ansehen zu retten. Er wandte sich an Jehu: „Wenn dich Jahwe berühren wird, dann wirst du wissen, daß der Gott auch meinen jungen Mitbruder Elischa gleich mir seiner Nähe gewürdigt hat.“

„Es wird sein, wie du sagst“, erwiderte Jehu. Es klang wie ein bloßes Höflichkeits-Amen, und die anderen wollten schon enttäuschte Gesichter aufsetzen. Aber der Oberst fuhr fort, sich an alle wendend: „Es dunkelt bereits. Für heute wollen wir auseinandergehen. Es sind Worte gesprochen worden, denen jeder von uns sicherlich nachlauschen will, bevor wir sie tief in uns versenken bis zu jenem Tag, dem sie gelten. Wenn ihr einverstanden seid, wollen wir morgen bei Sonnenaufgang Jahwe ein Opfer darbringen.“

Die beiden Gottesmänner und Bidkar stimmten diesem Vorschlag gern zu, denn Jehu bekundete damit zweifellos seine Bereitschaft, sich Jahwes Ratschluß zu beugen. Mit dem Opfer, so vermuteten sie, wollte er sich offenbar des göttlichen Beistands im Kampf gegen König Joram und um die Gewinnung der Israeliten für sein eigenes Königtum versichern. Jehu selbst jedoch, der sich immer auf Jahwes unbekannte Pläne berufen hatte, solange alles noch in der Schwebe war, der aber, wenn er Entscheidungen zu treffen hatte, wenig nach göttlicher Zustimmung zu fragen pflegte, was bezweckte er mit der angekündigten Kulthandlung? In den Worten Natans und Elischas hatte sich Jahwe eindeutig geäußert, davon war er überzeugt. Ihm war klar, daß die Zeit der Ausflüchte vorüber war. Ihm blieb gar nichts anderes übrig, als den Kampf um das Königtum Israels aufzunehmen. Zugleich mit dieser Einsicht hatte er aber auch plötzlich erkannt, warum er bisher immer gehofft hatte, Jahwe selbst werde König Joram stürzen. Es war einfach die Angst gewesen, unehrenhaft ums Leben zu kommen. Denn wer einen König ermordete, der erniedrigte ihn mit dieser Untat zu einem gewöhnlichen Menschen und zerstörte so die Scheu vor einem solch ungeheuerlichen Verbrechen, so daß der Königsmörder nun selbst den Dolchstoß fürchten mußte. Jehu war deshalb entschlossen, auf seiner früheren Haltung zu beharren. Er würde Joram nicht töten, auch wenn nun Gewißheit bestand, daß Jahwe den Königsmörder nicht bestrafen würde. Und so wollte er mit dem Opfer den Gott bitten, König Joram selbst zu richten. Hatte Natan nicht von der Verblendung Jorams durch Jahwe gesprochen? Das konnte doch nur heißen, daß sich der König mit offenen Augen selbst in den Tod stürzen würde. Jehu spürte eine große Zuversicht, und froh erteilte er die Befehle, damit bei Sonnenaufgang das Opfer unverzüglich vollzogen werden konnte.

15

Natan und Elischa waren noch am selben Tag, an dessen Morgen Jehu die Rolle eines Priesters übernommen und Israels Gott einen stattlichen Widder geopfert hatte, aus Ramot abgereist. Jehu hatte sie zwar eingeladen, einige Tage zu bleiben und auch seine Söhne und seine Frau kennenzulernen, aber der Alte hatte zum Aufbruch gedrängt. Er ahnte, daß dies seine letzte Reise gewesen war. Er und Elischa hatten den Auftrag, den er von Jahwe gegeben glaubte, erfüllt, und nun sehnte er sich zurück nach Gilgal, um dort die Ruhe wiederzufinden, aus der ihn der Gott aufgestört hatte, damit er als sein Bote vor König Joram und vor Jehu auftrete. Jehu hatte seine Gäste aufs herzlichste verabschiedet und ihnen Grüße an den Vater und auch an den Schwiegervater aufgetragen – von der Feindseligkeit zwischen Natan und Abiram wußte er ja nichts.

Die Soldaten der Garnison machten sich noch tagelang lustig über den strubbligen Alten mit dem überlangen Bart und den kleinen Schwächling an seiner Seite, der den Flaum an seinem Kinn gern einen Bart hätte nennen hören. Sie wunderten sich, daß Jehu diese seltsamen Gesellen in seinem Wohnhaus empfangen hatte statt im Amtssitz des Kommandanten. Jehu hörte von den respektlosen Reden seiner Soldaten, aber er ließ sie gewähren. Er konnte es sich gar nicht leisten, auch nur einen seiner Männer zu verärgern. Was war er ohne seine Soldaten? Sogar weniger als Natan oder Elischa, die Gottesboten. Er war ohne Soldaten ein Niemand.

Jetzt, wo er lernen mußte, sich als künftiger König zu fühlen, wo er an seine Machtergreifung denken mußte, brauchte er die Soldaten mehr denn je. Nicht nur die Truppe hier in Ramot, deren Kommandeur er war, nein, mindestens die halbe Streitmacht des Königreiches und die Hälfte der Bauernkrieger. Es war das Heer gewesen, das vor 70 Jahren Bascha zum König erhoben hatte und vor 40 Jahren Omri, den Großvater Jorams. Um aber das Heer hinter sich zu bringen, bedurfte es eines großen Feldzugs gegen einen mächtigen Feind, und er, Jehu, mußte in diesem Feldzug an der Seite König Jorams einer der Truppenbefehlshaber sein. Das alles war zwischen ihm und Bidkar klar – unklar war allerdings die Hauptsache, nämlich wie und wo das alles Wirklichkeit werden sollte. Wenn die Assyrer auch im kommenden Jahr noch ausblieben und wenn sich König Hasael von Damaskus weiterhin trotz seiner Drohung gegen König Joram ruhig verhielt, dann kam als Krieg nur der von Joram und dem Judäerkönig geplante neuerliche Moabiterfeldzug in Frage. Wie aber sollte Jehu zum Heeresaufgebot für diesen Feldzug stoßen können? Er war doch hier in Ramot absichtlich kaltgestellt, und ohne die Erlaubnis des Königs durfte er seinen Standortbereich gar nicht verlassen. Wie sollte sich diese aussichtslose Lage ändern? Jehu war drauf und dran, die Gottesboten aus Gilgal zu verwünschen. Die hatten gut reden, nannten ein Ziel, zu dem der Anmarschweg versperrt war! Aber über heilige Männer, die Gott näherstanden als ein beliebiger Garnisonskommandeur, ärgerte man sich besser nicht. Bidkar hatte allerdings eine geringere Scheu, er nannte die beiden Gottesboten, über deren Offenbarungen er so erfreut gewesen war, jetzt, wo sich die Schwachstellen der Orakel zeigten, respektlos Sprücheklopfer.

Jehus Frau Ada bemerkte mit Sorge, wie ihr Mann von Tag zu Tag in sich gekehrter wurde und ab und zu sogar übellaunig reagierte, und so fragte sie ihn eines Abends, ob es denn die Nachrichten des Alten aus Gilgal seien, welche ihm das Herz bedrückten. Jehu schüttelte den Kopf, aber Ada, die Priestertochter, wußte, was jene Männer für welche waren, die sich in Gilgal

bei den heiligen Steinen angesiedelt hatten. „Die beiden haben dir doch nicht nur Grüße von deinem und meinem Vater überbracht“, hielt sie Jehu vor. „Nur wegen der Grüße tritt niemand eine so weite Reise an. Waren sie nicht hier, um dir ein Gotteswort zukommen zu lassen? Aber da müßtest du dich doch freuen!“

Jehu fühlte sich ertappt. Und da er seine fröhliche Frau liebte, hätte er mit ihrer Hilfe gern seinen Gleichmut wiedergewonnen. Er wußte, sie würde ihn aufmuntern, wenn er ihr alles erzählte. Aber gerade das durfte er nicht. Seine Königserwählung mußte vorerst ein Geheimnis bleiben, selbst Ada gegenüber, denn unbewußt konnte sie zu anderen Frauen etwas ausplaudern, und dann würde das verräterische Wort wie ein Buschbrand auflodern und ihn samt seiner Familie verzehren, bevor es zur beabsichtigten Wirkung gekommen war. Aber irgendetwas sagen mußte er, wollte er Ada nicht verstimmen. „Der König wird vielleicht sterben“, brummte er, „das haben die beiden Wanderer mir mitgeteilt.“

Ada riß im trüben Licht der Öllampe die Augen auf, als müßte sie besser sehen, um zu begreifen. „Joram? Ist er krank?“ Ihre Verwunderung entlud sich mit lauter Stimme, so daß ihr Jehu erschrocken die Hand auf den Mund drückte. „Die Kinder!“ warnte er und wies auf die bereits fest Schlafenden. „Sie dürfen es nicht hören!“ Ada besann sich einen Moment lang. „Ich verstehe“, flüsterte sie dann. „Jahwe hat seine Hand von ihm abgezogen.“ Und schon wieder lebhafter sprach sie, als sie daraus den Schluß zog: „Aber dann wird doch Ahasja, der König der Judäer, unser neuer König! Joram hat doch keinen Sohn, und Ahasja ist sein Neffe! Dann wirst du vielleicht endlich Heerführer, und wir können hier weg und wohnen wieder in Megiddo oder gar in Samaria! Du solltest dich wirklich freuen.“

Aber Jehu war nach dieser Rede noch weniger zum Jubeln zumute, im Gegenteil, er war bestürzt. An den Judäerkönig hatte er im Zusammenhang mit dem göttlichen Ratschluß nie gedacht. Er beruhigte jedoch Ada, und sie schlief auch bald ein, aber ihn floh der Schlaf. Wie kam Ada nur auf Ahasja? Dessen Mutter Atalja war zwar die Schwester König Jorams, aber sein Vater war der verstorbene Judäerkönig, und deshalb gehörte Ahasja doch dem Hause David an, dem Jerusalemer Königshaus, und nicht dem Königshaus Israels, den Omriden. Kam Ada auf die verrückte Idee von der Nachfolge Ahasjas in Samaria, weil sie eine Frau war? Aber auch falls sie anders dachte als ein Mann, so wußte doch auch sie, daß in der Abstammung der Vater zählte, nicht die Mutter. So sehr jedoch Jehu nach weiteren Gründen suchte, um den Gedanken zu verscheuchen, daß der ärmliche Judäerkönig sich des reichen Israel bemächtigen könnte, um so realistischer erschien ihm Adas Idee. Er selbst würde also, nachdem Joram irgendwie erledigt war, nicht nur um seine Anerkennung als König in Israels Heer und Volk ringen müssen, ihm würde möglicherweise auch sogleich der Kampf gegen Ahasjas Judäer und seine Anhänger in Samaria, die es zweifellos geben würde, aufgezwungen. Wie sollte er hier von dieser entlegenen Garnison aus die Verschwörung gegen Joram und das Haus Omri in Gang setzen, um den Willen des Gottes Israels, daß im Reich Israel dem Haus Omri das Haus Jehu folge, zu erfüllen? Die Dunkelheit dieser Nacht voll quälender Gedanken würde zwar vergehen, aber die Finsternis um Jahwes Ruf und Auftrag würde undurchdringlich bleiben. Nur Jahwe selbst konnte sie mit einem Hauch hinwegblasen, so daß in seinem Licht ein Weg sichtbar wurde. Mit dieser Hoffnung schlief Jehu weit nach Mitternachtr doch noch ein.

Adas Einfall, daß auf König Joram sein judäischer Neffe Ahasja folgen würde, war kein Hirngespinst eines naiven Gemüts. Seit Jorams kleiner Sohn vor drei Jahren gestorben war, bevor er auf seinen Beinen stehen konnte, sah Ahasja tatsächlich die Möglichkeit vor sich, seinen Onkel einmal zu beerben. Seine Mutter Atalja bestärkte ihn darin. Ahasja war sowieso nicht gewillt, sich wie sein Vater bedingungslos und ergeben in die Abhängigkeit von den mächtigen Königen Israels zu fügen. Jetzt auf dem Rückweg vom Besuch bei Joram in Penuel freute er sich über das dort Erreichte. Für seine Beteiligung am kommenden Feldzug hatte er dem Onkel das Versprechen abgetrotzt, daß er ein Viertel des Tributs erhielt, der den Moabitern nach dem Sieg über sie auferlegt werden sollte. Fröhlich sprang er wie ein Heranwachsender von Stein zu Stein. Hier auf dem Abstieg hinunter ins Jordantal ging er zu Fuß, sein Maultier hatte er einem der Knechte übergeben. Der Oberste seiner Leibwächter, der ein paar Schritte hinter ihm ging, sah die Sprünge seines jungen Herrn mit Mißvergnügen – wie leicht konnte er hinstürzen und sich verletzen!

Ahasja erwog die Aussichten, daß Joram noch einen leiblichen Nachfolger bekam, aber sie schienen ihm nicht groß zu sein. Seine erste Frau hatte ihm bisher nur drei Töchter geboren, und von der zweiten, mit der er endlich hatte zum Erfolg kommen wollen, war ihm trotz ihrer kräftigen Gestalt jener schwächliche Junge geboren worden, der nicht lebensfähig gewesen war. Bekäme er noch einen Sohn von ihr, würde der vielleicht auch dahinsterben. Er selbst jedoch, Ahasja, er hatte einen gesunden Sohn gezeugt. Der war jetzt etwa in jenem Alter, in welchem Jorams Sohn gestorben war, und schickte sich soeben an, auf kräftigen Beinen den Palast seines Vaters zu erkunden. Ahasja nahm sich vor, seine israelitische Großmutter Isebel, die ihn liebte, zu umschmeicheln, damit sie Joram ausredete, etwa noch mit einer dritten Frau das Söhnezeugen zu probieren, und

damit sie Joram zugleich einredete, ihn, Ahasja, für den Fall der Fälle als seinen Nachfolger zu bestimmen.

Ahasja war sich zwar bewußt, daß sein Onkel nur um neun Jahre älter war als er und auch keine Anzeichen einer Krankheit zeigte. Aber ein König, dem das Heerlager der liebste Aufenthaltsort war und der von den Soldaten wegen seiner Kühnheit im Gefecht bewundert werden wollte, der starb mitunter lange vor seiner Zeit. Joram war zwar bisher von allen seinen Feldzügen heil nach Hause gekommen, aber konnte sich das nicht auch ändern? Ahasja blieb ruckartig stehen, ein gelinder Schreck durchfuhr ihn. Der Offizier hinter ihm war sofort an seiner Seite und fragte besorgt, ob er seiner Hilfe bedürfe. Aber der König lachte nur und setzte seinen Weg fort. Er hatte an seinen Ahnherrn David denken müssen, der das Königshaus der Judäer begründet hatte. Als David die schöne Batseba zur Frau begehrte, hatte er deren Ehemann Urija, der in seinem Heer diente, während der Schlacht auf einen Platz stellen lassen, wo er dem Tod nicht entgehen konnte. Wenn man nun Joram in eine ähnliche Falle lockte? Ahasja riß sich die Kappe vom Kopf, die er sich heute morgen beim frühen Aufbruch aufgesetzt hatte, und ließ sein Haar im warmen Wind flattern, der plötzlich die Schlucht herabfegte. Fast wäre ihm ein Jubelschrei aus der Kehle entwichen, wie es ihm mitunter bei einer erfolgreichen Jagd passierte. Aber schon rief er sich zur Ordnung. Er war doch kein Mörder! Außerdem war Joram der Bruder seiner Mutter, und er war ja sowieso kein beliebiger Krieger, den man irgendwohin stellen konnte, sondern er war der Feldherr, und als solcher wies er allen anderen ihre Plätze an. Verlockend war der Einfall, den Gefahren der Feldschlacht nachzuhelfen, aber doch! König Ahasja als Herr der vereinigten Reiche Israel und Juda – sollte das wirklich nur ein Wunschtraum bleiben?

Die Marschkolonne hatte die Jordansenke erreicht. Ahasja forderte ungeduldig sein Reittier, schwang sich kraftvoll auf dessen Rücken und galoppierte seiner Begleitmannschaft erst einmal davon. Welch guter Tag, welch erfrischende Aussichten!

König Joram in Penuel ahnte nichts von den gefährlichen Gedankenspielen seines Neffen. Er hielt ihn für einen Wichtigtuer, dessen Reden nicht allzu ernst zu nehmen waren, für einen kleinen Gernegroß, der die Nase hoch trug, weil er so jung schon König geworden war. Er hatte vergessen, daß er selbst auch kaum älter gewesen war, als er seinem verunglückten Bruder auf dem Thron nachgefolgt war. In glücklicher Stimmung hatte er Ahasja verabschiedet. Seinen Frieden mit Jahwe, dem er nach dem Abzug aus Jahaz im stillen vorgeworfen hatte, die Meuterei der galiläischen Krieger zugelassen zu haben, hatte er schon längst wiedergefunden. Er beruhigte sich mit der Annahme, daß ihm Jahwe die Unzuverlässigkeit dieser Krieger habe rechtzeitig zeigen wollen, bevor die feigen Bauernburschen in der Schlacht davonliefen. So gesehen, mußte er Jahwe sogar dankbar sein, und er war es. Im nächsten Jahr wollte er mit einer Streitmacht gegen die Moabiter ziehen, die größer war denn je, und mit ihr würde er den endgültigen Sieg erkämpfen. Die Vorfreude auf diesen Feldzug hob sein Selbstbewußtsein dermaßen, daß er keine Bedenken mehr trug, seinen Befehlshabern und Beamten wieder sein Angesicht zu zeigen. Und auch die abfälligen Bemerkungen der Mutter Isebel über seinen Mißerfolg fürchtete er nicht mehr. So beschloß er, sein selbstgewähltes zeitweiliges Exil aufzugeben und die bevorstehenden Wintermonate im Palast von Jesreel zu verbringen.

Er nahm noch zwei Wochen die Gastfreundschaft des Standortkommandanten von Penuel in Anspruch, dann machte er sich mit der kleinen Mannschaft, die er nach dem mißglückten Feldzug bei sich behalten hatte, auf den Weg. Nach Samaria hatte er einen Boten geschickt mit der Weisung, seine beiden Frauen nach Jesreel zu bringen. Jetzt, wo er für den endgültigen Schlag gegen die Feinde auf Gott Jahwes Gunst hoffen durfte, war ihm vielleicht auch die Göttin Aschera gnädig, so daß sie den Leib einer der beiden Frauen mit einem gesunden Nachfolger für ihn segnete. Denn das lag ihm mehr denn je auf der Seele, seit ihm der Schwätzer Ahasja von dem kleinen künftigen Judäerkönig vorgeschwärmt hatte. Jahwe und dessen Gemahlin Aschera konnten unmöglich das mächtige Haus Omri aussterben lassen, während im kümmerlichen Haus David die Kette der Könige nie abriß.

Er verließ das Land Gilead hoffnungsvoll, den Kopf voller Pläne. Sein Volk kam darin allerdings nur als Fundament seiner Kriegerscharen vor. Das Murren der Israeliten gegen ihn, dessen Herrschaft sie nur in der Abgabenlast und dem drohenden Griff nach ihrer jungen Mannschaft spürten, damit er seinen Krieg führen konnte, nahm er nicht ernst, und er wußte ja auch kaum etwas davon. Denn mit Männern wie Schafat oder Jonadab oder Ulam pflegte er keinen Umgang, und Schemaja, der Kanzler, hielt die Berichte über die Lage im Lande zurück, weil er wußte, daß der König gute Nachrichten hören wollte. Und daß seine Befehlshaber und Offiziere ihm selten strahlende Gesichter zeigten, weil sie seinen Feldherrenkünsten zunehmend mißtrauten, nahm er für bloße Zeichen momentan schlechter Laune. Und daß ihn der Oberpriester des Reichsheiligtums haßte, weil er sich zurückgesetzt fühlte, wußte er nicht, und wäre ihm das zu Ohren gekommen, hätte er darin nur üble Nachrede vermutet. An Jehu hatte er schon lange nicht mehr gedacht. Der war aus dem Umkreis seiner Gedanken entschwunden. Hätte ihm das einer vorgehalten, wäre er

wohl ein wenig verwundert über sich selbst gewesen. Denn Jehu war für ihn nach wie vor ein Freund, wenn auch leider ein unbequemer.

Aber Jehu dachte tagtäglich an ihn. Und öfter als sonst blickte er, je weiter das Jahr voranschritt, zum Himmel hinauf. Nicht weil er von dort eine göttliche Machttat erhoffte, die ihn aus seiner Fesselung an den Außenposten Ramot löste und wieder dem Heer des Königs zuführte, damit er zur Stelle war, wenn Jahwes Gericht über Joram kam. Seine Erfahrung sagte ihm, daß die Menschen zwar unter dem Willen der Götter standen, aber daß deren Urteilssprüche auf menschliche Weise ihre Erfüllung fanden. Und das hieß, daß er selbst den Weg finden mußte, der ihn auf den Thron der Könige Israels führte. Und so suchte er am Himmel kein göttliches Zeichen, sondern beobachtete mit Sorge, wie immer öfter gegen Morgen Wolken aufzogen und die kommende Regenzeit ankündigten mit Schlamm auf den Wegen und Kälte, die durch die Kleidung kroch. Die Zeit drängte. Er mußte irgendetwas unternehmen. Bloß was?

Bidkar schlug ihm vor, heimlich zu König Hasael nach Damaskus zu reiten, um herauszubekommen, was der Aramäer zu tun gedachte, nachdem klar war, daß Joram dem Bündnis mit ihm vorläufig keine Bedeutung beimaß. Und vielleicht wußte Hasael auch etwas über die Lage im Reich des Assyrerkönigs, des Erzfeindes. Jehu lehnte diesen Vorschlag jedoch ab, und sein Nein klang so schroff, daß Bidkar nicht mehr darauf zurückkam. Jehu schauderte es vor der herablassenden Art in Hasaels Freundschaftsbeteuerungen, vor dessen kaltem Eigennutz in all seinem Tun und Planen, vor dessen heimtückischer Absicht, sich mit Hilfe eines fügsamen Vasallenkönigs Jehu die Israeliten zu unterwerfen. Zumindest glaubte Jehu, daß diese Absicht hinter dem Ansinnen Hasaels an ihn stand, mit Joram in gleicher Weise zu verfahren wie er mit seinem Vorgänger Hadadeser. Nein, Damaskus kam als Reiseziel nicht in Frage.

Er erwog vielmehr, König Joram aufzusuchen. Vielleicht war Joram nach seiner Niederlage weniger hochfahrend als vor einem Jahr in Samaria bei ihrer letzten Begegnung. Vielleicht war er bereit, ihm auf dem geplanten Feldzug wieder ein Kommando zu übertragen. Bidkar meinte, Jehu könnte doch den König glauben machen, daß die Assyrer im kommenden Jahr herangezogen kämen. Dann müßte Joram seinen Feldzug statt im Süden im Norden planen, und Ramot erhielte eine wichtige Rolle in den Feldzugsplänen. Und mit der Garnison ihr Kommandeur. Aber die beiden Verschwörer ließen die Idee, den König zu täuschen, ja überhaupt die Absicht, ihn aufzusuchen, rasch wieder fahren. Joram würde auf die Lüge wohl kaum hereinfallen, und Jehu fürchtete, in die Rolle des Bittstellers zu geraten, die ihm gar nicht lag. Überdies meldete einer der Streiftrupps, daß König Joram Penuel und überhaupt das Land östlich des Jordans verlassen hatte. Das hieß, daß er den Winter in Samaria oder wahrscheinlicher in Jesreel verbringen wollte. Und es hieß wohl auch, daß er die Bestürzung über den ihm aufgezwungenen Abbruch des Feldzugs überwunden hatte und daß ein Versuch, ihn von seinen neuen Entschlüssen abzubringen, wenig Aussicht auf Erfolg bot und insofern nicht lohnte.

Nun erwog Jehu, entgegen seiner Abneigung doch nach Damaskus zu reisen. Viel Zeit, um vor Wintereinbruch noch etwas in Gang zu setzen, blieb nicht mehr. Aber während er noch schwankte, ob er es tun sollte, kam ihm der König von Damaskus zuvor. Hasael kannte kein Zagen und Zögern, wenn es um seine kriegerischen Pläne ging. Sein verborgenes Militärlager am Gebirgshang war vollendet, und er sah die Zeit gekommen, seine Drohung für den Fall, daß König Joram sein Bündnisangebot ablehnte, wahrzumachen.

Und so erschien eines Tages in Ramot ein berittener Eilbote aus Damaskus und verlangte, unverzüglich Jehu zu sprechen. Der befand sich gerade mit einigen Bauleuten außerhalb der Stadt, weil die Wallanlage an einer bestimmten Stelle eine Verstärkung erhalten sollte. Man sagte dem Boten, er solle warten, bis Jehu zurück sei, aber der Mann verlangte, daß man ihn sofort dorthin führe, wo sich der Kommandant aufhalte. Da sich die Wachsoldaten am Stadttor scheuten, sich seines Pferdes anzunehmen, während er sich zu Jehu begab, band er das Tier einfach an einem Bäumchen in der Nähe fest. Er nahm sich vor, seinem König zu berichten, daß hier offenbar niemand mit Pferden umzugehen verstand, es also auch keine Streitwagen in der Garnison gab.

Jehu schaute ungehalten auf den Ankömmling, und seine Stirn furchte sich zornig, als der Störenfried ihn dreist aufforderte, seine Begleiter wegzuschicken, denn die Botschaft des Königs der Aramäer sei nur für ihn bestimmt. Er wollte den aufdringlichen Kurier, der ein schlechtes Kanaanäisch sprach, schon hart anfahren, aber er beherrschte sich. Woher wußte Hasael überhaupt, daß er jetzt hier in Ramot zu finden war, als Kommandeur der Garnison? Hatte der Aramäerkönig etwa auch hier in der Stadt einen Spion sitzen? Auf jeden Fall schien es geraten, seinen Abgesandten nicht zu verärgern, auch wenn der jeden Anstand vermissen ließ. Er bat die Bauleute, einige Schritte beiseite zu treten. Als er mit dem Boten allein war, verlangte er von ihm eine Beglaubigung seines Auftrags, denn einen Brief mit dem königlichen Siegel habe er ja wohl nicht vorzuweisen. Es könne jeder kommen und behaupten, er sei ein Beauftragter König Hasaels.

„Genügt es dir“, fragte der Bote überlegen grinsend, „wenn ich dich daran erinnere, daß König Hasael dich zur Kaninchenjagd mitnahm? Daß dir übel wurde, als das Kamel dich hinaus in die

Wüste schaukelte? Daß du keines der flinken Kaninchen erlegtest, aber wenigstens ein Ziegenjunges?“

„Es genügt“, erwiderte Jehu, vom Wissen des Mannes unangenehm berührt. „Und nun sage mir ohne alle Vorrede, warum dich mein Freund Hasael zu mir schickt statt zu König Joram!“

Der Bote setzte eine hochmütige Miene auf und entledigte sich seines Auftrags: „So spricht Hasael, der König von Aram, zu Jehu, dem Israeliten: Weder Joram noch Jehu haben getan, was zu tun war. Deshalb werde jetzt ich tun, was ich angekündigt habe. Aber Jehu soll nicht an meiner Freundschaft zweifeln.“ Der Abgesandte verneigte sich aus purer Förmlichkeit und fügte hinzu, daß sein König keine Antwort erwarte. Er wandte sich zum Gehen.

„Nicht so eilig!“ rief Jehu. „Willst du nicht mein Gast sein, bevor du dich zur Heimkehr rüstest?“ Er hoffte, daß Bidkar dem ungehobelten Fremden, wenn er ihm beim Mahl Gesellschaft leistete, vielleicht noch etwas entlockte, was wissenswert war.

Aber der Aramäer schlug das Angebot aus, eilte zurück ans Stadttor, schwang sich auf sein Pferd und galoppierte davon. Jehu hielt ihn nicht zurück, und Fragen zur Botschaft hatte er sowieso nicht mehr. Er wußte, was die drei Sätze meinten. Weil Joram das Bündnisangebot ignoriert und er selbst Joram nicht gestürzt hatte, um als sein Nachfolger das Bündnis abzuschließen, erklärte Hasael Israel nun den Krieg. Denn das bedeutete ja wohl seine Ankündigung vor einem reichlichen Jahr im Palasthof von Damaskus, daß er ohne das Bündnis mit Israel auf andere Weise seine Abwehrkraft gegen das Assyrerheer sicherstellen müsse. Nun wollte er also Joram besiegen und töten und ihn, Jehu, als seinen Vasallen auf den Thron von Samaria setzen.

Jehu gab den Bauleuten rasch die Anweisungen, auf die sie warteten, eilte in die Stadt zurück und ließ Bidkar herbeiholen. Kurz und knapp berichtete er ihm von der empfangenen Botschaft. Und er fügte seinen Verdacht hinzu, daß der Aramäerkönig in Ramot und im Land Baschan Anhänger und Spione hatte. Er wußte offenbar über die Verhältnisse in Ramot gut Bescheid, und sein Bote wäre kaum sofort wieder davongeritten, wenn er nicht irgendwo wie schon beim Herweg im Haus eines Aramäerfreundes hätte rasten und sich stärken können.

„Siehst du“, sagte Bidkar und machte ein zufriedenes Gesicht, „es fügt sich alles so, wie wir es uns wünschen.“ Auch Jehu sah in Hasaels Erklärung keinen Grund, bestürzt zu sein. Die Ungewißheit des Kommenden und die eigene Ausweglosigkeit hatten ein Ende. Obwohl er seit seiner Reise nach Damaskus wußte, daß Hasael Jorams Schweigen auf die Bündnisforderung nicht tatenlos hinnehmen würde und er eigentlich einen Überfall der Aramäer auf israelitische Städte erwartet hatte, glaubte er nun doch, daß Hasaels Kriegserklärung nicht ohne göttliches Eingreifen zustande gekommen war. Das stärkte seine eigene Entschlußfreudigkeit.

„So bleibt mir eine Reise nach Damaskus erspart“, erwiderte er dem Freund. „Aber nun muß ich zu Joram.“

Bidkar verstand nicht weshalb. Joram würde schon wach werden, wenn die Aramäer in Galiläa einfielen und die Stadt Dan erstürmten.

„Nein!“ Jehu wischte Bidkars Meinung hinweg. Er hielt dem Freund vor: „Wenn die Aramäer uns plötzlich überfallen, ohne daß Joram in seiner Sorglosigkeit auf ihre Abwehr eingestellt ist, werden sie uns so rasch besiegen, daß sie die Herrschaft über Israel erringen, bevor unser Heer zur Besinnung gekommen ist. Deshalb muß sich Joram auf die Verteidigung vorbereiten. Er muß also die Botschaft erfahren, die Hasael mir geschickt hat. Ich muß zu ihm.“

Nach einigem Hin und Her sah Bidkar ein, daß Jehu recht hatte. Joram mußte den Aramäern mit einer großen Streitmacht entschlossen entgegentreten. Der Kampf mußte unentschieden bleiben, bis Joram fiel. Daß er in der Schlacht umkam, darauf vertrauten beide. Wenn Jahwe jedoch wider Erwarten auf eine israelitische Hand aus war, die das göttliche Todesurteil vollzog, nicht auf eine aramäische, dann bliebe das ihnen nicht verborgen, und in diesem Fall war Jehu nun bereit zu tun, was getan werden mußte. Erst wenn Jehu zum neuen König ausgerufen worden war, durfte es zu einer Entscheidung im Kriegsverlauf kommen, wie die auch immer ausfallen mochte. Hasael hatte ja nicht zufällig Jehu erneut seiner Freundschaft versichert.

Die beiden Verschwörer ließen noch einige Tage verstreichen. Sie berieten, was Joram mitzuteilen und wie zu reagieren war, falls er die Gefahr einfach in Abrede stellte – auch das war bei seiner Verblendung ja möglich. Außerdem überlegte Jehu, wie er nach Megiddo gelangen konnte, ohne daß es im Palast bekannt wurde, denn er wollte Abihu, seinen Freund und Nachfolger im Streitwagenkommando, unbedingt in die Verschwörung einweihen. Seine Hilfe beim Umsturz war unerläßlich.

Jehu beschloß, ohne Bidkar zu reisen, denn sonst glaubte Joram am Ende, daß er nicht der erste war, dem Jehu die alarmierende Nachricht mitteilte. Drei Soldaten sollten ihn begleiten. Der Aufbruch drängte nun, denn schon war der erste Regenschauer niedergegangen, den die Einwohner Ramots als das Ende von Dürre und Staub auf Äckern und Weiden begeistert begrüßt hatten. Am Vorabend der Abreise erschien jedoch plötzlich einer der Soldaten, die in der Stadt Edrei in Baschan als Besatzung stationiert waren. Er war allein und schien völlig entkräftet, sein Mantel war

zerrissen. „Die Aramäer!“ keuchte er, als er vor Jehu geführt wurde. „Sie haben Edrei genommen! Alle sind tot! Ich als einziger konnte fliehen.“

Jehu erschrak. So schnell machte Hasael seine Drohung wahr? Zu Beginn der winterlichen Regenzeit? Und nicht drüben in Galiläa, sondern hier in Baschan? Unverzüglich rief er seine Unterführer zusammen und befahl, alle Soldaten, die sich außerhalb der Stadt befanden, zurückzuholen, soweit sie in der Kürze des Abends erreichbar waren, und in der Nacht Ramot für die Verteidigung herzurichten. Am Morgen sollte eine Streifschar ausrücken, um die Stärke des Feindes und seine Absichten zu erkunden.

Aber bevor am nächsten Morgen der Spähtrupp abmarschierte, kamen drei weitere Flüchtlinge an. Es waren Einwohner aus Edrei, sie waren die ganze Nacht unterwegs gewesen. Aber das Seltsamste war, was sie Jehu mitteilten. Sie wären von den Aramäern zu ihm gesandt. Der Hauptmann, der mit nur einer Hundertschaft die Stadt im Handstreich erobert hatte, ließ Jehu sagen, den Einwohnern der Stadt würde kein Haar gekrümmt. Und das Heer König Hasaels beabsichtige nicht, Ramot zu belagern. Sollte Jehu jedoch Edrei angreifen, würde er damit die Achtung seiner eigenen Krieger verlieren, denn eine Niederlage sei ihm sicher.

Jehu schickte die Streifschar trotzdem aus, aber sie fand auf freiem Feld keinen einzigen aramäischen Krieger. Als die Soldaten zurückkehrten, brachten sie allerdings zwei Männer mit, die aus der weiter entfernten Stadt Aschtarot stammten, die ebenfalls von den Aramäern besetzt worden war, nachdem sie die dortigen Soldaten Jehus wie in Edrei niedergemacht hatten. Auch diese Flüchtlinge aus Aschtarot waren eigentlich Abgesandte des neuen Herrn der Stadt, und ihre Botschaft deckte sich mit derjenigen aus Edrei. Hasael hatte seinen Schlag gegen König Joram offenbar aufs sorgfältigste geplant und seinen Militärführern genaue Anweisungen gegeben. Jehu konnte sich die Bewunderung dafür nicht versagen, obwohl er Hasaels angebliche Freundschaftsgefühle für ihn ja keineswegs teilte. Und jetzt tat er das noch weniger als vor dem Überfall, denn ein Angreifer war ein Feind, auch wenn sein Angriff den eigenen Absichten entgegenkam.

Jehu war sich mit Bidkar, als sie die aufgezwungene neue Lage besprachen, schnell darüber einig, daß sie sich geirrt hatten, als sie annahmen, Hasael werde an den Jordanquellen angreifen, die Stadt Dan erobern und somit von Norden her den Krieg in Jorams Königreich tragen. Es sah vielmehr aus, als hatte der Aramäerkönig gar nicht vor, von sich aus einen großen Feldzug zu führen. Hasael ging es wahrscheinlich nur um den Besitz des reichen Landes Baschan. Das war es, was er mit seiner Drohung gemeint hatte, auf andere Weise als durch ein Bündnis mit Joram zu sichern, daß er den Assyrern stärker als bisher gegenübertreten konnte. Selbstverständlich wußte er aber auch, daß König Joram versuchen würde, im kommenden Frühling das geraubte Land zurückzuerobern. Und zwar von Ramot aus. Jehu und Bidkar erkannten, daß alle ihre bisherigen Grübeleien unnütz gewesen waren. Jetzt war alles klar. Vor Ramot würde sich Israels und Jehus Schicksal entscheiden.

Am nächsten Morgen verließ Bidkar mit drei Mann Begleitung die Stadt, um König Joram über das Geschehene Meldung zu erstatten. Jehu selbst konnte als Kommandant der Stadt diese jetzt nicht mehr verlassen. Und seinen Freund Abihu in Megiddo in Gott Jahwes Pläne mit Israel einzuweihen, war auch nicht mehr so dringend. Denn im kommenden Frühjahr würde er Abihu hier in Ramot begrüßen können.

Jehu sah der winterlichen Regenzeit ungeduldig entgegen und erwartete gespannt einen zeitigen Frühling. Seine Frau Ada wunderte sich, daß er trotz des Feindes vor dem Stadttor seinen gewohnten Gleichmut und seine ermutigende Tatkraft wiedergewonnen hatte.

16

Ganz Israel befand sich in Aufregung. Was für ein Wetter! Obwohl die Hauptregenzeit zu Ende war, ließ der Himmel immer wieder wahre Sturzbäche auf die jungen Saaten herabrauschen, was den zarten Pflänzchen, wenn das so weiterging, nicht gut bekommen würde. Auch viele Dächer waren schon durchnäßt, und in manchem schlecht abgedichteten Vorratslager begann das Korn zu faulen. Aber nicht allein das widrige Wetter bewegte die Israeliten. Der König hatte das Volk zu den Waffen gerufen. Gegen die Aramäer von Damaskus gelte es zu ziehen, weil die zu Winterbeginn ins Land Baschan eingefallen waren. Auf dem Gefilde zwischen Megiddo und Jesreel sollten sich die Aufgebotenen sammeln. Daß die Aramäer anders als die Moabiter wirklich gefährlich werden konnten, sahen die einberufenen jungen Burschen und ihre Eltern ein, und deshalb kam es niemandem in den Sinn, den Aufruf in Frage zu stellen. Aber konnte der König damit nicht warten, bis der Frühling wirklich da war und die Wege trocknete? Doch König Joram spürte ja in seinem Palast weder Nässe noch Kälte.

Schafat verfluchte die Aramäer, als er sich mit den Dorfgenossen zum Kultplatz aufmachte. Sie wollten dem Gott, den die Männer von Mehola seit jeher verehrten und den sie einfach Baal, den Herrn, nannten, ein Opfer darbringen. Der Gott sollte die Söhne, die morgen zum Sammelplatz

abmarschieren würden, beschützen, wie er einst den Ahnherrn Adriel, den Schwiegersohn Sauls, davor bewahrt hatte, mit Saul den Tod zu finden. Schafat war es trotzdem zumute, als verlor er nun nach Elischa, dem Jüngsten, auch Setur, den Zweitgeborenen, denn er gehörte zu den Aufgebotenen. Und in der Feldschlacht gegen die Aramäer zu kämpfen war etwas anderes, als königliche Steuereintreiber zu überfallen.

Jonadab, der Zeltbewohner, hatte zwar keine Söhne mehr in jenem Alter, daß sie ins Heer des Königs gerufen worden wären, aber auch er hoffte, daß Joram einen raschen Sieg über Hasael errang, damit möglichst wenige Israeliten den Tod fanden oder als Krüppel heimkehrten. Allerdings fürchtete er, daß ihn seine Hoffnung trog, denn gegenüber den Moabitern hatte Joram nicht gerade Feldherrntalent bewiesen.

Die galiläischen Bauernsöhne durften zu Hause bleiben. Joram hielt sie immer noch für unzuverlässig. Und es konnte ja auch sein, daß Hasael gar nicht im von ihm besetzten Land, in Baschan, angriff, sondern in Galiläa. In diesem Fall verteidigten die Meuterer vom vergangenen Jahr hoffentlich ihre Städte und Dörfer solange, bis das große Heer herbeigeeilt war. Auch die Garnison von Hazor mußte bleiben, wo sie war, um Galiläa zu schützen. Das ärgerte den Streitwagenobersten Nahum, denn er wollte ja Heerführer des Königs werden, und dazu mußte er Joram zeigen, daß er dafür der geeignete Mann war. Wie vor Monaten Jehu in Ramot fühlte er sich nun in Hazor kaltgestellt.

Auch die Gottesmänner in Gilgal hatten erfahren, daß die Aramäer in Baschan eingefallen waren und daß der König nun das Heer einberief. Natans Gedanken kreisten erneut um Jorams Tun, und das war ihm gar nicht recht – er hatte Ruhe finden wollen. Doch es drängte ihn zu prüfen, ob der Gottesspruch, den er Joram in Jahaz verkündet hatte, auch auf den jetzigen Feldzug zutraf. Gewiß, das Land Baschan war wie das Land Gad kein Gebiet, dessen Bewohner sich dem Israelbund angeschlossen hatten, damals, als es noch keinen König gab. Erst König Omri hatte beide Länder seinem Reich einverleibt. Aber im Unterschied zu den Moabitern, die nur das Land Gad beanspruchten, bedrohten die Aramäer tatsächlich das ganze Königreich. Hatten sie nicht zur Zeit König Baschas in Galiläa Städte und Dörfer verwüstet? Konnte Joram anders als in den Moabiterfeldzügen jetzt also voraussetzen, daß der Gott Israels mit ihm war? Hatte Jahwe seine Verurteilung aufgehoben? Natan humpelte erneut sorgenschwer umher, aber zu keinem der Siedlungsbrüder äußerte er sich. Gleich gar nicht zu Elischa. Der blieb überzeugt, daß am Ende des Jahres Joram tot und Jehu König sein würde.

Der Gottesmann Elischa und König Joram waren vielleicht die einzigen im Reich Israel, die von keinerlei Zweifeln, von keinerlei Bedenken und Befürchtungen geplagt wurden, wenn sich auch ihre Erwartungen direkt widersprachen. Denn Joram glaubte fest an seinen Sieg über Hasael. Er war sogar froh über dessen Einfall in Baschan, und es bedurfte gar nicht der endlich eintretenden Wetterbesserung, daß er seine freudige Stimmung immer mehr genoß, je näher der Tag des Aufbruchs nach Ramot heranrückte. In Hasael stand ihm endlich ein Feind gegenüber, der eine offene Feldschlacht wagen würde, und kein Gegner wie der Moabiterkönig, der zu feige war, seine Kriegerscharen einem Entscheidungskampf zu stellen. Nach dem Sieg über den Aramäerkönig würde er endlich von Heer und Volk als kühner Krieger und erfolgreicher Feldherr bejubelt werden.

Und noch etwas hob Jorams Stimmung gewaltig. Die jüngere seiner beiden Frauen, die kräftige Haggit, war im sechsten Monat schwanger. Es focht ihn nicht an, daß ihr erster Sohn nicht lebensfähig gewesen war. Jetzt, so schwärmte er im stillen, würde sie ihm den ersehnten Nachfolger gebären. Jahwe und Aschera hatten sein Flehen erhört.

Ein winziger Wermuttropfen schwamm allerdings in seiner Seligkeit. Warum hatte Hasael die Kriegsankündigung an Jehu gesandt und nicht an ihn, den König? Von Jehus Boten Bidkar wußte er zwar, daß Jehu glaubte, er sei deshalb Hasaels Adressat gewesen, weil er als Jorams Gesandter in Damaskus geweilt hatte. Aber dieser Erklärungsversuch überzeugte ihn nicht. Verband etwa Jehu und Hasael eine geheime Absprache? War Jehu ein Verräter? Joram hielt das zwar eher für unwahrscheinlich, aber unmöglich schien es ihm nicht. Schließlich hatte er Jehu das Streitwagenkommando weggenommen, und seine Versetzung nach Ramot faßte der wohl als Degradierung auf. Am besten, er übergab Jehu wieder ein größeres Truppenkommando und band ihn auf diese Weise erneut enger an sich. Und zudem war es sicherlich angebracht, ihn daran zu erinnern, daß sein Vater Joschafat nicht auf eigenem, sondern auf königlichem Land saß und wirtschaftete.

Nach und nach trafen die aufgebotenen Heerhaufen am Sammelplatz ein und schlugen ihre Zelte auf. Alle waren froh, daß die Regenwolken der Frühlingssonne gewichen waren. Joram ließ die königlichen Lebensmittellager öffnen und einen großen Troß zusammenstellen, damit die Verpflegung der Streitmacht gesichert war. Er selbst ritt zwischenzeitlich mit den beiden Befehlshabern aus Megiddo, Abihu und Elkana, sowie mit einigen nachgeordneten Kommandeuren, begleitet von 50 Mann aus Elkanas Truppe, nach Bet-El, um sich dort mit seinem Neffen Ahasja und dessen Heer zu treffen und um gemeinsam mit dem Vasallenkönig im Reichsheiligtum Israels das traditionelle Opfer darzubringen und Jahwes Siegeszusage zu erhalten.

Unterwegs begegneten dem Zug des Königs immer wieder Kriegerscharen, die nordwärts zum Heerlager marschierten. Sobald sie in Rufweite heran waren, schrie ihnen Elkana zu, der über die kräftigste Stimme verfügte, daß der König nach Bet-El reise, um für den Feldzug Jahwes Segen einzuholen. Denn die Männer durften nicht verunsichert werden, wenn sie den König nach Süden ziehen sahen, während sich das Heer doch im Norden sammelte. Joram winkte den Kriegern gnädig zu, aber eigentlich wäre ihm eine einsame Straße lieber gewesen. So oft er solche jungen Burschen erblickte, mußte er an die Meuterer von Jahaz denken.

Plötzlich wußte er, wie er diese unberechenbaren Dreinschläger bändigen konnte, so daß keiner an Auflehnung dachte. Jehu, der ihn oft mit der Mahnung ermüdet hatte, die Lasten des Volkes zu erleichtern, Jehu würde er zu ihrem obersten Befehlshaber machen. Da konnte der Bauernfreund seine Schwächen für die Ackerstolperer einmal nutzbringend austoben.

Eigentlich stand das Oberkommando über das Bauernheer jedoch Elkana zu. Man mußte ihn schonend darauf vorbereiten, daß er in diesem Feldzug nur die Soldaten seiner Garnison befehligen würde. Sobald es die Breite des Weges gestattete, rief deshalb Joram Elkana und Abihu, die Ranghöchsten seiner Begleitung, an seine Seite. Er pries seine Entscheidung, Jehu nach Ramot zu versetzen, denn Hasael habe die Stadt nicht anzugreifen gewagt, weil er wußte, daß Jehu dort der Kommandeur war. Er nannte Jehu einen seiner besten Befehlshaber und zählte seine Verdienste auf, die er sich in früheren Feldzügen erworben hatte. Abihu freute sich über das königliche Lob seines Freundes, Elkana aber mißfiel, wie Joram von Jehus Fähigkeiten schwärmte. Er war froh gewesen, den Rivalen los zu sein, als der König den Streitwagenoberst abgesetzt und an den Rand des Reiches geschickt hatte. Sollte ihm jetzt etwa Jehu erneut als Gleichrangiger gegenübertreten? Oder gar als Vorgesetzter? Sollte er vielleicht seine Weisungen entgegennehmen? Nein, nur das nicht!

Er drängte sein Maultier näher an das Reittier des Königs heran und berichtete ihm, ein Händler aus der Küstenebene habe in Megiddo erzählt, daß der König von Gat im Philisterland einen Überfall auf das Hügelland der Judäer beabsichtige. Zuerst habe er die Nachricht für Unsinn gehalten, aber am Tag vor dem Aufbruch habe ein zweiter Händler das Gerücht wiederholt. Endlich könne er dem König Meldung darüber erstatten. Er schlage vor, die Hälfte der Fußtruppe von Megiddo unter seinem Kommando zum Schutz der Flanke Israels zurückzulassen, damit der Philisterkönig nicht etwa übermütig werde und auch ins Gebiet Israels einfalle. Die andere Hälfte der Truppe möge sein Stellvertreter Hiddai nach Ramot führen.

Joram schaute Elkana ärgerlich an, aber rasch glättete sich seine Miene wieder, und schließlich lachte er laut auf. „Ich wußte gar nicht, daß dich ab und zu die Feigheit packt!“ rief er belustigt. „Denn warum sonst erzählst du mir dieses Märchen? Wenn es wirklich so wäre, wie du sagst, so wüßte ich das bereits.“ Er lachte erneut und wandte sich Abihu zu, Elkana aber beachtete er nicht mehr. Der wußte nicht, gegen wen sich nun seine Erbitterung mehr richten sollte, gegen Jehu oder gegen Joram.

Der König ließ sich durch Elkanas plumpe Lüge seine gute Laune nicht verderben. Aber als er in der Abendsonne des zweiten Reisetages Bet-El vor sich liegen sah und er nach dem judäischen Heerlager Ausschau hielt, kam ihm seine Heiterkeit abhanden. Die wenigen Männer, die zu Füßen des Hügels mit dem Jahweheiligtum vor ihren Zelten angetreten waren, sollten Ahasjas Streitmacht darstellen? Der Judäerkönig eilte ihm zu Fuß entgegen, um ihn zu begrüßen. Aber Joram ließ Ahasja gar nicht zu Wort kommen. Noch ehe er vom Maultier glitt, fragte er ihn so laut, daß alle um ihn es hören konnten: „Wo ist dein Heer?“

Ahasja blieb empört stehen. Er war sich zwar bewußt, daß er Joram eine Erklärung schuldete, denn als der ihn in Penuel zur Heeresfolge gegen die Moabiter aufgefordert hatte, war nicht von 50 Soldaten die Rede gewesen, sondern von der halben Streitmacht des Reiches Juda. Aber mußte ihn der Onkel jetzt statt einer Begrüßung derart barsch anfauchen, in Gegenwart seiner Begleitung? Eine solche Grobheit hatte er ihm nicht zugetraut und deshalb auch nicht erwartet.

Joram blickte Abihu an und fand seinen Zorn bestätigt, denn auch der Oberst schaute stirnrunzelnd auf die kleine Judäerschar, die gerade mal eine Leibwache für ihren König ausmachte. In Elkanas Miene sah Joram jedoch ein hämisches Grinsen, das unter seinem Blick aber sofort verschwand. Joram zwang sich, ruhig zu bleiben. Schweigend stieg er vom Maultier, ging zu dem gekränkten Ahasja und begrüßte ihn nun halbwegs freundlich. Verwundert hörte er die Begründung dafür, daß ihm der Neffe nur diese winzige Hilfstruppe zuführte. Der König von Gat bedrohe Juda, und so müsse die gesamte Streitmacht im Lande zurückbleiben, um den Feind von einem Angriff abzuhalten und, sollte er ihn doch wagen, zurückzuschlagen. Aber die 50 Soldaten seien ausgesuchte Männer, jeder könne doppelt und dreifach gelten, und außerdem ziehe er, der Köng, ja selbst mit.

Einen Moment lang war Joram bestürzt über Ahasjas Erklärung, denn sie stimmte mit Elkanas Aussage überein. Aber als ihm der Neffe seine kleine Kriegerschar anpries, als seien es Schaukämpfer, erlosch sein Glaube an dessen Ehrlichkeit. Schließlich hatte Achan, der oberste seiner Schreiber, einen Spion in der Stadt Gat sitzen, und der hatte nichts von feindseligen Absichten

seines Königs gegen Juda berichtet. Joram schmunzelte jetzt sogar, aber er überließ es dem irritierten Neffen, darüber zu rätseln. Er nahm sich vor, Ahasja heute abend, wenn sie allein waren, scharf zu tadeln und ihn zu zwingen, den wahren Grund für die Zurückhaltung seines Heeres zu nennen.

Aber er mußte sich enttäuscht zur Ruhe legen. Ahasja war bei seiner Begründung geblieben, er hatte die Gefahr für Juda lediglich ein wenig abgemildert, was Joram in seiner eigenen Ansicht bestärkt hatte. Was wirklich hinter dem judäischen Wortbruch steckte, konnte Ahasja ja auch nicht preisgeben. Als er in Penuel seine Zusage gemacht hatte, war es um den Sieg über die Moabiter und um den Tribut gegangen, den sie leisten sollten. Aber nun galt der Feldzug den Aramäern, und Ahasja sah nicht ein, warum er seine Streitmacht in einem Kampf schwächen sollte, der ihm keinen Vorteil brachte. Und bedroht war Juda von Damaskus wohl kaum. Er hatte sich also entschieden, Joram nicht mehr als diese geringe Unterstützung zu gewähren, damit der den guten Willen sah und nicht am Gehorsam seines Vasallen zweifelte. Aber daß ihn der Onkel heute vor seinen Kommandeuren nicht wie seinen lieben Schwestersohn begrüßt, sondern wie einen beliebigen Gefolgsmann angebellt hatte, das wollte er ihm heimzahlen.

Am nächsten Morgen fand im Heiligtum die große Opferzeremonie statt. Ein starker Stier mußte sein Leben lassen, und als dessen Fettstücke in der Feuersglut des Altars kreischend verkohlten, hatte der Oberpriester Abiram seinen großen Auftritt. Heute wollte er sich nicht daran erinnern, daß er den König noch vor kurzem unfähig und gottverlassen genannt hatte. Mit gewaltiger Stimme flehte er Jahwe an, in diesem Feldzug den Feind seine Macht spüren zu lassen. Und weil der Gott das Opfer offenbar gnädig entgegennahm, konnte Abiram König Joram einen glänzenden Sieg prophezeien, wobei er sich nicht versagen konnte, Joram zugleich zu ermahnen, künftig dem Reichsheiligtum seine Gunst in höherem Maße als bisher zuzuwenden. Jahwe werde es ihm danken, denn hier in Bet-El wolle er vom König verehrt werden, nicht in Samaria.

Nach Jesreel zurückgekehrt, setzte Joram den jungen Hiddai als Befehlshaber über Elkanas gesamten Truppenteil ein, und Elkana durfte in Megiddo zurückbleiben, wie er gewollt hatte, aber eben ohne die Hälfte seiner Truppe. Er kochte vor Wut über seine faktische Degradierung und konnte nicht sehen, daß er selbst daran schuld war. Die Soldaten und Wagenkämpfer der Garnison wunderten sich über den Kommandeurswechsel, denn Elkana war ein erfahrener Befehlshaber. Aber nur Abihu kannte den Grund für Jorams Entscheidung. Und diese freute ihn, denn der fröhliche Hiddai war ihm als Waffengefährte weit lieber als der launische Elkana.

Um Ahasja enger in diesen Feldzug einzubinden, traf Joram eine weitere Entscheidung. Er ernannte den jungen Judäerkönig zu seinem Stellvertreter als Heerführer. Für ihn war das eine bloße Geste, denn er hatte nicht vor, dem neuen zweiten Mann an der Heeresspitze tatsächliche Befehlsgewalt zu übertragen. Die Kommandeure hatten für die Ernennung zwar kein Verständnis, denn von dem Jerusalemer Neffen des Königs hielten sie noch weniger als von Joram selbst, aber sie wagten keine offene Unmutsbekundung. Ahasja selbst nahm seine Berufung entgegen, als stehe sie ihm selbstverständlich zu. Zudem sah er darin eine Möglichkeit, seinem Traum von einem vereinigten Königreich Juda und Israel einen Schritt näherzukommen. Vielleicht verwandelte der Feldzug diese Möglichkeit sogar zur Wirklichkeit. Er dankte Joram, aber dankbar war er ihm nicht. Im stillen lachte er den Onkel für die Einfalt aus, mit der er glaubte, daß sein Neffe genauso brav der Vasall Israels sein würde wie sein verstorbener Schwager.

Endlich setzte sich der schwerfällige Heereszug in Bewegung. Er kam nur langsam voran, denn immer wieder mußten Schäden und Hindernisse, die während des Winters die Wege für eine solch große Menschenmasse schwer passierbar gemacht hatten, durch das Vorauskommando beseitigt werden, damit Menschen und Tiere, Streitwagen und Troßkarren unverletzt und unbeschädigt in Ramot anlangen konnten. Die aramäische Streitmacht war dagegen schneller vorwärts gekommen. Als das israelitische Heer am Ziel eintraf, hatte Hasaels Heer bereits bei der eroberten Stadt Edrei sein Lager aufgeschlagen.

König Joram ärgerte sich darüber, daß nicht er der erste auf dem Kampfplatz war, wo er doch das Heer absichtlich schon aufgeboten hatte, als der Winter noch gar nicht vorbei gewesen war. Aber er ließ Jehu seine Verdrossenheit nicht merken, als der ihm Meldung erstattete und ihm einen großen Sieg in diesem Feldzug wünschte. Im Gegenteil, er war gegenüber dem faktisch Verbannten von überfließender Freundlichkeit. „Ich danke dir, mein lieber Jehu, daß du all die Monate über Ramot und das Land Baschan mit fester Hand gegen alle Bedrohungen verteidigt hast. Ich sehe, daß ich recht daran tat, dich hierher zu versetzen. Denn du hast den tückischen Hund Hasael von einem sofortigen Angriff auf die Stadt abgeschreckt. Er wußte, daß er gegen einen Stadtkommandanten Jehu umsonst anrennen und seine Männer nur vorzeitig ermüden würde. In der kommenden Schlacht werde ich dich mit einer großen Aufgabe betrauen, damit du mir nachsiehst, daß ich dich solange auf meinen Besuch warten ließ.“

Jehu fragte sich, was sich hinter diesen Schmeichelreden für eine böse Absicht verbarg, und er argwöhnte, daß ihn der König in der Schlacht ganz vorn postieren wollte. Vielleicht glaubte Joram, Hasael werde ihn als seinen Freund schonen wollen und deshalb seinen ersten Ansturm mil-

dern, was den Israeliten einen Anfangsvorteil verschaffen würde. Oder hoffte er auf den Tod des Quenglers Jehu, damit er ihn endlich für immer los war? Jehu vermochte Joram nicht anders als mit größtem Mißtrauen gegenüberzustehen, und weil er an Jorams Untergang nicht mehr zweifelte, fürchtete er sich vor seinen Entscheidungen. Denn ein von Jahwe Verblendeter war möglicherweise gar nicht mehr zu vernünftigem Handeln fähig.

Aber als Joram noch am selben Abend, nachdem das Lager eingerichtet war, die Kommandeure in seinem Zelt versammelte, das in der Mitte des Heerlagers stand, löste sich Jehus Befürchtung, auf einen Todesposten gestellt zu werden, auf wie der seltene Schnee, sobald er den Erdboden erreichte. Der König ernannte ihn zum obersten Befehlshaber des gesamten Bauernheeres, und Jehu begriff sofort, welche Macht ihm mit dieser Masse an Kriegern in die Hand gegeben wurde. Joram mußte tatsächlich blind sein, wenn er ihm, den er immer wieder gedemütigt hatte, eine solche Gewalt zugestand.

Bereits am Nachmittag hatte Jehu seinen Freund Abihu begrüßt, aber zu einem vertraulichen Gespräch war keine Gelegenheit gewesen. Jetzt im königlichen Zelt sah er sich nach Elkana um, dem er noch nicht begegnet war, aber statt seines Neiders erblickte er voller Freude dessen Stellvertreter, den jungen Hiddai, der ihm zwei Jahre zuvor ein Freund geworden war. Abihu und Hiddai an seiner Seite – es konnte nur Jahwes Hand sein, der er diese glückliche Fügung verdankte! Da schien es ihm von keiner großen Bedeutung, daß der König als den Nächsten nach sich selbst Ahasja benannt hatte. Mit dem unerfahrenen Judäerkönig und dessen 50 Getreuen getraute er sich ohne große Mühe fertigzuwerden. Er nahm sich vor, noch an diesem Abend seine beiden Freunde zu treffen und sie in die Pläne Gott Jahwes, so wie die Gottesmänner aus Gilgal diese verkündet hatten, einzuweihen.

Aber dieser Verschwörertreff kam nicht zustande. Der König behielt Jehu den ganzen Abend bei sich und fragte ihn über seine Erlebnisse mit Hasael aus, als er im vorvergangenen Jahr in Damaskus gewesen war. Jehu war darüber verwundert, denn er hatte ja damals bei seiner Rückkehr ausführlich berichtet. Es schien ihm, als ob Joram gar nicht so siegessicher war, wie er sich bei der Beratung mit den Kommandeuren gegeben hatte. Und tatsächlich war sich der König bewußt, daß die aramäischen Krieger mehr als die Moabiter zu fürchten waren. Und nun hoffte er, von Jehu noch irgendetwas zu erfahren, was nützlich sein konnte. Ihn bewegte auch weiterhin die Frage, warum Hasael vor seinem Überfall Jehu davon benachrichtigt hatte. Sollte es wirklich etwas geben, was beide aufs neue verband? Vielleicht machte Jehu im Gespräch aus Versehen eine Andeutung. Aber Joram erfuhr nur, was er ohnehin schon wußte.

Am nächsten Morgen, bevor Abihus Streitwagen aufbrachen, um das Lager der Aramäer auszuspähen und das Schlachtfeld kennenzulernen, eventuell auch einige Feinde zu fangen oder zu töten, erschien ein Bote Hasaels in Ramot. Der Aramäerkönig wußte also bereits, daß Israels Heer eingetroffen war und sein Lager aufgeschlagen hatte. Der Abgesandte überbrachte König Joram einen Vorschlag seines Herrn. Beide Könige sollten sich treffen, bevor sie die Waffen gegeneinander erhoben. Und zwar, wenn die Sonne den Mittagspunkt erreicht habe, bei jenem Brunnen, der in der Mitte des Weges zwischen Ramot und Edrei gelegen sei. Beide Könige sollten auf ihren Wagen kommen, und nur der Wagenlenker solle bei ihnen sein. Und keiner dürfe Waffen mit sich führen.

Dieser Vorschlag Hasaels bestärkte Jehu in der Vermutung, daß der Aramäerkönig gar keine blutige Schlacht wollte. Joram beriet sich kurz mit Ahasja und den drei obersten Befehlshabern, und er entschied, daß Hasael die Freude zuteil werden möge, das Angesicht des Königs Israels zu sehen, solange er noch am Leben sei. Joram erwartete, daß seine Zuhörer über seine witzige Schlußwendung lachten, aber keiner der vier verzog das Gesicht, selbst Ahasja nicht. Abihu und Hiddai erschien die Bemerkung makaber, und Jehu durchfuhr ein Schauder. Von wessen Schlachtentod war hier die Rede? Natürlich meinte Joram seinen Feind, aber war es Zufall, daß er diese doppeldeutige Redeweise wählte? Hatte sie ihm Jahwe eingegeben, um die Verblendung des Königs anschaulich zu machen, als Zeichen des nahen Gerichts über ihn?

Zum vereinbarten Zeitpunkt fuhr Joram am Brunnen vor. Sein Widerpart war schon da. Joram musterte Hasael, den er über zehn Jahre lang nicht mehr gesehen hatte, und er fand, daß der damalige Wagenlenker zwar älter geworden war, aber noch immer die schmale Gestalt von ehedem hatte. Ein unscheinbarer Mann, stellte Joram fest, auch wenn er jetzt König war und sich ihm, dem hochgewachsenen Heldensohn König Ahabs, ebenbürtig dünkte. Von seiner eigenen Überlegenheit durchdrungen, rief er, als sein Wagen neben dem seines Gegners hielt: „Sei mir gegrüßt, Hasael, Sohn unseres treuen Vasallen Talmai! Ich freue mich, dich gesund und munter zu sehen."

Sein Lächeln fand keine Erwiderung. Im Gegenteil, Hasaels Miene verfinsterte sich, als er den provokanten Gruß parierte: „Mein Vater, wenn du ihn schon zu erwähnen geruhst, diente einem großen König, dessen Klugheit ihn mit dem König von Damaskus ein erfolgreiches Bündnis eingehen ließ. Du jedoch scheinst mir aus der Art geschlagen."

Nach dieser Antwort verzerrte sich auch Jorams Gesicht zur Haßgebärde. „Du hast unsere Begegnung gewollt“, warf er hin. „Was also willst du mir sagen? Daß du Angst vor mir hast und morgen nach Damaskus zurückziehst?“

Hasael holte tief Luft und erwiderte betont ruhig: „Ich habe dir gar nichts Neues zu sagen. Ich möchte dich nur an das erinnern, was ich dir durch deinen Gesandten Jehu schon mitteilen ließ. Der König von Hamat hat sich dem König von Assur unterworfen. Seitdem sind es nur noch wir beide, die den Assyrer aufhalten können, wenn er herangezogen kommt. Und er wird es tun, das weißt du so gut wie ich. Deshalb hatte ich dich eingeladen, das bewährte Bündnis zwischen Damaskus und Israel zu erneuern. Du hast mich jedoch nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Also muß ich versuchen, mich auf andere Weise für die Abwehr des Feindes zu stärken. Und so habe ich meinen Blick auf die Länder Geschur und Baschan gerichtet. Hier finde ich weitere Krieger für meine Streitmacht sowie Korn und Vieh, Dinge, die mir überaus nützlich sein werden. Deshalb habe ich die Länder, die dein Großvater Omri zu Israel geschlagen hat, erobert, und du wirst vergeblich für ihre Rückgewinnung gegen mich kämpfen.“

Joram packte die Wut. „Was faselst du dauernd von den Assyrern?“ schrie er. „Die sind mit sich beschäftigt. Und falls sie doch noch einmal kommen sollten, werde ich gegen sie ziehen, und dich und deine Krieger werde ich dann mit mir nehmen. Aber jetzt mach, daß du mit deiner Horde zurück nach Damaskus ziehst! Wenn du schnell bist, werden deine Männer unversehrt durch mein Land kommen.“

In Hasaels Gesicht zeigte sich nun sogar der Anflug eines Lächelns. „Unser Gespräch ist leider so verlaufen, wie ich befürchtet habe“, meinte er. „Deine Reden werde ich im Ohr behalten. Morgen bei Tagesanbruch werde ich dir meine Antwort zukommen lassen. Flehe inzwischen deinen Gott um seinen Beistand für dich an!“ Er befahl dem Lenker zu wenden und fuhr aufreizend langsam davon, wie einer, der auf seinem eigenen Grund und Boden unterwegs ist und niemanden und nchts zu fürchten hat.

Joram starrte dem Aramäerkönig nach. Laut verfluchte er den frechen Emporkömmling und schwur, ihn morgen eigenhändig mit seiner Lanze zu durchbohren. Auf der Rückfahrt nach Ramot konnten ihm die Pferde nicht schnell genug dahinrasen.

Aufgebracht langte er im Lager seiner Armee an, und seine Miene entkrampfte sich auch nicht, als er Ahasja, Jehu, Abihu und Hiddai zu sich rief, um den Schlachtplan für morgen zu beraten. Als ihm der Judäerkönig bei der Aufstellung von Hiddais Truppe zu widersprechen wagte, ließ er sich zu einem Wutausbruch hinreißen. „Du hättest lieber deine gesamte Streitmacht mitbringen sollen anstatt hier kluge Reden zu halten!“ schrie er den Neffen an. „Die Philister fürchtest du angeblich! Die Aramäer nicht? Gegen die genügt dir deine lächerliche Schlägergarde?“

Die drei Befehlshaber wechselten schnell einen Blick miteinande. Ihre Meinung über den unwürdigen Auftritt stimmte überein. Joram fürchtete sich vor dem Feind, und deshalb war seine Selbstbeherrschung dahin. Er war nicht mehr fähig, den Zuversichtlichen zu spielen, der von seinem Sieg überzeugt ist. So gab sich ein König, der von Jahwe verworfen war. Jehu hatte nämlich während Jorams Fahrt zum Treffen endlich Gelegenheit gefunden, Abihu und Hiddai in den göttlichen Ratschluß einzuweihen. Hier vor Ramot werde Jahwe Gericht über Joram halten, und er, Jehu, solle nach dem Willen des Gottes der künftige König Israels sein. Die beiden Freunde Jehus und nunmehrigen Mitverschwörer hatten aber noch kaum Zeit zum Erstaunen gefunden, denn der Ruf des Königs, hierher in sein Zelt zu kommen, war ergangen. Aber daß sie Jehu sofort ihren Beistand zugesagt hatten, war für beide selbstverständlich gewesen, dafür brauchten sie keine Bedenkzeit. Jehu war ihr Freund, zu ihm hatten sie Vertrauen, und von König Joram hielten sie vor allem wegen seiner Mißerfolge im Moabiterkrieg sowieso nicht mehr viel.

Felsenschwer von bangen Erwartungen senkte sich schließlich die Nacht auf das Lager der Israeliten. Die Soldaten dachten allerdings vor dem Einschlafen mehr an die Beute, die sie morgen machen wollten, als an den Tod, der sie treffen konnte, aber von den aufgebotenen Bauernkriegern, obwohl auch sie bereit waren, die Aramäer zu schlagen, fürchteten nicht wenige um ihr Leben. Auch Jehu und seine Mitverschworenen fanden nur unruhigen Schlaf. Auf welche Weise würde sich das Gottesgericht an Joram vollziehen? Konnte man einfach darauf warten oder mußte man selbst etwas tun? Längere Zeit lag auch Ahasja wach. Er wollte sich an Joram für die neuerliche Erniedrigung rächen. Doch wie sollte er ihn in der Schlacht vor den Befehlshabern bloßstellen, ohne den Sieg zu gefährden? Der König, um dessen Geschick die Gedanken seiner Gegner im eigenen Lager so lebhaft kreisten, quälte sich zur selben Zeit ab, seine Siegeszuversicht wiederzugewinnen. Hasaels besonnenes Auftreten bei dieser unseligen Begegnung hatte ihn beeindruckt. Er gestand sich ein, daß nicht er der Überlegene gewesen war, sondern der Aramäer. Er bereute sogar, den Feind so heftig gereizt zu haben. Aber morgen, so sagte er sich schließlich, standen sich ja nicht zwei Könige allein, sondern zwei Heere gegenüber. Er wußte, daß Jehu die einzelnen Abteilungen der Bauernkrieger aufgesucht und ihren Kampfgeist gestärkt hatte, und im Vertrauen auf seine Heeresmacht und auf die Siegeszusage des Oberpriesters in Bet-El schlief er endlich ein.

Lange vor Tagesanbruch bliesen die Wachtposten das vereinbarte Wecksignal in ihre Hörner. Joram war schon auf den Beinen und überzeugte sich persönlich, daß überall die großen Wasserbecken bereitstanden, damit jeder sein Trinkwasser schöpfen konnte, und daß zügig das Morgenbrot ausgeteilt wurde. Als über dem Horizont ein heller Streifen den baldigen Sonnenaufgang ankündete, setzte sich das Heer in Marsch. Nachdem es völlig hell geworden war, jagten Abihus Streitwagen davon, um den Feind zu suchen. Sie mußten ein beträchtliches Stück Weg fahren, bevor sie das Aramäerheer zu Gesicht bekamen. Joram erwartete ungeduldig ihre Rückkehr. Was ihm Abihu dann berichtete, trübte seine Stimmung wieder ein. Er hatte nämlich angenommen, daß ihm Hasael etwa bis zu dem Brunnen entgegenkommen würde, wo er sich mit ihm getroffen hatte. Die flache Umgebung dort eignete sich sehr gut als Schlachtfeld. Aber der Aramäerkönig hatte sein Heer gar nicht weit von seinem Stützpunkt Edrei Aufstellung nehmen lassen. Wahrscheinlich, so murrte Joram, wollte er die Israeliten durch den langen Anmarsch schon vor der Schlacht ermüden. Er konnte es sich ja auch leisten, das Schlachtfeld zu bestimmen, denn das Land Baschan gehörte ihm erst einmal.

Als das israelitische Heer endlich den Feind zu Gesicht bekam, erschrak Joram ernstlich. Hasael hatte seine Streitmacht auf einer Bodenwelle postiert, die sich weithin quer durchs Gelände zog. Falls die Aramäer dort oben blieben und sich auf die Verteidigung ihrer günstigen Position beschränkten, wie sollte er dann siegen? Eine seitliche Umgehung des Feindstandortes schien aussichtslos. Er ließ das Signal zum Halten blasen. Die Befehlshaber und Hauptleute brachten ihre Mannschaften in Stellung, wie es am Vortag festgelegt worden war. Und dann wartete alles darauf, daß die Aramäer sich bewegten und die Schlacht annahmen.

Aber nichts tat sich drüben. Nicht einmal seine Streitwagen schickte Hasael los. Jehu hielt mit seinem Kampfwagen, der ihm als einem der obersten Kommandeure nun wieder zustand, bei einer der Abteilungen seiner Krieger. Bidkar stand neben ihm, froh, daß er heute für Jehu erneut unentbehrlich und unersetzbar war. Denn gestern hatte er befürchtet, daß für Jehu nur noch Abihu und Hiddai als seine Freunde zählten. Sie gehörten ja auch zu jenen, die im Heer gleich nach dem König kamen, während er nur Jehus Leibwächter und vertrauter Helfer war.

Wie das gesamte Heer schauten jetzt auch die beiden Unzertrennlichen gebannt zum Feind hinüber. Sie konnten sich vorstellen, wie Hasael dort vorn auf der Hügelwelle schadenfroh grinste. Denn die Israeliten mußten entweder den Sturm auf die Anhöhe wagen und dabei große Verluste hinnehmen, oder sie mußten unverrichteterdinge wieder abziehen, das Hohngelächter der Aramäer in ihren Ohren.

Jehu versuchte, sich noch tiefer in seinen angeblichen Freund hineinzudenken, um dessen Beweggründe für diese seltsame Reglosigkeit zu erraten. „Ihm geht es nicht nur darum, sich über uns lustig zu machen“, meinte er zu Bidkar. „Er weiß, daß die Schlacht auch sein Heer schwächen würde. Aber er braucht das Heer im Abwehrkampf gegen die Assyrer genauso wie das reiche Land Baschan. Er will also die Schlacht vermeiden. Er wird nur kämpfen, wenn wir angreifen. Und falls er uns schlägt, wird er uns nicht verfolgen, sondern sich gleichfalls zurückziehen.“

Bidkar schaute ein wenig ratlos drein, als er antwortete: „Es ist sicher so, wie du sagst. Aber was sollen wir jetzt tun?“

Jehus Miene wurde noch ernster, als sie es schon war, und er zog den Freund ein Stück abseits, damit außer ihm niemand ihn hören konnte. „Wir beide glauben an die Voraussagen der beiden Gottesmänner, daß Joram in der Schlacht umkommen wird“, erklärte er mit leiser Stimme. „Also muß Joram dazu gebracht werden, den Angriff zu befehlen. Und nun sage ich dir, was danach geschehen wird. Sobald das Gottesurteil vollstreckt ist, werden wir den Kampf abbrechen. Wir werden ungefährdet zurück nach Ramot ziehen, denn Hasael wird uns nicht verfolgen. Sein Ziel sieht er nun ja greifbar nahe: Der König, der seinem Abwehrplan gegen die Assyrer im Wege stand, ist tot, und er kann auf König Jehu hoffen und auf das Bündnis zwischen Israel und Damaskus. Wenn er uns vernichtend schlägt, würde er sich also selbst schaden.“

Bidkar war immer fähig gewesen, Jehus Gedankengänge zu verstehen, und oft hatte er selbst sie gefördert. Aber was er jetzt hörte, schien ihm doch allzu gewagt. Und völlig ungewiß. Traute sich Jehu wirklich zu, die Schlacht in Gang zu setzen und das unberechenbare, blutige Getümmel zu beherrschen? Und wie wollte er den Judäerkönig beiseiteschieben, der ja nach Jorams Tod Herr des Feldzugs sein würde? Seine Bedenken zu äußern, und zwar so, daß Jehu nicht verstimmt wurde, war ihm jedoch nicht mehr möglich. Denn in diesem Moment erschien ein Meldereiter und befahl Jehu zum König.

Joram nahm Ahasja, der sowieso bei ihm war, und den herbeigeeilten Jehu mit sich auf die kleine Felskuppe, die sich hinter dem wartenden Heer erhob. Die Sicht aufs Gelände bis hin zum Gegner war von hier oben aus ein wenig besser. Die Streitwagen der drei standen unterhalb des Hügelchens, und dort warteten auch die Kuriere und Signalbläser, um die Befehle des Königs der Truppe zu übermitteln. Joram ging davon aus, daß ihn Hasael nach den Beleidigungen von gestern tödlich haßte. Er vermutete deshalb, daß es der Aramäerkönig in seiner Wartestellung nicht lange werde aushalten können. Der Haß werde ihn den Abhang hinunter zum Angriff treiben. Verbissen

wartete er darauf. Jehu hatte er zu sich gerufen, weil der Hasael am besten kannte. Vielleicht konnte der ihm sagen, wie man den Aramäern beikommen konnte, damit sie endlich zu den Waffen griffen.

Und Jehu wußte Rat. Gespannt hörte sich Joram seinen Plan an, und erfreut billigte er diesen. So fuhr Jehu gemeinsam mit Abihu und Hiddai, seinen Mitverschworenen, die er bei ihren Mannschaften traf und rasch über seine Vorstellung vom Schlachtverlauf informierte, von Abteilung zu Abteilung und erklärte ihnen, wie sie den Angriff führen sollten. Als er zum König zurückkehrte, konnte er berichten, daß die Mannschaften des Wartens überdrüssig seien und darauf drängten, endlich vorwärts zu stürmen. Noch längeres Zögern werde ihre Kampfeslust womöglich erlahmen lassen.

Joram atmete tief durch, nickte Jehu zu und ließ zum Angriff blasen. Der Klang des Hornsignals wehte wie ein kräftiger Wind, der ins Kornfeld stößt, über das stehende Heer. Die Kriegerhaufen gerieten in Bewegung, Muskeln strafften sich, Hände umklammerten Lanzen, Schwerter und Keulen, und dann rannten die Scharen los, und ihr Kriegsgeschrei „Jahwe und Israel!“ klang hell, als jauchzten sie über das frische Grün unter ihren stampfenden Füßen. Joram auf seiner Felskuppe lauschte dem Geschrei der Männer, als höre er Festgesänge, und seine Augen begannen zu leuchten. Es hatte sich gelohnt, den Kriegern einzureden, daß die Aramäer das Land Israels Stück um Stück an sich reißen und ausrauben wollten, und nun sahen sie in den Feinden gierige Bestien, die es erbarmungslos totzuschlagen galt. Jehu wollte den Vorwärtsstürmenden nachjagen, damit sein Anblick ihren Mut stärkte, aber Joram hielt ihn zurück. Er hätte gar nicht sagen können warum. Er wollte ihn einfach neben sich haben.

Die Bauernkrieger stürmten wie rasend die Anhöhe hinauf, wo die Aramäer sie kampfbereit erwarteten, und weisungsgemäß wichen sie zurück, als die Gegner auf sie eindrangen. Es geschah, wie es Jehus Plan vorsah: Die Aramäer, ihrerseits die Untätigkeit satt habend, fühlten den Rausch des Kampfes über sich kommen und waren nicht mehr zu zügeln. Sie drängten den Zurückweichenden nach hinab in die Ebene und gaben ihren Standortvorteil auf, was sie erst bemerkten, als der Rückzug der Israeliten zum Stillstand kam und die Schlacht nun eigentlich erst begann. Hiddais Soldaten und Abihus Streitwagen griffen ins Gefecht ein und versuchten, die Aramäer zu umkreisen und ihnen den Rückweg auf die Anhöhe zu versperren. Gegen sie rannten nun jedoch Hasaels Streitwagen an, so daß der Kampf an den Flanken bald genauso erbittert tobte wie im Zentrum des Schlachtfeldes. Bald schon formten sich in den Kehlen der Kämpfer keine Worte mehr, um sie dem Feind entgegenzuschleudern, bevor ihn die Waffe traf. Das tierische Gebrüll, das Keuchen und Stöhnen, das aus den offenen Mündern der Ringenden strömte, das Klirren und Krachen der Waffen, die gegeneinanderschlugen, hing wie eine schwarze Gewitterwolke über dem Gefilde, und darein mischte sich das Schmerzensgeheul der Verwundeten, bevor sie verbluteten oder totgetrampelt wurden. Vielleicht, so durchzuckte es manchen der Krieger, Israelit oder Aramäer, stieg das Schlachtgetöse zum Himmel empor, wo die Götter thronten, und erzwang ein göttliches Wunder.

Den Bewohnern der zwei Dörfer in der Nähe des Schlachtfelds grauste es, als sie den Lärm hörten, es war ihnen, als ob dort der Drache Leviatan wütete und fauchend und kreischend Menschen zermalmte. Sie hielten sich die Ohren zu und flüchteten in ihre Häuser.

Joram, Ahasja und Jehu auf ihrem Beobachtungsposten am Rande des Schlachtfeldes erschreckte der Schlachtenlärm nicht, denn sie waren ihn gewohnt. Trotzdem packte Joram die Aufregung. „Ich kann den Schwächling nicht sehen!“ rief er gereizt. „Seht ihr ihn?“ fragte er seine Kampfgefährten. Aber weder drüben auf dem Höhenzug noch im Schlachtgetümmel blitzte etwas auf, was der Vergoldung eines königlichen Streitwagens ähnlich sah. Jehu spottete, daß Hasael sich vielleicht getarnt habe, um der Lanze Jorams zu entgehen. Er erreichte, was er beabsichtigt hatte. „Der soll mich kennenlernen!“ schrie Joram. „Los, wir werden ihn finden!“ Er rannte zu seinem Wagen, die anderen hinterher. In der Nähe warteten die 50 judäischen Soldaten, gestern von Ahasja als unschlagbare Heldenschar gepriesen, von Joram jedoch im Zorn als lächerliche Schlägergarde beschimpft. Nachdem sich aber Joram abends beruhigt hatte, war er sogar auf Ahasjas Vorschlag eingegangen und hatte die Judäer zur Leibwache für sich und den Neffen bestimmt. Diese Männer schlossen nun ihren Ring um die drei hintereinander rollenden Streitwagen, um ihnen den Weg durch das Gewühl der Kämpfenden zu bahnen und andrängende Feinde niederzuhauen. „Bleibt dicht bei mir!“ schrie Joram Ahasja und Jehu zu. „Jehu, zeig mir den Feigling!“

Jehu und Bidkar, der sich jetzt wieder als Beschützer seines Freundes beweisen konnte, tauschten einen kurzen Blick. Beide dachten dasselbe. Der Aramäerkönig hatte natürlich nicht aus Feigheit auf alles Herrschergepränge verzichtet, sondern er wollte sich unerkannt Joram nähern und ihn töten. Es konnte gar nicht anders sein, wenn sich heute und hier Gott Jahwes Urteilsspruch erfüllen sollte.

Jehu befahl dem Wagenlenker, dicht hinter den beiden Königen zu bleiben. Aber das gelang nicht, der Wagen wurde immer mehr abgedrängt, und die judäischen Leibwächter sahen sich nicht einmal nach ihm um. Aber Ahasjas Wagen erblickte Jehu noch immer unmittelbar hinter dem Wa-

gen Jorams. Doch dann verlor er beide aus den Augen, denn zwei Aramäer hatten es auf seinen Wagen abgesehen. Einem der Feinde gelang es, dem linken Pferd einen empfindlichen Schwertstich zu versetzen. Das Tier wieherte laut vor Schmerz und versuchte, sich aufzubäumen. Der Wagen drohte umzukippen. Jehu und Bidkar gelang es, die beiden Angreifer so zu verwunden, daß sie nicht mehr gefährlich werden konnten. Der Wagenlenker zerschnitt das Riemenzeug des verletzten Pferdes und jagte das lahmende Tier davon, denn am Wagen war es nicht mehr zu gebrauchen. Dank seiner Fahrkunst brachte er den wertvollen Streitwagen mit dem verbliebenen, noch teureren Pferd aus dem Kampfgewühl heraus.

Jehu wischte sich den Schweiß aus den Augen und versuchte, irgendwo Abihu zu erblicken. Bidkar ließ sich vom Wagenlenker einen Fetzen um den blutenden Arm binden. Die Wunde sei nicht tief, beruhigte er Jehu. Plötzlich erschienen von der gegenüberliegenden Seite des Schlachtfeldes her zwei Streitwagen, und obwohl sie hier freie Fahrt hatten, gingen die Pferde im Schritt. „Joram und Ahasja“, stellte Jehu fest, und seine Stimme klang nicht verwundert. Auch Bidkar und der Lenker erkannten die königlichen Streitwagen. Nur etwa ein Dutzend Männer der judäischen Leibgarde begleiteten die Wagen, ihre Kameraden hielten wohl Verfolger auf.

Jehu befahl dem Lenker, zu den Königen hinüberzufahren. Im Näherkommen erkannte er: Auf Jorams Wagen stand Ahasja und stützte Joram, damit der sich an der Wagenbrüstung aufrecht halten konnte. Und als er fast heran war, sah er den Grund dafür: Im Rücken des Königs steckte ein gut gezielter Pfeil, genau zwischen dem ledernen Brustharnisch und dem breiten Ledergürtel. Hasaels Pfeil? Aber im Rücken? Jehu schüttelte unbewußt den Kopf. Hasael war zwar ein Meisterschütze mit dem Bogen, das hatte er bei der Jagd in der Wüste selbst erlebt. Aber wäre er Joram nicht eher mit Schwert oder Lanze im Kampf Mann gegen Mann gegenübergetreten, anstatt ihn hinterrücks mit der Fernwaffe zu treffen?

„Ich habe ihn gar nicht zu Gesicht bekommen“, keuchte Joram mit schmerzverzerrter Miene, als Jehus Wagen neben seinem anlangte und der Oberst sich ihm zuwandte. „Aber er hat mich gefunden, dieser Feigling.“ Ahasja ermahnte ihn: „Sprich jetzt nicht! Wir werden ihn trotzdem besiegen.“

Der Judäerkönig stand straff und ungerührt neben dem Verwundeten, nicht als ob er sich sorge, daß Israel an diesem Tag womöglich seinen König verlor. Jehu warf einen kurzen Blick auf ihn. Ihm war, als hörte er seine Frau Ada sagen: „Aber dann wird doch Ahasja König.“ Ein neuer Verdacht ergriff ihn: Ob etwa der Neffe den Onkel …? Aber war es nicht im Grunde egal, ob Ahasja oder Hasael oder ein beliebiger aramäischer Bogenschütze König Joram so schwer verletzt hatte, wie es offenbar der Fall war? Denn Auge und Hand des unbekannten Schützen hatte Jahwe gelenkt. Das stand für Jehu fest.

Er verscheuchte die jagenden Gedanken und wandte sich Joram zu: „Du mußt nach Ramot ins Heerlager! Laß zum Abbruch der Schlacht blasen! Denn ohne dich wird unsere Krieger der Mut verlassen. Ein Abbruch ist keine Niederlage, nur ein Waffenstillstand.“

„Hör nicht auf ihn!“ Ahasjas Stimme klang rauh. „Wir werden dort vorn an der Felskuppe den Pfeil aus deiner Wunde ziehen, und der Feind wird davonlaufen, wenn er sieht, daß dir auch seine Arglist nichts anhaben kann.“ Er zupfte probeweise an dem Geschoß, so daß Joram vor Schmerz laut aufschrie.

Jehu beugte sich zum Nachbarwagen hinüber, legte seine Hand auf Jorams Hand, die den Rand des Wagenkastens umklammerte, und beschwor ihn: „Brich den Kampf ab! Oder willst du hier sterben, und mit dir alle deine Krieger?“

Joram schloß hilflos die flackernden Lider und murmelte: „Vielleicht hast du recht.“ Jehu sprang vom Wagen und rannte zu den Hornisten, die unweit warteten. Ahasja rief ihm wütend nach: „Sie werden uns alle umbringen!“ Aber schon hallte das Signal langgezogen und klagend über das Schlachtfeld. Soeben hatte die Sonne ihren höchsten Stand erklommen. Gestern zur gleichen Zeit hatte Joram überheblich und stur die letzte Gelegenheit einer Verständigung mit Hasael ausgeschlagen.

Als der Aramäerkönig das Signal seiner Feinde hörte und deutete, ließ er seinerseits das Signal zur Einstellung des Kampfes ertönen. Aber es dauerte eine Weile, bis sich die Kämpfenden voneinander lösten, denn der Blutrausch, der sie gegeneinandertrieb, verebbte nur langsam.In dem Maß, wie ihr Denkvermögen wieder in Gang kam, fragten sie sich, ob sie recht gehört hatten. Aber die Signale waren laut und deutlich gewesen. So zogen sich die Gegner nach und nach dorthin zurück, wo sie am Anfang gestanden hatten.

Inzwischen legten Ahasjas Soldaten Joram bäuchlings auf den Eselkarren, mit dem das Trinkwasser für die Krieger transportiert worden war. Eine Ohnmacht hatte ihn erst einmal von Schmerz und Scham und Todesfurcht erlöst. So spürte er auch nicht das Rumpeln des unköniglichen Gefährts, auf dem er nun das Schlachtfeld verließ. Seine erschöpften, schweiß- und blutverschmierten Krieger schleppten sich hinterdrein, fassungslos über das Unglück, das den König und sie alle betroffen hatte.

Ein kleiner Trupp von Hiddais Soldaten blieb auf dem Kampfplatz zurück. Die als Totengräber erprobten Männer hoben eine breite Grube aus, sammelten die Gefallenen ein, dabei achtgebend, daß sie den Aramäern nicht zu nahe kamen, die das gleiche taten, und warfen die Leichen ins Massengrab. Manchem tödlich Verwundeten, der noch lebte, mußten sie den Gnadenstoß versetzen, denn liegenbleiben durfte keiner. Trotz der Kürze der Schlacht hatten sie lange zu tun.

17

Die Einwohner von Ramot, Männer, Frauen und Kinder, liefen vors Stadttor, weil sich schnell wie der Wind herumgesprochen hatte, daß die Krieger aus der Schlacht zurückkehrten. Nun wollten sie den Siegreichen zujubeln. Doch als der Heereszug näher kam, ergriff sie zuerst Verwunderung und dann Entsetzen, und niemandem fiel es ein, den Stadthügel hinabzulaufen. Denn da marschierten keine Sieger heran, mit hängenden Köpfen trotteten die Männer dahin. Und das Schlimmste: An der Spitze des Zuges rollte nicht der goldgleißende Streitwagen des Königs mit dem stolzen Feldherrn Joram, vielmehr zuckelte jetzt der Eselskarren, der heute früh den Schluß der Marschkolonne gebildet hatte, vor dem Heerhaufen, eskortiert vom Streitwagen des Judäerkönigs. Jorams Wagen rollte hinter dem elenden Transportkarren, nur mit dem Gespannführer besetzt. Für die Menge am Stadttor war klar: Der da auf dem Karren lag, war Israels König, und er war tot. Nun würden die Aramäer kommen, über das müde Heer dort unten herfallen und die Stadt erobern. Die Mütter riefen ihre Kinder zu sich und eilten zurück in die Häuser, die Männer folgten ihnen, erregt die Lage erörternd.

Aber Joram war nicht tot. Als ihn kräftige Hände aufhoben und in sein Zelt trugen, erwachte er aus der Ohnmacht. Jehu schickte nach dem Heilkundigen, den es in der Garnison gab, doch er wußte, daß der dem Verwundeten nicht würde helfen können. Der Pfeil steckte tief, er mußte aus nächster Nähe abgeschossen worden sein. Vielleicht war er sogar mit Widerhaken versehen. Und abgesehen von der Verletzung: Durch Jahwes Verdammungsurteil war der König sowieso dem Tode verfallen. Jehu betrachtete den Stöhnenden, der sich auf den Kissen seines Ruhelagers krümmte. Was erinnerte denn nun noch an seine Heldengestalt? Wo war seine Siegerpose geblieben?

Der Diener, der das königliche Zelt tagsüber gehütet hatte, gab Joram starken Wein zu trinken, um seine Schmerzen zu lindern, und befreite ihn vom drückenden Brustharnisch. Joram jammerte und schrie. Ahasja ging hinaus vors Zelt, er wollte sich den Anblick des Leidenden nicht länger zumuten. Jehu rief ihm zu: „Willst du deinem Onkel in seiner Not nicht beistehen?“ Eine Antwort erhielt er nicht. Obwohl Jehu überzeugt war, daß der König Jahwes Zorn selbst herausgefordert hatte und daß ein vom Gott Verworfener kein Mitleid verdiente, begann ihm der Hilflose doch leid zu tun. Hätte Jahwe ihn nicht sogleich töten können, anstatt ihn so qualvoll und würdelos langsam dahinsterben zu lassen? Doch dann rief sich Jehu ins Gedächtnis, wie Joram gedroht hatte, den Vater von Haus und Hof zu verjagen, wie er ihn selbst immer wieder wie einen dummen Jungen behandelt hatte, wie er ihn als Streitwagenoberst abgesetzt und hierher als kleinen Stadtkommandanten verbannt hatte, und sein Mitgefühl verging.

Der Heilkundige trat ins Zelt. Jorams Diener half dem König, sich so zu drehen, daß die Verletzung im Schein der flackernden Lampe, die er zur Hand nahm, gut sichtbar war. Der Wundarzt wiegte den Kopf schweigend hin und her. Dann träufelte er Öl rund um den Einstich und ließ es einwirken. „Zieh das Ding endlich raus!“ stöhnte Joram. Ahasja, der wieder hereingekommen war, bekräftigte die Forderung. „Du hast es gehört“, sagte er. „Worauf wartest du?“ Der Medikus faßte den Pfeil und zog vorsichtig daran, aber Joram stieß einen schrillen Schrei aus, so daß er die Hand erschrocken zurückzog. Er wandte sich an Jehu als seinen Vorgesetzten: „Ich kann nichts für ihn tun. Wenn ich Gewalt anwende, bringe ich ihn um. Wie aber dürfte ich ein solches Verbrechen begehen?“ Jehu dankte ihm und entließ ihn.

Der Befehlshaber und der Judäerkönig blickten einander an, und obwohl sie sich nicht mochten, erwartete jetzt jeder vom anderen einen Vorschlag, was mit dem Todkranken geschehen sollte. Doch der nahm ihnen die Entscheidung ab. Mit schwacher Stimme rief er Jehu zu sich, nicht Ahasja, und befahl ihm, ihn nach Jesreel zu bringen. Und zwar sofort. Und ein Eilbote sollte nach Samaria reiten und den Oberpriester des dortigen Jahwetempels nach Jesreel schicken. Der werde ihn heilen. Jehu erkannte sogleich, daß dies eine für sein eigenes Vorhaben nützliche Lösung war. Denn es war günstiger, wenn der König unterwegs starb, nicht hier inmitten des Heeres. Daß Joram selbst glaubte, er werde die beschwerliche Reise überstehen, zeigte lediglich, wie sehr er sich noch immer überschätzte.

Ahasja hatte die Befehle des Königs mißtrauisch mit angehört, aber plötzlich erkannte er, daß sich ihm keine bessere Chance bieten konnte. Als Jehu das Zelt verließ, um die nötigen Anweisungen zu geben, folgte er ihm und hielt ihn zurück. „Ich selbst werde den König nach Jesreel bringen“, sagte er in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. „Ich bin sein nächster Verwand-

ter, und keinem liegt sein Leben mehr am Herzen als mir. Du sorgst für einen bequemen Wagen, so daß der König keine Schmerzen leiden muß. Meine Männer werden mich begleiten. Dich ernenne ich zum Oberbefehlshaber des hier versammelten Heeres. Falls die Aramäer euch überfallen, schlagt ihr sie zurück, aber wenn sie euch in Ruhe lassen, laßt auch ihr sie in Ruhe. Sobald ich in Jesreel bin, lasse ich dir Nachricht und neue Befehle zukommen."

Noch während Ahasja sprach, verstand Jehu, was der Joramneffe beabsichtigte. Auch ihm mußte ja klar sein, daß der tödlich Getroffene unterwegs sterben würde. Offenbar wollte sich der Judäerkönig mit der Unterstützung seiner Großmutter Isebel zum König Israels machen. Ada, die kluge Priestertochter, hatte mit ihrer Voraussage zweifellos das Richtige getroffen.

Als Ahasja mit seinen Anweisungen zu Ende war, blickte Jehu ihn an, als müsse er sich erst daran gewöhnen, daß nun der Judäerkönig die Befehle erteilte. „Gut denn", antwortete er endlich. „Mir steht es nicht zu, darüber zu urteilen, ob sich der König dir anvertrauen will. Du bist der Nächste neben ihm, und so hast du hier das Sagen."

Sie gingen auseinander. Ahasja begab sich zu seinen Gefolgsleuten, es waren nur noch 45, und drei von ihnen waren überdies verwundet und kampfunfähig. Jehu schickte Bidkar in die Stadt hinauf, um einen geeigneten Transportwagen aufzutreiben. Er selbst traf sich mit Abihu und Hiddai und unterrichtete sie, daß Ahasja mit seinen Judäern den König nach Jesreel bringen werde und daß er selbst zum Oberbefehlshaber ernannt sei. Vom König, sagte er und ließ seine Freunde glauben, daß er Joram meinte.

„Du läßt sie einfach ziehen?" fragte Abihu vorwurfsvoll.

Jehu hatte keine Zeit für lange Erklärungen. „Es nützt uns, wenn wir sie hier los sind", erwiderte er. „Joram stirbt sowieso. Und Ahasja wird gar nicht bis Jesreel kommen. Wir drei besprechen das noch." Er wandte sich an Hiddai: „Such von deinen Soldaten 50 tapfere Männer aus! Sie werden Ahasjas Zug begleiten. Stell einen zuverlässigen Hauptmann an ihre Spitze! Und schick den Mann zu mir, bevor Bidkar den Reisewagen bringt, ich will ihm seinen Auftrag erklären!"

Hiddai wandte ein: „Wäre es nicht besser, wenn der Abmarsch erst morgen früh geschieht? Die Soldaten sind erschöpft, sie brauchen Ruhe."

Jehus Blick wurde streng. Hatte er sich in dem jungen Befehlshaber getäuscht? „Wir alle brauchen Ruhe", gab er ärgerlich zur Antwort. „Aber jetzt müssen wir handeln! Frag deine Männer, ob sie künftig diesem Judäerlümmel dienen wollen! Wenn nicht, dann sollen sie sich zusammenreißen. Und morgen werde ich bei ihnen sein, sag ihnen das! Und nun geh, es ist dringend!"

Hiddai errötete. Jehu fragte sich, ob vor Zorn über die Zurechtweisung oder vor Scham über den eigenen Einwand. Der junge Oberst machte wortlos kehrt und eilte davon. „Er wird den Trupp bereitstellen", sagte Abihu. „Vertrau ihm! Denn er vertraut auch dir."

„Er scheint nur zu sehen, was er vor Augen hat", knurrte Jehu. Er bat Abihu, Hiddai bei der Auswahl der Eskorte zu helfen, falls das notwendig sei. Ihn selbst fänden sie nachher im Zelt des Königs.

Die 50 Begleitsoldaten standen bereit, noch bevor Bidkar mit dem großen Transportwagen, den er gefunden hatte, im Lager anlangte. Hiddai trat ins königliche Zelt und meldete Jehu Vollzug. Draußen wartete Abihu mit dem Hauptmann, der die Schar befehligen sollte. Der Mann machte einen aufgeweckten Eindruck. Jehu ging mit ihm und den beiden Befehlshabern ein Stück abseits. „Wie heißt du?" fragte er den Hauptmann. „Ich heiße Rafu", stellte der sich vor. Jehu erklärte ihm nun, daß Ahasja die Begleitung sicherlich ablehnen werde. Aber er solle sich dadurch nicht irremachen lassen, sondern sich auf seinen Befehl berufen. Seine Männer dürften sich von den Judäern nicht herausfordern lassen. Sobald sie nachher abmarschiert seien, solle er für ein frühes Nachtlager eintreten. Während der Nachtruhe müßten sie Wachen aufstellen, denn die Judäer seien ein heimtückisches Volk. Morgen werde er dann selbst zu ihnen stoßen.

Dieses Versprechen entlockte dem Hauptmann Rafu ein kurzes Grinsen, denn er konnte sich vorstellen, daß Jehu nicht als Gefolgsmann des Judäerkönigs erscheinen würde. „Du kannst dich auf mich verlassen", antwortete er, und Jehu fügte seine letzte Weisung hinzu: „Rüstet euch, als ob ihr ins Gefecht zieht!"

Hiddai eilte mit Rafu davon, um den Trupp marschfertig zu machen. „Was hast du vor?" fragte Abihu. „Du weißt, daß wir dich unterstützen, aber wir müssen wissen, was du tun willst." Jehu blickte nervös zur Stadt hin und vertröstete den Freund auf später. Wo blieb nur Bidkar? Und wo war Ahasja? Und was taten eigentlich die Bauernkrieger? Er eilte dorthin, wo diejenigen ihre Zelte hatten, von denen jetzt vor allem abhing, ob die Ansage des Kleinen aus Gilgal – wie hieß er doch? Ach ja, Elischa – ob also Elischas Spruch sich erfüllte. Jehu ging durch die Zeltreihen, trotz seiner Müdigkeit eine zuversichtliche Miene aufsetzend. Viele der Krieger schliefen. Diejenigen, auf die er traf, bedachte er mit einem aufmunternden Wort. Einige fragten ihn, wie es um den König stehe, und um sie nicht zu verunsichern, erwiderte er, daß Joram nach Jesreel gehe, um dort zu genesen. Das Heer bleibe hier, um die Aramäer von weiterem Vordringen abzuschrecken, aber Kämpfe werde es vorerst nicht geben. Und zur Ernte seien sie alle wieder bei ihren Familien.

Endlich sah Jehu Bidkar mit einem vierrädrigen Wagen kommen, auf dem Joram ausgestreckt liegen konnte. Zwei Ochsen zogen das klapprige Gefährt. Der Besitzer des Gespanns stammte aus einem der Gehöfte unterhalb des Stadthügels. Jehu kannte den Mann vom Ansehen, begrüßte ihn und fragte, ob er selbst bis Jesreel mitfahren oder sein Gespann einem der Soldaten anvertrauen wolle. Der Bauer meinte, wenn Jehu dabei sei, werde er bleiben, er habe sich auf eine lange Fahrt eingerichtet. Jehu erklärte ihm, daß er erst morgen den Zug einholen werde, und der Bauer war es zufrieden. An alles Notwendige war gedacht. Der Wagen war mit Matten und Kissen gepolstert, und Reiseproviant war auch vorhanden. Jehu dankte Bidkar und schickte ihn zu den Judäern, denn wahrscheinlich war ihr König bei ihnen. Bidkar sollte ihm melden, daß der Wagen für König Joram bereitstehe.

Als Jehu ins königliche Zelt trat, war der Verwundete bei Bewußtsein, aber vom ansteigenden Fieber und vom Wein, den ihm der Diener verabreicht hatte, in einer Art Rauschzustand. Mit glasigen Augen murmelte er ständig vor sich hin, aber Jehu verstand nichts. Ahasja erschien mit vier seiner Soldaten, die hoben den Schwerkranken auf und trugen ihn zum Wagen. Joram spürte nun wieder den Schmerz in seinen Eingeweiden und bäumte sich schreiend auf, aber als er bäuchlings auf dem Wagen lag, wimmerte er nur noch leise vor sich hin. Der Gespannführer blickte entsetzt auf den Liegenden und konnte nicht fassen, in welch jammervollem Zustand sein König war. Er bereute nun, daß er seine Ochsen selbst führen wollte, aber die Zusage zurücknehmen konnte er nicht mehr. Schon stiegen die drei verwundeten Judäer auch auf den Wagen und hockten sich neben den Fiebernden, und zuletzt kletterte noch Jorams Diener hinauf.

Ahasjas Blick fiel erst jetzt auf die marschbereite israelitische Eskorte. Er begriff, daß Jehu ihm mißtraute, und wurde rot vor Zorn. „Deine Männer da bleiben hier!“ gebot er dem von ihm soeben ernannten Oberbefehlshaber. „Laß sie wegtreten!“

Jehu wollte vermeiden, daß es hier inmitten des Heerlagers zum Zusammenstoß mit den Judäern kam. Kameraden der Eskortesoldaten blickten schon aufmerksam herüber, bereit einzugreifen, falls Streit ausbrach. „Ich will meinem König nur die Achtung erweisen, die ihm gebührt“, rechtfertigte er sich. „Niemand soll sagen können, daß die Israeliten auf das Geleit für ihren verwundeten König verzichtet haben. Meine Männer werden die deinen nicht belästigen.“

Ahasja nahm die Erklärung wortlos hin, denn eine Entgegnung darauf fand er nicht, und eine Ablehnung war nun kaum mehr möglich. Und es drängte ihn, ins sichere Jesreel zu kommen. Er gab den Befehl zum Abmarsch, bestieg seinen Streitwagen und rollte ohne ein Abschiedswort davon. Jehu und Bidkar folgten dem Zug bis vors Heerlager und blickten ihm dann hinterher, solange sie ihn sehen konnten. Der Ochsenwagen und Jorams Streitwagen, auf dem nun hinter dem Wagenlenker nur der Schildträger des Königs stand, waren von den Judäern gleich einer Kriegsbeute in die Mitte genommen worden. Die Israeliten marschierten hinter Ahasjas Truppe. Den Schluß bildeten die von Eseln gezogenen Troßkarren der beiden Mannschaften.

„Hoffentlich stirbt er noch heute nacht!“ sagte Jehu, und dann erklärte er dem Freund, wie er sich das Weitere dachte. Bidkar hielt es für selbstverständlich, daß er Jehu begleiten würde, wenn der morgen früh Ahasja hinterherjagte. Aber Jehu hatte einen ganz anderen Auftrag für ihn. „Du mußt nach Edrei zu König Hasael. Einen anderen Boten kann ich nicht schicken. Niemand außer dir weiß, was Hasael und ich besprochen haben, so daß du auf seine Fragen, die er vielleicht stellen wird, die richtigen Antworten finden wirst. Du sollst ihm mitteilen, daß Joram tot ist und daß ich König geworden bin, daß mein Heer im Lager vor Ramot bleibt, bis ich im Heiligtum Jahwes den göttlichen Segen eingeholt habe. Sobald ich dann den Thron von Samaria eingenommen habe, werde ich erneut Botschaft senden.“

Statt sich über den diplomatischen Auftrag zu freuen, war Bidkar enttäuscht. „Wer wird dich morgen beschützen?“ fragte er besorgt.

Auch Jehu wäre es lieber gewesen, den Freund neben sich zu haben, wenn es galt, dem Joramneffen den Weg nach Jesreel zu verlegen. Aber noch wichtiger war es, König Hasael zu beruhigen. „Jahwe wird mich beschützen“, antwortete er, und das war für ihn keine Floskel. Er glaubte es tatsächlich. Denn wenn der Gott bisher alles so gefügt hatte, daß ihm der Griff nach dem Königsdiadem gelingen mußte, sollte er dann nicht auch sein Leben beschützen? Jehu legte Bidkar vertraulich die Hand auf die Schulter. „Du wirst meiner Familie beistehen. Und Abihu und Hiddai werde ich sagen, daß sie in allen wichtigen Fragen deinen Rat einholen sollen.“ Bidkar nickte, es war ja nicht so, daß er die Bedeutsamkeit der Aufgabe, mit der ihn sein Freund und Gebieter betraute, nicht verstand.

Das königliche Zelt stand nun leer. Obgleich nur Joram und sein Diener darin zu ruhen gepflegt hatten, war es geräumig, denn zugleich hatte es ja den Beratungen des Königs mit den Befehlshabern und Kommandeuren gedient. Nun wollte es Jehu nutzen, denn es war an der Zeit, die nächsten Schritte festzulegen. Er schickte Bidkar zu Abihu und Hiddai, damit sie zu ihm kämen, und es dauerte nicht lange, da verschwanden die vier Verschwörer in Jorams Zelt. Hiddai warf einen erstaunten Blick auf den Schildträger, als auch der sich im Kreis niederließ, denn im Gegen-

satz zu Abihu wußte er noch nicht, daß Bidkar für Jehu mehr war als der bloße Kampfkamerad. Erst im Verlauf der Beratung verstand er es.

Die beiden Befehlshaber berichteten über die Verluste in ihren Mannschaften und über die Stimmung der Soldaten. Jehu hörte aufmerksam zu, denn nur, wenn er das Heer hinter sich wußte, konnte er morgen hoffnungsvoll aufbrechen, um sich das Königtum zu erobern. Indem sein Blick auf Abihu und Hiddai ruhte, während sie sprachen, begriff er auch, daß ihre Anhänglichkeit an ihn sich von derjenigen Bidkars unterschied. Das mußte er beim weiteren Gang der Dinge im Auge haben. Bidkar diente ihm seit Jahren selbstlos, nie hatte er sich unzufrieden mit seiner Stellung gezeigt, Aber die beiden hohen Offiziere dachten bei aller Freundschaft sicherlich immer auch an ihren weiteren Aufstieg. Abihu stammte wie er selbst aus einer angesehenen Soldatenfamilie, vielleicht war Hiddais Herkunft ähnlicher Art, es war ein Mangel, daß er das noch nicht wußte. Hiddai besaß jedenfalls bei seinen Männern trotz seiner Jugend Autorität, und was ihm als Befehlshaber noch fehlte, mußte er rasch lernen. In Abihu hatte er einen Fürsprecher. Jehu nahm sich vor, in Megiddo den mißgünstigen Elkana ungeachtet seiner Fähigkeiten durch den ergebenen Hiddai zu ersetzen. Doch welchen höheren Posten sollte Abihu erhalten? Als oberster Heerführer fehlte es ihm wohl doch noch an Erfahrung, und außerdem strebte ja der Streitwagenoberst Nahum in Hazor nach dem Feldherrnamt. Er selbst hatte ihn, als er bei seiner Rückkehr aus Damaskus in Hazor eingekehrt war, leichtsinnigerweise in diesem Wunsch bestärkt.

Als Hiddai seinen Rapport beendete, ließ Jehu die Gedanken an den Aufstieg seiner Mitstreiter davonflattern, denn jetzt ging es darum, was morgen und an den kommenden Tagen getan werden mußte. „Joram wird heute nacht oder morgen sterben“, stellte er nüchtern fest. Und dann nannte er kurz und knapp die nächsten Aufgaben: „Zuerst muß das Heer mich zum König ausrufen. Heute sollen sich die Männer ausruhen, aber morgen muß es in aller Frühe geschehen. Danach wird Bidkar als mein Bote zu den Aramäern gehen und König Hasael vom Tod Jorams und von meinem Königtum informieren und ihm das Bündnis zwischen mir und ihm gegen die Assyrer in Aussicht stellen. Wenn Hasael das hört, wird er sich drüben in seinem Lager ruhig verhalten und uns nicht angreifen. Ich selbst werde dem königlichen Leichenzug hinterherjagen und Ahasja hindern, sich als Enkel König Ahabs zum König Israels machen zu wollen. Dann werde ich Jorams Leichnam nach Jesreel bringen. Alles Weitere wird sich in Jesreel entscheiden.“

Eine lebhafte Debatte begann. Daß Jehu nur mit einer kleinen Mannschaft über den Jordan hinüber zu den Festungen der Omridendynastie ziehen wollte, um dort seinem Königtum Anerkennung zu verschaffen, fand besonders Abihu gewagt, ja geradezu tollkühn. Bidkar riet ebenfalls davon ab. Die Freunde wollten auch genauer wissen, was er mit dem Judäerkönig und dessen Kriegern anzufangen gedachte. Immer wieder mußten sich die vier Verschworenen gegenseitig ermahnen, leiser zu sprechen, denn wenn auch draußen Vorübergehende nicht verstehen konnten, was im Innern des Zeltes verhandelt wurde, so war es doch nicht auszuschließen, daß ein Neugieriger bewußt zu lauschen versuchte. Gerade aus diesem Grund hatte Jehu auch keine Wachen vor dem Zelt postiert, denn die hätten vielleicht am ehesten ihre Ohren gespitzt. Am Ende der Besprechung waren die Freunde sich einig, daß Jehu mit 30 Streitwagen aufbrechen sollte. Mit den 50 Soldaten, die schon unterwegs waren, und zuzüglich der Wagenlenker hatte er damit 140 Krieger bei sich. Die Palastwache in Jesreel war zwar 150 Mann stark, aber ihr Hauptmann Ira und Jehu kannten sich, und es war nicht zu erwarten, daß es die Königsmutter Isebel vermochte, die Garde gegen Jehus Mannschaft zu hetzen. Ahasjas Geschick sollte von seinem eigenen Verhalten abhängen. In Jesreel wollte Jehu dann entscheiden, welche Kräfte aus dem Heer er für den Zug nach Samaria brauchte. Oberbefehlshaber hier im Heerlager von Ramot sollte Abihu werden.

Nun schickten die Verschworenen nach den Kommandeuren der einzelnen Heeresabteilungen. Als alle versammelt waren, schilderte Jehu die entstandene Situation: „König Joram wird heute nacht sterben, denn seine Wunde ist unheilbar. Der Judäerkönig, der mit ihm auf seinen eigenen Wunsch hin unterwegs nach Jesreel ist, hat vor, sich mit Unterstützung der Königsmutter Isebel zum neuen König Israels zu machen. Unser Feind, der Aramäerkönig, wird vorläufig in seinem Lager bei Edrei bleiben, denn er wartet ab, ob König Joram genesen wird oder, falls er stirbt, wer nach ihm König werden wird. So ist seit unserem Rückzug aus der Schlacht die Lage. Wir müssen jedoch zugleich daran denken, daß irgendwann die Assyrer uns erneut bedrohen werden, daß also Israel ein großer Krieg gegen diesen Hauptfeind bevorsteht. Ich sage euch das jetzt deshalb, weil die Assyrergefahr überhaupt erst den Aramäerkrieg veranlaßt hat. Denn König Hasael hat Baschan besetzt, weil König Joram nicht bereit war, mit ihm das Bündnis gegen die Assyrer einzugehen. Wenn nun Jorams Nachfolger diesem Bündnis zustimmt, wird Hasael abziehen, und wir haben Baschan kampflos zurück. Wenn aber der neue König Israels in Jorams Fußstapfen tritt, so werden wir die Aramäer weiterhin zu Feinden haben und die Assyrer mehr denn je fürchten müssen.“

Jehu hielt inne. Die meisten in dieser Runde gehörten Hiddais Mannschaft an, denn die Kommandeure der einzelnen Bauernhaufen stammten aus dieser. Es waren also Offiziere, deren Auffassungen von Elkana als ihrem eigentlichen Befehlshaber geprägt waren. Ob sie deshalb vielleicht meinten, Erbe König Jorams müßte sein Neffe sein, der Letzte von Omris Nachkommen,

auch wenn er dem judäischen Davidgeschlecht angehörte? Ob sie eventuell glaubten, Ahasja habe aus Jorams Fehlern gelernt und werde sie vermeiden? Einen Moment lang war Jehu versucht, den Joramneffen als heimtückischen Mörder seines Onkels zu verleumden, um so von vornherein eine Parteinahme für Ahasja zu verhindern. Aber er verwarf die Idee, denn es war ja nicht unmöglich, daß einer der Versammelten gesehen hatte, wie vielleicht ein beliebiger aramäischer Bogenschütze den verderblichen Pfeil auf Joram abgeschossen hatte. Er mußte Ahasja auf andere Weise verächtlich machen.

So fuhr er in seiner Ansprache fort: „Wer soll also König der Israeliten sein? Etwa der Judäer Ahasja? Sollen wir, die Soldaten der großen Könige Omri und Ahab, unsere Befehle künftig von dem ärmlichen Jerusalemer Winkelkönig empfangen? Sollen die Israeliten ihre Rettung vor den Assyrern ihm anvertrauen, der noch nie ein Heer befehligt und noch nie mit fremden Königen verhandelt hat? In ernster Sorge um Israel sind eure Befehlshaber Hiddai und Abihu zu mir gekommen und haben mich bestürmt, den Judäer an seiner Absicht zu hindern. Sie haben vorgeschlagen, daß in der bedrohten Lage ich den verwaisten Thron von Samaria einnehme. Da ich weiß, daß eine schnelle Entscheidung nötig ist und da ich den Aramäerkönig, unseren künftigen Verbündeten im Abwehrkampf gegen die Assyrer, persönlich kenne, habe ich zugestimmt. Morgen früh werde ich mich dem versammelten Heer als Nachfolger Jorams im Königtum Israels vorstellen. Anschließend werde ich den Zug mit dem Verstorbenen einholen und Ahasja nach Jerusalem zurückschicken. Den Leichnam König Jorams geleite ich nach Samaria, wo ich mich auf den Thron König Omris setzen werde. Nachdem dann das Aramäerheer von hier abgezogen ist, könnt auch ihr das Lager abbrechen und den Rückmarsch antreten. Abihu wird hier an meiner Statt das Oberkommando führen. Das ist alles, was ich euch jetzt zu sagen habe. Äußert euch dazu!“

Den Offizieren war klar, daß Jehu ohne das Heer, das hier in Ramot stand, nicht König werden konnte. Denn niemand vermochte vorauszusehen, ob die Palastgarden in Jesreel und Samaria und die große Garnison in Hazor, ob auch die Beamten- und Dienerschaft König Jorams sowie die Priester in Samaria und Bet-El den neuen König anerkennen würden. 3000 Bewaffnete waren jedoch eine Macht, die mögliche Anhänger Ahasjas oder eines anderen Thronanwärters fürchten mußten. Daß nun aber das Heer hinter Jehus Königtum stand, hing natürlich nicht unerheblich davon ab, wie die Kommandeure ihre Soldaten beeinflußten. Die Offiziere hier im königlichen Zelt waren sich des Gewichts ihrer Meinungen bewußt. Und obwohl keiner grundsätzlich gegen Jehus Anspruch auf die Königsherrschaft war, wollten ihn einige erst einmal spüren lassen, daß es auf ihre Haltung ankam, ob er sich durchsetzen konnte.

Und so begann im Zelt abermals eine hitzige Debatte. Die beiden Unterführer Abihus sprachen sich zwar ohne Wenn und Aber für Jehu aus, aber einige der Hauptleute Hiddais wußten, daß Elkana, ihr ferner Befehlshaber, Jehu keine Erhöhung gönnte, und deshalb brachten sie immer wieder neue Bedenken vor, formuliert als mögliche Einwände Außenstehender, damit ihnen niemand vorwerfen konnte, sie selbst seien gegen Jehu. Das Für und Wider der Streitenden wurde immer lauter, ihre Ermüdung vom Schlachtgetümmel am Vormittag war verflogen. Jehu verfolgte die Rededuelle ungerührt und griff selten ein, denn er war sicher, daß am Ende alle hinter ihm stehen würden. Und er brauchte auch nicht zu mahnen, leiser zu streiten, denn Bidkar hatte das Zelt vor Beginn der Versammlung verlassen und sich draußen postiert, so daß kein Unberufener lauschen konnte. Bidkar war froh, als es drin endlich leiser wurde. Jehus Vermutung einer allgemeinen Zustimmung hatte sich erfüllt. Die Forderung, daß er im Reichsheiligtum Bet-El die Salbung zum König und damit Jahwes Segen einholen möge, die einer der Kommandeure gestellt hatte, fand er nützlich und nahm sie an, er hatte ohnehin schon an ein großes Dankopfer am Altar von Bet-El gedacht.

Der Abend senkte sich auf das Heerlager. Jehu hatte die vergangene Nacht vor der Schlacht als Befehlshaber des Bauernheeres in dessen Mitte verbracht. Jetzt ging er zur Stadt hinauf, um Frau und Kinder wiederzusehen und sich zugleich von ihnen zu verabschieden.

Ada wußte bereits von Bidkar, der auf seiner Suche nach einem Transportwagen für Joram den Stadtbewohnern die Angst vor einem Überfall der Aramäer genommen hatte und auch bei ihr vorbeigekommen war, daß der König in der Schlacht schwer verletzt worden war und sterben würde. Als sie Bidkars verbundenen Arm gesehen hatte, war ihre Sorge um Jehu riesengroß geworden, aber sein Freund hatte sie beruhigt. Und nun war sie glücklich, als sie ihren Ehemann tatsächlich gesund, wenn auch von den Mühen des Tages erschöpft, ins Haus treten sah. Sie bereitete ihm ein Essen, und dann mußte er ihr und den Kindern berichten, wie alles zugegangen war. Sie bedauerte den König, der so schwer leiden mußte, bevor er die Augen für immer schloß. Aber sogleich dachte sie an die Zukunft. „Der neue König muß dich nun zum Heerführer machen“, sagte sie, und sie wiederholte damit nur ihre Erwartung, die sie nach dem Besuch der beiden Gottesmänner aus Gilgal geäußert hatte.

Jehu hatte angenommen, daß sie fragen würde, wer als Jorams Nachfolger vorgesehen sei, und vorgehabt, sie nicht länger im unklaren über das Kommende zu lassen. Aber offenbar war ihr der Gedanke, daß er selbst der neue König werden könnte, völlig fremd. Außerdem waren die Kin-

der zugegen, und sie würden seine Offenheit trotz Verbots weitertragen. Aber es sollte doch so aussehen, als ob ihn das Heer ohne vorherige Verabredung zum König erwählte. So hinterfragte er lieber Adas Erwartung: „Was meinst denn du, wer nun König werden wird?“

Seine Frau blickte ihn erstaunt an. „Aber wird das nicht Ahasja sein, der Enkel König Ahabs?“

Jehus Miene verschloß sich, als er den Judäer nennen hörte. „Also nicht Ahasja?“ fragte Ada verunsichert. „Wer dann?“

Jehus Antwort verärgerte sie, denn er wich ihr aus: „Jahwe wird sich einen Mann erwählen, der ihm gefällt.“ Und schon erhob er sich und ließ sie und die Kinder wissen, daß er morgen nach Jesreel und Samaria aufbreche, um am Begräbnis Jorams teilzunehmen. Wann er zurückkomme, wisse er noch nicht, es könne länger als eine Woche dauern.

Seine Familie begleitete ihn trotz der Dunkelheit, die den Tag schon beendet hatte, bis zum Stadttor und blickte ihm nach, als er mit langen Schritten davoneilte, dem Heerlager zu. Joahas, sein Ältester, der nun bald 13 Jahre alt wurde, sagte: „Ich weiß, warum der Vater uns allein läßt.“ Und von der Mutter aufgefordert zu sagen, was er damit meine, verkündete er mit stolzer Miene: „Er wird unser neuer König.“ Ada durchfuhr ein leichter Schreck. Es stellte sich zwar heraus, daß Joahas gar nichts Genaueres wußte und sich mit der Vermutung lediglich hatte wichtig machen wollen, aber sie erinnerte sich an den Besuch der Gottesmänner im vergangenen Herbst, über den Jehu wie über ein Geheimnis so auffallend geschwiegen hatte. Angeblich waren die beiden gekommen, um Jorams Tod anzukündigen. Hatten sie etwa zugleich Jehu das Königtum vorausgesagt? War Joahas doch auf der richtigen Spur? Er hatte sich ja den ganzen Nachmittag mit seinen Freunden unten in der Nähe des Heerlagers umhergetrieben und beobachtet, was sich dort begab.

In der Stille der Nacht grübelte Ada auf ihrer Lagerstatt über das Kommende nach, denn die leichtfertige Vermutung ihres Sohnes ließ sie nicht los. Nein, die Frau eines Königs wollte sie nicht sein! Mit vielen fremden Menschen unter einem Dach, Dienerinnen ausgeliefert und von ihnen belauert, hinter hohen Mauern eingesperrt, von Soldaten auch tagsüber bewacht – der Ehemann ständig im Land unterwegs oder in Beratungen mit seinen Beamten und Militärobersten, vom Volk wegen zu hoher Abgaben gehaßt, dem Gott Jahwe für ganz Israel verantwortlich und seinem Willen unterworfen – nein, es war nicht erstrebenswert, eine Königsfrau zu werden! Ada schüttelte sich. Was war nur in Jehu gefahren? Griff er wahrhaftig nach dem Königsdiadem? Gehorchte er einem Gottesspruch? Warum wollte Jahwe gerade ihn und nicht Elkana oder Nahum, wenn es schon nicht Ahasja sein sollte? Und warum hatte Jehu mit ihr, die er liebte und der er vertraute, niemals darüber gesprochen? Endlich überkam sie die Müdigkeit, und sie beruhigte sich ein wenig. Wer weiß, was Joahas für dummes Gerede aufgeschnappt und falsch gedeutet hatte. Vielleicht ging es bei Jehus Reise wirklich nur um König Jorams Bestattung.

Als Ada und die anderen Frauen in Ramot am Morgen die Handmühlen in Gang setzten, um Korn zu mahlen, damit sie Brot backen konnten, formierte sich unten im Lager das Heer zum Appell. Die Krieger nahmen an einem Geröllhang Aufstellung, so daß auch die hinten Stehenden Jehu sehen und einigermaßen hören konnten. Die Kommandeure hatten ihren Unterführern schon gestern mitgeteilt, daß es mit König Joram zu Ende gehe und daß Jehu sein Nachfolger werde, und die hatten das unter ihre Mannschaften gebracht. Die Krieger wußten also bereits, worum es heute morgen ging.

„Ihr Söhne Israels!“ begann Jehu seine Ansprache. „Ihr habt gestern tapfer gekämpft, und daß wir den Feind nicht besiegten, ist nicht eure Schuld.“ Er blickte in die Gesichter der Nächststehenden und sah gespannte Aufmerksamkeit. „Ein großer Verlust hat Israel betroffen“, fuhr er fort. „König Joram ist an seiner Wunde gestorben. Israel ist eine Herde ohne Hirten, während es Wölfe belauern.“ Jehu wartete, bis jenen, die ihn nicht verstanden hatten, seine Worte von Kameraden weitergegeben worden waren. Dann erinnerte er daran, daß Joram weder einen Sohn noch einen Bruder hatte, also ohne einen Erben war, und daß Ahasja, der Sohn seiner Schwester, ein Judäer war. „Soll dieser Fremde etwa über Israel herrschen?“ rief er. „Ich weiß, daß er Israel an sich bringen will. Wenn er aber König wird, dann sind wir unseren Feinden ausgeliefert, denn er kann kein Heer führen. Und so, wie bisher unser Korn, unser Öl, unser Honig nach der Handelsstadt Tyros verhökert wurde, so würde all das dann nach Jerusalem geschleppt werden. Nein, meine Brüder, Ahasja darf sich nicht auf Jorams Thron niederlassen!“ Jehu prüfte die Mienen und erkannte Zustimmung. „Ihr Tapferen Israels!“ setzte er neu an. „Israel braucht einen König, der das, was fleißige Hände erarbeiten, im Lande beläßt und der die Räuber fernhält. Jeder Israelit soll unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaum sitzen können, ohne daß jemand ihn aufschreckt.“

Nun wollte Jehu zur Sache kommen und sich als jenen König darstellen, der die Wünsche Israels erfüllen wird. Doch irgendwo in der Menge rief bereits ein Ungeduldiger: „Jehu soll König sein!“ Seine Kameraden nahmen den Ruf auf. Die Streitwagenkämpfer, Jehus ehemalige Truppe, fielen in die Akklamation ein, und schließlich widerhallte der ganze Appellplatz vom begeisterten Händeklatschen der Dreitausend und von den Rufen „Jehu soll König sein!“ und „Es lebe König Jehu!“

Der Gefeierte war gerührt. Eindeutiger und wirkungsvoller hätte er sich die Huldigung gar nicht vorstellen können. Mit glücklichem Lächeln, das sonst eher selten in seinem Gesicht erschien, gebot er den Männern Ruhe. Aber er mußte eine Weile warten, denn so schnell ebbte der Überschwang der hoffnungsvollen Freude nicht ab. Als es halbwegs still geworden war, rief er: „Ihr Helden Israels! Ihr erweist mir große Ehre, und ich danke euch! Euer Wille sei auch mein Wille! Israel soll in mir einen gerechten und weisen Hirten finden, der es beschützt und seinen Wohlstand mehrt. Ich werde jetzt den Verstorbenen nach Samaria begleiten, damit er sich dort zu seinen Vätern legen kann. Anschließend werde ich im Heiligtum von Bet-El den Gott Israels um seinen Segen für mein Königtum bitten. Ihr aber, meine Getreuen, ihr sollt hier auf Wacht bleiben, bis ich zu euch zurückkehre."

Das Heer rief aufs neue „Es lebe König Jehu!" Der neue König verneigte sich dankend und abschiednehmend vor den Männern und trat dann zu seinen Vertrauten. Aber es bedurfte zwischen ihnen keiner Worte mehr. Er nickte ihnen zu, bestieg den wartenden Streitwagen und fuhr an der Spitze seiner Wagenkolonne davon, um auf Joram, ob der nun schon tot oder noch lebendig war, und auf seinen Rivalen Ahasja zu treffen.

18

Der Abstieg ins tiefe Jordantal war geschafft. Die Abendsonne überstrahlte Jehus 30 Streitwagen, deren Besatzungen hier in der Ebene diese nun wieder bestiegen, nachdem sie die beschwerlichsten Wegstrecken zu Fuß zurückgelegt hatten. Denn Pferde und Wagen mußten geschont werden, ein Unfall aus Leichtsinn war ein schweres Vergehen. Trotzdem bis hierher alles gutgegangen war, machte Jehu ein unzufriedenes Gesicht. Er hatte nämlich gehofft, den Zug mit dem schwerverletzten Joram noch diesseits des Flusses einzuholen, aber er war schon irgendwo dort drüben. Ahasja hatte es offenbar eilig, ins sichere Jesreel zu kommen. Morgen würde er beizeiten weiterziehen, während sie hier mühevoll den Jordan durchwateten. Denn heute war es schon zu spät, um den Flußübergang noch zu wagen. Bald würde es dunkel sein.

Der Gedanke an den Judäerkönig hellte Jehus mürrische Miene einen Moment lang auf. Wie einfältig der Joramneffe doch war! Er glaubte offenbar, daß die Fürsprache seiner Großmutter bei Jorams Beamten und Priestern ausreichte, um König Israels zu werden, während es doch tatsächlich einzig darauf ankam, wen die Befehlshaber und Kommandeure der Streitkräfte als König anerkannten. Die Stimme des Bauernheeres war die Stimme des Volkes. Und wenn sich Jahwe der Nöte des Volkes angenommen hatte, wie jetzt, klang dann nicht aus der Stimme des Volkes Jahwes Stimme? Aber was verstand dieser eingebildete Grünschnabel schon davon! Er glaubte, in Israel gehe es zu wie in dem Sperlingsnest Jerusalem. Doch es lohnte nicht, den kleinen Gernegroß zu belächeln. Morgen würde es ihn schon gar nicht mehr geben. Sein Tod war für Jehu beschlossene Sache. Denn einen Rivalen am Leben zu lassen hieß, hinter sich einen Skorpion zu dulden.

Weit schwieriger schien es Jehu, über die Königsmutter Isebel zu einer Entscheidung zu kommen. Als das Nachtlager errichtet war und er sich in seinem Zelt zur Ruhe legte, war ihm klar, daß er es nicht länger aufschieben konnte, einen Entschluß zu fassen. Denn morgen trat er Isebel gegenüber und mußte wissen, was er wollte. Er hielt sie für gefährlich, wegen ihrer Herrschsucht, wegen ihres Einflusses bei den Würdenträgern in Samaria und wegen ihres Hasses gegen Hasael, den künftigen Verbündeten Israels. Auch sie mußte weg wie ihr Enkel. Der Haken dabei war nur, daß man eine Frau, die noch dazu eine Tochter des Königshauses von Tyros und die Witwe König Ahabs war, nicht einfach töten konnte. Jehu seufzte. Guter Rat war teuer. In Jesreel oder gar in Samaria konnte sie auf keinen Fall bleiben, auch wenn man sie gut bewachte. Am besten, er schickte sie zurück nach Tyros, wo ihr jüngerer Bruder Baalasor König war. Aber vielleicht konnte sie vorher sogar noch nützlich sein. Falls sie begriff, daß es mit der Familie König Omris wirklich aus war, dann blieb ihr doch nichts anderes übrig, als ihn, Jehu, als neuen König anzuerkennen, denn er hatte das Heer hinter sich. Und dann mußte sie auch veranlassen, daß ihre Anhänger in Samaria ihm die Tore zu Stadt und Palast bereitwillig öffneten. Als er mit seinen Überlegungen soweit gekommen war, fand er endlich Ruhe und schlief ein.

Im Morgengrauen waren er und seine Kameraden schon am Jordanufer und gingen daran, den lebhaft strömenden Fluß zu überqueren. Die Gespannlenker führten die Pferde durch die Furt, sich an deren Riemenzeug selbst festhaltend, die Kämpfer trugen jeweils zu zweit, mit den Füßen vorsichtig tastend, die wertvollen Wagen hinüber. Jehu überwachte die Aktion, bevor auch er als einer der letzten ins Flußbett stieg. Es mußte schwierig gewesen sein, dachte er, den schweren Ochsenwagen ans andere Ufer zu bringen. Wenn Joram nicht schon vorher gestorben war, so hatte er hier beim Rumpeln und Schütteln des Gefährts sicherlich sein Leben ausgehaucht. Die Strömung des Flusses war kräftig. Jehu wurde der Zeitdruck bewußt, unter dem er stand, denn in spätestens einem Monat rauschte vom Berg Hermon her das Hochwasser durchs Tal, und dann

war die Furt drei Wochen lang unpassierbar. Das Heer mußte vorher wieder zurück aufs westliche Ufer. Aber das setzte voraus, daß ganz Israel sein Königtum anerkannt und daß König Hasael Baschan wieder freigegeben hatte.

Endlich war der zeitraubende Übergang abgeschlossen. Die Männer überließen es der aufsteigenden Sonne, Beine und Kleidung zu trocknen. Jehu gab seinen Gefährten letzte Anweisungen, dann rollten die Wagen in rascher Fahrt dem Talhang zu. Als der Anstieg steiler wurde, hieß es abermals absteigen, damit es die Pferde mit den leeren Wagen leichter hatten. Jehu marschierte an der Spitze des Zuges, seine Besorgnis wuchs, daß der Vorsprung der Verfolgten zu groß war, um sie noch einzuholen, bevor sie oben die große Ebene erreichten. Aber nein, nach einer Wegbiegung kam Ahasjas Kolonne in einiger Entfernung in Sicht. Es dauerte nicht lange, und die israelitischen Soldaten an deren Schluß hatten Jehus Trupp voller Freude bemerkt, und auch die Judäer erkannten, daß ihnen da welche auf den Fersen waren.

Ahasja befahl den Hauptmann der Israeliten zu sich und herrschte ihn an: „Wer sind die da, und was wollen sie?“ Die Antwort bestürzte ihn: „Das ist Jehu. Er wird dir selbst sagen, weshalb er uns hinterherkommt.“ Besorgt überblickte Ahasja seine winzige Schar. Außer seinem eigenen Streitwagen noch zwei und nicht einmal 50 Kämpfer zu Fuß. Aber vielleicht wollte ihn Jehu gar nicht überfallen? Er befahl einem seiner Männer, der auf einem Pferd zu reiten verstand, den Verfolger zu fragen, was er hier wolle. Der Bote warf sich auf eines der ausgeschirrten Wagenpferde und trabte, so schnell es der Weg zuließ, abwärts, während Ahasjas Kolonne langsam weiterzog. Bald überwand sie die letzte Anhöhe, und Ahasja gönnte Menschen und Tieren eine Rast.

Der Bote hatte unterdessen Jehu erreicht und lenkte sein Pferd dicht an den Befehlshaber heran. Jehu war zwar dem Ritt auf einem Pferd abgeneigt, aber Furcht vor den großen Tieren hatte er als ehemaliger Wagenlenker und -kämpfer nicht. Das Pferd neben ihm schreckte ihn also nicht. Der Bote setzte an, um Ahasjas Frage zu übermitteln, aber Jehu kam ihm zuvor und fragte seinerseits: „Wie geht es König Joram? Die Sorge um ihn hat uns hergetrieben.“

„Dein König ist tot“, erwiderte der Judäer vom Pferd herab. „Schon in der ersten Nacht ist er gestorben. Wir bringen seine Leiche nach Jesreel zur Königsmutter. Sie wird alles Weitere veranlassen.“ Er meinte, daß sich sein Auftrag durch Jehus Worte eigentlich erübrigt habe, und fügte deshalb nur noch hinzu, König Ahasja erwarte, daß Jehu sofort zu seinem Heer zurückkehre. Dort werde er gebraucht, hier jedoch nicht.

Daß der Judäer während des Gesprächs auf seinem Reittier sitzen blieb, empörte Jehu genauso wie die letzte Bemerkung. Eine Unverschämtheit! Diese Hinterbergler aus dem Süden wußten nicht, was sich gehörte. Er nahm seinen Dolch und stach dem Pferd in die Flanke, nicht tief, aber doch so, daß es laut wiehernd nach hinten auskeilte. Der Reiter fiel vornüber zu Boden. Jehu höhnte: „Daß du die Erde vor meinen Füßen küßt, habe ich gar nicht verlangt.“ Der Judäer stand mühsam auf, und Jehu befahl zweien seiner Männer, ihn den Troßknechten am Ende des Zuges als Gefangenen zu übergeben. Sein Pferd jagte er davon.

Als Ahasja das Tier ohne den Reiter herangaloppieren sah und zugleich beobachtete, daß die Verfolger zügig näherkamen, wußte er, daß er Jehu zu Recht mißtraut hatte. „Verrat!“ rief er seinen Soldaten zu. „Wartet hier, ich hole Hilfe!“ Auf seinen Befehl hin schirrten die drei Wagenlenker in fliegender Hast die Pferde an, auch das zurückgekehrte ließ es willig geschehen. Ahasja und die anderen Besatzungsmitglieder sprangen auf ihre Plätze, und schon sprengte das Wagentrio davon, um die Palastgarde von Jesreel zu alarmieren. Die Judäerkrieger neben dem Ochsenwagen mit der Leiche sahen sich von ihrem König im Stich gelassen, scharten sich eng zusammen und hofften, mit dem Leben davonzukommen. Sie wußten, daß jeder Widerstand gegen die überlegenen Israeliten sinnlos war. Jehus Soldaten hatten keinen Befehl, den Judäerkönig zurückzuhalten, und so rissen sie über Ahasjas kopflose Flucht Witze. Sie warteten ungeduldig, daß Jehu mit seiner Schar zu ihnen stieß und ihnen sagte, was sie tun sollten. Hinter seinen Ochsen hockte furchtsam der Bauer, und ebenso ängstlich kauerte Jorams Diener neben seinem leblosen Herrn, aus dessen Rücken der verderbliche Pfeil wie ein Zeichen dafür hervorspießte, daß es mit der Omridynastie aus war. Beide, der Ochsenkutscher und der Diener, begriffen gar nicht, was hier geschah, und fürchteten sich mehr noch als vor den Bewaffneten vor dem Totengeist Jorams. Der Leib des Königs, nun eine Beute Hunderter von Fliegen, bedurfte dringend der Beisetzung, damit auch der sicherlich umherspukende Geist zur Ruhe kam.

Noch bevor Jehus Schwadron den wartenden Leichenzug erreichte, machten die Krieger ihre Gespanne bereit, um den Geflohenen nachzusetzen, denn Ahasjas Feigheit war von ihnen nicht unbemerkt geblieben. Der Weg führte zwar immer noch aufwärts, aber die Lenker trieben die Pferde an, und so waren die Wagen rasch oben auf der Anhöhe. Jehu rief Rafu, dem Hauptmann der 50 Eskortesoldaten, zu: „Nehmt sie gefangen!“ Er wies auf die Judäer. Zehn seiner Streitwagen kesselten diese bereits wie vorher verabredet ein. Er selbst jagte mit dem Gros seiner Wagen den Flüchtigen hinterher. Seine Gespanne waren schneller als die drei der Judäer. Kein Wunder, dachte er, war es denn in dem Felsennest Jerusalem überhaupt möglich, Wagenpferde zu trainieren und Lenker auszubilden? So gelang es bald, die Flüchtlinge vom Weg nach Jesreel abzudrängen.

Ahasja wich nun nach Süden aus. Wollte er mit den Wagen ins Bergland hinauf? Hoffte er, sich bis Samaria durchzuschlagen, wo er auf Hilfe rechnete? Jehu gab seinen Gefährten durch Handzeichen zu verstehen, daß den Judäern auch dieser Weg versperrt werden mußte.

Die Pferde rasten dahin, die leichten Wagen drohten bei mancher Bodenwelle zu zerbrechen, und selbst den geübten Wagenkriegern wurde bei dieser halsbrecherischen Hetzjagd angst und bange. Aber bald gerieten die Judäer in Schußweite. Jehu und die vordersten seiner Streiter ließen das Tempo verringern und schossen ihre Pfeile ab. Im hintersten Wagen der Flüchtlinge wurde der Lenker getroffen. Zwei von Jehus Wagen waren im Nu bei dem führerlosen Gefährt, und dessen Besatzung erlag den Speeren der Israeliten. Die anderen Wagen Jehus jagten die beiden noch intakten judäischen Wagen und schossen ihre Pfeile auf sie ab. Ahasja, dem der Angriff vor allem galt, wurde von zweien oder dreien der Geschosse getroffen. Einen der Pfeile sah Jehu deutlich zwischen seinen Schulterblättern stecken. Auch sein Schildträger war verwundet und hatte ihn nicht schützen können. Beide judäischen Wagen, deren Lenker noch unversehrt waren, verließen jetzt ihre südliche Fahrtrichtung und wandten sich nach Nordwesten. Da gab Jehu das Signal zum Abbruch der Verfolgung.

Als sich seine Gefährten um ihn gesammelt hatten, befahl er die Rückkehr zur Kolonne mit dem königlichen Leichnam. „Ahasja will sich offenbar nach Megiddo flüchten“, erklärte er. „Aber er wird sterben wie Joram. Morgen werden wir ihn aufspüren. Jetzt müssen wir nach Jesreel.“ Die Musterung ergab, daß keines der Pferde hinkte und daß 19 Wagen weiterhin einsatzfähig waren, nur einer hatte die Verfolgungsjagd nicht heil überstanden, aber seine Besatzung war wohlauf.

In ruhiger Fahrt langte der Trupp bei den Kameraden an. Einige der Judäer hatten sich vorhin ihrer Gefangennahme widersetzt, andere hatten ihnen helfen wollen, und so war es schließlich zu einem allgemeinen Handgemenge gekommen. Die knappe Hälfte der Judäer hatte dabei ihr Leben verloren, die Überlebenden trotteten nun entwaffnet und gefesselt mit wütenden Gesichtern im Marschzug. Ein paar von ihnen waren verwundet. Drei, die nicht mehr gehen konnten, hockten nun mit auf dem Leichenwagen. Jehu lobte seine Leute für den entschlossenen Einsatz gegen die Aufrührer. Den Soldaten der ursprünglichen Eskorte, die ja schon am Tag vor seiner Ausrufung zum König Ramot verlassen hatten, teilte er seine Erhebung mit. Sie wußten das allerdings schon von den Wagenkriegern, die ihnen bei der Überwältigung der Judäer geholfen hatten. Nun, da es ihnen der neue Herrscher selbst sagte, so beiläufig, als teile er die weitere Marschroute mit, riefen sie freudig, wie es der Brauch war: „Es lebe König Jehu!“ Der Gefeierte dankte und sagte dann auch dem Ochsenkutscher ein aufmunterndes Wort. Aber der starrte ihn nur mit glasigen Augen an, denn die erlebten Schrecknisse hatten ihm die Sprache verschlagen. Einen der beiden Reiter, die mit der Wagentruppe gezogen waren, schickte Jehu nach Jesreel, um den Tod König Jorams und die Ankunft des Zuges mit seiner Leiche zu melden. „Sag dem Hauptmann Ira“, wies er den Boten an, „daß es Jehu ist, der vom König in Ramot ernannte Heerführer, der den königlichen Leichnam geleitet!“

Die Palastwache nahm die Nachricht vom Tod des Königs mit Bestürzung auf. Nicht weil die Soldaten eine besondere Anhänglichkeit an Joram gehabt hätten, sondern weil nun vielleicht die herrische Königsmutter, die ihnen zuweilen mit ihren Wünschen beschwerlich fiel, die Macht ergriff. Einzig Scheba, den Sohn Nabots, erfaßte eine große innere Freude. Er hatte es ja geahnt, daß es mit dem Hause Omris zu Ende ging. Seit über einem halben Jahr wartete er auf den Tag seiner Rache. Nun hatte Jahwe den Sohn König Ahabs gerichtet. Jetzt galt es, an der Anstifterin des Mordes an Nabot das göttliche Vergeltungswerk zu vollenden.

Der Kommandeur Ira wußte nichts von Schebas Racheplänen. Er scheuchte seine Leute auf, damit sie für die Aufnahme des Trauerzugs im Palasthof alles Notwendige vorbereiteten. Es mußte schnell gehen. Dann begab er sich zu Isebel und überbrachte ihr die traurige Nachricht, daß sie auch ihren zweiten Sohn verloren hatte und daß in Kürze der Heerführer Jehu mit dem königlichen Leichnam eintreffen würde. Isebel verlor für einen Moment ihre stolze Haltung, und sie überhörte Jehus ungewohnten Titel. Ihr erster Gedanke war eine Anklage Gott Jahwes. Hätte er Joram nicht wie seinen Vater Ahab in Würde alt werden und dann in seinem Palast ruhig sterben lassen können? Mußte er ihn auf der Höhe des Lebens zum Schlachtentod verurteilen? Hoffentlich hatte der Sohn, bevor er umkam, den Feind Hasael geschlagen und aus Baschan vertrieben!

Sie richtete sich auf und winkte Ira, daß er gehen möge. Ihre Dienerinnen glaubten, daß die Herrin jetzt von ihnen ein Klagegeheul erwartete und begannen zu jammern, aber Isebel gebot ihnen Ruhe, und auch ihre eigenen Augen blieben trocken. Die Mädchen mußten ihrem Obergewand einen langen Riß zufügen, ihr die Haube vom Kopf nehmen und das weiße Haar mit Asche bestäuben. Während diese äußeren Zeichen der Trauer hergerichtet wurden, war Isebel mit ihren Gedanken bei der Nachfolge für den Sohn. Wenn Jorams Frau Haggit in einigen Monaten einen Sohn gebar, dann ging es lediglich darum, wer während der Jahre seiner Kindheit die Herrschergewalt ausübte. Sie selbst hielt sich zwar für durchaus befähigt zu regieren, aber ob sie soviele Jahre noch gesund und am Leben bleiben würde, das war ungewiß. Eventuell kam Eran, der Priester des Jahwetempels von Samaria, als Regent in Frage. Wenn nun aber Jorams Kind ein

Mädchen war? Was dann? Da sie Ahasja, ihren Enkel, liebte, trug sie keine Bedenken, ihn als König Israels durchzusetzen. Dann wäre er Herrscher über beide benachbarten Reiche, deren Könige beide Jahwe als den Gott ihres Hauses und ihres Volkes verehrten, er wäre mächtiger als alle anderen Könige ringsum. Aber als Inhaber von Omris und Ahabs Thron konnte er keinesfalls in dem abgelegenen Jerusalem sitzen bleiben. Er müßte sich von der Davidsippe lossagen und sich als dem Hause Omris zugehörig bekennen, und seine Residenz müßte Samaria sein.

Als die Dienerinnen Isebels Trauerhabit hergerichtet hatten, unterbrach sie ihre angenehmen Überlegungen. Mit ihrem Äußeren zufrieden, erhob sie sich und trat ans Fenster. Ihr Gemach befand sich zwar im Obergeschoß, aber über die Mauer des Palastbezirks hinweg ins Freie konnte sie trotzdem nicht blicken. Auf jeden Fall war der Leichenzug noch nicht eingetroffen, denn nur die eigenen Soldaten und Knechte liefen geschäftig hin und her und riefen einander irgendwelche Mitteilungen zu. Isebel befahl einem ihrer Mädchen, weiterhin Ausschau zu halten, und ließ sich wieder im Sessel nieder, um dort gedankenschwer die Ankunft des Zuges zu erwarten.

Die Sonne hatte schon lange den Mittagspunkt hinter sich gelassen, als endlich Jehus Streitwagen an der Spitze der Kolonne in die Auffahrt zum Palastkomplex einbog. Ira erwartete den Heerführer, wie sich Jehu genannt hatte, vor dem Tor, mit düsterer Trauermiene, die gar nicht zu seinem Gesicht paßte. Aber er bemerkte bald, daß es Jehu und seiner ganzen Mannschaft gar nicht zum Trauern zumute war, und so entspannte sich sein ernster Gesichtsausdruck wieder. Die Fußsoldaten zogen als erste in die Festungsmauern ein. Ira und seine Männer machten verwunderte Augen, als sie in deren Mitte die judäischen Gefangenen erblickten. Dann rumpelte der Ochsenwagen durch die lange, enge Einfahrt. Drin im Hof der Festung hielten einige Knechte schon eine Trage bereit, und mit kräftigen Griffen hoben sie die fliegenumschwärmte Leiche vom Wagen, legten sie auf das Gestell und trugen dieses in den Audienzsaal. Rasch kamen sie wieder heraus ins Freie, denn der Körper, der einmal ein König gewesen war, roch nach zwei Tagen Frühlingswärme ganz und gar nicht mehr königlich. Man schickte zu Isebel, aber sie wußte ja ohnehin, daß der Schreckenszug angelangt war und daß sie nun ihre Trauer öffentlich zeigen mußte. Lieber wäre sie oben in ihrer Kammer geblieben, der Erinnerung an das gemeinsame Leben mit dem Sohn hingegeben, aber das wäre ein grober Verstoß gegen die Sitte gewesen, und dem Geist des Toten durfte sie es gleich gar nicht antun, dem Leichnam fernzubleiben.

Als auch die Streitwagen und der Troß das Tor passiert hatten, ließ sich Jehu von Ira berichten, wie er die Unterbringung der vielen Menschen, der Tiere und der Wagen organisiert hatte. Sie standen so, daß sie die Palastfront und den freien Platz davor im Auge behalten und so das geschäftige Treiben der Besatzung und der Ankömmlinge kontrollieren konnten. Jehu kannte das Dauergrinsen des Hauptmanns, das dem angeboren war, und so irritierte es ihn nicht. Er wußte, daß er einen tüchtigen Kommandeur vor sich hatte – ein Schwächling wäre ja auch gar nicht auf diesen Vertrauensposten gekommen. Ira war an die 40 Jahre alt, aber weil Jehu selbst älter aussah, als er tatsächlich war, konnte man beide für ungefähr gleichaltrig halten.

Iras Vortrag wurde jäh unterbrochen. Ein gräßlicher Schrei drang aus dem Inneren des Hauptgebäudes, und ihm folgte ein langgezogenes Heulen und Wimmern, das ständig von neuem einsetzte. Die beiden Befehlshaber zuckten unwillkürlich zusammen, obwohl sie wußten, was an ihre Ohren drang. „Daß sie noch so laut jammern kann“, wunderte sich Jehu. Ira kannte Isebel besser, als ihm lieb war, und warnte Jehu: „Nimm dich in acht vor ihr! Sie sieht zwar alt aus, aber laß dich nicht täuschen! Sie wird jetzt die Herrschaft an sich reißen, und da wird der Wind schärfer wehen als unter Joram.“

Jehu nickte. Er fand sich in seiner Entscheidung bestätigt, daß Isebel verschwinden mußte. Aber vorher sollte sie ihm die Tore zur Residenz Samaria öffnen. Allerdings zweifelte er jetzt nach Iras Warnung stärker, ob er sie dazu würde zwingen können. Er informierte den Hauptmann in aller Kürze über den Ausgang der Schlacht mit den Aramäern, die Umstände vom Tod des Königs und die gegenwärtige Lage in Ramot. Und er teilte ihm mit, daß er schon morgen weiterziehen werde, wohin, das hänge von dem Gespräch ab, das er mit Isebel heute noch führen werde. Jorams Leichnam müsse schnellstens nach Samaria, damit er im Grab der Omriden zur Ruhe komme. Und was die Judäer betreffe, so habe sich Ahasja als Feind Israels erwiesen, denn er habe sich der Leiche Jorams mit der Absicht bemächtigt, zu seinem eigenen kleinen Königreich nun auch das große Reich Israel hinzuzufügen. Als er sich verfolgt sah, sei er geflohen. Wahrscheinlich hocke er jetzt in Megiddo, aber dort werde er an den Pfeilen, die ihn getroffen hatten, sterben.

Ira hatte Mühe, die Fülle der knappen Mitteilungen, die er zu hören bekam, sofort in sich aufzunehmen und in ihren Zusammenhängen zu begreifen. Aber wie gefährlich Jehu sein Angriff auf den Judäerkönig werden konnte, das war ihm sogleich klar. „Sie hat ihren Enkel Ahasja geliebt“, meinte er. „Gerade auch deshalb, weil Joram keinen Sohn hatte. Wenn sie erfährt, was du mit Ahasja gemacht hast, wird sie dich tödlich hassen. Und mir wird sie befehlen, dich umzubringen.“

Jehu blickte Ira scharf an. Sollte der, auf dessen Unterstützung er angewiesen war und dem er vertraut hatte, sich als Gegner erweisen? Hätte er doch lieber gleich mit einer starken Heeresmacht hierhermarschieren sollen? „Und?“ fragte er. „Wirst du ihrem Befehl gehorchen?“

Ira hielt seinem Blick stand. „Sie hat mir nichts zu befehlen“, erwiderte er schlicht. „Mein Herr war der König. Da er dich zu seinem Heerführer ernannt hat, wie mir dein Bote mitteilte, gehorche ich jetzt deinem Befehl. Wenn du aber willst, daß auch sie dich als Oberbefehlshaber anerkennt“ – er machte eine Kopfbewegung zum Palast hin, von dem her noch immer die Totenklage der Königsmutter und ihrer Dienerinnen herüberklang – „dann sag ihr, daß Ahasjas eigene Leute gegen ihn rebelliert und ihn tödlich getroffen haben.“

Jehus Miene hatte sich entspannt, als er das Treuebekenntnis des Hauptmanns hörte. „Meine Frage war nicht ernst gemeint“, behauptete er nun. „Ich wußte immer, daß sich König Joram auf dich verlassen konnte wie auf sich selbst, er hätte dich ja sonst auch nicht als Kommandeur über seine Palastgarde gesetzt. Und nun wirst du wie ihm dem neuen König Israels dienen, den Jahwe, unser Gott, erwählt hat. Seinen Willen hat er nämlich schon kundgetan, und zwar durch die Stimme des Heeres, das in Ramot steht. Das Heer hat mich, den Heerführer Jorams, zum König ausgerufen.“

Jetzt war es heraus, was in der Festung Jesreel Ira als erster erfahren mußte, und Jehu war erleichtert. Jetzt mußte sich entscheiden, ob er hier in Jesreel Ira wie in Ramot Abihu und Hiddai vertrauen konnte. Aufmunternd blickte er den Kommandeur an. Der war nur einen Moment lang überrascht. Es ging ihm zwar alles ein bißchen schnell, und er mußte achtgeben, in all den Neuigkeiten, die auf ihn einstürmten, nicht den Überblick zu verlieren. Aber wer sollte denn nun nach Jorams Tod König sein, wenn nicht Jehu, der noch von Joram, wie er glauben mußte, zum Heerführer ernannt worden war und den er obendrein achtete und schätzte? So beugte er sich tief vor Jehu herab, und als er den Kopf wieder hob, erklärte er: „Du bist mein König! Möge Gott Jahwe dir alles gelingen lassen! Verfüge über mich und meine Männer!“

Jehu dankte dem Hauptmann und forderte ihn auf, sogleich seine Mannschaft zu versammeln und sie auf ihn als den neuen König zu verpflichten. Er werde danach einige Worte an die Soldaten richten.

Ira mußte, bevor er den Befehl ausführte, noch etwas loswerden. „Haggit war seit dem vorigen Herbst hier, du weißt, die jüngere der beiden Frauen Jorams, die ihm den Sohn geboren hatte, der dann gestorben war“, berichtete er. „Als der König nach Ramot aufbrach, reiste sie zurück nach Samaria. Sie ist erneut schwanger. Ich denke, das mußt du wissen.“

Die Nachricht traf Jehu wie ein Hieb. Niemals, seit er sich als künftigen König gesehen hatte, war ihm eingefallen, daß Joram noch einen Sohn zeugen konnte. Nun stand die Möglichkeit, daß der tote König einen leiblichen Nachfolger bekam, plötzlich drohend vor ihm. Und mindestens ganz Samaria und ganz Jesreel wußten davon. „Wann wird sie niederkommen?“ fragte er Ira. Der hatte bei ihrer Abreise etwas von zwei oder drei Monaten sagen hören, genau erinnerte er sich nicht, denn es hatte ihn damals ja nicht besonders interessiert.

Jehu schritt gedankenversunken um den Gebäudekomplex herum, um zu sehen, wie seine Mannschaft untergekommen war und ob die gefangenen Judäer streng bewacht wurden. Ihm war klar, daß angesichts der Schwangerschaft Haggits die Königsmutter Isebel seine unversöhnliche Feindin sein mußte, wenn sie erfuhr, daß er zum neuen König ausgerufen worden war. Die Lüge über Ahasjas Geschick, zu der ihm Ira geraten hatte, konnte er sich ersparen. Denn selbstverständlich hoffte Isebel auf die Geburt eines Knaben, der die Königsdynastie der Omriden fortsetzte. Ein König Jehu konnte für sie nur ein Thronräuber sein, den man erschlagen mußte wie einen tollen Hund. Und auch für die Palastgarde, die Beamten und Höflinge in Samaria war er, wenn er als König vor die Residenz der Omriden zog, zweifellos ein Aufrührer, der niedergeworfen und getötet werden mußte. Seine Idee, mit kleiner Mannschaft als Anführer des Trauerzugs mit der Königsmutter Isebel an seiner Seite friedlich in Samaria einzurücken, war völlig zunichte geworden, sie war wohl von vornherein nur ein Wunschtraum gewesen.

Als er zu seinen Männern trat und sich nach ihrem Befinden erkundigte, bemerkten diese seine Beklommenheit, aber sie konnten sich seinen plötzlichen Stimmungswechsel nicht erklären. Gab es etwa Streit mit den Palastsoldaten? Vorsichtshalber ordneten die Anführer seiner Mannschaften später an, die Wachen um ihr Nachtlager zu verdoppeln. Jehu bestimmte fünf Soldaten, die den Ochsenkutscher mit seinem Gefährt morgen früh begleiten sollten, wenn er den Weg nach Hause antrat. Im Bergland war der schwerfällige Wagen als Transportmittel für Jorams Leichnam nicht mehr zu gebrauchen.

Ira hatte unterdessen die Palastwache am Festungstor antreten lassen. Die Totenklage drin im Audienzsaal des Palastes war verstummt. Als Jehu auf die Truppe zuschritt, schrien die Männer den traditionellen Huldigungsruf „Es lebe König Jehu!“ Jehu freute sich, daß seine Anerkennung durch Iras 150 Soldaten so glatt vonstatten ging, aber er überbewertete ihr Treuebekenntnis nicht, denn vermutlich hätten sie sich genauso für Elkana oder Nahum erklärt, wenn der eine oder der andere an seiner Statt hier stünde und die Nachfolge Jorams beanspruchte. Er dankte den Männern und versprach ihnen ähnlich wie am Vortag in Ramot dem ganzen Heer, die Feinde Israels zu schlagen und Heer und Volk der Israeliten ein gerechter und weiser Herrscher zu sein. Die Männer ließen erneut ihren Ruf erschallen, und damit war die Nebenresidenz Jesreel sicher in seiner Hand.

Als er die Truppe verließ, streifte sein Blick die Fensteröffnungen im Obergeschoß des Palastes. Aber nirgends konnte er ein neugieriges Gesicht ausmachen. Vielleicht interessierte es Isebel gar nicht, was sich draußen begab, wahrscheinlich wartete sie einfach, daß er als der Anführer des Leichenzugs endlich vor ihr erschien und ihr Bericht erstattete. Er seufzte, denn jetzt stand ihm das Unerfreulichste seit dem Jordanübergang von heute morgen bevor. Er sehnte sich, daß dieser Tag endlich zu Ende ging.

Isebel thronte in ihrem Gemach, den Oberkörper sehr aufrecht an die Rückenlehne ihres Sessels gepreßt, das Gesicht starr vor Hochmut, als der Mann eintrat, der ihr sagen sollte, wie Joram gestorben war. Die Dienerinnen, die mit ihr den Toten beweint hatten, kauerten im Hintergrund. Jehu fiel sogleich auf, daß sie ihre Haube abgelegt hatte und daß ihr dünnes, weißes Haar mit graubrauner Asche bestäubt war, und er hoffte, daß die Trauer sie ein wenig milder als gewöhnlich gestimmt hatte. Er berichtete über die Schlacht mit den Aramäern, von Jorams Verwundung und seinem Wunsch, in Jesreel mit Hilfe des Priesters Eran zu genesen, und schließlich vom Zug hierher, den der König beklagenswerterweise nicht überlebt hatte.

Isebel hörte mit unbewegtem Gesicht zu und schwieg danach eine Weile. Jehu fragte sich, ob sie bereits wußte, daß er vom Heer und der Palastgarde als neuer König anerkannt war. Daß sie ihm keinen Sitzplatz angeboten hatte, besagte nichts. Er erinnerte sich, wie er hier im Palast vor dem König und seiner Mutter den Bericht über die Gesandtschaft nach Damaskus erstattet hatte. Von Joram war ihm erlaubt worden, sitzend zu sprechen. Von der verknöcherten Alten war diese Höflichkeit aber sowieso nicht zu erwarten gewesen, ob er für sie nun Heerführer war oder einer, der sich das Königtum anmaßte.

Endlich öffnete Isebel den Mund ein klein wenig und fragte: „War es wenigstens Hasael, der ihn …?“ Jehu verneinte es. „Also einer seiner Krieger?“ vermutete sie nun. Jehu verneinte auch das. Isebel fühlte sich durch seine Einsilbigkeit gekränkt. „Wieso nein?“ keifte sie, nicht an ihre Zahnlücken denkend, die sie sonst zu verbergen trachtete. „Sprich endlich! Wer war es?“

Jehu verdrehte die Augen, als müsse er sich überwinden, die Wahrheit auszusprechen. Dann sagte er: „Ahasja war es, dein Enkel.“

Isebels strenge Gesichtszüge entglitten ihr. Ihr Kinn sackte herab, ihre Augen flackerten. Aber schnell riß sie sich wieder zusammen. Sie hatte zwar schon seit längerem geahnt, daß der Judäerkönig mit dem Thron von Samaria liebäugelte. Er hatte einmal gesagt, daß es ihm lieber wäre, von einem Sohn Ahabs abzustammen statt von einer Tochter des großen Königs und ein Omride zu sein statt ein Davidide. Aber was Jehu behauptete, war Unsinn, war eine Unverschämtheit. „Du lügst!“ herrschte sie ihn an. „Ich werde noch herausbekommen warum. Jetzt will ich wissen: Warum ist Ahasja nicht hier, um mit mir zu trauern?“

„Er kann nicht hier sein“, erwiderte Jehu, unbeeindruckt von ihrem haßerfüllten Ton. „Denn ich habe meinen König bereits an ihm gerächt.“

Isebel starrte ihn an. Sprach dieser Mensch, den Joram seltsamerweise seinen Freund genannt hatte, etwa doch die Wahrheit? Eine ungeheuerliche Wahrheit? Eine unerträgliche Wahrheit? Nur leise, wie aus weiter Ferne, drang Jehus Erläuterung an ihre Ohren: „Er hatte sich des Leichnams unseres teuren Toten bemächtigt. Als er mich ihm nachjagen sah, ist er geflohen. Aber ein Königsmörder darf nicht entkommen. Von meinem Pfeil getroffen, wird er genauso sterben wie der, den er getötet hat. Meine Männer sind bereits hinter ihm her. Er versucht, sich in Megiddo zu verstecken.“

Isebel war in ihrem Sessel zusammengesunken. Eine der Dienerinnen trat zu ihr, und mit ihrer Hilfe setzte sie sich wieder so aufrecht wie zu Beginn der Unterredung. In ihrem Kopf arbeitete es. Ihr Sohn war tot, ihr einziger Enkel tot, nur sie lebte noch und mit ihr die Hoffnung auf einen nachgeborenen Sohn Jorams. Um dieser Hoffnung willen durfte sie nicht aufgeben. Dieser da aber, der sich als Rächer Jorams aufblähte, war gefährlich. Womöglich fiel es ihm noch ein, selbst nach dem Diadem der Könige Israels zu greifen! Er mußte erst einmal weg hier. Und dann war ein Mann zu finden, der ihn totschlug. Sie atmete tief und verkündete dann: „Ich habe alles vernommen, was du berichtet hast. Der Dienst, den du meinem toten Sohn noch geleistet hast, bleibt unvergessen, aber hier in Jesreel endet er. Den Leichnam des Königs nach Samaria zu bringen, um ihm dort das Begräbnis an der Seite seiner Väter auszurichten, ist meine Aufgabe. Ich werde mich auch um Jorams Mörder kümmern. Du aber nimmst morgen früh bei Sonnenaufgang deine Krieger, die du mitgebracht hast, und ziehst zurück nach Ramot. Dort wartest du ab, bis Elkana bei dir eintrifft, und gemeinsam werdet ihr Hasael, den entlaufenen Knecht König Ahabs, besiegen und vertreiben.“ Sie schwieg erschöpft und winkte ihm, daß er sie verlassen möge.

Sie traute ihren Augen nicht, als der Mörder ihres Enkels, der froh sein sollte über seine gnädige Verschonung, nicht nur nicht ging, sondern einen Schritt näher auf sie zutrat. Sie nahm alle Kraft zusammen, um nicht ängstlich zu erscheinen. Aber Jehu hatte nicht vor, sie umzubringen, was sie befürchtet hatte. Ohne die Stimme zu heben, sagte er: „Eines werde ich dir erlauben: Du darfst den Trauerzug nach Samaria begleiten. Im übrigen aber sind deine Wünsche hinfällig. Gott Jahwe, der wahre Herr Israels, hat bereits anders, als du es möchtest, entschieden. Durch die

Stimme des Heeres, das in Ramot steht, hat er mich zum König Israels berufen. Die hiesige Palastgarde hat sich mir selbstverständlich unterstellt. Auch die Garde von Samaria und die Garnison von Hazor werden es tun. Wer wollte sich auch gegen den Willen Jahwes, unseres Herrn, auflehnen! Du wirst es gleichfalls nicht wagen. Mehr habe ich dir jetzt nicht zu sagen."

Er verbeugte sich vor ihr, machte kehrt und verließ das Gemach. Als er die Treppe betrat, die abwärts führte, kam es ihm vor, als habe er in einem Seitengang einen Mann gesehen, der sich dort vor ihm verbarg, aber als er genauer hinblickte, war niemand mehr zu sehen. Er zuckte die Schultern und stieg hinunter. Was ging es ihn an, ob einer der Höflinge an der Tür der Königsmutter gelauscht hatte. Er fürchtete auch keinen Mörder, den die Alte ihm vielleicht schicken wollte, denn er würde die Nacht ja nicht hinter den Palastmauern verbringen, sondern draußen im Festungshof inmitten seiner Streitwagenkrieger. Er ging zu Ira, um ihm von dem Gespräch mit Isebel zu berichten.

Die Gestalt, die er gesehen zu haben glaubte, war kein Phantom gewesen, aber auch kein Diener Isebels, der es auf ihn abgesehen hatte. Es war Scheba, der es gar nicht erwarten konnte, seinen Vater Nabot an dessen Mörderin, dieser heimtückischen Hexe da vorn hinter der Tür, zu rächen. Vorhin war er ein wenig zur Unzeit gekommen, und so hatte er sich verbergen müssen, bis Jehu wieder gegangen war. Aber nun schien der Weg für ihn frei zu sein.

Isebel riß die Augen auf, als plötzlich einer der Soldaten vor ihr stand. Sie hatte, in ihren Sessel versunken, soeben zu begreifen versucht, was die unverschämte Rede dieses Jehu für sie bedeutete. Jetzt glaubte sie, der Verräter schicke ihr einen Mörder, und sie erschrak. Nun würde sie keine Pläne mehr machen können, um dem Thronräuber zuvorzukommen und ihn aus dem Weg zu räumen. Aber gleich darauf erkannte sie den Eindringling. „Ach, du bist es, Scheba, der Mann aus Gad!" rief sie erleichtert. „Man hat mir gesagt, daß ich recht daran tat, dich zum Soldaten zu machen. Deshalb habe ich auch deinen Namen behalten." Das finstere Gesicht Schebas nahm sie kaum wahr, denn ihr kam ein, wie sie meinte, glänzender Gedanke. „Ich weiß zwar noch nicht, was dich zu mir führt", fuhr sie deshalb fort, „aber ich habe einen ehrenvollen Auftrag für dich. Morgen bringe ich den Leichnam des Königs nach Samaria. Du wirst mein Leibwächter sein und achthaben, daß mir unterwegs nichts zustößt. Ich habe dir geholfen, und nun hilfst du mir. Ich werde dich reich belohnen. Du verdienst einen höheren Posten in meinen Streitkräften."

Schebas verbissene Miene lockerte sich, denn er mußte laut auflachen, als er begriff, daß die Alte des Untergangs der Omridendynastie gar nicht gewahr wurde. Aber sofort beherrschte der Haß wieder sein Gesicht. „Ja, du warst es, die mich in die Palastgarde eingereiht hat", erwiderte er. „Und warum hast du es getan? Weil ich deinem Liebhaber Nabot ähnlich sehe. Und warum gleiche ich ihm? Weil ich Nabots Sohn bin! Sein Bluträcher!"

Isebel blickte ihn ungläubig an. Daß er gekommen war, um sie zu töten, wurde ihr im Moment gar nicht bewußt. „Wer du auch sein magst", sagte sie, „Nabots Sohn bist du nicht. Nabots Söhne sind tot." Jetzt hielt sie Scheba doch für einen Spießgesellen Jehus, der böse Absichten gegen sie hegte. Sie versuchte, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, um Zeit zu gewinnen, wozu auch immer. „Wenn du schon von Rache für Nabots Hinrichtung sprichst – euer Gott Jahwe hat Nabots Tod, falls dieser ungerecht gewesen sein sollte, bereits an mir gerächt, indem er mir meine Söhne vor der Zeit nahm, erst den einen durch einen Unfall, jetzt den anderen durch einen arglistigen Mord. Du kommst zu spät, Scheba! Wo Götter handeln, müssen Menschen ihre absichtsvolle Hand sinken lassen." Im stillen flehte sie zu Gott Melkart, dem Herrn der Könige von Tyros, daß er diesen gefährlichen Verrückten da vor ihr von seinem Vorhaben abbringen und ihn von ihr nehmen möge.

Aber weder ihr Gott noch der Gott Israels erhörte sie, denn Scheba interessierten ihre spitzfindigen Argumente nicht. „Du drischst leeres Stroh", entgegnete er grob. „Wer sollte den Mord an einem Mann rächen, wenn nicht sein Sohn? Und ich bin Nabots Sohn!" Er wollte, daß sie das vor ihrem Tod einsah. Deshalb nahm er sich die Zeit, ihr zu erklären, wer seine Mutter gewesen war, daß sie mit ihm, dem kaum Zweijährigen, über den Jordan geflohen war und daß sie ihn auf ihrem Sterbebett verpflichtet hatte, seinen Vater an der Mörderin zu rächen.

Seine Rede ließ Isebel erschauern. Dieser Scheba schien wirklich der Sohn dessen zu sein, den Ahab auf ihre Anschuldigung hin zum Tode verurteilt hatte. Deshalb war er noch gefährlicher, als wenn er ein bloßer Abgesandter Jehus gewesen wäre. Ein beliebiger Knecht des Thronräubers hätte sich womöglich bestechen lassen, aber bei diesem Nabotsohn brauchte sie es gar nicht erst zu versuchen. Sie sprang auf, selbst überrascht von ihrer todesängstlichen Behendigkeit, stieß die rückwärtige Tür des Gemachs auf und befahl ihren beiden zitternden Dienerinnen, Scheba aufzuhalten. Sie selbst hastete dem Turm zu, den Ahab an einer Ecke des Palastbaus hatte errichten lassen. Eigentlich war es nur eine weitere Kammer, die an dieser Stelle auf das Obergeschoß aufgesetzt war. Nachts stand hier oben ein Posten auf Wache. Eine hölzerne Stiege führte hinauf. Isebel stemmte sich keuchend die Sprossen empor. Als sie oben war, wollte sie die Leiter zu sich emporziehen und dann zu den Fenstern hinaus, die in den Hof hinabblickten, um Hilfe schreien. Aber Scheba, der die beiden Dienerinnen natürlich mit Leichtigkeit beiseitegestoßen hatte, war schon da. Flink wie ein Gecko an der Wand klomm er zu ihr hinauf, und ohne ein weiteres Wort

packte er die sich wild Wehrende, zwängte sie in eine der Fensteröffnungen und stieß sie hinab. Sie schrie gellend, bevor sie auf die Steinplatten zu Füßen des Turms aufschlug.

Jehu stand noch mit Ira beisammen, als beide den Schrei hörten und kurz danach das laute Stimmengewirr eines Menschenauflaufs. Sie eilten in die Richtung, aus der das Lärmen kam, und als sie um die Ecke des Palastgebäudes bogen, erblickten sie Hofpersonal und Soldaten, die sich aufgeregt über irgend jemand beugten. „Was ist hier los?“ rief Ira. Die Menge erkannte seine Stimme und gab den Blick frei, so daß er und Jehu sehen konnten, was geschehen war. Eine der Dienerinnen und ein Soldat hockten am Boden und bemühten sich um die reglos liegende Königsmutter. Der Soldat erhob sich und meldete seinem Kommandeur: „Sie ist tot. Von dort herabgestürzt.“ Er wies nach oben. Jehu und Ira hoben die Köpfe und erblickten Scheba, der zum Turmfenster herausschaute und keine Anstalten machte, sich zu verbergen. „Komm herunter und berichte, wie sich dieser Unfall ereignen konnte!“ befahl ihm Ira. Jehu fragte, wer das dort oben sei, und der Hauptmann antwortete, das sei einer seiner besten Krieger, ein Mann von jenseits des Jordans. Als Scheba aus dem Portal trat, wies die Dienerin, die noch immer bei ihrer toten Herrin kauerte, mit dem Finger auf ihn und schrie laut: „Der da war es! Der hat sie hinabgestürzt!“

Ira gebot den Soldaten, die um ihn herumstanden, die Tote ins Haus zu tragen und neben ihrem Sohn aufzubahren. Der Dienerschaft befahl er, beide Leichname in starkes Gewebe oder Leder einzuschlagen und fest zu verschnüren, damit sie morgen nach Samaria gebracht werden konnten. Dann rief er Scheba zu sich, und er und Jehu begaben sich mit dem Beschuldigten in Iras Dienstraum, der sich in der Kaserne befand, um ihn zu vernehmen. Sie ließen sich in dem kleinen Gemach auf den Wandbänken nieder, Jehu und Ira nebeneinander, Scheba ihnen gegenüber. Ein schöner Mann, dachte Jehu, dem schaute wohl manche der Frauen heimlich hinterher.

Es war die Geschichte von Isebel und Nabot, von Nabots Ermordung auf Isebels Betreiben durch König Ahab, von der Flucht der Mutter Schebas, von Schebas Kindheit und Jugend und von seinem Aufbruch, um das unschuldig vergossene Blut des Vaters an seiner Mörderin zu rächen, die Jehu und Ira zu hören bekamen. Draußen war es bereits dunkel, als Scheba mit seinem langen Bericht zu Ende war. Seine beiden Zuhörer waren beeindruckt, sogar tief. Sie schwiegen eine Zeitlang. Beide waren nicht alt genug, als daß sie sich noch erinnert hätten, welches Aufsehen seinerzeit Nabots angeblich geplanter Anschlag gegen König Ahab und die Hinrichtung des Attentäters erregt hatte.

Scheba fühlte sich wie von einer drückenden Last befreit. Er hatte den Mord am Vater gerächt, und nun konnte dessen Geist endlich Ruhe finden. Ira überlegte, ob er dem Mörder, der Scheba ja trotz seiner edlen Beweggründe war, unbesehen Glauben schenken und ihn jetzt sofort begnadigen sollte. Er neigte dazu, es zu tun, aber würde der neue König neben ihm ebenso entscheiden?. Erkannte er das Gebot der Blutrache an? Immerhin handelte es sich bei der Toten um die Tochter eines Königs und die Witwe eines Königs! Jehu war allerdings sogleich zur Auffassung gekommen, daß es gar nicht wichtig war, ob Scheba die Wahrheit sprach. Denn der Tod Isebels kam ihm mehr als gelegen. Ob er sie eingesperrt oder zurück nach ihrer Heimat Tyros geschickt hätte, immer wäre sie eine Bedrohung für ihn gewesen, solange sie lebte. Aber nun konnte sie ihm keine Steine mehr in den Weg rollen. Und deshalb mußte Schebas Geschichte unbedingt als wahr gelten, wobei sie ja auch tatsächlich glaubhaft klang. Wer sollte sich denn eine solche Geschichte ausdenken? Isebels gewaltsamer Tod war gemäß Schebas Zeugnis die gerechte Rache für die ungeheuerliche Mordtat, die sie selbst begangen hatte. Ihre Herkunft und ihr Rang konnten sie vor der Rachetat nicht schützen. So mußte man allen erklären, was heute geschehen war. Und im übrigen war sie ja im Volk keinesfalls beliebt gewesen. Sollten Anhänger der Omriden oder das tyrische Königshaus den Tod Isebels ihm selbst anlasten – eine solch üble Nachrede konnte ihn nicht bedrücken, denn er war unschuldig, und Israels Gott wußte das.

Ira wurde ungeduldig, weil Jehu noch immer schwieg. Er vergaß, daß er neben seinem König saß, und ergriff als erster das Wort. „Was meinst du“, fragte er Jehu, „sollten wir versuchen, Zeugen aufzutreiben, die seine Erzählung bestätigen können? Andererseits, Scheba ist einer meiner fähigsten Männer, ich würde ihn ungern verlieren.“

Nun hielt sich auch der, um dessen Schicksal es hier ging, nicht zurück. „Ich habe alles, was ich euch berichtet habe, auch dem Gottesmann Natan aus Gilgal erzählt, und er hat mir geglaubt. Außerdem gibt es hier in Jesreel die beiden alten Frauen, die meinen Vater noch gekannt haben.“

Jehu horchte auf. Dieser Scheba kannte Natan? Plötzlich erinnerte er sich, daß ihm der junge Begleiter des Gottesmannes – Elischa hieß er wohl – , als ihn die beiden in Ramot besucht und ihm seine göttliche Erwählung zum König Israels verkündet hatten, schon einmal die Geschichte von Nabot und Isebel erzählt hatte. Ein Grund mehr, Scheba zu vertrauen. „Scheba, ich glaube dir“, äußerte er sich endlich. „Gott Jahwe konnte nicht dulden, daß das unschuldig vergossene Blut deines Vaters noch länger um Sühne schrie. Du hast getan, was die Sohnespflicht dir gebot und Jahwe dir erlaubte. Niemand darf dir deine Tat vorwerfen.“

So spricht ein König, dachte Ira, und er sah Jehu bewundernd an. Er war froh, daß er selbst nun einer Stellungnahme enthoben war. Aber Scheba wagte es, noch einmal zu sprechen, denn

auch er ahnte, wie gelegen Jehu der Tod Isebels kam. „Mein König“, sagte er, „Nabot hatte hier in Jesreel ein Grundstück, den Erbbesitz seiner Väter. Das Land gehört jetzt dem Kanzler Schemaja. Ich bitte dich, gib es mir zurück! Erst dann ist die Ehre meines Vaters völlig wiederhergestellt.“

Jehu hörte den Namen des Mannes, den Jonadab der betrügerischen Bereicherung zu Lasten der Bauern beschuldigt hatte. Mit diesem wichtigen Würdenträger König Jorams mußte er sich leider befassen, wenn er erst in Samaria war. Er seufzte, denn von der Verwaltung des Königreiches verstand er nichts. Aber schon nickte er Scheba freundlich zu. „Du wirst den Besitz deines Vaters erhalten, ich verspreche es dir. Nicht schon morgen, aber du kannst dessen sicher sein.“

Jehu blieb noch ein Weilchen bei Iras Mannschaft und hörte sich an, wie der Kommandeur Scheba vor dessen Kameraden rechtfertigte. Er war damit zufrieden, und gemeinsam mit der Palastgarde nahm er auch das Abendessen ein. Dann ging er hinüber zu den Kriegern, die mit ihm aus Ramot gekommen waren. Er war sich noch nicht ganz im klaren, ob er morgen mit ihnen gehen sollte, um Ahasja zu suchen. Denn in Megiddo war Elkana, sein Rivale von einst, den er durch Hiddai ersetzen wollte. Die Begegnung mit dem Befehlshaber war ihm unangenehmer als jene mit dem Judäerkönig, falls der überhaupt noch am Leben war, denn Ahasja war ein Feind, Elkana aber ein Kamerad. In allem, was an den nächsten Tagen zu tun war, stand eines allerdings fest: Nach Samaria konnte er nur mit einer starken Heeresmacht ziehen. Denn es konnte durchaus sein, daß ihn dort Widerstand erwartete. So einfach wie hier in Jesreel würde es in der Residenz der Omriden wohl nicht sein, die Nachfolge König Jorams anzutreten. Die Einnahme von Samaria mußte noch ein bißchen warten.

Zu weiterem Nachdenken war Jehu aber jetzt nicht mehr imstande. Er war todmüde. Was für drei Tage lagen hinter ihm! Für heute war es genug. Er hatte sich kaum zur Ruhe gelegt, da schlief er auch bereits.

19

König Ahasja hatte noch den Befehl stammeln können, sich nach Megiddo zu retten, aber als seine fünf Getreuen mit ihm die Zufluchtstadt erreicht hatten, war er schon tot. Der Pfeil zwischen seinen Schulterblättern hatte sich in Lunge und Herz gebohrt. Bei den Einwohnern Megiddos hatte die Ankunft der beiden judäischen Streitwagen, die sie nur im Vorbeirollen kurz sahen, bevor sich das Tor zum Kasernenkomplex hinter ihnen schloß, heftige Neugier geweckt, bei dem zurückgebliebenen Rest der Garnison sogar Unsicherheit und Erschrecken ausgelöst. Elkana, der in Ungnade gefallene Befehlshaber der Fußsoldaten, der zur Zeit nur mehr als Stadtkommandant gelten konnte, fühlte sich in Entsetzen und Ratlosigkeit gestürzt. Die Verbündeten plötzlich als Israels Feinde, ihr König von Jehu tödlich getroffen – wer sollte das verstehen?

Während Jehu in Jesreel fest und ruhig schlief, hatte Elkana eine unruhige Nacht. Daß die Schlacht in Ramot ergebnislos abgebrochen werden mußte und König Joram tot war, machte ihm noch am wenigsten zu schaffen. Im Gegenteil, er spürte sogar eine kleine Genugtuung über Jorams Tod. Der hatte ihn öffentlich gekränkt und gedemütigt. Manchmal war es ihm schon gewesen, als lachten seine 50 Soldaten, die ihm hier verblieben waren, und die 200 Krieger und Knechte Abihus, die gleichfalls nicht mit nach Ramot gezogen waren, ihn hinter seinem Rücken aus. Nein, über den Tod des Königs zu trauern, fiel ihm schwer. Aber was braute sich jetzt im benachbarten Jesreel zusammen? Warum hatte Jehu die Judäer angegriffen? Und wieso war Jehu überhaupt in Jesreel und nicht in Ramot, wo er hingehörte?.Der ewige Rivale war der eigentlich Schuldige daran, daß er selbst jetzt hier saß, abgeschnitten vom Kampf um die Macht in Israel, ohne eine Streitmacht, auf die er sich gegen Jehu stützen konnte. Die eigene Truppe stand in Ramot unter Hiddais Kommando, und wer weiß, ob der Leichtfertige sie nicht längst auf Jehu eingeschworen hatte! Was wollte der Oberst in Jesreel, was plante er? Und was tat die Königsmutter Isebel, die doch auch in Jesreel war? Machte sie etwa gemeinsame Sache mit Jehu?

Der schlaflose Elkana konnte nicht wissen, daß Isebel gleichfalls tot war wie ihr Sohn und ihr Enkel. Sonst wäre er vielleicht von selbst darauf gekommen, daß Jehu sich auf den leeren Thron der Omriden setzen wollte. So aber war ihm lediglich klar, daß der einstige Rivale nach Megiddo kommen würde, um die Judäer gefangenzunehmen oder niederzumachen. Die Wagenkämpfer und ihre Knechte würden ihren ehemaligen Befehlshaber freudig begrüßen. Und er? Er war Jehu ausgeliefert, und der würde womöglich jetzt, da es keinen König mehr gab, ihm frühere Kränkungen heimzahlen wollen. Ob es besser war zu fliehen, bevor der Widersacher kam? Aber wohin?

Endlich fand Elkana einen Ausweg aus seiner eingebildeten Bedrängnis, der ihm zumindest einen Zeitgewinn bringen konnte. Er wollte die Judäer samt der Leiche ihres Königs bei Tagesanbruch nach Jesreel schicken. Mochte Jehu mit ihnen anfangen, was er wollte – er selbst war die Verantwortung für sie los. Auch Abihus Leuten würde das sicher recht sein. Es war ja keine Beiläufigkeit, wenn man plötzlich die Leiche eines Königs bei sich hatte, ohne zu wissen weshalb.

Der anbrechende Morgen sah nicht nur den Truppenstandort Megiddo, sondern auch die Festung Jesreel schon in Bewegung. Im tiefen Schlaf waren die Aufgaben, vor denen Jehu stand, in seinem Bewußtsein nicht nur nicht verblaßt, sondern hatten sich gefestigt. Als ihn der Wachhabende seiner Schwadron weckte, war ihm sofort beinahe schmerzhaft bewußt, daß er binnen vier Wochen Samaria gewinnen und die schwangere Joramwitwe Haggit in seine Gewalt bringen mußte, daß er das Bauernheer zurückführen und auflösen mußte, denn dann rückte die Erntezeit näher, und daß er das Abkommen mit König Hasael schließen mußte. Aber zunächst brauchte er das Heer, denn seine gegenwärtige Macht, so unvollkommen sie auch noch war, ruhte auf dem Vertrauen, das die Krieger zu ihm gefaßt hatten, und auf den Waffen in ihren Händen.. Nur mit dem Heer im Rücken konnte er Samaria bezwingen und Hasael an weiterem Vordringen hindern. Er brauchte das Heer also gleichzeitig sowohl jenseits des Jordans in Ramot als auch hier diesseits vor Samaria. Doch wie sollte das gehen? Allerdings mußten drei Viertel der Bauernkrieger sowieso zurück, bevor das Hochwasser den Flußübergang für mehrere Wochen unmöglich machte, denn sie waren hier westlich des Flusses zu Hause. Die militärische Bedrohung Samarias war somit zwangsläufig gesichert. Was aber die Abschreckung der Aramäer vor Ramot betraf, so konnte er nur hoffen, daß Hasael weiterhin zu seiner angeblichen Freundschaft mit ihm stand und abwartete, was sich in Israel begab.

Jehu war mit einem Ruck auf den Beinen. Er mußte sofort einen Boten nach Ramot schicken und den Leichenzug nach Samaria abfertigen. Wenn er nur einen Schreiber bei sich hätte! War es mit seiner eigenen Lesefertigkeit schon nicht weit her, so konnte er einen Brief gleich gar nicht schreiben.

Er überlegte, was er Abihu in Ramot mitteilen mußte und rief dann den Kurier zu sich. Er sprach ihm die Botschaft vor, und der mußte sie mehrmals wiederholen, bis sie in seinem geschulten Gedächtnis fest haftete. Sie lautete: „So spricht Jehu zu Abihu, dem vertrauten Freund: Ich bin in Jesreel. Joram, Isebel und Ahasja sind tot. Schicke mir vom Heeresaufgebot alle, die diesseits des Jordans wohnen, und alle Soldaten zu Fuß aus dem Standort Megiddo. Hiddai soll dieses Heer führen. Und Bidkar soll mitkommen. Du aber sei weiterhin in Ramot meine Stimme und mein Arm. In sieben Wochen werde ich wieder bei euch sein. Die Aramäer werden euch nicht angreifen. Jahwe ist mit uns.“

Nachdem der Bote davongaloppiert war, fiel Jehu ein, daß er versäumt hatte, der Mitteilung einen Gruß an seine Familie anzufügen. Aber jetzt blieb keine Zeit, um sich darüber zu grämen. Er besprach mit Ira den Zug nach Samaria. Beiden war klar, daß dem königlichen Rang der zwei Toten mit einer ansehnlichen Begleitmannschaft entsprochen werden mußte. Aber deren Aufgabe war nicht ungefährlich. Wenn die Machthaber des verstorbenen Königs in Samaria erfuhren, daß Jehu das Königtum beanspruchte, wurde die Traueresкorte möglicherweise als feindliche Mannschaft angesehen und überfallen. Jehu hob das Risiko der Überführung mit deutlichen Worten hervor, so daß Ira von sich aus erklärte, er selbst werde mit 100 seiner Männer dieToten nach Samaria bringen, wenn Jehu damit einverstanden sei. Er verbürge sich dafür, daß jeder seiner Leute, Soldaten und Knechte, in der Residenz behaupten werde, Jehu habe als Oberbefehlshaber des Heeres Jorams Leichnam nach Jesreel gebracht und sei nun schon wieder auf dem Rückweg nach Ramot. Und Isebel sei im Schmerz über den Tod des Sohnes zusammengebrochen, habe auf dem Turm, wo sie sich befand, den Halt verloren und sei herabgestürzt.

Jehu war froh über Iras freiwilligen Entschluß, denn so mußte er ihm die Führung des Zugs nicht befehlen. Denn nur er kam als Ranghöchster nach ihm selbst dafür in Frage, und nur aus seiner Mannschaft konnte die Eskorte kommen. Die 50 Soldaten der ursprünglichen Begleitung, die aus Hiddais Truppenteil stammten, waren zwar tapfere Männer, wie sie bei der Gefangennahme der Judäer gezeigt hatten, aber für die Begegnung mit den Oberen von Samaria erwiesen sie sich vielleicht als zu ungeschickt, und außerdem war ihre Anzahl zu gering.

Während sich Ira an die Zusammenstellung seiner Mannschaft machte, ging Jehu zu den Wagenkriegern, um zu prüfen, ob nicht einer von ihnen auf einem Pferd zu reiten verstand. Denn von den zwei Eilkurieren, die er bei sich gehabt hatte, war ja der eine nach Ramot unterwegs, und der zweite war überraschend krank geworden.Tatsächlich fand sich ein blutjunger Wagenlenker, der schon auf Pferden gesessen hatte. Dem war es eine Auszeichnung, von dem ehemaligen Streitwagenoberst einen Sonderauftrag zu erhalten. „Reite dem Leichenzug voraus nach Samaria!“ wies Jehu ihn an. „Melde dort im Namen Iras, des Festungskommandanten von Jesreel, das Unheil, das Israel betroffen hat, und die bevorstehende Ankunft des Trauerzugs. Ira bitte dringend, daß die Männer von Samaria dem Zug entgegenkommen und die Toten einholen. Denn Ira müsse mit seiner Mannschaft schnellstens zurück nach Jesreel, weil ein Durchbruch der Aramäer nicht auszuschließen sei.“ Der junge Bote nickte, er hatte seinen Auftrag begriffen. Jehu dachte aber auch an den Priester Eran, den ja noch Joram selbst nach Jesreel bestellt hatte, um ihn zu heilen. Der Bote traf unterwegs mit Sicherheit auf den Jahwediener und sollte auch ihm Bescheid geben und ihn zur Umkehr veranlassen. Denn Jehu konnte den Priester jetzt, wo er selbst in Samaria als

bloßer Heerführer gelten wollte und angeblich schon auf dem Rückweg nach Ramot war, hier in Jesreel unmöglich empfangen.

Es waren also keine minderwichtigen Mitteilungen, mit denen Jehu den Boten betraute, und die Ausführung der beiden Aufträge erforderte einen Schlaukopf, der redegewandt war und überzeugend wirken konnte. Aber der junge Rosselenker, der seinem König mit leuchtenden Augen zuhörte, schien ein gewitztes Bürschchen zu sein, und so schickte Jehu ihn los.

Ira freute sich, als er von dem Boten erfuhr, der ihn ankündigen sollte, denn so verringerte sich die Gefahr für ihn und seine Mannschaft. Ein Zusammentreffen mit den Soldaten aus Samaria irgendwo auf freiem Feld, eine kurze Übergabe der Toten und sofortiger Rückmarsch nach Jesreel, das bot wirklich die beste Gewähr dafür, daß Jehus Königtum noch geheim blieb.

Der Trauerzug nahm am Tor der Festung Aufstellung. Inmitten der Eskorte die beiden Bahren mit den fest verpackten Leichnamen, jede von vier Troßknechten geschultert, am Schluß des Zugs zwei Eselkarren mit dem Proviant und dem Gepäck, geführt von zwei weiteren Knechten. Alles schien bereit für den Aufbruch, da meldete die Wache, daß sich von Megiddo her eine kleine Schar Bewaffneter nähere, 20 Mann etwa, dazu zwei Streitwagen und ein Eselkarren. Jehu ahnte sofort, daß jetzt hier im kleinen vorweggenommen wurde, was Samaria zu erwarten hatte. Elkana schickte ihm die geflohenen Judäer mit Ahasjas Leichnam. Und er behielt recht. Als der Trupp in den Weg zur Festung herauf einschwenkte, war er sich schon im klaren, was er auf Elkanas schlaue Selbsthilfe hin tun wollte.

Er dankte dessen Soldaten noch draußen vor dem Tor für die Erledigung ihres Auftrags und schickte sie mit Grüßen an ihren Befehlshaber sofort zurück nach Megiddo. Die fünf Judäer erklärte er zu seinen Gefangenen und ließ sie zu ihren Schicksalsgenossen bringen. Von geschickten Händen wurde rasch Ahasjas Leichnam transportgerecht verpackt und eine weitere Bahre hergestellt. Vier Männer vom Palastpersonal wurden als Träger bestimmt, so daß auch die dritte königliche Leiche auf starken Schultern der Residenz der Omriden entgegenschwanken konnte. Es ging bereits gegen Mittag, als der Trauerzug endlich erneut marschbereit war. Da seit dem Morgen Wolkenschatten das Land überzogen und die Mittagswärme erträglich machten, befahl Jehu den sofortigen Aufbruch. Was die Begründung für Ahasjas Tod anbetraf, so hatte er Iras Vorschlag, als es darum gegangen war, was man Isebel sagen sollte, aufgegriffen. Ira sollte den Samarialeuten sagen, die eigenen Männer Ahasjas hätten gegen ihn rebelliert und ihn, als er vor ihnen flüchtete, getötet.

Nach dem Abmarsch des Leichenzugs wunderte sich Jehu, daß er die Erleichterung darüber nicht deutlicher spürte. Die Toten, die das Gewesene verkörperten, war er doch nun endlich los. Jetzt hatte er nur noch an das Künftige zu denken. Aber seine Freude über die Befreiung von den letzten Omriden war sehr gedämpft. Kam das daher, daß er erst einmal zur Untätigkeit verdammt war? War es, weil mit Ira der einzige Vertraute, den er hier gehabt hatte, fortgezogen war? Die 50 zurückgebliebenen Soldaten der Palastgarde befehligte jetzt Scheba, aber der Nabotsohn war für ihn vorläufig noch ein unbekannter Neuling. Und die Anführer der Mannschaften, die aus Ramot mitgekommen waren, konnten ihm nicht mehr als treue Gefolgsleute sein. Die folgenden Tage hieß es warten, nichts als warten. Wenn mit dem Trauerzug nach Samaria alles verlief wie vorgesehen, würde Ira mit seiner Mannschaft in fünf Tagen zurück sein. Aber das Heer aus Ramot mit Bidkar und Hiddai, den Freunden, traf frühestens erst in einer Woche ein.

Durch Elkanas Übersendung der geflohenen Judäer samt der Leiche ihres Königs gab es für Jehu eigentlich keinen Grund mehr, hinüber nach Megiddo zu gehen, wie er heute früh noch vorgehabt hatte. Den Nörgler Elkana zu treffen, den er sowieso durch Hiddai ersetzen wollte, hatte er ganz und gar keine Lust. Die kleine Streitwagenmannschaft, die von Joram in Megiddo zurückgelassen worden war, hätte er jedoch gern begrüßt. Als auch jene Wagenkämpfer, die er hier bei sich hatte, ihn spüren ließen, daß es sie in ihre Garnison zu den Kameraden und – soweit sie verheiratet waren – zu ihren Familien zog, entschloß er sich doch zu einem kurzen Besuch in der Nachbarstadt. Die Fußsoldaten, die Jorams Leiche hierher begleitet hatten, murrten zwar, weil sie in Jesreel bleiben sollten, denn auch sie waren ja in Megiddo zu Hause, aber sie mußten sich mit Jehus Vertröstung auf später zufriedengeben.

Die Streitwagen rollten gemächlich die Auffahrt zur Festung hinab, aber dann ließen die Lenker ihren Pferden die Zügel locker, denn der Befehlshaber wollte vor dem Dunkelwerden wieder in Jesreel zurück sein. Jehu hatte überlegt, ob er Jorams Streitwagen benutzen sollte, und sich dafür entschieden. Schließlich gehörte der Wagen ja nun ihm als dem neuen König, und in Megiddo würde das goldverzierte Prunkgefährt, das heute bei dem trüben Wetter allerdings nicht recht glitzern und funkeln wollte, langatmige Erklärungen seines Anspruchs auf das Königtum überflüssig machen. Die Wachtposten in Megiddo rieben sich denn auch die Augen, als sie die Schar mit dem Königswagen an der Spitze heranjagen sahen. War denn Joram gar nicht tot – hatten die Judäer sie belogen? Aber Elkana war sofort im Bilde, wer da auf dem Prunkwagen stand. Er hatte es ja geahnt, daß jener, den er nicht leiden konnte, ihm noch einmal den Rang ablaufen würde. Und nun waren seine schlimmsten Befürchtungen offensichtlich sogar noch übertroffen. Jehu war Jorams

Nachfolger! Elkana glaubte, Isebel steckte dahinter, und es gäbe irgendeine Abmachung zwischen ihr und Jehu.

Als die Wagenschwadron zur Stadt hinaufrollte, traten Elkana und die von Abihu für seine Resttruppe eingesetzten Anführer vor das Stadttor, um die Ankömmlinge zu begrüßen. Die Wagen hielten, und Jehus Begleiter riefen mit fröhlichen Gesichtern „Jehu ist König geworden!“ und „Es lebe König Jehu!“ Die Streitwagenleute neben Elkana verbeugten sich tief vor ihrem ehemaligen Befehlshaber und versicherten ihn dann ihrer Treue, Elkana aber stand wie von einem Dämon versteinert und brachte kein Wort heraus. Jehu sprang leichtfüßig vom Wagen, sagte denen, die ihn gebührend begrüßt hatten, ein paar freundliche Worte und meinte zu Elkana: „Ich sehe, daß es dir vor Freude über mein Königtum die Sprache verschlagen hat. Mach dir nichts draus! Aber nachher, wenn ich zu dir komme, solltest du nicht länger stumm bleiben!“ Er folgte den Wagenkämpfern in die Stadt hinein, denn zuerst wollte er sie mit der Lage vertraut machen.

Als er später zu Elkana in dessen Amtsgemach trat, hatte sich der Truppenoberst wieder gefangen. Ihm war klargeworden, daß er vorläufig gute Miene zum seiner Meinung nach bösen Spiel machen mußte. Und er war sich auch bewußt, daß er niemanden hätte nennen können, der an Stelle Jehus Jorams Nachfolger sein sollte, außer sich selbst. Aber ehrlicherweise gestand er sich ein, daß er gegen Jehu der Unterlegene war und bleiben würde. So fand er jetzt sogar ein Wort der Entschuldigung für sein unhöfliches Verhalten von vorhin und versicherte den neuen König seiner Loyalität.

Jehu seinerseits bezeugte Elkana, daß er ihn als einen fähigen Befehlshaber schätze und nicht die Absicht habe, auf ihn zu verzichten. Ihm war nämlich während der Herfahrt die glänzende Idee gekommen, Elkana nach Hazor zu versetzen, als Nachfolger des alten Obersten Tola, der darauf wartete, sich zur Ruhe setzen zu dürfen. Hier in Megiddo, an der Nahtstelle zwischen dem Südteil und dem Nordteil seines Königreiches, wollte er seine jungen Freunde Abihu und Hiddai als Befehlshaber sehen. Von dieser vorgesehenen Versetzung sagte er jedoch Elkana vorläufig noch nichts. Er informierte ihn darüber, wie die Schlacht bei Ramot ausgegangen war und daß König Hasael nun auf das Abkommen hoffte, das Joram nicht hatte schließen wollen, wie Joram ums Leben gekommen war, wie er selbst daraufhin vom Heer zum König erhoben worden war und wie Isebel gestorben war. Er verschwieg auch nicht, daß er nun an der Spitze des Heeres nach Samaria ziehen wollte.

Elkana hörte aufmerksam zu. Er verglich unwillkürlich Jehu mit Joram, und dabei kam Jehu besser weg als der Omride, denn der hätte ihm wohl kaum in dieser Ausführlichkeit und Offenheit das Geschehen und die entstandene Lage erläutert. Trotzdem wurde ihm der neue König nicht sympathischer. Um etwas zu sagen, womit er seine Loyalität herausstellen und Jehu zugleich reizen konnte, warnte er ihn vor den Anhängern Jorams in Samaria: „Sie werden dir Widerstand leisten und Anschläge gegen dich planen. Sie werden in Israel verbreiten, daß du Joram getötet hast, um selbst König zu werden.“

Jehu wertete die Äußerung als Beweis, daß Elkana ihn nur unter dem Zwang der Machtverhältnisse als neuen König anerkannte. Denn sonst hätte er ja auch sagen können, daß er ihn bei der Niederwerfung der Gegner unterstützen werde. Jehu lächelte überlegen. „Ich bin durch den Willen Jahwes König Israels“, erwiderte er. „Und es gibt genügend Zeugen, die wissen, daß weder das Blut Jorams noch das Blut Isebels an meinen Händen klebt, denn sie waren um mich, als beide der Tod ereilte. Im Gegenteil. Ich habe Jorams Tod an seinem Mörder gerächt. Ahasja war es nämlich.“

Jetzt wußte Elkana überhaupt nicht mehr, was er glauben sollte. Seit die Judäer mit ihrem toten König sich nach Megiddo geflüchtet und von Jehus Gewalttat berichtet hatten, war er sicher gewesen, daß Jehu den Tod Jorams genauso verschuldet hatte wie den Tod Ahasjas. Falls Jehu jetzt die Wahrheit sprach, dann mußte er, Elkana, umdenken. Aber wahrscheinlich war Jehu nur ein arglistiger Lügner. Er wollte vertuschen, daß er die Omridendynastie ausgerottet hatte und nun die Israeliten den Aramäern unterwerfen würde.

Als sie sich trennten, gaben sie sich versöhnt. Aber Jehus Mißtrauen gegen Elkana war geblieben, und für Elkana war Jehu ein Königsmörder und möglicherweise sogar ein Gotteslästerer, weil er sich als von Jahwe erwählt bezeichnet hatte. Von einem solchen König konnte nur Verderben über Israel kommen.

Als Jehu nach Jesreel zurückgekehrt war, nur noch mit fünf Streitwagen zu seiner Begleitung, war er trotz des unguten Gefühls, was Elkana anbetraf, doch froh, den Besuch in Megiddo unternommen zu haben. Irgendwann hätte er sich ja doch mit dem eigensinnigen und rechthaberischen Befehlshaber aussprechen müssen, und so hatte er das nun hinter sich. Aber wie sollte er Elkanas Amtsbrüdern in Hazor, Nahum und Tola, alles das, was sich begeben hatte, nahebringen? Sie befehligten immerhin an die 1200 Soldaten, mehr als doppelt soviele, wie ihm in Samaria wohl gegenüberstehen würden. Der Unterschied zwischen beiden Standorten war allerdings, daß Samaria die Residenz der Omriden war, Heimstatt und Festung aller Anhänger der alten Dynastie, Hazor dagegen eine Garnison, der es gleichgültig sein konnte, wer die Königsherrschaft ausübte, wenn er

nur die Erwartungen und Wünsche der Befehlshaber und ihrer Krieger nicht ignorierte. Jehu sah die Unmöglichkeit, in absehbarer Zeit Hazor aufzusuchen. Erst mußte er nach Samaria und Bet-El und dann nach Ramot. Und Nahum und Tola hierher nach Jesreel zu holen, dazu war keine Zeit mehr. Und vielleicht würden es beide sowieso vorziehen, erst einmal abzuwarten und in Hazor zu bleiben.

Am nächsten Tag fand sich jedoch eine Möglichkeit, wenigstens eine Nachricht in die Garnison zu schicken. Jener zweite Bote, den er aus Ramot mitgebracht hatte, war zwar noch krank, aber der Kurier, den noch König Joram von Ramot aus nach Samaria entsandt hatte, damit er den Priester Eran nach Jesreel bringe, langte in der Festung an. Er und Eran waren unterwegs auf den Trauerzug getroffen. Der Priester hatte sich, wie von Jehu gewünscht, diesem angeschlossen, um mit ihm nach Samaria zurückzukehren, und der Reiter meldete sich auf Iras Befehl hin bei Jehu zurück. Nach einem Ruhetag schickte der ihn nun nach Hazor. Die Botschaft hatte Jehu wie am Vortag diejenige nach Ramot in mündlicher Rede formulieren müssen. Der Kurier war auf folgenden Text festgelegt: „So spricht Jehu in Jesreel zu seinen Freunden Nahum und Tola: König Joram ist im Kampf gegen die Aramäer gefallen. Gott Jahwe hat durch die Stimme des Heeres, das in Ramot steht, mich zum neuen König Israels berufen. Ich ermahne euch, gegen Damaskus hin wachsam zu sein. Und erinnert euch an unser Gespräch vor zwei Jahren. Jetzt gehe ich nach Samaria und dann nach Ramot. Sobald ich kann, werde ich zu euch kommen.“ Jehu hoffte, daß der Satz über das Gespräch Nahum daran erinnern werde, daß er, Jehu, damals behauptet hatte, dem König ihn als Heerführer vorgeschlagen zu haben. Das sollte in dem ehrgeizigen Befehlshaber die Erwartung wecken, daß jetzt der Tag seiner Ernennung zum Heerführer des Königs nahe sei. Und der alte Tola konnte hoffen, daß er nun unter dem neuen König von einem Jüngeren abgelöst werden würde.

Mit der Botschaft nach Hazor war alles, was Jehu von hier aus tun konnte, getan. Nun wußte er nicht, wie er die Wartezeit bis zur Ankunft des Heeres ausfüllen sollte. Die Langeweile plagte ihn. Er hätte in den Büschen am Berg Tabor oder sonstwo auf die Jagd gehen können, aber er konnte sich dazu nicht entschließen. Denn eigentlich war es die Ungewißheit, der er sich ausgeliefert sah. Würde es Ira gelingen, unbehelligt von den Herren Samarias zurückzukehren? Hatte der Aramäerkönig vor Ramot tatsächlich stillgehalten? Würde Hiddai mit dem Heer am frühestmöglichen Tag hier in Jesreel eintreffen? Jehu verließ die Festung nicht, aus Sorge, ein Bote könnte von irgendwoher kommen, und er wäre nicht da.

Um sich abzulenken, führte er ein paar Gespräche mit Scheba. Vor allem fragte er ihn über seine Begegnung mit dem Gottesmann Natan aus, und auch von seinen Wanderungen, bevor er hier in Jesreel Soldat geworden war, wollte er Genaueres hören. So erfuhr er von Schebas Bekanntschaft mit Jonadab und von seinem Besuch in Dan bei Micha, dem Meuterer gegen Joram, und dessen Vater Ulam, Männern aus einer Familie, die König Ahab durch die Verstoßung seiner ersten Frau schwer gekränkt hatte. Jehu hörte zum erstenmal von dieser frühen Schandtat Ahabs. Vielleicht konnten ihm Ulam und Micha an der Nordgrenze des Reiches inmitten der dortigen Israeliten, die zum Teil aramäisch sprachen, eine feste Stütze werden. Er nahm sich vor, wenn er nach Hazor ziehen würde, auch Dan zu besuchen und beide Omridengegner zu treffen.

Jehu fand Gefallen an Scheba und faßte ins Auge, ihn irgendwann zu fördern. Auch für schwierige Sonderaufträge schien der Nabotsohn nicht ungeeignet zu sein.

Die Erwähnung Jonadabs durch Scheba brachte Jehu darauf, Jesreel doch einmal zu verlassen und jenen guten Bekannten von früher zu besuchen, den er vor seiner Reise als Jorams Gesandter nach Damaskus das letztemal gesehen hatte. Er wunderte sich, daß er nicht von selbst darauf gekommen war, denn zur Zeit seiner Befehlshaberschaft in Megiddo hatte ihm Jonadab doch recht nahegestanden, und er hatte dessen Meinungen und Urteile geschätzt. Er ließ einen der Streitwagen vorfahren, nicht den königlichen, sondern einen von den normalen. Sein Wagenlenker war derselbe, der ihm und Bidkar schon in Ramot gedient hatte und mit dem er von dort hierher nach Jesreel gefahren war. Er verzichtete auf die Begleitung durch einen Schildträger, denn Feinde lauerten hier nicht – die judäischen Gefangenen befanden sich alle in der Festung und wurden gewissenhaft bewacht.

Schon bevor er die Zelte der seßhaft gewordenen Wanderhirten erreichte, wollte es der Zufall, daß ihm Jonadab und einige seiner Sippengenossen gewissermaßen über den Weg liefen. Sie hatten Säcke voller Grünschnitt in Megiddo abgeliefert, wo das frische Gras an die Pferde verfüttert wurde. Nun zogen sie mit ihren Eseln wieder heimwärts. Sie blieben stehen, um dem einsamen Streitwagen nicht im Wege zu sein. Als sie erkannten, wer da auf der Plattform stand, beugten sie sich tief vornüber, tiefer, als sie es früher vor dem Streitwagenoberst getan hatten. Jehu ließ anhalten und rief freundlich: „Friede sei mit euch, ihr Freunde! Ich bin unterwegs zu dir, Jonadab.“

Die Männer richteten sich auf, Jonadab langsamer als die anderen, nicht aus größerer Ehrfurcht, sondern wegen seines schmerzenden Rückens. Der Alte sagte: „Wir sind deine gehorsamen Diener, König Jehu! Soeben kommen wir aus Megiddo, wo man uns erzählte, was sich bege-

ben hat. All unsere schwachen Segenswünsche sind mit dir!“ Er verbeugte sich erneut, und seine Nachbarn taten es ihm nach.

Jehu dankte für die Begrüßung, und Jonadab lud den König ein, sein Gast zu sein. Aber Jehu wollte mit dem Mann, dessen Sicht auf die Geschehnisse er kennenzulernen gekommen war, allein sein – im Kreis der Angesehensten seiner Sippe war ein offenes Gespräch schwerlich möglich. So lehnte er dankend ab, weil er bald wieder zurück nach Jesreel müsse, und versprach, bei günstigerer Gelegenheit gern die Gastfreundschaft der Sippe zu genießen. Jonadab schickte daraufhin seine Begleiter mit den Eseln nach Hause und stieg ächzend zu Jehu auf den Wagen, wie der ihn gebeten hatte. Sie fuhren zu jener großen Eiche, unter der Jonadab seines Amtes als Sippenvorsteher zu walten pflegte.

Während der Gespannführer mit dem Wagen ein wenig abseits wartete, setzten sich der König und der Bauer nieder. Es stellte sich heraus, daß die Zeltbewohner von den Pferdeknechten in Megiddo tatsächlich die wichtigsten Neuigkeiten schon erfahren hatten. Jonadab sagte, er freue sich, daß kein anderer als Jehu König geworden sei, denn nun sei ja auch zu erwarten, daß die Abgaben von der Ernte und vom Vieh gerechter erhoben würden und das herkömmliche Maß nicht überschritten, wie sich das unter König Joram eingeschlichen hatte. Er erinnerte Jehu an ihr Gespräch vor zwei Jahren. Leider habe er danach nie in Erfahrung bringen können, ob sich die angeblichen Betrügereien des Kanzlers in Baschan bestätigt hatten. Er streifte Jehu mit einem kurzen Seitenblick, und der ahnte, daß sein bäuerlicher Freund enttäuscht gewesen war, weil er ihn nach seiner Rückkehr aus der Aramäerresidenz nicht besucht hatte.

Jehu äußerte, daß er bereits den Kriegern seines Heeres versprochen habe, ein gerechter Herrscher zu sein, und das gerade auch bezüglich der Abgaben und Dienste, die zum Wohle ganz Israels den Bauern auferlegt seien. „Aber in Baschan“, fügte er hinzu, „habe ich nichts Unredliches finden können, weder als ich es auf dem Weg nach Damaskus durchzog noch als mich König Joram nach Ramot versetzt hatte, was du sicher erfahren haben wirst.“

Jonadab ließ nicht erkennen, ob mit dieser Erklärung sein Argwohn gegen den Kanzler Schemaja beigelegt war. Er meinte, als denke er lediglich laut, daß die Abgaben ja auch sinken würden, falls sich die Anzahl der Soldaten verringerte, und das wäre vielleicht möglich, wenn Kriege, die nur Verluste brächten, beendet würden. Jehu horchte auf. Sein Gesprächspartner traute sich Dinge zu sagen, wofür ihn Joram hätte mit Stockschlägen davonjagen lassen. Aber die Offenheit Jonadabs gefiel ihm wie früher auch jetzt noch, da er selbst König war. „Woran denkst du?“ fragte er.

Jonadab gab sich, als schrecke ihn die Frage aus tiefem Grübeln auf. „Verzeih mir, ich vergaß mich!“ bat er. „Doch da du fragst, muß ich antworten. Nun denn, ich dachte an das Land Gad und König Jorams erfolglose Feldzüge gegen die Moabiter.“

Willst du mir Ratschläge erteilen? dachte Jehu. Aber er wußte ja, daß Jonadab ein kundiger und kluger Mann war, einer, der aus der Masse durch sein Urteilsvermögen herausragte, obwohl man ihm das nicht ansah. Gerade deshalb schätzte er ja den Alten. War er heute nicht zu ihm gefahren, um seine Ansichten zu hören? Was meinte er zu dem gegenwärtigen Krieg? „Wenn du der König wärst, würdest du auch das Land Baschan preisgeben und es König Hasael überlassen?“ fragte er. Ein lauernder Blick traf Jonadab. Dessen Ja wäre ihm unangenehm gewesen. Denn bisher hatte er die Urteile Jonadabs immer ernst genommen, in diesem Fall hätte er jedoch dessen Ansicht verwerfen müssen, denn auf Baschan konnte Israel nicht verzichten, wie er selbst gleich den Omridenkönigen meinte.

Jonadab ließ sich Zeit mit der Antwort. „Ich kann nicht denken wie ein König“, knurrte er, „ich denke so, wie ich immer gedacht habe.“ Er weicht mir aus, dachte Jehu, Baschan ist ihm natürlich gleichgültig. Aber bevor seine Enttäuschung in Unmut umschlug, fuhr der Alte fort, diesmal mit klarer Stimme: „Meine Meinung ist, daß ich auf Baschan nicht verzichten möchte. Baschan ist nicht Gad, und der Aramäerkönig Hasael ist nicht der Moabiterkönig Mescha.“ Jehus Miene entspannte sich, und er forderte Jonadab auf, das ein bißchen zu erklären. Der Bauer war froh, daß Jehu auch jetzt als König noch immer Interesse für seine Ansichten zeigte. „Ich traf vor kurzem einen Händler aus Tyros“, erwiderte er. „Wir kamen auf den Krieg mit den Aramäern zu sprechen, und er sagte, wenn die ständige Bedrohung durch die Assyrer nicht wäre, dann würde König Hasael alle seine Nachbarn unterwerfen wollen. Und da kam mir der Gedanke, daß es besser ist, wenn die Hand Israels auf Baschan liegt als die Hand Arams.“

Jehu freute die Antwort. Der Alte war wirklich ein kluger Mann. Eine Idee überkam ihn. „Jonadab, du solltest mein Berater sein!“ rief er, obwohl sie beide hier ganz allein nebeneinander saßen und kein Grund bestand, die Stimme zu heben. Und um klarzumachen, daß er es ernst meine, ergänzte er: „Sobald ich mich in Samaria eingerichtet habe, sollst du zu mir kommen und bei mir im Palast wohnen. Statt der schweren Arbeit hier würdest du dort nur zu allem, was ich tun will, zuvor deine Meinung sagen. Ich brauche um mich Männer wie dich.“ Er wußte, daß Jonadab genauso wie Bidkar ihm selbstlos zugetan war und auf keine Vorteile und Rangerhöhungen aus war. Und

ihm graute davor, künftig in Samaria kein vertrautes Gesicht erblicken zu können außer dasjenige Bidkars.

Der Alte aber erschrak über das Angebot. „Herr, ich weiß, daß mir keine größere Ehre werden kann als durch deinen Wunsch“, erwiderte er. Und langsam, nach wirksamen Worten suchend, fuhr er fort: „Aber schon jetzt, da du diesen Wunsch soeben erst ausgesprochen hast, spüre ich zugleich, daß er mich schwerer drückt als meine tagtägliche Arbeitsbürde. Ich bitte dich: Lege diese Last nicht auf meinen krummen Rücken!“ Er wies Jehu seine rissigen Hände vor. „Sieh her, was sollen diese Hände in Samaria! Sie sind gewohnt, den Pflug in die Ackererde zu drücken, die Wolle der Schafe zu prüfen, die Axt ins Holz zu schlagen. Sie können nicht ohne Arbeit im Schoße ruhen. In deinem Palast wäre ich immer ein Fremdling, und deine Höflinge würden mich auslachen. Meine Seele würde verkümmern.“

Jehu war einen Moment lang enttäuscht, aber dann sah er ein, daß der Alte recht hatte. Jonadab fiel ein Stein vom Herzen, als Jehu seine verrückte Idee – anders konnte er das Angebot im stillen nicht nennen – aufgab. Er dankte für den Verzicht, als habe er ein Geschenk erhalten. Ein König, der die Gründe für das Nein eines Bauern gelten ließ, wo gab es das schon? Er sagte: „Du bist der König, unter dem Israel aufblühen wird. Nimm dich aber in acht vor deinen Feinden! Ich meine nicht die Assyrer oder die Aramäer, ich meine die Männer des alten Königshauses. Ihre Waffen werden nicht Dolche und Lanzen sein, sondern geflüsterte Worte, Lügen und Verleumdungen. Sie werden verbreiten, daß du Joram getötet hast, daß du ein Blutmensch bist, daß du als Königsmörder nicht unter dem Schutz Jahwes stehst.“

Jehu nickte. Er dachte daran, daß ihm Elkana Ähnliches vorausgesagt hatte. Bei Jonadab entfiel jedoch die Frage nach dem Warum dieser Warnung, denn niemand war ehrlicher zu ihm als dieser Bauer, außer Bidkar natürlich, Abihu und wohl auch Hiddai. Er versicherte, daß er wachsam sein werde und daß er in Samaria gründlich aufräumen wolle. Jonadab war es, als seien Jehus Willensbekundungen weniger an ihn als mehr an sich selbst gerichtet.

Die beiden ungleichen Männer schieden voneinander voll beiderseitiger Wertschätzung. Jonadab sah Israels Leben unter dem neuen König hoffnungsvoll, und er freute sich, daß ihn Jehu nicht vergessen hatte. Jehu wußte, daß Jonadab fest zu ihm stand und für sein Königtum werben würde, und er nahm sich vor, zu bedeutsamen Entscheidungen seinen Rat einzuholen.

Vom Tag dieser Begegnung an verbreitete sich in den Dörfern der großen Ebene zwischen dem südlichen und dem nördlichen Bergland Israels die Nachricht, daß der Nachfolger des gefallenen Königs Joram Jehu sei, der frühere Streitwagenoberst aus Megiddo, und die Neuigkeit war verbunden mit der Erwartung, ja auch mit der Gewißheit, daß dieser Jehu sein Volk in Gerechtigkeit und Weisheit regieren und es vor den Assyrern, falls die erneut heranzögen, bewahren werde.

Hätte Jehu von diesen Mund-zu-Mund-Botschaften jetzt sogleich erfahren, es hätte ihn gefreut und gestärkt. Aber seit seiner Rückkehr verließ er die Festung Jesreel nicht mehr. Aufatmend empfing er Ira und dessen Hundertschaft, die einer Abordnung der Palastgarde von Samaria die drei Leichname übergeben hatten, ohne daß es zu Verdächtigungen oder gar zu einem Handgemenge gekommen war. Die Mannschaft aus Samaria war viel zu sehr mit ihrer Trauer um die königlichen Toten und ihrem Auftrag beschäftigt gewesen, als daß ihr Anführer versucht hätte, die knappen Mitteilungen Iras zu hinterfragen.

Nun wartete alles in der Festung Jesreel auf die Ankunft des Heeres aus Ramot.

20

Falls weder die Aramäer noch Unfälle oder Seuchen den Aufbruch des Heeres in Ramot verzögert oder seinen Marsch unterbrochen hatten, so mußte es heute in Jesreel eintreffen. Schon am frühen Vormittag war Jehu auf den Turm gestiegen, von dem Scheba Isebel hinabgestürzt hatte, um Ausschau zu halten. Gegen Mittag starrte er wiederum aus dem östlichen Turmfenster, abermals vergeblich. Nichts deutete darauf hin, daß vom Jordantal her 2000 Krieger heranmarschierten. Und so blieb es bis zum Abend. Jehu bemühte sich, seine aufkommende Besorgnis zu unterdrücken. Er hatte die Frist bis zur Ankunft der Streitmacht, so beruhigte er sich, wahrscheinlich zu knapp bemessen.

Am nächsten Tag wiederholte sich das Warten. Unablässig beobachteten die Wachtposten jene Heerstraße, die vom Aufstieg aus der Jordansenke her auf Jesreel zulief, und Jehu erschien immer wieder bei ihnen am Festungstor und auf dem Palastturm, um mit eigenen Augen zu sehen, daß nichts zu sehen war. Als die Sonne westwärts wanderte, ließ er seinen Streitwagen und zwei weitere anspannen. Er konnte nicht länger stillsitzen und warten, bis Ira ihm meldete, daß die Spitze des Heereszuges in Sicht sei. Er war doch kein Gefangener, der hinter Festungsmauern seiner Befreiung harrte. Und so jagte er nun mit seinen Begleitern ostwärts, als ob er dadurch die Ankunft der Krieger beschleunigen könnte.

An jenem Platz, wo er vor einer reichlichen Woche vom Jordan kommend auf Ahasjas Trupp mit der Leiche König Jorams gestoßen war, sah er seine Einbildung, daß er das Heer durch sein persönliches Erscheinen am Weg, den es kommen mußte, herbeizwingen könne, bestätigt. Sie stampften heran, seine Krieger, in endlos scheinender Kolonne, denn eine Wegbiegung um eine Felsnase herum entzog deren Ende den freudigen Blicken Jehus und seiner Begleiter. An der Spitze des Zuges ritt Hiddai auf seinem Maultier, und Jehu fand, daß er als Befehlshaber dieses Heeres wahrlich eine gute Figur machte. Als der Oberst nur noch ein paar Schritte vom königlichen Streitwagen entfernt war, gebot er dem Heer Halt, glitt von seinem Reittier und verbeugte sich tief. „Mein König, hier sind wir, wie du befohlen hast!“ rief er mit fröhlicher Stimme. „Der Oberbefehlshaber Abihu läßt dich durch mich aufs herzlichste grüßen und dir melden, daß in Ramot alles wohl steht.“ Jehu sprang vom Wagen und umarmte Hiddai. Auch der Kommandeur der vordersten Abteilung des Heereszuges trat nun näher und begrüßte den König, und die Krieger schrien: „Es lebe König Jehu!“

Jehu winkte den Soldaten zu und musterte die Kolonne, soweit er sie überblicken konnte. „Wo ist Bidkar?“ fragte er Hiddai mit besorgtem Blick. Denn er hatte erwartet, daß der Freund wie sonst an seiner Seite nun an Hiddais Seite wäre.

„Der ist hinten beim Troß“, erwiderte der Oberst lapidar, als verstehe sich das von selbst.

Die Antwort befremdete Jehu. Wenn Hiddai Bidkar schon nicht als ältesten Freund des Königs würdigte, so hätte er doch nicht vergessen dürfen, daß Bidkar als Gesandter bei König Hasael gewesen war. Es ging nicht an, einen königlichen Botschafter wie einen Troßknecht zu behandeln.

Als Hiddai sah, daß der König seine Antwort verständnislos, ja ungehalten aufnahm, fügte er hinzu: „Er wollte es so. Er hat doch kein Kommando.“

Wie geringschätzig er über Bidkar spricht! empörte sich Jehu im stillen. Wie schon einmal in Ramot, als es um die Eskorte für die Judäer gegangen war, fragte er sich, ob Hiddai seiner engen Freundschaft wirklich schon würdig sei. Vielleicht sollten besser noch ein paar Jahre vergehen, bis er die ihm zugedachte Befehlshaberstelle erhielt. Doch solche Gedankenansätze waren etwas für künftige Überlegungen. Jetzt gab es Wichtigeres.

Er fragte Hiddai nach Einzelheiten zur Lage in Ramot und erfuhr zu seiner Beruhigung, daß die Aramäer zwar weiterhin bei Edrei standen, sich aber ruhig verhielten und anscheinend nicht die Absicht hatten, mit irgendwelchen Kampfhandlungen die Israeliten herauszufordern. Er befahl Hiddai, das Heer wieder in Marsch zu setzen und bei Jesreel auf dem traditionellen Sammelplatz der israelitischen Streitmacht das Lager aufzuschlagen. Nach einem Ruhetag gehe es dann weiter nach Samaria. Er selbst werde morgen früh zum Heer sprechen und den Kriegern den neuen Einsatz erläutern. Kurz angebunden verabschiedete er sich und fuhr mit seiner Begleitung zurück nach Jesreel. Denn ehe das Heer auf dem Lagerplatz eintraf und dort seine Zelte aufbaute, würde es wohl Abend sein. Hiddai blickte den davonrollenden Streitwagen irritiert nach und konnte sich den plötzlichen Stimmungswandel des Königs und seinen abrupten Aufbruch nicht recht erklären. Er war sich keines Fehlers bewußt.

Als der Heereszug endlich an der Festung anlangte, trat Jehu hinaus vors Tor. Sein Streitwagen wartete dort bereits, und dessen Beschläge blitzten und funkelten in der niedersinkenden Sonne. Jehu bestieg das Gefährt, und der Wagenlenker hatte Mühe, die Pferde zu beruhigen, die lostraben wollten, was gar nicht beabsichtigt war. Der König wollte ja nur, auf dem Statussymbol stehend, von hier oben her den Männern zuwinken und endlich seinen Freund Bidkar empfangen.

Es dauerte ein Weilchen, bis die Krieger vorbeimarschiert und ihre erneuten Huldigungsrufe verhallt waren. Dann erschien endlich der Troß mit Packeseln und Lastkarren, und mitten unter den Knechten Bidkar, das geschmückte Maultier Jorams mit sich führend. Jehu freute sich über beide, über den Vertrauten und über das Reittier. Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß er vielleicht mit den Kriegern hätte zu Fuß nach Samaria marschieren müssen, wäre es dem umsichtigen Freund nicht eingefallen, das königliche Reittier mitzubringen. Denn der Streitwagen war im Bergland immer nur streckenweise zu gebrauchen. Oder er hätte Hiddai um sein Tier bitten und ihn auf seine eigenen Füße verweisen müssen. Vielleicht hätte dann der Oberst begriffen, daß man nicht ungestraft den Freund des Königs geringschätzte.

Er schickte einen Boten hinunter und ließ Bidkar mit dem Maultier herauf in die Festung holen. Aufgeregt sprang er von der Wagenplattform und lief dem Freund ein Stück weit entgegen, um ihn, bevor er sich vor ihm verneigte, in die Arme zu schließen. Ira, der gleichfalls die Ankunft des Heeres beobachtet hatte, sah die innige Begrüßung zwischen dem König und dem ehemaligen Schildträger mit einiger Verwunderung. Jehu bemerkte jedoch den erstaunten Blick des Festungskommandanten gar nicht. Er führte Bidkar in den Palast, schickte ihm eine Magd, damit er sich Staub und Schweiß vom Körper waschen konnte, und aß mit ihm dann zu Abend. Er ließ Hiddai und Ira wissen, daß er heute für niemanden mehr zu sprechen sei. Denn nun stieg er mit Bidkar auf das Dach des Palastes, wo beide sich dort niederließen, wo schon König Ahab gern den Abendfrieden genossen hatte. Hier oben unter dem Sternenhimmel waren sie ungestört, und Bid-

kar konnte ausführlich von seinem Besuch bei König Hasael berichten, woran Jehu am brennendsten interessiert war.

Hasael war vom Tod König Jorams und von Jehus Königtum nicht überrascht gewesen, so, als hätte ihm sein Gott genau das für den Ausgang der Schlacht vorausgesagt. Er war voller Zufriedenheit gewesen. Mokiert hatte er sich jedoch über Jehus Zurückhaltung Joram gegenüber, ja er hatte ihm beinahe Feigheit vorgeworfen, weil er Joram nicht rechtzeitig umgebracht und selbst die Macht ergriffen hatte. „Nicht nur Joram, auch Jehu ist schuld daran, daß ich Baschan besetzen mußte“, waren seine Worte gewesen. Und: „Der jetzige Krieg zwischen mir und Israel geht auf Jorams und auf seine Rechnung.“ Spöttisch gegrinst hatte er zu diesen Worten.

Als Jehu das hörte, verhärtete sich seine Miene. Nein, Hasael war keineswegs sein Freund, auch wenn er das immer wieder beteuerte. Seine Absicht war klar: Er wollte Israel in seine Gewalt bekommen, und er, Jehu, sollte sein Vasall werden. Jehu schnaufte voller Abscheu. Und er wußte, daß ihm diese Erkenntnis nicht zum erstenmal kam. Schon nach seiner Rückkehr aus Damaskus, fast zwei Jahre war das nun her, hatte sie ihn beunruhigt. Trotz der nächtlichen Dunkelheit sah er, daß auch Bidkar ernster dreinblickte als vorhin zu Beginn seines Berichts. „Es ist schlimm“, sagte Jehu, „daß in Damaskus ein Mann wie Hasael König ist. Denn um das Bündnis mit den Aramäern kommen wir nicht herum. Der König der Assyrer wird seine Absicht, uns auszuplündern, sicher nicht aufgegeben haben. Sobald er seine Feinde im Norden besiegt haben wird, werden wir ihn zu fürchten haben.“ Bidkar nickte trübsinnig.

„Wird Hasael nun, da ich Israels König bin, Baschan freiwillig wieder räumen?“ wollte Jehu wissen. Er stellte damit die wichtigste Frage im Konflikt mit Damaskus.

Bidkar seufzte, denn seine Antwort war enttäuschend. „Nein, das wird er nicht. Er will dir das Land erst zurückgeben, nachdem ihr beide gemeinsam die Assyrer vertrieben habt.“

Jehu hatte im Grunde genau das befürchtet – es entsprach Hasaels Plänen mit Israel. Er fragte Bidkar, ob der König irgendeinen praktischen Vorschlag gemacht habe.

„Ja, das hat er“, bestätigte der Unterhändler. „Er weiß, daß du zuerst deine Residenz Samaria einnehmen mußt und daß du dir danach im Heiligtum von Bet-El dein Königtum durch unseren Gott vor aller Augen und Ohren bestätigen lassen willst. Ich habe ihm das gesagt, und er versteht es. Aber nachdem das getan ist, möchte er, daß du ihn spätestens im Herbst in Damaskus besuchst, um das Bündnis mit ihm abzuschließen. Du sollst aber nicht wie vor zwei Jahren durch Baschan reisen, sondern vom oberen Jordan her über die Golanhöhen.“

Jehu starrte den Freund an und blickte dann wie geistesabwesend zum Himmel hinauf, von dessen samtschwarzer Wölbung die Sterne gleichgültig herniederfunkelten. Nicht nur den Ort des Treffens bestimmte Hasael, sondern sogar den Reiseweg! So trat man nur einem Vasallen gegenüber auf. Jehu senkte den Blick wieder und stellte nüchtern fest: „Nun haben wir also zwei Feinde, den König der Assyrer und den König der Aramäer. Wer von beiden bedroht uns mehr?“

Bidkar schwieg, denn er hatte den Eindruck, daß Jehu eine Antwort auf diese Frage nicht von ihm erwartete. Er fragte sich wohl selbst. Oder er wollte die doppelte Bedrängnis vor Israels Gott bringen. Denn Jehu verfiel in ein dumpfes Grübeln.

Als der König aus seiner Versenkung gar nicht mehr auftauchen zu wollen schien, durchbrach der Freund die lastende Stille. „Ada und die Kinder lassen dich grüßen“, sagte er. Er hielt diese Mitteilung für nicht weniger wichtig als den Bericht über sein Gespräch mit dem Aramäerkönig.

Jehu verscheuchte die trüben Gedanken, die ihn umschwirrten, und wandte sich Bidkar wieder zu. „Ich wollte dich schon vorhin gleich nach deiner Ankunft fragen, wie es ihnen geht“, behauptete er. In Wirklichkeit hatte ihn vor allem das Ergebnis der diplomatischen Mission Bidkars interessiert. „Leider hatte ich in meiner Nachricht an Abihu vergessen, ein freundliches Wort auch an meine Familie zu richten“, gestand er. Und aufgeräumt fuhr er fort: „Sicher freut sich Ada, daß ich nun König der Israeliten bin und dem Volk Gutes tun kann. Und Joahas, mein Ältester, hat er schon begriffen, daß er mir einst in der Königswürde nachfolgen soll?“

Bidkars Miene hellte sich trotz des Themenwechsels und Jehus gewandelter Stimmung nicht auf. Er bestätigte nüchtern: „Ja, dein Erstgeborener freut sich an deinem Königtum.“

„Ada etwa nicht?“ fragte Jehu halb verwundert, halb mißtrauisch.

Bidkar schüttelte leicht den Kopf, nicht nur, um die Frage zu verneinen, sondern mehr noch, weil ihn Jehus Erwartung enttäuschte. „Kennst du deine Frau so wenig?“ wagte er zu erwidern.

Jetzt versteinerte Jehus Miene, und die Kerben seines Gesichts, die sich in den letzten zwei Jahren tiefer gegraben hatten, traten im fahlen Sternenlicht scharf hervor. Wegen Adas angeblicher Ablehnung seines Aufstiegs und wegen der dreisten Bemerkung des Freundes. Wie konnte ihn Bidkar dermaßen verletzen? Es gab Grenzen, die auch ein Vertrauter nicht überschreiten durfte.

Bidkar sah, daß er mit seiner plump-vertraulichen Gegenfrage Jehu zu nahe getreten war. So berichtete er rasch, wie sich Ada hintergangen fühlte, weil Jehu sie ohne eine Andeutung seines Griffs nach der Königswürde verlassen hatte, und wie sie sich vor ihrem künftigen Dasein als Kö-

nigsfrau fürchtete. Sie hatte ihm, dem engsten Freund ihres Mannes, ihr Herz ausgeschüttet, und so konnte er ihre Enttäuschung, ihren Zorn, ihre Abneigung schildern.

Jehu hockte reglos, den Blick abgewandt, aber er hörte angestrengt zu. Da er seine Frau liebte, bewegte ihn sehr, was Bidkar mitteilte. Und er gestand sich zerknirscht ein, wirklich nicht einmal geahnt zu haben, daß Ada durch den plötzlichen Wandel ihres Lebens an seiner Seite tief verunsichert werden könnte. Und sie hatte recht, wenn sie ihm vorwarf, daß er sie nicht ins Vertrauen gezogen hatte, nachdem die beiden Gottesmänner bei ihm gewesen waren. Ja, wie eine Fremde war sie ihm gewesen, seitdem er den göttlichen Ratschluß kannte, daß er König Jorams Nachfolger werden sollte.

Als ob er Jehu daran erinnern müßte, beendete Bidkar seinen Bericht über Adas Befinden mit der Mahnung: „Vergiß nicht, daß sie keine gewöhnliche Soldatenfrau ist wie meine Frau oder wie die Frau Abihus! Sie ist eine Priestertochter! Wie du über dein Leben denkt sie über ihr eigenes Leben nach. Und vergiß nicht: Sie liebt dich! Deshalb schmerzt es sie so sehr, daß du ihr nicht vertraut hast."

Jehu stöhnte auf: „Mußt du auch noch in der Wunde bohren, die du mir geschlagen hast?"

Bidkar brach den leidigen Wortwechsel ab, indem er die Entgegnung, die ihm auf der Zunge lag, hinunterschluckte. Beide saßen eine Weile schweigend einander gegenüber und nippten ab und zu an dem Wein, den ihnen ein Palastdiener heraufgebracht hatte. Wie vorhin Jehu schaute jetzt Bidkar mit verschlossenem Gesicht hinaus in die mondlose Nacht. Endlich fragte ihn Jehu: „Willst du etwa zu den schlechten Nachrichten noch eine dritte Widrigkeit hinzufügen? Du siehst ganz danach aus."

Bidkar wollte nicht heraus mit der Sprache, denn der Zeitpunkt, um auszusprechen, was ihn selbst bedrückte, erschien ihm nach allem zuvor Gesagten unpassend. Aber weil Jehu tatsächlich noch eine weitere üble Mitteilung fürchtete, drängte er solange, bis Bidkar den Mund aufmachte. „Jehu, du bist nun nicht mehr einer der Befehlshaber des Königs, geschweige denn bloß einer seiner Wagenkämpfer. Du selbst bist jetzt der König. Ich war dein Schildträger, und ich bin stolz darauf, daß ich dich stets vor allen Pfeilen, Lanzen und Schwertern beschützt habe. Aber was bin ich jetzt?"

Jehus Gesicht glättete sich. Es gab keine neue Verdrießlichkeit. Und daß Bidkar nach irgendeinem höheren Posten strebte, war auszuschließen, denn dann wäre der Freund nicht mehr er selbst gewesen. Nein, der Gefährte so vieler Jahre glaubte einfach, daß er jetzt nicht mehr gebraucht würde. Deshalb wohl auch vorhin seine herausfordernde Art, ihm von Adas Groll zu berichten. Jehu versuchte, was er bei Ada versäumt hatte, sich nämlich in den anderen hineinzuversetzen. Und so fand er, daß Bidkars Sorge um seine Zukunft nicht unverständlich war.

Ihm kam seine eigene Zukunft im Königspalast von Samaria in den Sinn. Wie würde die denn überhaupt aussehen? Abihu und Hiddai, die beiden hochgestellten Freunde, wären in Megiddo zwar nicht weit weg von Samaria, aber eben doch nicht sofort zur Stelle, wenn er mit ihnen sprechen wollte. Dasselbe traf auf Jonadab zu, den scharfsinnigen Denker in seiner Zeltsiedlung. Vielleicht konnte er Ira von Jesreel nach Samaria versetzen. Aber zunächst würde er in Samaria an Menschen, denen er rückhaltlos vertraute, nur Ada und eben Bidkar um sich haben. Also brauchte er seinen ehemaligen Schildträger, seinen ältesten Freund, mehr denn je. Inmitten all der Beamten und Dienstleute, der Anhänger des alten Königshauses, denen er so fremd war wie sie ihm, würde Bidkar der einzige Mann sein, dem er seine Überlegungen, seine Vorhaben, seine Sorgen anvertrauen konnte.

„Was für unbegründete Ängste drücken dich!" tröstete er den Verunsicherten. Sein Zorn von vorhin war erloschen. „Du bleibst, was du warst, Bidkar! Mein Leibwächter, mein Ratgeber, mein Freund."

Bidkar vernahm den Zuspruch ungerührt. „Ich weiß, daß du es gut mit mir meinst", erwiderte er zwar, aber sogleich wandte er ein: „Deine Leibwächter wirst du dir aus der Palastgarde Samarias wählen. Deine Ratgeber werden fortan die hohen Beamten sein, die du berufen wirst. Und als Freunde hast du Abihu und Hiddai."

„Du wirst sehen, daß du unrecht hast", antwortete Jehu. Und unvermittelt machte er dem Gespräch ein Ende: „Gehen wir schlafen. Du wirst müde sein." Er stand auf, sich gleichfalls matt fühlend, aber nicht von einem Tagesmarsch, sondern von dem Unbehagen, das diese Aussprache in ihm zurückließ.

Am nächsten Morgen hielt Jehu seine Ansprache an das Heer. Den tapferen Kriegern sei es zu danken, sagte er, daß die Aramäer keinen Angriff auf Ramot gewagt hatten. Die Bauernkrieger hörten nur mit halbem Ohr hin, denn sie warteten darauf, daß der König den Feldzug für beendet erklären und das Heer auflösen werde. Beute hatten sie ohnehin nicht machen können. Nun wollten sie heim in ihre Dörfer. Ihre Väter warteten sicher schon auf sie. Bald reiften die Gerstenfelder der Sichel entgegen. Aber plötzlich horchten sie auf. Statt der Heimkehr in die Dörfer sollten sie mit dem König nach Samaria marschieren! Das Murren, das hier und da anhob, verstummte jedoch, als Jehu durchblicken ließ, daß Samaria mit Gewalt genommen werden müßte, falls es nicht frei-

willig dem König seine Tore öffnete. Ergab sich da vielleicht doch noch eine Gelegenheit, Beute zu machen? Die reiche Residenz König Jorams zu plündern – welch verlockende Aussicht! Als die Krieger vom Appellplatz zurück zu ihren Zelten trotteten, schimpften nur noch wenige von ihnen über den neuen Feldzug.

Eine weitere Aufgabe erwartete Jehu an diesem Tag, er hatte sie bisher vor sich hergeschoben. Er mußte entscheiden, was mit den gefangengehaltenen Judäern geschehen sollte. Sie konnten ja nicht noch länger als unnütze Esser und ständig zu bewachende Häftlinge in Jesreel bleiben. Zurück nach Judäa durften sie jedoch auch nicht, denn dort hätten sie die Wahrheit über den Tod ihres Königs verbreitet. Geklärt war bereits nur das Geschick der fünf Wagenkämpfer. Sie waren sowieso keine gebürtigen Judäer und hatten sich bereit erklärt, ihren Kriegsherrn zu wechseln und fortan in Israels berühmter Wagentruppe zu dienen. Von den verwundeten Fußsoldaten waren zwei inzwischen gestorben, die anderen vier konnten wieder als halbwegs einsatzfähig gelten. Jehu beriet sich mit Hiddai, Ira, Bidkar und Rafu, dem Hauptmann jener Truppe, die Ahasjas Zug mit Jorams Leichnam eskortiert hatte. Herauskam die Idee, die Judäerschar zu teilen. 15 Mann, die bisher ihre Feindschaft offen bekundet hatten, wollte Jehu mit sich nehmen, weiterhin bewacht von Rafus erprobten 50 Kriegern. Die restlichen neun sollten bleiben und als Knechte der Palastgarde Schäden an den Befestigungsanlagen ausbessern.

Am Morgen des auf den Ruhetag folgenden Tages brach das Heer auf. Die Bauernkrieger voller Neugier, was ihnen ein Feldzug im eigenen Land bringen werde, die Soldaten aus Megiddo gleichmütig, weil sie nicht glaubten, daß ein Waffengang bevorstand, der König auf seinem Maultier an der Spitze des Zuges seine Nervosität niederzwingend und den Zuversichtlichen herauskehrend, denn die Ungewißheit, wie ihn die Omridenresidenz empfangen werde, machte ihm nun noch mehr zu schaffen als schon bisher. Die Einwohner der Ortschaft Jesreel waren froh, daß das Heer so rasch weiterzog. Keine Krieger trampelten mehr durch das Acker- und Gartenland, und in der Feldflur kehrten wieder Ruhe und Frieden ein.

„Wird es ein großes Hochwasser geben?“ fragte Jehu Hiddai, der neben ihm ritt. Der Befehlshaber wunderte sich, wie der König jetzt mit seinen Gedanken am Jordan sein konnte. Aber gerade weil ihm die Festung Samaria wie ein störender Felsklotz erschien, der seinen Weg versperrte, erkundigte sich Jehu nach der Lage am Fluß, denn als Ziel seines Aufbruchs aus Jesreel sah er weder Samaria noch Bet-El, sondern Ramot. Er verstand das selbst nicht so ganz, aber es war nun einmal so, obwohl doch die Gewinnung der Omridenresidenz die unumstößliche Voraussetzung war, daß er überhaupt nach Bet-El und Ramot weiterziehen konnte. Hätte er Ruhe zum Nachdenken gehabt, so wäre ihm wahrscheinlich bewußtgeworden, daß er seine Bewährungsprobe als König nicht nur in der Besitznahme Samarias bestehen mußte, sondern vor allem im Doppelspiel aus Abwehr und Bündnis gegen den tückischen Machtmenschen Hasael. Und den sah er vor Ramot stehen. Er vergaß dabei, daß der Aramäerkönig ihn nach Damaskus eingeladen und insofern sein Heer wohl schon verlassen hatte, er ihn also bei Ramot gar nicht mehr antreffen würde.

Wenn Bidkar bei ihm gewesen wäre, hätte er vielleicht im Gespräch mit ihm mehr Klarheit in seine Gedankenschwaden bringen können. Aber Bidkar hatte sich wiederum in den Troß eingereiht. Auch das gestörte Verhältnis zu seinem Freund belastete Jehu. Er fragte Hiddai, ob er etwa Bidkar an den Schluß des Zuges verbannt habe, aber der verneinte diese Vermutung. Er wisse doch, wie nahe der Vermißte seinem König stehe. Es sei vielmehr Bidkars eigener Wunsch gewesen, mit den Troßknechten zu marschieren. Gemeinsam mit Scheba. Jehu hatte nämlich den Nabotsohn von Ira erbeten, weil er ahnte, den gewandten und ehrgeizigen Soldaten in Samaria irgendwie brauchen zu können. Und wie Bidkar hatte er auch Scheba vergeblich in den Reihen hinter sich gesucht.

Scheba hatte sich nicht grundlos an Bidkar angeschlossen. Er hatte mitbekommen, daß diesen Mann, den Jehu in Jesreel als einzigen vom eintreffenden Heer sofort zu sich heraufgeholt hatte, mehr mit dem König verband als ein bloßes Dienstverhältnis, und nun versuchte er, den Marschkameraden auszuhorchen, um mehr über Jehu zu erfahren, als er bereits wußte. Menschen einschätzen zu können konnte recht nützlich sein, das hatte er aus seiner großen Enttäuschung über die Begegnung mit Micha und Ulam in Dan gelernt. Und darüberhinaus hoffte er, von dem erfahrenen Wagenkämpfer noch diesen oder jenen Trick im Kampf Mann gegen Mann lernen zu können.

Als das Heer am Abend das erste Nachtlager errichtete, befahl Jehu den Hauptmann der Wachmannschaft, in deren Mitte die ausgewählten 15 Judäer marschiert waren, zu sich. Nachdem er Rafu seine neue Aufgabe erläutert hatte, ging er gemeinsam mit Hiddai und ihm zu den Gefangenen. „Ihr hattet Zeit, euch zu bedenken“, erklärte er. „Ich kann tapfere Männer immer gebrauchen. Wer von euch mir als Soldat dienen will, der soll vortreten.“ Die Judäer blickten einander fragend an, offenbar hatten sie eine solche Möglichkeit noch gar nicht erwogen, obwohl sie doch eigentlich nahelag. Endlich trat einer vor, andere folgten. Am Ende waren es sechs Mann, die den Übertritt wagten. Einer der anderen wollte wissen, was mit ihnen, die Gefangene bleiben wollten, geschehen werde. Jehu erwiderte, daß sie nutzlos für ihn seien und er sie daher freilasse. Seine

Männer würden sie zur Grenze Judäas bringen. Nach dieser Zusicherung machten zwei der übertrittswilligen Judäer ihre Bereitschaft rückgängig und gesellten sich wieder zu den Kameraden, die frei sein wollten. Jehu und Hiddai nahmen die vier neuen Soldaten mit sich, und der Befehlshaber gliederte sie in seine Megiddoer Mannschaft ein, jeden in eine andere Abteilung.

Am Morgen machte sich die Wachmannschaft mit den elf freigelassenen Judäern noch vor Sonnenaufgang auf den Weg. Am Fuße einer steilen Hügelkuppe meinte Rafu zu den Schutzbefohlenen, er halte es nicht für nötig, sie noch weiter zu begleiten, es sei ja bereits heller Tag, und sie könnten ihren Weg nicht verfehlen. Sie brauchten nur den Hügel zu umrunden und dann jenseits der Anhöhe auf dem Kamm des Berglandes immer nach Süden zu marschieren. Die Judäer nahmen an, daß die Israeliten, die sich immer wieder gähnend die Müdigkeit aus den Augen rieben, einfach zu faul waren, noch weiter mitzukommen, und machten sich zufrieden auf den beschriebenen Weg. Jehus Soldaten lagerten sich, als wollten sie noch eine Runde schlafen. Aber als die Judäer außer Sichtweite waren, sprangen sie auf und stürmten hellwach den Bergrücken hinauf. An seiner Rückseite stürzten sie sich von oben her auf die arglosen Judäer. Sie erschlugen sie allesamt, wie ihnen befohlen war, und warfen die Leichen in eine Zisterne, die vor hundert Jahren oder länger den Hirten dieser Gegend als Herdentränke gedient hatte, aber schon lange undicht und zu nichts mehr nütze war. Jehu, der das alte Wasserbecken kannte, hatte Rafu diese Stelle als Ort des Überfalls bezeichnet.

Im Eiltempo marschierte die Mannschaft dann zurück zum Heer, das soeben im Aufbruch begriffen war, und Rafu meldete dem König den Vollzug des Auftrags. Jehu atmete auf und belobigte Rafu. Es ging nicht, daß man erklärten Gegnern das Leben schenkte. Der Hauptmann zeigte seine Freude über das Lob, als seien er und der König Spießgesellen, aber Jehu sah darüber hinweg.

Jehus Stimmung besserte sich weiter, als sich der Heereszug in Bewegung setzte und ins Bergland emporstieg. Bewohner umliegender Dörfer kamen herbeigelaufen und jubelten ihm zu. Die Nachricht von seinem Königtum, ausgestreut von den Kriegern, kam viel schneller voran als das schwerfällige Heer, und so wußten die Bauern, wer da mit seiner Streitmacht vorüberzog und wohin er zu gehen gedachte. Vor anderthalb Wochen hatten sie auch hier gestanden, als der Leichenzug vorbeigekommen war, die Männer schweigend, die Frauen laut jammernd. Nicht weil sie König Joram etwa geliebt hatten, sondern weil es sich so gehörte, wenn ein König gestorben war. Aber jetzt war Jubel geboten. Sie klatschten in die Hände und riefen: „Es lebe König Jehu!“ Immer wieder riefen sie es.

Jehu genoß die Jubelrufe der Menge am Wege. Er erinnerte sich an seine Reise gemeinsam mit Bidkar von Jahaz im Lande Gad nach Bet-El und weiter nach Samaria und Megiddo. Zwei Jahre war das her. Auf Eseln waren sie geritten, ohne Begleiter, und als Brüder hatten sie sich ausgegeben. Niemand sollte sie als Gefolgsleute des verhaßten Königs erkennen. Heute nun war er selbst der König, und ihn liebte das Volk. So sollte es bleiben. Und in dieser Glücksstimmung war sich Jehu sicher, es würde so bleiben.

Die Nachricht vom Tode Jorams und vom Königtum Jehus verbreitete sich nach Süden hin über das gesamte Bergland bis zu dessen Abhängen in Ost und West. So gelangte sie auch nach Mehola. Und dort stimmte sogar der skeptische Schafat seinen Dorfgenossen zu, als sie meinten, daß es jetzt nur besser werden konnte. Er und sein ältester Sohn Asa erwarteten, daß Setur, der Zweitgeborene, der Krieger im Heer des Königs, nun bald heimkehren werde. Er wurde gebraucht.

In Gilgal nahmen die Gottesmänner die Nachricht, daß nun ein König Jehu herrsche, mit Gleichmut auf. Bis auf zwei von ihnen. Der alte Natan spürte eine tiefe Zufriedenheit, weil er sich nicht getäuscht hatte, als er den Ratschluß Gott Jahwes erriet und ausdeutete. Nun konnte er in Ruhe seinen Tod erwarten, denn sein Lebenswerk war getan. Der junge Elischa sprühte dagegen vor Lebenslust. Stolz erfüllte ihn, denn er war es gewesen, der Jehus Königtum klar erkannt und dem Erwählten Jahwes vorausgesagt hatte. Er, und nicht Natan. Es drängte ihn, Gilgal zu verlassen und Jehu aufzusuchen, um fortan in der Nähe des Gesegneten zu sein und ihm weiterhin den Willen Jahwes zu verkünden. Denn für einen Gotterwählten hielt er auch sich selbst.

21

In Samaria hatte sich das erste Entsetzen über den Tod König Jorams und der Königsmutter Isebel gelegt. Die Leichname waren im Felsengrab der Omridenfamilie bestattet worden. Den toten König Ahasja hatten 50 Mann der Palastgarde nach Jerusalem überführt. Ein Brief, den der Vorsteher der königlichen Schreiber Achan der Eskorte mitgegeben hatte, teilte der judäischen Königsmutter, der Schwester Jorams, mit, daß ihr Bruder Joram in der Schlacht gefallen und ihre Mutter Isebel aus Gram darüber gestorben sei und daß ihr Sohn Ahasja von seinen eigenen Leuten bei einer Meuterei getötet worden sei. So habe es der Heerführer Jehu berichtet.

Die Einwohner Samarias waren froh, daß die erste Trauerwoche vorüber war. Das Geheul der Klageweiber, das Tag und Nacht über den Stadthügel gegellt hatte, war verstummt, und es war

wieder möglich, Haare und Bärte zu reinigen und zu ordnen, dem Tagewerk nachzugehen, wie es sich gehörte, und die Nachtruhe zu genießen. Allerdings hatten die Beamten oben auf der Burg auch für die kommenden Wochen Hochzeiten oder andere Jubelfeste untersagt, so daß eventuelle Brautpaare sich gedulden mußten, bis sie das Bett miteinander teilen durften.

Schemaja, der Kanzler König Jorams, und Efron, der Befehlshaber der Palastgarde, die beiden höchsten Beamten, hatten es nicht eilig gehabt mit den Beratungen darüber, wie es ohne den König weitergehen sollte. Denn sie wähnten, daß Jehu nach Ramot zurückgekehrt sei, um den Feldzug gegen die Aramäer fortzusetzen, wie es Ira, der Kommandeur aus Jesreel, mitgeteilt hatte. Und so wollten sie das Ende des Krieges abwarten und dann erst Entscheidungen treffen. Aber nun lud Schemaja doch die anderen Oberen der Residenz zu sich ein, denn es konnte ja unter Umständen noch einige Wochen dauern, bis Jehus Bote meldete, daß der Feind vertrieben und das Land Baschan wieder frei sei. Schemaja begrüßte in seinem Beratungsraum die beiden Amtsbrüder Achan, den Schreiber, und Otniel, den Verwalter des Palastes und der königlichen Landgüter, sodann natürlich Efron, den Stadtkommandanten, und schließlich Eran, den Priester des Jahwetempels von Samaria.

Weil es auf bloße Vermutungen hinauslief, über die voraussichtliche Dauer und die wahrscheinlichen Ergebnisse des Aramäerfeldzugs zu sprechen, rückte bald die hoffnungsvolle Schwangerschaft Haggits, der jüngeren der beiden Witwen Jorams, ins Zentrum der Debatte. In zwei bis drei Monaten sollte sie niederkommen. Aber erst dann würde man wissen, ob Joram einen Sohn gezeugt hatte und somit das Königtum der Omriden eine Fortsetzung finden konnte oder ob eine Tochter dessen Ende unabwendbar machte. Natürlich hatten sich die fünf Beamten bereits ihre Gedanken über die Zukunft gemacht, aber keiner wollte als erster mit seiner Sicht der Dinge herausrücken, weil alle wußten, daß sich ihre Vorstellungen von einer Regentschaft oder einem Nachfolger Jorams unterschieden und Streit hervorrufen würden. Die vier Geladenen schauten den Kanzler auffordernd an, der mit seiner massigen Gestalt wie immer beinahe zwei Sitzplätze auf der Bank einnahm. Er hatte sie zu sich gebeten, also sollte er doch seine Vorschläge unterbreiten, über die man dann streiten konnte. Aber Schemaja dachte gar nicht daran, mit seiner Meinung vorzuprellen, obwohl er sich als der Ranghöchste in der Runde fühlte und mit seinen 45 Jahren der Zweitälteste war. Freundlich lächelnd blickte er von einem zum anderen und fragte schließlich Achan, ob ihm aus früheren Zeiten eine Situation bekannt sei, die der jetzigen ähnele, damit man sich danach richten könne.

Achan, der älteste der fünf, klein und unscheinbar und insofern äußerlich das genaue Gegenteil des fülligen Kanzlers, kannte sich in der Vergangenheit Israels aus wie kein zweiter, und so verneinte er die Frage ohne Zögern. Saul sei zwar auch in der Schlacht umgekommen und mit ihm fast alle seine Söhne. Aber die Lage nach Sauls Tod sei nicht mit der jetzigen nach Jorams Tod vergleichbar, und das in doppelter Hinsicht. Denn Saul sei einer seiner Söhne geblieben, so daß er einen natürlichen Nachfolger gehabt hätte. Doch Saul sei noch gar kein richtiger König gewesen, obwohl er heutzutage als der erste König Israels gelte, und so habe sich die Frage einer Fortsetzung des Königtums in seiner Familie nicht gestellt. Aber in einer nicht ganz unähnlichen Lage wie jetzt Israel seien durch den Tod König Ahasjas die Judäer. Allerdings habe Ahasja bereits einen kleinen Sohn, und so sei seine Nachfolge klar, aber notwendig sei es, während der Kindheit dieses künftigen Judäerkönigs einen Regenten einzusetzen.

Schemaja nickte zufrieden und stellte fest: „Wenn Haggit einen Sohn bekommt, steht auch vor uns die Aufgabe, einen Regenten einzusetzen.“ Da der Kanzler nicht weitersprach, setzte Achan dessen Binsenweisheit fort: „Wenn sie aber eine Tochter hat, dann brauchen wir einen neuen König.“ Es war nicht nötig, seine Kollegen und sich als die Königsmacher zu kennzeichnen, denn das verstand sich für alle in dieser Runde von selbst.

Eran, der Priester, fünf Jahre jünger als Schemaja und bedeutend schlanker als dieser, erhob die Hände wie in Abwehr, so daß seine Fingerringe funkelten, denn er wollte nicht versäumen, seine maßgebliche Rolle bei der Königswahl herauszustellen. „Nicht wir werden den neuen König bestimmen“, mahnte er. „Jahwe, unser Gott, wird ihn erwählen! Einen Mann, der Israel vor seinen Feinden zuverlässig beschützen wird.“ Und damit niemand ihn falsch verstand und ihm etwa eine Kritik an König Joram unterstellte, fügte er rasch hinzu: „Wie es die Könige Omri, Ahab und Joram getan haben.“

Efron, der sich als Kommandeur der Palastgarde von Samaria im Rang höher einstufte als die Truppenbefehlshaber in den großen Garnisonen Megiddo und Hazor und der wegen seiner Selbstüberschätzung unter den Beamten und Höflingen keine echten Freunde hatte, ja auch bei seinen Soldaten nicht sonderlich beliebt war, pflichtete dem Priester bei: „Ja, Israels König muß einer sein, der die Waffen zu führen versteht. Der seinem Schwert das Blut des Feindes nicht mißgönnt!“ Jeder in der Runde ahnte, daß er sich selbst meinte.

Schemaja lächelte, weil er eine Gelegenheit sah, den anmaßenden Kommandanten zu ärgern, und er meinte: „Wenn wir uns schon über einen neuen König austauschen, obwohl wir noch gar nicht wissen, ob wir einen brauchen, dann sollten wir auch Namen nennen. Ich vermute, Efron

hat soeben an Befehlshaber wie Jehu oder Nahum oder Elkana gedacht. Ist es nicht so, Efron?“ Der in seiner Großmannssucht Ertappte knurrte etwas Unverständliches. Schemaja grinste anzüglich, und auch Achan blinzelte vergnügt.

Nun wandte sich der Kanzler an Otniel und fragte ihn, was er dazu sage. Der Palastvorsteher, der jüngste der fünf, war ein guter Verwalter und Wirtschaftsfachmann. Er hatte es in seiner erst kurzen Amtszeit vermocht, die Erträge der königlichen Besitzungen dauerhaft zu steigern. Aber alles, was darüber hinausging, war für ihn nur von geringem Interesse. Wer in Israel herrschte, war ihm im Grunde egal. Und so antwortete er jetzt auch nur, daß er die Auffassung Schemajas teile.

„Der Jasager des Kanzlers“, zischte Efron boshaft, und auch Eran machte eine wegwerfende Geste.

Jetzt nahm Achan erneut das Wort, er wollte dem unerfreulichen Hin und Her ein Ende machen. „Falls wir eines Regenten bedürfen, dann sollte das, wie ich meine, Schemaja sein. Er weiß am besten von uns zu unterscheiden, was Israel nützt und was ihm schadet. Und er wird den Sohn Jorams zu einem würdigen Nachfolger seiner Väter erziehen. Wir anderen werden selbstverständlich seine Berater sein. Er muß sich jedoch einen tüchtigen Heerführer an die Seite stellen, der über allen Befehlshabern unserer Streitkräfte steht. Sollte aber Haggits Kind ein Mädchen sein, dann bin ich dafür, daß wir Jehu zum König erheben. Er scheint mir von den dreien, die Schemaja nannte, der geeignetste zu sein. Vergeßt auch nicht, daß ihn König Joram stets seinen Freund genannt hat.“

Schemaja und Otniel nickten beifällig zur Rede des gelehrten Schreibers, aber dann ergänzte der Kanzler doch noch: „Wir sollten aber auch Nahum im Auge behalten, wenn es einen König zu wählen gilt.“ Eran mahnte erneut: „Bedenkt, daß nicht wir entscheiden! Jahwe wird entscheiden!“ Alle blickten gespannt Efron an. Der zeigte eine grimmige Miene und erklärte in barschem Ton, daß er nicht länger bleiben könne. Er stand abrupt auf und ging seiner Wege. Daraufhin entließ der Kanzler auch die anderen drei. Es war ohnehin erst einmal alles gesagt. Nun mußten die Ereignisse sprechen.

Und diese meldeten sich schneller als gedacht. Denn am nächsten Tag erreichte Samaria die Nachricht, daß ein Heer unter Jehus Führung im Anmarsch sei. Und daß das Volk Jehu als dem König Israels zujuble. Und so kamen die fünf hohen Beamten der Residenz erneut zusammen, diesmal ohne daß sie einer von ihnen hätte rufen müssen. Efron führte von Anfang an das große Wort. Lautstark forderte er, die Tore von Stadt und Burg zu schließen und dem Empörer Jehu den Zutritt zu verweigern. Wenn Schemaja und Achan dagegen sprächen, würde er es trotzdem tun. Es gehe nicht an, daß sich einer zum König mache, bevor Haggit Jorams Kind geboren habe, bevor nicht klar sei, daß man überhaupt einen König brauche, der nicht aus dem Geschlecht Omris stamme. Jehu sei ein Aufrührer und verdiene den Tod.

Der Kanzler fragte sachlich: „Wie willst du mit deinen 300 Männern Jehu trotzen, der sicher zehnmal soviele bei sich hat?“

Der Kommandeur lachte selbstsicher auf. „Du weißt besser als ich, daß es bald an der Zeit ist, das reife Korn zu schneiden. Dann werden ihm seine Krieger davonlaufen. Und bis dahin wird er sich hüten, die Stadt zu bedrohen. Und selbst wenn er so dumm ist, ihre Einwohner, über die er ja herrschen will, zu erschlagen – die Mauern der Burg kann er nicht erstürmen.“

Der Priester mischte sich ein: „Jahwe wird den strafen, der sich gegen das Haus Omris und Ahabs erhebt! Wir haben nichts zu befürchten, wenn wir in Ruhe abwarten, bis wir Jehu ergreifen und ihn als Gotteslästerer anklagen und verurteilen können.“

Schemaja machte ein nachdenkliches Gesicht. Einerseits paßte ihm Jehus Erhebung überhaupt nicht, sie stürzte zur Unzeit das Land in Unruhe. Andererseits hatte er persönlich nichts gegen Jehu. Wie alle Soldaten verstand der nichts davon, wie man das, was das Land hervorbrachte, nutzen mußte, damit es überhaupt möglich war, daß ein König herrschen und eine Streitmacht unterhalten konnte. Mit Jehu als König ließ sich wahrscheinlich genausogut auskommen wie mit Joram. Der hatte auch nichts von der Landesverwaltung verstanden und ihm als Fachmann freie Hand lassen müssen. Auch ein König Jehu würde ihn, den erfahrenen Kanzler, den Steuereintreiber und Arbeitsorganisator brauchen. Am besten wäre es, mit dem Heerführer in aller Ruhe zu verhandeln und zu einer Übereinkunft mit ihm zu kommen. Aber dieser Hitzkopf Efron machte das unmöglich. Und leider hatte er hier oben auf der Burg die Macht, denn wenn ihn auch viele seiner Männer nicht mochten, so gehorchte ihm doch die Mannschaft. Ob man ihn nicht vielleicht doch umstimmen konnte? Schemaja versuchte es. „Vielleicht weiß Jehu gar nicht, daß die Joramwitwe schwanger ist“, meinte er. „Vielleicht ist alles nur ein Mißverständnis. Als Freund Jorams wird er sich doch nicht gegen einen Sohn Jorams auflehnen!“

„Glaubst du das wirklich?“ rief Efron und lachte über die Naivität des Kanzlers. „Ganz Jesreel hat den dicken Bauch Haggits gesehen, und Jehu kommt aus Jesreel!“

Schemaja blickte hilfesuchend seine Kollegen Achan und Otniel an. Der Schreiber erkannte gleichfalls, daß man sich zunächst Efrons Entscheidung beugen mußte. Und genau besehen war diese gar nicht so schlecht, denn man gewann Zeit. Und die Zeit brachte zwei Dinge näher: die

Niederkunft der Joramwitwe und die erzwungene Auflösung des Bauernheeres. Das wichtigste war jetzt, sowohl Efron als auch Jehu von Kampfhandlungen abzuhalten. „Ich stimme Efron zu“, sagte er. Schemaja verbarg nur mühsam sein Befremden, als er das hörte. Unbeirrt sprach Achan weiter: „Wir sollten aber einen Boten nach Hazor schicken und unsere Lage schildern. Denn um Jehu gefangenzusetzen, bedarf es wohl einer größeren Mannschaft als wir hier haben. Wir müssen doch damit rechnen, daß Jehu auch die Soldaten aus Megiddo bei sich hat. Die Aramäer scheinen aus Baschan abgezogen zu sein, sonst hätte er ja das Heer nicht hierher führen können. Vielleicht müssen wir ihn sogar als Sieger ehren statt ihn zu bestrafen.“

Eran und Otniel rätselten, wie Achan zu Jehu stand. Nur Schemaja erriet, was der Schreiber bezweckte. Efron aber, dem die Rede eigentlich galt, verstand gar nichts und schimpfte Achan im stillen einen Klugscheißer.

Schemaja äußerte, daß es tatsächlich ratsam sei, sich der Unterstützung Hazors zu versichern, und auch Eran stimmte dem Vorschlag zu. Efron machte zwar ein abweisendes Gesicht, denn er hielt Beistand von außen für überflüssig, aber er enthielt sich doch einer Ablehnung.

Nachdem die Beamten auseinandergegangen waren, machten sich Achan und Schemaja unverzüglich an die Abfassung des Briefes nach Hazor. Achan diktierte einem seiner Gehilfen den Text, denn selbst zu schreiben ließen seine schlechten Augen nicht mehr zu. Er teilte Tola und Nahum mit, daß König Joram tot sei und Jehu mit einem Heer vor Samaria gezogen komme, daß man jedoch abwarten wolle, was es damit auf sich habe. Falls man des Beistands bedürfe, werde man erneut schreiben. Von einem sofortigen Marsch der Garnison nach Samaria, um eine Belagerung durch Jehu zu verhindern, was Efron für den Zweck des Schreibens hielt, war keine Rede. Der Kanzler siegelte den Brief, und der Bote ritt sofort davon mit der Weisung, Jehus Spähern unbedingt auszuweichen.

Am Vormittag des nächsten Tages war es soweit, daß Stadt und Heer einander erblickten. Efron stand auf einem der Mauertürme, neben ihm der Kanzler, und beide starrten dem Zug entgegen, der sich da unten zwischen den Feldern in die Talmulde hereinwälzte, ein langer, dicker Wurm aus Menschenleibern. „Jehu führt wohl tatsächlich sein gesamtes Heer vor die Stadt“, murmelte Schemaja, noch immer ein wenig außer Atem vom Aufstieg auf die Turmplattform. Jetzt kam der Zug zum Stehen, obwohl dort überhaupt kein freier Platz war, um ein Lager aufzuschlagen. „Was soll das?“ rief Efron, verwundert den Kopf schüttelnd, als ob ihn die beiden Reiter an der Spitze der fernen Heereskolonne hören konnten.

Aber den Halt hatte Jehu lediglich befohlen, um sich seiner Stimmung klarzuwerden, jetzt, als das Ziel des Marsches vor seinen Augen erschien. Bewunderung und Abneigung stritten in ihm um die Vorherrschaft. Er dachte an jenen unguten Tag, als er dort oben von König Joram nach Ramot abgeschoben worden war. Seitdem hatte ihn jeder Gedanke an Samaria mit Widerwillen erfüllt. Und doch – was für eine Stadt auf diesem ragenden Hügel inmitten der fruchtbaren Ebene ringsum! Was für eine gewaltige Burg auf dem Gipfel hoch über der Stadt! Wie ein Kronreif auf dem Haupt des Königs, so zog sich die unbezwingbare Wehrmauer rings um die Festung! Jehus spontane Bewunderung für die Residenz der Omridenkönige begann sich jedoch rasch in Verwunderung über diese Gefühlsregung zu verwandeln. Denn die Stadt, mit der er sich wirklich verbunden fühlte, war Megiddo. Dort hatte er den Umgang mit Pferden, das Kämpfen vom Streitwagen aus erlernt, dort war er zum Befehlshaber über die eine Hälfte der königlichen Wagentruppen erhoben worden, dort hatte er mit Ada gelebt und dort waren seine Kinder geboren worden. Er fragte Hiddai, der sich gleichfalls dem Anblick Samarias hingab: „Sollte ich nicht Megiddo zu meiner Residenz machen?“

Der Befehlshaber sah ihn groß an und verstand nicht, wie der König hier im Angesicht der Königsstadt Israels eine solche Frage stellen konnte. Jehu erklärte seine Augenblicksidee: „Megiddo liegt genau zwischen dem Südteil und dem Nordteil des Reiches.“

Hiddai hatte darauf sofort eine Antwort, er zögerte jedoch, sie auszusprechen, weil er fürchtete, Jehu wieder einmal zu verärgern. Aber dann gab er seine Meinung doch preis: „In Megiddo wärst du trotz deines Königtums immer nur der Streitwagenoberst. Verzeih mir meine Auffassung, sie ist sicher falsch!“

„Nein!“ rief Jehu, als habe er nur auf eine solche Antwort gewartet. „Du hast recht. Israel, das ist Samaria, nicht Megiddo!“ Ihm war auf einmal sonnenklar, daß derjenige, der vom Volk Israel und den Herrschern der umliegenden Reiche als König Israels wahrgenommen und anerkannt werden wollte, nur in Samaria regieren konnte, in der Burg, die König Omri sich und seinen Nachfolgern hatte erbauen lassen. Er lächelte Hiddai zu, froh über dessen kluge Bemerkung, und gab das Zeichen zum Weitermarsch.

Drüben auf der Mauer Samarias sagte Efron: „Er hat sich überzeugt, daß er seine Männer vergeblich hierhergetrieben hat.“ Er grinste höhnisch. Schemaja grinste nicht.

Das Heer erreichte jenen Ort, wo sich die Kriegerhaufen zu versammeln pflegten, wenn sie nach Samaria einberufen worden waren. Jehu ließ hier das Lager errichten. Der Platz war eng, denn noch nie war ein Heer dieser Größe vor die Stadt gezogen. Aber vielleicht, so meinte Hiddai,

mußte man hier nur ein oder zwei Tage kampieren. Jehu blieb jedoch skeptisch, denn eine Streifschar hatte bereits festgestellt, daß die Tore der Stadt fest verschlossen waren. Das verwunderte ihn nicht, denn so war es zu erwarten gewesen. Es galt nun also, einen Boten hinauf zur Burg zu senden und Einlaß zu fordern. Von der Antwort würden die weiteren Entscheidungen abhängen.

Jehu ließ Bidkar suchen und zu sich holen. Kaum hatte der Schildträger das königliche Zelt, das in der Mitte des Lagers stand, betreten, lud ihn Jehu zum Sitzen ein. „Gehst du mir aus dem Weg?“ fragte er, aber er lächelte dabei und meinte die Frage nicht ernst. Bidkar hörte jedoch einen Vorwurf darin und verteidigte seine Zurückhaltung: „Wer keiner Mannschaft angehört, der hat seinen Platz am Schluß der Kolonne.“

„Du kannst dich doch nicht mit Hiddais Soldaten vergleichen!“ erwiderte Jehu mit Nachdruck. „Du bist doch mehr! Und das weißt du! Als mein Botschafter sprichst du mit Königen!“

Bidkar hätte am liebsten gar nichts gesagt, aber das wäre unhöflich gewesen. So bestätigte er: „Ja, du hattest mich zum Aramäerkönig geschickt.“

„Und heute noch schicke ich dich nach Samaria“, war Jehus Antwort. „Dort wird zwar kein König dein Gesprächspartner sein, aber deinen Tatsachensinn erfordert auch meine Botschaft an Jorams Beamte. Sie werden mein Königtum bestreiten, du aber kennst wie niemand sonst mein Anrecht auf den Thron der Omriden und wirst ihnen meine Macht und ihre Ohnmacht vor Augen führen.“

Bidkar sträubte sich, diese Mission zu übernehmen. Bei Hasael sei es etwas anderes gewesen, der habe ihn bereits gekannt und gewußt, wie nahe er dem neuen König Israels stehe. Aber im Omridenpalast sei er ein Niemand, man werde ihn auslachen und einfach wieder wegschicken. Jehu bestand jedoch darauf, daß er und kein anderer als Bote geeignet sei. Und ein Niemand sei er keinesfalls, er sei des Königs Freund. Wer sei mehr? Bidkar blieb schließlich nichts übrig, als einzuwilligen.

„Ich gebe dir Scheba mit, er soll dein Herold sein“, verfügte Jehu. „Und fünf Mann von jenem Trupp, der den Zug der Judäer mit dem todwunden Joram von Ramot nach Jesreel begleitet hat. Der Truppführer heißt Rafu, du hast ihn bereits in Ramot kurz kennengelernt.“

Jehu hielt es für günstiger, seine Botschaft an die Oberen von Samaria nicht wörtlich zu formulieren. Bidkar war ja keiner jener Kuriere, die ihre Mitteilungen auswendig lernten und lediglich diesen Text übermittelten. Er war ein Unterhändler. Er würde selbst jene Worte finden, die er der Situation für angemessen hielt. Nachdem Jehu auch Scheba hatte herbeiholen lassen, einigten sie sich zu dritt auf den Inhalt von Bidkars Botschaft. Gott Jahwe habe nach dem Tod König Jorams sich für den Heerführer Jehu als dessen Nachfolger entschieden. Das Heer habe Jehu zum König Israels ausgerufen und so die göttliche Erwählung bestätigt. Auch das Volk Israels habe Jehu auf seinem Zug nach Samaria überall freudig begrüßt, und des Volkes Jubelstimme sei Gottes Stimme. Die Oberen der Residenz mögen am kommenden Morgen heraus vor die Stadt kommen, ihrem König huldigen und ihn bitten, Stadt und Burg in Besitz zu nehmen. Der Einzug in Samaria solle jedoch ohne Musik und Jubelrufe geschehen, denn noch trauere nicht nur das Haus Omri, sondern auch Jehu und sein Heer um den im Kampf gefallenen König Joram und um die aus Gram darüber gestorbene Königsmutter Isebel.

Die Sonne befand sich bereits auf ihrer absteigenden Bahn, als sich die beiden Gesandten mit ihrer Eskorte auf den Weg machten. Ohne zeitraubende Wortwechsel wurden ihnen die Tore zu Stadt und Burg geöffnet. Als sie aus der düsteren Toranlage in den weiten, äußeren Hof der Festung traten, wurden sie von Efron, der von seinen Unterführern umgeben war, empfangen. Der Kommandeur hatte zwar dem Kanzler empfohlen, sich ebenfalls anzuhören, was der Empörer da unten ausrichten ließ, aber Schemaja hatte sich wegen angeblicher dringender Abrechnungen davor gedrückt. Womöglich, so war seine Überlegung, mußte man letztendlich Jehu doch als König anerkennen, und deshalb war es klüger, gegenüber seinem Boten unsichtbar zu bleiben und nicht als Mitschuldiger dabeizustehen, wenn Efron Jehus Königtum als Anmaßung zurückwies.

Bidkar und Scheba verbeugten sich höflich vor dem Kommandeur, und Scheba sagte, wie es verabredet war: „Uns schickt unser Herr, König Jehu, zu euch, den treuen Dienern des verstorbenen Königs. Hört an, was er den Oberen des Palastes und der Stadt mitteilen will! Er spricht zu euch durch den Mund seines Ersten Freundes Bidkar, hier an meiner Seite. Mein Name ist Scheba.“ Bidkars Titel hatte sich Jehu ausgedacht, damit sein Gesandter nicht als ein beliebiger Bote ohne Rang und Stellung vor die Gegner treten mußte.

Efron erwiderte mit bissiger Miene: „Ich höre.“ Nichts weiter als das. Bidkar und Scheba hatten erwartet, daß der Oberst der Palastgarde sie nur empfangen und sie dann zu den hohen Beamten führen werde. Seine Aufforderung befremdete sie deshalb und verhieß nichts Gutes. Bidkar sah sich genötigt, hier, nur ein paar Schritte von der Burgmauer entfernt, gewissermaßen zwischen Tür und Angel, Jehus Botschaft einzig dem böse dreinblickenden Kommandeur vorzutragen. Er tat das kurz und sachlich, ohne irgendwelche Erklärungen und Begründungen. Seine Hoffnung auf ein Gespräch, das ihm Gelegenheit geboten hätte, deutlich zu machen, daß Widerstand gegen Jehus Königtum aussichtslos sei, hatte er schon aufgegeben.

Efron wandte sich an seine Untergebenen und fragte sie höhnisch: „Kennt ihr einen König Jehu?“ Die schüttelten die Köpfe. Efron blickte Bidkar an und meinte: „Ich auch nicht. Es gibt keinen König Jehu. Also müssen wir euch auch nicht als königliche Boten achten.“ Er winkte, ein Trupp von etwa 20 Soldaten stürmte aus einer der Kammern hervor, die in die Mauer eingelassen waren, und umringte die beiden Gesandten und ihre fünf Begleiter. Efron befahl dem Anführer der Eskorte vorzutreten, und Rafu stellte sich neben Bidkar und Scheba. Die drei ahnten, was ihnen bevorstand. „Nehmt sie fest!“ befahl Efron. Er ließ sie in jene Kammer einsperren, in der er vorhin seine Häscher versteckt hatte. Dann rief er Rafus vier Soldaten zu sich, die der Gewalttat hatten hilflos zusehen müssen, und beauftragte sie, zurück ins Heerlager zu gehen und ihrem Herrn zu melden, wessen sie Zeugen gewesen waren. „Sagt ihm, Samaria kennt keinen König Jehu! Israels König wird Jorams Sohn sein, sobald er geboren ist. Jehu soll das Heer entlassen und nach Ramot gehen, wohin ihn König Joram gestellt hat. Sollte er in die Stadt eindringen und versuchen, die Festung zu belagern, so werden sein Freund und die anderen beiden Geiseln sterben.“

Als die vier freigelassenen Soldaten Jehu berichteten, was geschehen war und was ihnen der Kommandant zu sagen aufgetragen hatte, geriet Jehu in Wut. Er schrie die wüstesten Beschimpfungen gegen Efron und dessen Kumpane, und die Soldaten fürchteten, er werde auch sie noch seinen Zorn spüren lassen. So unbeherrscht und fassungslos hatten sie den König noch nie erlebt. Vielleicht glaubte er, daß sie die Gewalttat hätten verhindern können. Aber Jehu beruhigte sich allmählich und entließ sie ohne einen Vorwurf. Als sie vors Zelt traten, trafen sie draußen auf Kameraden, die sich erschrocken fragten, was mit dem König los sei und ob er etwa Hilfe brauche. Die Enge des Lagerplatzes hatte es mit sich gebracht, daß zwischen dem Zelt des Königs und den Mannschaftszelten nur wenig Raum war, so daß nichts, was sich im Herrscherzelt begab, verborgen blieb.

Als Jehu allein war, sank er auf seine Lagerstatt und schlug die Hände vors Gesicht. Ihm war bewußt geworden, daß seine Wut vor allem sich selbst galt. Warum hatte er nicht vorausgesehen, daß er Bidkar und Scheba und die anderen ins Messer schickte? Wo er doch sonst alles, was er tat, vorher gründlich überlegte. Er hatte den Haß der Omridenanhänger gegen ihn, der ihre Machtstellung bedrohte, sträflich unterschätzt.

Unangemeldet stürmte auf einmal Hiddai ins Zelt. Er war gerade am äußersten Rand des Lagers gewesen, als man ihm gemeldet hatte, was für ein Geschrei aus dem Zelt des Königs dringe. Sofort war er herbeigeeilt, hatte die Wachhabenden vor dem Zelt ignoriert und sah nun mit Erleichterung, daß Jehu weder krank noch verwundet am Boden lag. Jehu ließ ihn niedersitzen und erzählte ihm, mit was für einer unerhörten Gewalttat die Herren der Burg seine Botschaft beantwortet hatten. Er setzte dabei voraus, daß Efron nicht selbstherrlich, sondern im Auftrag der hohen Beamten gehandelt hatte, und so richtete sich sein Zorn vor allem auch gegen Schemaja, den er für seinen Hauptfeind hielt. „Das sollen sie büßen!“ gelobte er.

„Das sollen sie“, pflichtete Hiddai bei. Aber nüchtern stellte er fest: „Die Festung erstürmen können wir nicht.“ Jehu knirschte: „Selbst wenn wir dazu in der Lage wären, sie würden unsere Gefährten umbringen, bevor wir sie befreien könnten.“ Beide starrten angestrengt vor sich hin. „Auch zu verhandeln ist unmöglich“, murmelte Hiddai. „Aber wir können nicht tatenlos warten!“ rief Jehu und erhob sich. „Worauf sollten wir denn warten?“ Wie gehetzt begann er, zwischen den Zeltwänden auf und ab zu gehen. Hiddai war zugleich mit ihm aufgesprungen und bemühte sich nun, dem nach einer Lösung Suchenden nicht im Weg zu stehen. Er spielte mit dem Gedanken, die Gefangenen durch den nächtlichen Handstreich einer Gruppe tollkühner Krieger zu befreien. Vorsichtig deutete er Jehu diese Idee an, aber der machte nur eine wegwerfende Handbewegung. Als der König in seinem Hin und Her innehielt, glaubte Hiddai, jetzt sei ein Ausweg aus der Notlage gefunden. Aber Jehu meinte nur müde: „Morgen werden wir klüger sein“ und entließ seinen Heeresobersten.

Der nächste Tag löste die an ihn geknüpften Hoffnungen tatsächlich ein. In aller Frühe ging Jehu hinaus vors Lager und blickte hinüber zur unerreichbar scheinenden Königsburg. Er war wieder klarer Überlegung fähig, wie er es gewohnt war. Plötzlich sah er, was ihm wie ein Wunder erschien: Eines der Stadttore Samarias öffnete sich, und heraus strömten Frauen und Mädchen. Ängstlich zum Heerlager herüberblickend eilten sie zu ihren Äckern und machten sich dort daran, das wuchernde Unkraut zu jäten. Das war zu dieser Jahreszeit ihre Aufgabe, und Efron hatte den Familien diese dringende Arbeit erlaubt, weil er davon überzeugt war, daß sein Feind nichts tun würde, was das Leben der Geiseln gefährden konnte. Ein Glücksgefühl durchströmte Jehu, weil er glaubte, Jahwes Hand am Wirken zu sehen. Israels Gott wies ihm den Weg, der in die Burg führen würde. Denn diese Frauen konnte er benutzen, um die Sackgasse, in die er durch die Geiselnahme der Burgherren gestoßen worden war, zu öffnen und den Spieß umzudrehen, indem er Efron und Schemaja in Bedrängnis brachte. Oder waren etwa die Einwohner Samarias nicht genauso unzufrieden mit der Herrschaft Jorams und seiner Beamten wie die Menschen im übrigen Land? Er schickte nach Hiddai.

Als der Heeresoberst erschien, neugierig, ob Jehu eine Entlastungsmaßnahme eingefallen war, sah er einen strahlenden König vor sich. Der Weitblickende hatte also tatsächlich einen Ausweg gefunden. „Siehst du diese Frauen dort überall in den Kornfeldern?“ rief Jehu und vergaß sogar, Hiddais Gruß zu erwidern. „Sie werden heute und auch morgen und übermorgen gegen Dornen und Disteln ankämpfen. Schicke die zuverlässigsten deiner Soldaten in ihre Nähe, aber so, daß die Frauen nicht vor ihnen davonlaufen! Sie sollen ihnen zurufen, daß wir alle ihre Äcker und Gärten verwüsten werden, wenn die Burgoberen die Gesandten König Jehus nicht freilassen. Die Männer Samarias sollen zur Burg hinaufgehen und das ausrichten.“

Hiddai war einen Moment lang sprachlos, weil seine Gedanken immer nur um eine bewaffnete Aktion gekreist waren. Aber schnell erkannte er, daß Jehus Idee, so einfach sie war, erfolgversprechender sein konnte als irgendein heimlicher Anschlag. Begeistert stimmte er zu.

Jehu selbst instruierte die Kommandeure der Heeresabteilungen, damit sie wirklich begriffen, worum es ging und dementsprechend die Männer für den Auftrag auswählen konnten. Während er sprach, bedauerte er im stillen, daß er seinen Augenblickseinfall nicht gründlicher hatte durchdenken können. Aber die Zeit drängte! Und hatte nicht Jahwe ihm die Idee eingegeben? Natürlich betraf die Bedrohung nur die Bevölkerung der Unterstadt, denn oben in der Burg waren sicherlich genügend Vorräte aufgehäuft, um eine Belagerung zu überstehen. Insofern war der Plan naiv und eigentlich eines Feldherrn unwürdig. Aber jeder andere gefährdete das Leben seiner drei Getreuen. Vielleicht sogar auch dieser. Aber irgendetwas mußte man versuchen! Tatenlosigkeit wäre der Anfang vom Ende des eigenen Königtums! Das Heer würde sich nämlich auflösen. Und Jahwe würde seinen Erwählten fallenlassen.

Als die Frauen Samarias ihre Mittagsrast hielten und unter schattenspendenden Bäumen und Sträuchern zusammensaßen, verließen die ausgewählten Sprecher das Heerlager und schlenderten jeweils zu zweit auf die ruhenden Frauengruppen zu. Die Samarierinnen sahen sie näherkommen, und die meisten erhoben sich ängstlich, um davonzulaufen. Aber auch die Soldaten waren unsicher, denn Jehu hatte jedem den Tod angedroht, der einer flüchtenden Frau hinterherlief, um sie festzuhalten. So blieben sie stehen und riefen den Samarierinnen aus der Ferne jene Ankündigung zu, die ihnen aufgetragen war.

An jedem der nächsten Tage wiederholten sie nun ihre Warnung. Allmählich verloren die Frauen ihre Furcht und blieben sitzen, wenn die Rufer erschienen. Aus einer der Gruppen kam die Antwort, daß sie nicht taub seien, und die Männer sollten ihr Geschrei bleibenlassen. Aber die waren auch am folgenden Tag wieder zur Stelle. Da kam eine der Frauen, nicht mehr die Jüngste, zu den ihr zunächst stehenden Soldaten gelaufen und sagte, König Jehu solle nicht denken, daß die Leute Samarias etwas gegen ihn hätten. Deshalb möge der König sich ihrer erbarmen und ihre Äcker schonen. Gemeinsam mit ihren Männern stünden sie Abend für Abend am Tor zur Burg mit der Forderung, die Gefangenen freizulassen und dem König die Tore zu öffnen.

Als Jehu gemeldet wurde, was die Frau gesagt hatte, schöpfte er Hoffnung. Und selbst wenn die Aussage eine Lüge war, von Jorams Beamten erfunden, um ihn abzuhalten, seine Drohung wahr zu machen, und um selbst Zeit zu gewinnen, so zeigte sie, daß man in der Burg ihn und seine Heeresmacht ernst nahm und fürchtete.

Der sechste Tag des zermürbenden Wartens vor den Mauern von Stadt und Königsburg brach an. Was der Troß an Lebensmitteln mit sich geführt hatte, war aufgezehrt. Nun brachten Lastesel von Megiddo und Jesreel Nachschub aus den dortigen Vorräten. Von Tag zu Tag erhoben sich Jehu und Hiddai morgens sorgenvoller. Gegen Mittag fingen jedoch die ständig umherschweifenden Spähtrupps jenen Kurier, den Schemaja und Achan nach Hazor geschickt hatten und der nun von dort zurückkehrte. Jehu und Hiddai verhörten ihn unverzüglich. Er kannte den Inhalt des Briefes, den er überbracht hatte, und berichtete, Nahum und Tola seien über die Mitteilung keinesfalls erstaunt gewesen. Beide hatten ihm aufgetragen, in Samaria zu melden, daß Jehu selbst sie bereits von seiner Königsherrschaft unterrichtet habe und daß sie auf seinen Befehl hin wie bisher auf Wacht stünden, um einen Angriff der Aramäer abzuwehren.

Die Aussage des Kuriers stimmte Jehu noch hoffnungsvoller. Die Nachricht der Jorambeamten an die Garnison Hazor schien ihm davon zu zeugen, daß es in der Festung Meinungsverschiedenheiten darüber gab, wie der Bedrohung durch ihn zu begegnen sei. Die einen hatten vielleicht Hazor zu Hilfe rufen wollen, deshalb überhaupt die Botschaft dorthin, die anderen waren aber gegen eine blutige Auseinandersetzung mit ihm und hatten den vorgesehenen Hilferuf durch eine bloße sachliche Mitteilung ersetzt. Der Brief konnte nur von Achan stammen, aber er hatte ihn wohl kaum ohne die Zustimmung Schemajas verfaßt. Vielleicht war der Kanzler vernünftiger als gedacht. Und was die Antwort Nahums und Tolas betraf, so bewies sie, daß beide ihn, Jehu, als den neuen König anerkannten und nicht daran dachten, der widersetzlichen Omridenresidenz zu Hilfe zu kommen.

Jehu schickte den Kurier hinauf in die Burg zu seinen Auftraggebern. Er sollte ihnen unmißverständlich ausrichten, daß aus Hazor kein Beistand zu erwarten sei. Und in seinem, Jehus, Namen sollte er verkünden: „So spricht Jehu, der König Israels: Laßt die Gefangenen frei und kommt

heraus, mir zu huldigen! So könnt ihr meiner Ungnade noch entgehen. Wenn nicht, so werde ich das gesamte fruchtbare Land um Samaria in Wüste verwandeln und mir woanders eine neue Königsstadt erbauen. Das Volk jubelt mir überall zu, und das Heer und sämtliche Garnisonen stehen zu mir. Niemand wird sich erheben, um euch vor meinem Zorn zu erretten."

Dem Kurier wäre es lieber gewesen, im Heerlager bleiben zu können, denn er fürchtete sich, nunmehr als Jehus Botschafter in die Burg zurückzukehren und dessen schreckliche Drohung zu überbringen. Aber daß er gehorchte, war für ihn selbstverständlich. Jehu und Hiddai blickten ihm nach, wie er gemächlich zur Stadt hinüberritt. „Wenn er in der Burg unerschrocken auftritt", sagte Jehu, „und wenn sich die Bande dort oben einen Rest an Einsicht bewahrt hat, dann wird unsere Geduldsprobe morgen ein Ende haben." „Du sagst es", erwiderte Hiddai. Die Bestätigung klang seltsam feierlich im Mund des Unbekümmerten.

22

Die Einsicht, die Jehu von den Stadtoberen Samarias erwartete, wuchs schon seit Tagen in den Gedanken des Kanzlers und des Schreibers heran. Jehus Drohung und die immer heftigeren Proteste der Einwohner taten ihre Wirkung. Beide Beamten waren sich einig, daß man mit dem selbsternannten König da unten Verhandlungen aufnehmen mußte, um Schlimmeres zu verhüten. Denn jederzeit konnte es zu Gewalttaten kommen, sei es, daß Efron oder einer der Anführer Jehus die bisherige Zurückhaltung nicht länger durchhielt, oder sei es gar, daß sich Stadtbürger zu Tätlichkeiten gegen die Palastwache hinreißen ließen. Doch wie sollte der Starrkopf Efron zum Nachgeben gezwungen werden? Allen Einsprüchen Schemajas gegenüber war er taub geblieben. Es schien, als wollte er es bewußt auf ein Blutvergießen ankommen lassen. Und der Priester Eran unterstützte ihn.

Als der zurückgekehrte Kurier den fünf versammelten Oberbeamten die Anerkennung Jehus als König durch die Garnison Hazor berichtete und die neuerliche Drohung Jehus übermittelte, wirkten die Botschaften auf Schemaja und Achan nicht entmutigend, sie sahen darin vielmehr die herbeigewünschte Chance, Efron endlich zum Einlenken zu zwingen. Nach der Entlassung des Boten forderte Schemaja den Kommandeur in scharfem Ton auf, sich zum Gehörten zu äußern.

Efron stieß den Kopf wie zum Angriff nach vorn und fauchte: „Es ist alles Lüge! Nahum war nie ein Freund Jehus! Er steht zum Haus Omri, und genauso Tola. Morgen oder übermorgen werden beide mit ihren Truppen hier sein. Dann werden wir Jehus Bauernhaufen davonjagen." Er war nämlich mittlerweile doch zur Auffassung gekommen, daß man des Beistands aus Hazor bedurfte, wenn man gegen den Belagerer etwas ausrichten wollte.

„Mach dir nichts vor!" Achan rief es derart erbost, daß die anderen zusammenfuhren. Man war von dem Unscheinbaren diesen Ton nicht gewohnt. Und mit Nachdruck fuhr er fort: „Meine Boten sind keine Lügner! Und auch Jehu ist kein Betrüger! Wenn König Joram sich über Jehu ärgerte, dann nicht, weil er Lügen erfand, sondern eher, weil er die Wahrheit sprach. Wenn der Bote sagt, daß uns aus Hazor keine Hilfe kommen wird, dann ist das so."

Schemaja nickte und fragte Efron spitz: „Die Männer und Weiber der Stadt, die uns allabendlich mit ihrem Geschrei belästigen, verschwinden die etwa, wenn du deine Augen und Ohren verschließt?"

Selbst der schweigsame Otniel erklärte, daß er sich nicht noch länger das fruchtbare Land rund um Samaria als eine Wüste voller Dornengestrüpp vorstellen wolle. Man müsse endlich mit Jehu sprechen.

An Efron schienen die Reden jedoch abzuprallen wie feindliche Pfeile an einem bronzenen Schild. „Ich habe König Joram Treue gelobt!" war alles, was er den Vorhaltungen entgegensetzte. Aber im Grunde ging es ihm gar nicht mehr darum, die ungewisse Omridennachfolge zu verteidigen. Er wollte einfach Stärke zeigen, wo die anderen außer dem Priester sich seiner Ansicht nach als Schwächlinge erwiesen.

Eran unterstützte ein weiteres Mal den Unbelehrbaren: „Nur der Sohn, den Haggit gebären wird, darf König über Israel sein!" Und er verstieg sich zu der Drohung: „Wer anders entscheidet, verfällt wie Jehu der Strafe Jahwes."

Die Debatte geriet in Gefahr, in ein lautstarkes Gezänk zwischen den beiden Parteien auszuarten, das zu keinem Ergebnis führen konnte. Da machte Achan mit absichtlich leiser Stimme einen Vorschlag: „Falls das Kind Haggits ein Knabe sein wird, so werden Jahre vergehen, bis dieser Sohn Jorams regierungsfähig sein wird. Jehu wird dann schon an der Schwelle des Alters stehen, falls er nicht schon vorher in den Kriegen, die er führen wird, umkommt. Wenn wir jetzt der Not gehorchend Jehu als König anerkennen, dann muß das nicht heißen, daß wir dem Sohn Jorams den Anspruch auf sein Königtum wegnehmen. Jehu müßte nämlich für unsere Anerkennung einen bestimmten, einen hohen Preis zahlen. Ich würde ihn vor Jahwe schwören lassen, daß er dem Sohn Jorams die Königswürde nach seiner eigenen Königsherrschaft sichert. Das heißt, daß er

seine eigenen Söhne vom Königtum ausschließt. Er selbst wäre dann also nur eine Art Zwischenregent, und das Reich Israel bliebe den Omriden erhalten."

Während der Schreiber sprach, ging Schemaja durch den Kopf, daß so, wie Jehu vor der Zeit den Tod finden konnte, auch der kleine Kronprinz schon im Kindesalter sterben konnte. Dem früheren Sohn Haggits war es ja genau so ergangen. Steckte dieser Gedanke etwa hinter dem Vorschlag Achans? Kaum hatte der listige Schreiber geendet, stimmte er ihm zu: „Das ist der Ausweg aus unserer Lage! Es ist keine Schande, sich dem Stärkeren zeitweilig zu beugen, sondern es zeugt von Klugheit. Und Jehu wird einsehen, daß er unserer Bedingung zustimmen muß, denn anders kommt er nicht schnell genug in die Burg herein. Jetzt sofort werden wir die Geiseln freilassen. Sie sollen Jehu mitteilen, was wir beschlossen haben."

Efron und Eran fühlten sich von Achans und Schemajas Vorschlägen überrumpelt und starrten schweigend ins Leere. „Wollt ihr denn nicht eure Ämter behalten?" fragte sie der Kanzler. „Wenn wir jetzt nicht handeln, kann es sein, daß wir alle als Bettler durchs Land ziehen werden. Denn irgendwann müssen wir Jehu ja doch hereinlassen. Er hat ganz Israel. Was aber haben wir? Wenn wir ihm jedoch jetzt entgegenkommen, wird er uns den bisherigen Widerstand nachsehen. Wahrscheinlich wird er uns sogar dankbar sein. Denn lange kann er hier nicht mehr lagern."

Der Priester gab sich einen Ruck und stimmte zu. Er vertraute auf den vorgesehenen Schwur Jehus und auf Jahwes Strafe, falls der Emporkömmling den Eid brach. Der Kommandeur aber murmelte: „Jehu wird nicht auf euren Unfug eingehen."

„Er wird", erwiderte Achan. „Er ist klug. Bist du es nicht auch?" Da gab Efron seinen Widerstand auf.

Die fünf Würdenträger erhoben sich und gingen hinaus zum Verließ, in dem Jehus Gefährten seit Tagen rätselten, was mit ihnen geschehen würde. Sie wußten zwar von ihren Bewachern, daß die Bewohner der Stadt ihre Freilassung forderten, aber zweimal hatte ihnen Efron persönlich erklärt, daß ihre Gefangenschaft Jehu gleichgültig sei. Und böse gegrinst hatte er zu seinen Worten. Und nun durften sie plötzlich ihr muffiges Mauerloch verlassen, und als sie ins Freie traten, sahen sie sich nicht nur dem Festungskommandanten, sondern auch den anderen höchsten Beamten gegenüber. Schemaja erklärte ihnen die Bedingung, unter der sie, die von König Joram eingesetzten höchsten seiner Diener, Jehu als König Israels anerkennen und seine Forderungen erfüllen wollten. Rafu, der Soldat, sollte Jehu die Mitteilung überbringen. Wenn Jehu einverstanden sei, so möge er nach Einbruch der Nacht das durch ein Feuerzeichen kundtun. Am kommenden Tag kämen sie dann, wie sie hier stünden, in Begleitung von 50 Mann der Palastgarde hinab ins Lager und würden Jehu als ihrem König huldigen. Danach könne er mit seiner Leibwache Stadt und Burg in Besitz nehmen. Bidkar und Scheba, die Sprecher Jehus, aber sollten noch solange auf ihre Freilassung verzichten, bis Jehu im Tempel sein Bekenntnis zum ungeborenen Joramsohn beschworen habe.

Die drei Jehu-Getreuen hörten Schemajas Rede mit großer Aufmerksamkeit zu. An den Gesichtern der Beamten konnten sie ablesen, wie unterschiedlich diese zu dem Kompromißvorschlag standen, und sie merkten sich das genau. Als der Kanzler geendet hatte, blickten Scheba und Rafu Bidkar an. Er war Jehus Mund, er mußte antworten. Dem Ersten Freund des Königs, wie ihn Jehu tituliert hatte, blieb natürlich gar nichts anderes übrig, als Rafus Freilassung und seiner und Schebas weiterer Gefangenschaft zuzustimmen. Aber ihm wäre es lieber gewesen, wenn er selbst hätte Jehu das Angebot überbringen können. Nicht um als erster wieder frei zu sein, sondern um Jehu die Annahme der Bedingung nahezulegen. Aus der Ferne konnte er nur hoffen, daß der König nicht aus verletztem Stolz ablehnte oder gar die Bedingung ernst nahm. Aber das letztere traute er Jehu eigentlich nicht zu.

Als Rafu entlassen war und die Burg eilig verlassen hatte, wurden Bidkar und Scheba nicht mehr ins Verließ zurückgebracht. Die Beamten wiesen ihnen einen Raum in einem der Verwaltungsgebäude an, eine Unterkunft, die ihrer würdig war, aber Soldaten Efrons bewachten sie selbstverständlich auch dort.

Bidkars Befürchtung, daß Jehu die Bedingung der Jorambeamten verwarf, war unbegründet. Der König erkannte sogleich, daß er sie bedenkenlos annehmen konnte. Worüber ihm Rafu vor allem ausführlich berichten mußte, das war nicht der Inhalt von Schemajas Botschaft, denn der war eindeutig, sondern das waren die äußeren Umstände ihrer Verkündung. Daß die Beamten zu den Gefangenen gekommen waren, statt diese vor sich bringen zu lassen, schien Jehu von der Zerrissenheit der Entscheidungsrunde zu zeugen, von dem Streben derer, die sich durchgesetzt hatten, vollendete Tatsachen zu schaffen und so den gefährlichen Konflikt endlich beizulegen. Als Rafu die Gesichter der einzelnen Gegner, ihre Haltung während der Rede des Kanzlers schilderte, bestätigte sich ihm diese Vermutung, und er begriff, daß er besonders Efron zu fürchten hatte, während Schemaja und Achan offenbar auf seine Seite gewechselt waren, weil sie weiteren Widerstand für schädlich hielten. Er vermutete, daß beide wußten, worauf sie sich einließen, wenn sie ihn zu schwören zwangen, daß der Joramsohn, sofern es den überhaupt geben würde, sein Nachfolger

werden sollte. Er belobigte Rafu für seinen aufschlußreichen Bericht und entließ ihn mit der Zusicherung, daß er ihn und seine Männer auch künftig mit schwierigen Aufgaben betrauen werde.

Er ließ Hiddai rufen, um ihn von der Botschaft aus der Burg zu informieren und mit ihm den Ablauf des Einzugs in Samaria zu beraten. Nachdem es dunkel geworden war, gingen sie hinaus vors Lager und gaben Rafu den Befehl, den vorbereiteten Holzstoß zu entzünden. Während das lodernde Feuer den Oberen der Burg anzeigte, daß sich Jehu ihrem Ratschluß beugte, verständigten die Kommandeure der einzelnen Heeresabteilungen ihre Männer davon, daß sich die belagerte Stadt am kommenden Tag dem König öffnen werde. Die Soldaten meinten, daß sie ja von vornherein vermutet hatten, der kleine Feldzug werde so ausgehen. Und bei den Bauernkriegern überwog die Freude darüber, bald nach Hause zu kommen, die Enttäuschung, daß es nun mit der Plünderung der Stadt nichts wurde. Die Einwohner Samarias aber fragten sich, was das Feuersignal aus dem Heerlager zu bedeuten hatte. Die meisten hofften, daß es wie die Freilassung des einen der Gefangenen ein gutes Zeichen war.

Der anbrechende Morgen sah das Heerlager und die Stadt in gespannter Erwartung, was sich nun wohl begeben werde. Vor dem Zelt des Königs wurde freier Platz geschaffen, indem einige der Mannschaftszelte abgebaut wurden. Ein Sessel wurde vor das Zelt gestellt, und die Krieger wunderten sich, woher der so schnell beschafft worden war. Die Troßknechte hätten ihnen sagen können, daß Bidkar, als man in Jesreel den Marsch hierher vorbereitete, wie an so vieles auch an einen einigermaßen standesgemäßen Sitz für den König gedacht hatte. Offenbar hatte er vorausgesehen, daß Jehu seine Gegner im Lager empfangen würde.

Die Späher meldeten, daß die Oberen der Stadt sich mit ihrer Ehreneskorte auf den Weg begeben hatten. Jehu und Hiddai standen am Rand der Zeltsiedlung, von wo sie so oft ungeduldig hinübergeschaut hatten zur Königsstadt. Nun blickten sie dem Zug entgegen, der sich aus dem Stadttor herauswand und betont langsam auf das Heerlager zusteuerte. Nur die begleitende Mannschaft war zu sehen, die Beamten befanden sich inmitten der Kolonne, demütig zu Fuß schreitend, wie es sich dem König gegenüber ja auch geziemte. Jehu war zufrieden. Er verließ mit Hiddai den Beobachtungsposten und ging zurück zum königlichen Zelt mit dem Sessel davor, der den Thron vorstellte. Kritisch musterte er sein Gewand, auf dem der Marsch hierher und das Lagerleben Spuren hinterlassen hatten. Aber frische Kleidung war nicht da. Sollten seine Gegner ihm doch ansehen, so sagte er sich, daß er ein König war, der sich im Zelt wohler fühlte als im Palast. Ganz wie Joram, dem sie eifrige Diener gewesen waren. Er nahm auf dem Sessel Platz, neben ihn traten Hiddai, der Befehlshaber, und Rafu, der Hauptmann, dem wahrscheinlich, wie alle sehen konnten, eine Rangerhöhung bevorstand. Hinter den dreien postierten sich die Kommandeure der einzelnen Abteilungen. Rafus Elitesoldaten standen links und rechts von ihnen, schwertumgürtet und gemäß dem erhaltenen Befehl mit grimmigen Gesichtern. Die Krieger drängten sich zwischen den Zelten und schubsten einander, um an die günstigsten Plätze zu gelangen, denn alle wollten es sehen oder zumindest in der Nähe sein, wenn die Joramknechte vor ihrem König in den Staub fielen. Natürlich mußte sich die Masse des Heeres mit dem begnügen, was ihnen die weiter vorn Stehenden nach hinten zuriefen.

Die Unterwürfigkeit der Residenzbeamten ging jedoch sowieso nicht so weit, daß sie niederknieten und Jehus Gewandsaum küßten. Der erwartete das ja auch nicht. Nachdem die Samarier ihre Eskorte vor dem Lager zurückgelassen hatten, traten sie sehr aufrecht und mit stolzen Mienen vor den sitzenden König, der sie, wenn es nicht gegen das Ritual gewesen wäre, lieber stehend empfangen hätte. Angesichts ihrer sauber gewaschenen Kleidung und der blitzenden Ringe an ihren Fingern war ihm sein Sessel aber doch ganz recht, denn so fiel sein beschmutztes und abgewetztes Gewand nicht gar so sehr in die Augen. Als die fünf Repräsentanten des alten Königshauses unmittelbar vor ihm standen, beugten sie ihre Rücken und blieben so, bis er ihnen erlaubte, sich wieder aufzurichten. Schemaja ergriff das Wort und erklärte in wohlgeformter Rede, daß sich ganz Samaria vor König Jehu verbeuge und ihn als den neuen Herrn Israels begrüße. Die Trauer um König Joram, um die Königsmutter Isebel und um den Judäerkönig habe sie, die getreuen Diener des verstorbenen Königs, in einem Maße niedergedrückt, daß sie gar nicht in der Lage gewesen seien zu begreifen, daß der neue König, dessen Israel bedürfe, schon erschienen sei. Jehu möge ihnen verzeihen, daß sie deshalb in seinen Abgesandten nicht jene Boten erkannt hatten, die Samaria die Freudenkunde von der Ankunft des erwählten Herrschers überbrachten. Schemaja ließ offen, wem er die Erwählung Jehus zum König zuschrieb. Aber in eindeutiger Weise stellte er heraus, daß König Joram möglicherweise noch ein Sohn geboren werde. Dieser Umstand, so beteuerte er, stelle jedoch Jehus Königtum nicht in Frage. Ganz Samaria wisse, welch tiefe Freundschaft zwischen dem verstorbenen und dem neuen König bestanden habe. Sie werde sich über den Tod hinaus bewähren, wenn Jehu dereinst zu seinen Vätern eingehen und sein Nachfolger auf dem Thron der Omridenkönige Platz nehmen werde.

Die Rede des Kanzlers nahm kein Ende, und Jehu hatte genügend Zeit, die Männer, denen er nach wie vor mißtraute, eingehend zu betrachten. Schemajas breites Gesicht schien ihm eine Mischung aus Hochmut, Gerissenheit und berechnender Liebedienerei auszudrücken, seine Miene

entsprach völlig dem Inhalt seiner heuchlerischen Beteuerungen. In Efron dagegen erblickte er die offene Auflehnung gegen ihn, der Kommandeur gab sich auch gar keine Mühe, seinen Abscheu vor der hier stattfindenden Unterwerfungsveranstaltung zu verbergen. Der alte Achan und sein jüngerer Kollege Otniel hielten sich mit Gefühlsandeutungen zurück, aus ihren sachlichen Mienen war kaum auf ihre Einstellung zu schließen. Aber Erans Blick empfand Jehu als ausgesprochen unangenehm, er las darin nichts als Verachtung. Wie er diese Männer allesamt davonjagen wird! Nein, vielleicht nicht alle. Achan, den Schreiber, könnte er eigentlich behalten, der war ein kluger und wahrscheinlich aufrichtiger Mann. Möglicherweise auch Otniel, den mußte man prüfen.

Jetzt verbeugte sich der Kanzler erneut, damit andeutend, daß er alles gesagt hatte, was hier zu sagen war. Jehus Antwortrede war kurz. Er nehme an, daß Schemaja und seine Amtsbrüder die vergangenen Tage damit verbracht hatten, sich aus der Ferne an der Liebe, die das Heer und ganz Israel für ihn, den König, bekunde, zu erfreuen. Wenn er jetzt seine Königsburg in Besitz nehmen werde, sei es aber an der Zeit, ihm auch ihre eigene Ergebenheit zu beweisen. Zuerst werde er auf dem Altar, den König Ahab errichtet habe, Gott Jahwe ein Opfer darbringen. Danach wolle er seine beiden Freunde, die ja schon seit Tagen als Gäste in der Burg weilten, begrüßen. Schließlich werde er den Thron der Könige Israels einnehmen, und der Kanzler werde ihm die Königskrone reichen.

Die Beamten Samarias erbosten sich heimlich darüber, wie er ihren tagelangen Widerstand gegen ihn ins Lächerliche zog und wie er ihr Entgegenkommen, ihre Kompromißbereitschaft mit keinem Wort würdigte. Auch von Verzeihung, um die sie ihn ersucht hatten, kam ihm nichts über die Lippen. Ein plumper Soldat eben, fand Schemaja. Ein Feind, den man möglichst bald unschädlich machen mußte, urteilte Efron. Als einzigen Lichtblick in der Antwort des Königs sahen die Stadtoberen, daß Jehu bestätigte, vor Jahwe den Anspruch des eventuellen Joramsohnes auf das Königtum anzuerkennen.

Jehu erhob sich und befahl Hiddai, den Einzug in Samaria vorzubereiten. Er selbst verschwand in seinem Zelt, ohne noch ein weiteres Wort an die Beamten zu richten oder sie gar zum Sitzen aufzufordern und ihnen einen Imbiß anzubieten. Aber es war ja auch nichts da, worauf sie sich hätten niederlassen können, und was man ihnen an einfacher Soldatenkost hätte vorsetzen können, wäre von ihnen sicher verschmäht worden.

Der Marsch hinauf in die Stadt bedurfte keiner langen Vorbereitung, denn Jehu und Hiddai hatten ja am Abend vorher alles Nötige besprochen. Es ging jetzt lediglich darum, die vorgesehene Reihenfolge im Marschzug herzustellen. Die Spitze bildete jene Eskorte, die den fünf Oberhäuptern Samarias hierher ins Lager das Geleit gegeben hatte. Die fünf folgten ihrer Mannschaft, nunmehr die Ehrenbegleiter des Königs darstellend. Hinter den Beamten marschierten wiederum 50 Soldaten, nämlich Rafus Eliteeinheit. Endlich erschien der König selbst, neben ihm, aber nicht ganz auf gleicher Höhe, der Befehlshaber Hiddai, beide auf ihren Maultieren die Menschenschlange überragend. Den Schluß des Zuges, aber eigentlich seinen Hauptteil, bildeten die Fußtruppen der Garnison Megiddo, 450 Soldaten und der dazugehörige Troß. Im Lager zurück blieben die 1500 Bauernkrieger unter dem Stellvertreter Hiddais.

Die Residenzbeamten erschraken, als sie bemerkten, daß die Hunderte kampferprobter Soldaten sich in den Zug einreihten. Daran hatten sie nicht gedacht, daß Jehu an Bewaffneten mehr als seine Leibgarde mitnehmen könnte. Wo sollten die vielen Soldaten im Palastbezirk untergebracht werden? Sollte die Burg zum Heerlager verkommen? Und was wollte Jehu mit diesen Kriegern? Etwa Efrons bewährte Garde entwaffnen? Würde er überhaupt den Eid leisten, den er versprochen hatte? Die fünf Beamten fühlten sich, als seien sie in eine Falle getappt, als seien sie nun Jehus Geiseln. Nur gut, daß sie noch immer seine beiden Abgesandten in Gewahrsam hatten und notfalls mit deren Tötung drohen konnten, falls sich der König ihrer Bedingung widersetzte. Achan versuchte, sich und seine Amtsbrüder zu beruhigen. Jehu werde erfüllen, was er durch das nächtliche Feuerzeichen zugesagt habe. Als Efron das hörte, spuckte er verächtlich aus. Rafu sah es und hätte ihm am liebsten ein Messer in den Leib gestoßen. Irgendwann, sagte er sich, werde er es tun.

Die Einwohner Samarias liefen zusammen, als sich der Zug dem Stadttor näherte. Sie verteilten sich entlang der Gasse, die zum Burgtor hinaufführte, und als sie Jehu auf seinem Reittier erblickten, klatschten sie trotz der noch immer befohlenen Trauerzeit in die Hände und riefen begeistert: „Es lebe König Jehu!“ Der Gefeierte winkte freundlich den Menschen zu und war glücklich, daß auch die Samarier ihre Hoffnungen in ihn setzten und nicht in ein ungeborenes Kind.

Nachdem die Kolonnenspitze in den Palasthof eingezogen war, schwenkten Efrons Soldaten nach jener Seite, wo ihre Kameraden angetreten waren, und die hohen Beamten traten nach der Gegenseite hin, denn dort standen ihre Untergebenen sowie das gesamte Palastpersonal. Als der König hinter Rafus Mannschaft auf seinem Reittier erschien, rief die versammelte Menge wie vorher die Stadtbewohnerschaft: „Es lebe König Jehu!“ Die Huldigungsrufe hatten Schemaja und Achan veranlaßt und gegen Efrons Einspruch durchgesetzt, bevor sie die Burg verlassen hatten.

Jehu sah jedoch, daß dabei bei weitem nicht alle Gesichter strahlten. Aber das hatte er ja auch nicht erwartet.

Er und Hiddai stiegen von ihren Maultieren. Rafu trat wie verabredet zu ihnen, und zu dritt folgten sie dem Priester zum Jahwetempel, um den geforderten Eid hinter sich zu bringen. Die drei höchsten Beamten und der Gardekommandeur sowie die niederen Beamten und das Palastpersonal schlossen sich an. Daß möglichst viele Zeugen Jehus Schwur hören sollten, war Erans Idee gewesen. Der Eid sollte wie ein Felssturz das Königtum des Emporkömmlings blockieren. Am Altar, der sich vor dem Tempelhaus in einem niedrig ummauerten Hof befand, war bereits alles für das Opfer vorbereitet. Das Feuer brannte, und ein Widder zerrte an seinem Haltestrick, ängstlich blökend, als ob er ahnte, was die beiden Tempelknechte an seiner Seite mit ihm zu tun gedachten. Aber nun verzögerte Jehu den Beginn der heiligen Handlung. Er wies auf sein beschmutztes Gewand und forderte, daß man ihm und seinen beiden Offizieren neue Kleidung brachte, denn es gehe ja nicht an, daß sie so, wie sie aussähen, vor Israels Gott träten. Schemaja lief rot an vor Ärger, und Efron knirschte mit den Zähnen, aber Eran wiegte bedächtig den Kopf und gab Jehu in diesem Punkte recht, nicht ohne die gemurmelte Bemerkung, daß man vorhin sogleich daran hätte denken können. Jehu und seine zwei Gefährten fragten sich, einander amüsiert zublinzelnd, ob er damit sie meinte oder sich selbst.

Es dauerte nicht lange, und die ausgeschickten Helfer brachten reine Gewänder herbei, für Jehu sogar ein reich verziertes, das König Joram gehört hatte.In der Wohnung des Priesters, wo sich Jehu und seine Getreuen umkleideten, zeigte sich allerdings, daß es zu lang war, und es mußte gerafft werden. Dann endlich konnte das Feuer auf dem Altar neu geschürt werden. Der Widder wurde geschlachtet und von geübten Händen rasch zerteilt. Und während die besten Fettstücke des Tieres zu Rauch und Asche verbrutzelten, leistete Jehu seinen Schwur. Eran sprach ihm die Worte vor, und er wiederholte sie mit lauter Stimme, damit ihn auch die außerhalb des engen Tempelhofes Stehenden hören konnten. Ihm und seinen beiden Gefolgsleuten war die Zeremonie nichts weiter als eine unbedeutende Formalität, und auch den hohen Jorambeamten, ja selbst Efron, dem wütendsten Gegner Jehus, war die doppelte Unsicherheit der Eidesleistung bewußt, denn ungewiß war ja, ob Haggit überhaupt einen Sohn zur Welt bringen würde, und wenn ja, ob er nicht im Kindesalter sterben würde wie sein Bruder. Einzig der Priester Eran nahm den Schwurakt sichtbar ernst, und das trug er derart zur Schau, daß sich der Hauptmann Rafu eines respektlosen Grinsens nicht erwehren konnte.

Das anschließende Opfermahl des Königs und der Würdenträger in der kleinen, zum Burghof offenen Halle neben dem Tempelhaus nutzte Jehu, um vom Waffenstillstand mit König Hasael und vom vorgesehenen Bündnis zwischen Israel und Damaskus gegen die Assyrer zu berichten. Und als er bemerkte, daß den Jorambeamten die Hintergründe der Besetzung des Landes Baschan durch Hasael unbekannt waren, sprach er von König Jorams leichtsinniger Hinhaltetaktik gegenüber Damaskus. Aber die Gedanken seiner Zuhörer waren mehr bei seinen hier und jetzt zu erwartenden Maßnahmen, und so hielten sich ihre Bemerkungen und Fragen zum Aramäerkrieg in Grenzen. Schemaja unterstrich, daß man auf Baschan keinesfalls verzichten könne, aber das war sowieso die Auffassung aller.

Nach dem Mahl bat der Kanzler den König, sich zum Audienzsaal zu begeben und dort auf dem Thron des Hauses Omri Platz zu nehmen. Vor dem Palast könne er seine beiden Gesandten begrüßen, die hier einige Tage als Gäste geweilt hätten. Jehu gefiel nicht die abermalige Redeweise vom Thron des Hauses Omri, aber er nahm sie wortlos hin. Wichtig war jetzt allein, den Palast in Besitz zu nehmen. Und was die Bemerkung von der angeblichen Gastfreundschaft für Bidkar und Scheba betraf, so gab ihm der Kanzler nur seine eigene Ironie von heute morgen zurück, und das konnte er schwerlich übelnehmen. Im Vorbeigehen sah er, wie Hiddais Soldaten im Burghof ihr Zeltlager aufbauten, und das freute ihn. Efrons Mannschaft war weggetreten. So war auf den ersten Blick erkennbar, in wessen Händen sich jetzt die Burg befand.

Am Eingang in den Palast warteten Bidkar und Scheba, auch ihnen hatte man zum Beweis guten Willens saubere Gewänder gegeben. Als Jehu die beiden erblickte, löste er sich von seinen Begleitern, eilte auf Bidkar zu und umarmte ihn. Und auch Scheba würdigte er dieser herzlichen Begrüßung. Gemeinsam mit ihnen betrat er den Audienzsaal, in welchem sich bereits alle diejenigen, die Zeugen des Jahweopfers gewesen waren, an den Wänden entlang drängten. Jehu schritt entschlossen zum Thronsessel, der auf einem Podest stand, und setzte sich. Seine Begleiter nahmen vor dem Thron Aufstellung, dem König zugewandt. Von selbst bildeten sie zwei Gruppen, auf der einen Seite die alten Vertrauten Jehus, auf der anderen seine neuen Diener, sofern er sie in ihren Ämtern bestätigte, was sie dringend erhofften.

Schemaja trat einen Schritt vor, verneigte sich und setzte zu einer neuerlichen Rede an. Jehu mühte sich, sein Desinteresse zu verbergen. Der Kanzler sprach von der Freude Samarias und ganz Israels, daß Jahwes Herde wieder einen Hirten habe. Er versicherte wortreich seine und seiner Amtskollegen Ergebenheit und entwarf dann das Bild eines gerechten und weisen Herrschers. Er sei sicher, daß Jehu, der Sohn Joschafats und Enkel Nimschis, des Heerführers der Könige

Omri und Ahab, dieser Herrscher auf dem Thron Omris sein werde. Jehu nahm an, daß die Ansprache nun zu Ende sei, aber Schemaja war einer, dem die Worte in endloser Folge entströmten, wenn er einmal am Reden war, und selten genug hatte er Gelegenheit, seinem Redefluß freien Lauf zu lassen. Der König, dessen bisherige Verdienste er soeben zu würdigen begonnen hatte, brachte jedoch mit einem Wink seiner Hand den Wortschwall zum Stillstand. „Es ist genug", erklärte er. „Ich weiß, was ich im Dienst König Jorams getan habe. Reich mir nun die Königskrone!"

Schemaja schaute einen Moment lang gekränkt drein, aber sofort strahlte er wieder vor Dienstbeflissenheit. Er verneigte sich, ließ sich von einem seiner Gehilfen das bereitgehaltene Diadem geben und näherte sich dem Thron, um Jehu zu krönen. Wer sonst, so meinte er, wäre dafür würdiger als der Kanzler König Jorams. Aber Jehu nahm ihm wie einem beliebigen Handlanger das äußere Abzeichen der Königswürde aus den Händen und winkte ihm, sich wieder zurückzuziehen. Dann ließ er die Stirnbinde aus hellem Leinentuch, an den Seiten mit Auflagen aus dünnem Goldblech und in der Mitte mit einem Smaragd verziert, durch seine Finger gleiten. Selten hatte er Joram mit diesem Diadem gesehen. Sie beide waren ja meist auf Feldzügen beisammen gewesen, und da hatte der König das Herrschaftsabzeichen immer hier im Palast zurückgelassen, wie auch jetzt bei seinem letzten Kriegszug. Die Würdenträger schauten erwartungsvoll auf Jehus Hände, die das Diadem der Omridenkönige betasteten. Wer würde ihn krönen dürfen? Oder wollte er es gar selbst tun? Es wurde totenstill im Saal.

Jehu hob den Blick und lächelte in die Runde. Die einen sahen in seiner Miene die Zuversicht des Hoffnungsträgers, andere die überlegene Freude des Siegers, Efron und Eran jedoch das böse Grinsen des Gewalttäters. Jetzt winkte er Bidkar heran. „Wer, wenn nicht du, ist würdig, mich zu krönen", verkündete er feierlich. „Du hast mir auf allen Wegen, die mir mein König zu gehen, bei allen Taten, die er mir zu vollbringen befahl, zur Seite gestanden. Du hast mir geholfen, du hast mich beraten, du hast mich beschützt. Du warst Zeuge, als Jahwe mich zum König erwählte. Du bist mein ältester Freund. Tu jetzt, was dir zu tun zusteht!" Mit ernstem Blick trat Bidkar vor Jehu, verneigte sich tief, nahm das Diadem und legte es ihm um die Stirn, die Bindung im Nacken mit ruhigen Händen verknüpfend, als ziehe er die Halteschlaufen am Schild fest, mit dem er auf dem Streitwagen die feindlichen Pfeile von Jehu abzuwehren pflegte. Dann verbeugte er sich erneut und trat zurück zu Hiddai und den anderen. Die Zuschauer an den Wänden des Saales klatschten nun in die Hände und brachen in Jubelrufe aus, Jehus Getreue fielen ein, auch Schemaja, Achan und Otniel rührten die Hände, und endlich schlugen auch der Festungskommandant und der Priester die Handflächen zwei- oder dreimal leicht gegeneinander.

Der Gekrönte winkte, und es wurde wieder still. Jeder war darauf gespannt, was Jehu nun auf die Ansprache des Kanzlers antworten werde und ob er die bisherigen Amtsinhaber bestätigte. Ruhig schaute der König auf die vor ihm Stehenden, die glücklichen Blicke seiner Getreuen freundlich erwidernd, die Mienen der Samarier kühl musternd. Endlich öffnete er den Mund. „Nicht Menschenwille, sondern der Ratschluß Jahwes hat mich hierher gebracht", erklärte er mit lauter Stimme, damit alle ihn deutlich verstehen sollten. „Der Gott Israels hat mich erwählt, auf dem Thron der Könige Israels zu sitzen. Mein Königtum ruht in seiner Hand. So wie er es mir gegeben hat, so kann er es mir auch wieder nehmen, falls ich seinem Willen zuwiderhandle. Deshalb werde ich in der Furcht vor meinem Gott herrschen, aber mich vor Menschen nicht ängstigen und mich vor ihrem Willen nicht beugen." Er machte eine Pause und überließ es den Zuhörern, seine Rede zu deuten. Dann fuhr er fort: „König Joram war es nicht vergönnt, das Land Baschan zurückzuholen. Das obliegt nun mir. Deshalb kann ich nicht in Samaria bleiben, um mit euch weiter um meinen verstorbenen königlichen Freund zu trauern, sondern ich muß zurück nach Ramot. Zuvor aber ziehe ich nach Bet-El, wo ich am Altar, den Israels Stammvater Jakob erbaut hat, mich vor Jahwe demütig verneigen und auch für ferner seinen Segen erflehen werde. Hier in Samaria soll weiterhin jeder das tun, was ihm aufgetragen ist, bis ich zurückkehre." Er erhob sich, und alles beugte den Rücken, ob nun zufrieden oder ratlos oder wütend.

Hiddai und Schemaja traten zu ihm, und beide wollten wissen, was er für jetzt befehle. Aber er wußte selbst noch nicht so recht, was alles zu tun war, bevor er weiterzog. Auf jeden Fall wollte er jetzt den Palast und die gesamte Burganlage inspizieren und die Witwen König Jorams besuchen. Schemaja erbot sich sofort, ihn zu führen. Jehu nahm Bidkar und Scheba als seine Begleiter mit, und so machten sie sich zu viert auf den Weg. Die Joramwitwen wurden verständigt, daß König Jehu ihnen in Kürze einen Besuch abstatten werde. Inzwischen zeigte Schemaja alle Räume und Innenhöfe des Palastbaus, dann gingen sie zu den Wirtschaftsgebäuden und Magazinen, besichtigten auch die Kasernenanlage, und als letztes betraten sie das Frauenhaus, das wegen des kostbaren Schmucks an seinem Mobiliar das Elfenbeinhaus genannt wurde.

Zuerst traten sie bei Tabita ein, der älteren von Jorams Frauen. Sie saß auf einer üppig gepolsterten Bank, und bei ihr waren ihre drei Töchter und zwei ihrer Dienerinnen. Sie erhob sich, verbeugte sich und bot Jehu dann einen Sessel an, falls er sich niederlassen wolle. Selbstverständlich war sie im Bilde darüber, was sich seit dem Begräbnis Jorams begeben hatte, und so erwartete sie nun gleich den Beamten des Verstorbenen, was Jehu über sie verfügen würde. Be-

fürchtungen hegte sie eigentlich nicht, denn sie war eine aramäische Prinzessin, die Großnichte König Hadadesers von Damaskus, jenes Königs, den Hasael ermordet hatte. Und Söhne hatte sie keine, so daß sie nicht in Thronstreitigkeiten verwickelt werden konnte. Jehu nahm den ihm angebotenen Platz an und sprach Tabita sein Mitgefühl über den Tod Jorams aus. Dann berichtete er ihr von der Schlacht, in der Joram tödlich verwundet worden war, und von seinem vergeblichen Wunsch, in Jesreel Heilung zu finden.

Er sah Tabita nicht zum erstenmal wie auch Haggit nicht, beiden Ehefrauen Jorams war er gelegentlich begegnet, wenn sie auf Reisen waren, aber zu einer Unterhaltung mit ihnen war es damals natürlich nicht gekommen. Er betrachtete die Aramäerin, der man ihre fremde Herkunft an ihrer Aussprache des Kanaanäischen noch immer anmerkte, obwohl sie seit zwölf Jahren bereits im Reich Israel lebte. Sie hatte die Mitte der Zwanzig schon überschritten, und ihre jugendliche Blüte war vorüber. Sie war keinesfalls häßlich, aber eine beeindruckende Schönheit war sie nie gewesen. Nach ihren drei Geburten neigte sie zur Korpulenz, und ungeschminkt und kaum geschmückt, wie sie wegen der Trauer um Joram war, wirkte sie auf Jehu wenig reizvoll. Ihre Töchter, elf, neun und fünf Jahre alt, glichen ihr auffallend. Jehu fand es merkwürdig, daß keine ihn an ihren Vater erinnerte, der ja ein stattlicher, gut aussehender Mann gewesen war. Als er sich verabschiedete, streichelte er die Köpfe der beiden jüngeren und nickte der ältesten freundlich zu. Irgendwann mußte er sicherlich darüber nachdenken, an wen er die Mädchen verheiraten könnte.

Hatte ihn Tabita höflich und respektvoll empfangen, dabei ihrer eigenen Würde durchaus bewußt, so sah er sich in Haggits Gemach einer haßerfüllten Frau gegenüber, die seinen Gruß unwirsch erwiderte und ihm auch keine Sitzgelegenheit anbot. Sie ruhte in einem Sessel, die Hände über dem hohen Bauch gefaltet, und eine Dienerin stand hinter ihr und fächelte ihr mit einem Wedel Kühlung zu, denn sie schwitzte, ob nun vor Erregung oder als Folge ihrer Schwangerschaft. Haggit stammte aus keiner vornehmen, geschweige denn einer königlichen Familie. Ihre Eltern hatten im Lande Gilead ihre Schafe geweidet, aber sie war schon eine Waise gewesen, als Joram sie vor fünf Jahren geheiratet hatte. Sie war von großer, kräftiger Gestalt, und eben das hatte den König seinerzeit bewogen, sie seiner ersten Frau beizugesellen, in der Hoffnung, von dieser jungen, starkknochigen Tochter von Zeltbewohnern den Sohn zu erhalten, den die Prinzessin Tabita ihm offenbar nicht geben konnte.

Jehu ignorierte die Abneigung, die ihm aus Haggits bösen Blicken entgegenschlug. Er berichtete auch ihr, aber in kürzerer Rede als vorhin Tabita, vom Tod Jorams, und während er sprach, wunderte er sich, wieso bei einer so kräftigen Mutter der Sohn, den sie vor vier Jahren geboren hatte, nach einem Jahr gestorben war. Er versicherte ihr, dafür Sorge zu tragen, daß sie ihr Kind in Ruhe und wohlbehütet gebären könne. Sei es ein Knabe, so werde dieser ihm selbst einst auf dem Thron Omris folgen. Er habe das öffentlich zugesagt und durch einen Schwur bekräftigt. Aber auch dieses Versprechen konnte keine Spur von Freundlichkeit im derben Gesicht der Joramwitwe hervorrufen. Jehu war froh, als er den Besuch bei Haggit hinter sich hatte. Vielleicht hing sie nun doch, da er weg war, dem Gedanken nach, daß sie in vielen Jahren eventuell Königsmutter sein könnte. Er schmunzelte im stillen über die Dummheit jener, die daran glaubten, wie vermutlich der Priester Eran.

Draußen im Palasthof dankte er dem Kanzler für seine Begleitung und entließ ihn, denn er selbst, so sagte er, wolle sich jetzt zu den Soldaten begeben, um zu sehen, wie sie untergekommen seien. Das war ein Vorwand, um Schemaja loszuwerden. Er ließ Hiddai und Rafu herbeiholen, und mit beiden sowie mit Bidkar und Scheba zog er sich in Jorams Beratungszimmer zurück. Zunächst wurde ein Bote ins Heerlager abgefertigt, der Hiddais Stellvertreter vom Einzug in die Burg berichten sollte. Morgen, spätestens übermorgen, so sollte er übermitteln, komme König Jehu selbst zum Heer und werde die Krieger nach Hause verabschieden. Als der Bote weg war, besprachen Jehu und seine vier Vertrauten die Aufgaben und Maßnahmen des nächsten Tages. Sie saßen sehr lange beisammen, denn vieles mußte bedacht und entschieden werden.

Zur Nacht blieb Jehu im Palast. Er hatte zwar geschwankt, ob er nicht lieber zurück ins Heerlager gehen sollte, wo sein Königszelt leer stand und wo er sich sicher fühlte. Hier in der Burg von Samaria war ihm alles noch fremd, und hinter jeder Mauerecke konnten Efrons Totschläger lauern und ihn ermorden. Eigentlich kannte er keine Furcht, aber hier war ihm alles ein bißchen unheimlich. Doch er hatte eingesehen, daß der König Israels, wenn er in seiner Residenz war, auch im Palast nächtigen mußte. Er nahm Bidkar mit sich in Jorams Schlafgemach, und die Wachen davor stellte Rafu aus seiner Mannschaft.

Als Bidkar schon schlief, lag er noch immer wach. Er hätte glücklich sein müssen, aber er fühlte nichts dergleichen. Überlegungen, Aufgaben und Fragen wirbelten durch seinen Kopf. Als ihn endlich die Müdigkeit überwältigte, bedrängten ihn lebhafte Träume. Aber festhalten, um sie zu deuten, konnte er sie ebensowenig wie vorher seine jagenden Gedanken.

Jehu erhob sich am Morgen wenig erholt. Aber gewohnt, das zu tun, was der Tag erforderte, auch wenn ihm die Müdigkeit in Kopf und Gliedern saß, ging er mit Bidkar noch einmal durch, was er sich in der Besprechung vom Nachmittag zuvor für heute vorgenommen hatte. Und dabei wurde ihm klar, daß sein unruhiger Schlaf in eben dieser Beratung seine Ursache hatte. Denn noch bei der Krönung im Audienzsaal und im Gespräch mit Jorams Witwen war er bester Laune gewesen, erst danach war seine Stimmung umgeschlagen. Seit langem hatte er zwar gewußt, daß mit der Übernahme der Königswürde sein bisheriges Dasein zu Ende war und ein neues begann. Aber im gestrigen Beisammensein mit seinen Vertrauten war dieses äußerliche Wissen wie ein plötzliches Unwohlsein in ihn eingedrungen, hatte ihn erfaßt, so daß sich die bloße Erkenntnis in einen Gemütszustand zu wandeln schien. Bisher war all sein Tun auf die Machtergreifung gerichtet gewesen, ein nahes Ziel. Nun hatte er die Macht, und fortan kam es darauf an, sie Tag für Tag, Jahr für Jahr bis ans Lebensende zu handhaben, und zwar so, daß ihn die Israeliten stets ehrten und liebten und daß er Jahwes Wohlgefallen immer aufs neue errang und seines göttlichen Schutzes für alle Zeiten sicher sein konnte. Das war kein Ziel, das er irgendwann erreichen konnte, das war ein Lebensinhalt, den er nie mehr loswurde. Hatte er das schon damals gespürt, als er sich in vielen Gesprächen mit Bidkar gesträubt hatte, sich als Nachfolger König Jorams zu sehen?

Zudem hatte die gestrige Beratung auch ergeben, daß er doch nicht so schnell, wie er gewollt und verkündet hatte, Samaria wieder verlassen konnte. Und das hing mit Haggits Schwangerschaft zusammen. Seine Getreuen hatten ihn in der Auffassung bestärkt, daß die Joramwitwe ihr Kind besser nicht hier in Samaria gebären sollte, wo jeder Zeuge seines Schwurs zugleich als ein Wächter über Haggits Sicherheit gelten konnte. Am besten schien die Schwangere in Jesreel aufgehoben, wo Ira, dem er vertraute, das Kommando innehatte. Rafus Mannschaft sollte sie dorthin bringen. Da er nun aber mit eben dieser Mannschaft nach Bet-El ziehen wollte, mußte er in Samaria ausharren, bis seine Leibgarde in spe zurück war.

Da er Unerfreuliches nie vor sich herschob, befahl er sogleich den Kommandeur der Palastwache zu sich. Er behielt Bidkar bei sich, und auch Scheba ließ er holen. Als Efron ins Kabinett eintrat, standen die beiden zwar unauffällig im Hintergrund, aber doch unübersehbar, und so glaubte der Gardehauptmann, Jehu wolle ihn absetzen und ihn seinen zwei Gefolgsleuten überantworten, damit sie mit ihm das gleiche taten, wie er vor Tagen mit ihnen. Es irritierte ihn daher, als ihm der König einen Platz sich gegenüber anbot, eine Auszeichnung, mit der König Joram sparsam umgegangen war. Als er saß, eröffnete Jehu das Gespräch mit der Frage: „Warum haßt du mich?“

Es ging also doch um seinen Sturz, durchfuhr es Efron. Aber die ruhige Frage brachte sein Blut mehr in Wallung, als wenn Jehu ihn mit groben Worten attackiert hätte. Wollte dieser falsche König sich über ihn lustig machen, bevor er ihn seinen beiden Totschlägern übergab? Beinahe wäre er aufgesprungen und hätte sich auf Jehu gestürzt, aber im letzten Moment überwand er seinen Wutanfall, für den ihn sein Widersacher ausgelacht hätte. Mit verschlossener Miene brachte er hervor: „Ich habe dir gestern gehuldigt. Ich bin bereit, deinen Befehl anzuhören.“

„Anzuhören?“ Jehu runzelte die Stirn. „Nicht auch auszuführen?“

Der Kommandeur gab bissig zurück: „König Joram wußte, wenn ich einen Befehl höre, so ist er schon so gut wie ausgeführt.“

Jehu schaute ihn durchdringend an. „Ich bin nicht Joram“, erklärte er streng. Er machte eine kurze Pause, bevor er fortfuhr: „Gestern habe ich dich beobachtet. Deine Miene war wenig freundlich, als du vor mir standest. Auch jetzt ist dein Blick finster, dein Benehmen störrisch. Ein Heuchler bist du nicht. Eigentlich spricht das für dich. Gerade deshalb möchte ich dich in meinem Dienst behalten. Aber wenn du auf Verrat an mir sinnst, werde ich es nicht tun.“

Efron vermochte die verkrampfte Miene nicht zu lockern, als er erklärte: „Warum sollte ich dich verraten? Du hast dem Haus der Omriden Treue geschworen. Somit kann ich dir gehorchen wie früher König Joram.“

„Es ist gut“, sagte Jehu. „Du hast die Prüfung bestanden. Für einen Auftrag, der mir am Herzen liegt, bist du der richtige Mann. Ich habe König Jorams Witwe Haggit versprochen, dafür zu sorgen, daß sie ihr Kind in Ruhe und wohlbehütet gebären kann, fernab vom lauten Getriebe Samarias. Du wirst sie nach Jesreel begleiten und dort alles von ihr fernhalten, was sie beunruhigen oder ihr schaden könnte. Nach ihrer Niederkunft wirst du mit ihr und ihrem Kind zurückkehren und wieder das Kommando über Burg und Stadt übernehmen.“

Efron glaubte nicht recht zu hören. Wollte sich Jehu Haggits bemächtigen, um ihr Kind, wenn es ein Sohn sein sollte, zu töten? Zu diesem Verdacht paßte nur nicht, daß ausgerechnet er zu ihrem Beschützer ernannt wurde. Gewiß, er war bereit, alle Anschläge von ihr abzuwehren, aber das konnte er nur mit einer ansehnlichen Leibwache, die einer Mörderbande Jehus gewachsen war. Bevor er jedoch eine Antwort fand, in der er zugleich mit seiner Zustimmung seine Forderungen andeuten konnte, sprach Jehu schon weiter: „Euer Aufbruch wird morgen früh sein. Heute wirst du deine Mannschaft in zwei Hälften einteilen. Es wird nämlich künftig genügen, daß hier wie

in Jesreel die Palastwache nur aus 150 Mann besteht. Die anderen 150 versetze ich in die Garnison Megiddo zu meinem Befehlshaber Elkana."

Also doch eine Entmachtung! durchfuhr es Efron. Zumindest eine halbe. Und seine Ernennung zum obersten Leibwächter Haggits, das konnte nur eine Falle sein. Aber vielleicht ließ sich die Halbierung seiner bisherigen Mannschaft benutzen, um dieser Falle irgendwie zu entrinnen. „Ich habe deine Befehle verstanden", antwortete er. „Sie lassen sich gut miteinander verbinden. Ich nehme die Hälfte meiner Männer als Begleitschutz für Haggit und schicke sie, wenn wir in Jesreel angelangt sind, hinüber nach Megiddo. So sind alle deine Befehle ausgeführt. Wenn du erlaubst, möchte ich sogleich mit der Vorbereitung beginnen."

Jehu bemerkte erstaunt, daß sein Feind plötzlich den Gesichtsausdruck gewechselt hatte, die Abwehr darin war einer lauernden Bereitwilligkeit gewichen. Er will mich also doch hintergehen und Haggit entführen, dachte er, keineswegs überrascht. Ein hämisches Lächeln überkam ihn, und er hielt Efron zurück. „Du willst der trauernden Witwe deines früheren Königs doch nicht etwa Angst machen?" hielt er ihm vor. „150 rauhe Soldaten rings um sie! Sie muß ja glauben, du ziehst nicht um ihretwillen aus, sondern sinnst auf irgendeine Gewalttat. Nimm Rücksicht auf ihren Zustand! Der verträgt sich nicht mit Lärm und Waffenklirren."

Efrons Miene versteinerte wieder. „Wie soll ich Haggit sicher nach Jesreel bringen ohne bewaffneten Schutz?" fragte er in herausforderndem Ton.

Jehu gab sich belehrend: „Du weißt so gut wie ich, daß König Ahab alle Räuberbanden im Land zerschlagen hat. Du selbst hast früher die letzten Banditen eingefangen und zu Soldaten gemacht. Wer also sollte dich überfallen?" Und in den Ton des Befehlshabers wechselnd, wies er an: „Du nimmst zehn deiner Männer mit, auf die du dich verlassen kannst! Mehr brauchst du nicht. Um alles Weitere mußt du dich nicht kümmern. Und wie gesagt: Morgen früh brecht ihr auf!"

Efron kochte vor Wut, als ihn der König entlassen hatte. Wenn ihm nur etwas einfiele, wie er diesem hinterhältigen Auftrag entkam! Aber als er das Tor der Festung erreichte, um die diensthabende Wachmannschaft zu kontrollieren, sah er mit Entsetzen nicht seine eigenen Leute vor sich, sondern Soldaten Hiddais. Da war ihm klar, daß er vorerst verloren hatte und sich der Gewalt des neuen Herrn Samarias beugen mußte.

Jehu war froh, daß er gegenüber Bidkar und Scheba recht behalten hatte. Sie waren nämlich der Meinung gewesen, Efron würde den Auftrag ablehnen und wütend auf ihn losgehen, und hatten ihm deshalb geraten, einige von Rafus Männern im Nebenraum zu postieren. Nun erklärte er seinen beiden Getreuen: „Auch als mein Gegner ist Efron ein Soldat wie wir drei. Er hat gelernt zu gehorchen, sonst wäre er kein Kommandeur. Er wird tun, was ich ihm befohlen habe."

Jehu schickte Scheba zu Haggit, um ihr den Wunsch des Königs zur Übersiedlung nach Jesreel zu übermitteln. Als der Ausgeschickte zurückkehrte, wollte er wissen, wie die Schwangere die Weisung aufgenommen hatte. „Sie hat dich beschimpft, und selbstverständlich auch mich", lautete Schebas Auskunft. „Und sie weigerte sich zunächst, deinem Befehl Folge zu leisten. Aber als ich ihr sagte, daß Efron sie begleiten wird, wurde sie ein bißchen ruhiger."

„Efron wird sie aufsuchen", war Jehus Ansicht. „Und da sie ihm vertraut, wird sie tun, was er sagt." Er entließ Scheba, den er schon gestern mit einer wichtigen Sonderaufgabe betraut hatte, die ihn einige Wochen lang binden würde. Bidkar beauftragte er, sich von Hiddai ein paar Soldaten geben zu lassen. Mit ihnen sollte er den ganzen Tag lang beobachten, was Efron und Haggit taten. Das sei heute das Allerwichtigste, schärfte er dem Freund ein. Der wußte warum.

Nachdem auch Bidkar gegangen war, berief Jehu den Obersten der Schreiber zu sich. Achan, seines Wertes bewußt, ließ sich ein wenig Zeit, bevor er vor dem König erschien. „Du hast mich warten lassen", tadelte ihn Jehu, aber er wies ihm wie vorhin Efron einen Sitzplatz an. Der Alte machte weder ein erwartungsvolles noch ein unwilliges Gesicht, er blickte gleichmütig drein, als er sein Säumen rechtfertigte und um Vergebung bat.

Eigentlich hatte ihn Jehu gerufen, um mit ihm den Brief an König Hasael zu beraten, den er unbedingt schreiben mußte, um den Aramäer bei guter Laune zu erhalten. Denn ihm war mittlerweile klargeworden, daß er ihn nicht mehr von Ramot aus im besetzten Edrei antreffen würde – Hasael hatte ihn ja nach Damaskus eingeladen. Aber als er nun in die unschuldige Miene des Schreibers blickte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, Achan zunächst einmal eine Stellungnahme ihm gegenüber zu entlocken. Er mußte wissen, woran er mit dem stillen Gelehrten war. So schaute er ihn freundlich an und fragte ihn geradeheraus: „Eure Bedingung, daß ich schwöre, den möglichen Joramsohn zu meinem Nachfolger zu machen, war das deine Erfindung?"

Achan erschrak nicht, als er so unvermittelt aufgefordert wurde, dem König einen Blick in seine Gedanken zu gestatten. Er bejahte die Frage einfach, ohne sein Ja zu kommentieren.

„Deine Offenheit ehrt dich", erwiderte Jehu. „Aber hast du nicht bedacht, daß der kleine Prinz, falls es ihn geben sollte, wie sein Bruder sterben könnte, bevor er erwachsen ist, so daß mein Schwur hinfällig wäre?"

Auch diese Frage brachte den Schreiber nicht aus der Fassung. „Gewiß habe ich daran gedacht", räumte er ein. „So wie andere dem Gegenteil nachsannen, daß nämlich auch dein Leben

vor der Zeit zu Ende sein könnte, sodaß der Joramsohn schon als Kind die Königswürde erhalten könnte, wobei in diesem Fall natürlich die Königsmutter an seiner Statt regieren würde, geleitet von ihren Beratern. Beide Möglichkeiten halten einander die Waage, und deshalb stimmten alle meinem Vorschlag zu."

Jehu blickte den Alten forschend an. Aber die Frage nach einer Begründung für den listigen Vorschlag war überflüssig. Ohne den Schwur säße er selbst jetzt nicht hier im Palast, die Königsherrschaft ausübend, sondern noch immer unten im Zelt, ungeduldig auf die Übergabe Samarias wartend. Er nickte Achan anerkennend zu. „Du bist ein kluger Mann", sagte er. Der alte Beamte erhob sich ein wenig und verneigte sich dankend. Er freute sich, daß der König ihn verstanden hatte.

Sie kamen zum eigentlichen Thema der Beratung, zum Brief an Hasael. Seine Abfassung war deshalb so schwierig, weil das Bündnis zwischen Damaskus und Israel zwar unumgänglich war, aber die Besetzung Baschans durch die Aramäer seinen Abschluß unmöglich machte. Jehu konnte die Einladung nach Damaskus erst annehmen, wenn Hasael Baschan geräumt hatte. Diese Bedingung dem Aramäerkönig zu nennen, ohne seinen Unwillen zu wecken und neue Kampfhandlungen zu provozieren, darin bestand das Problem des beabsichtigten Schreibens. Noch heute morgen hatte Bidkar Jehu geraten, gar keinen Brief nach Damaskus zu schicken, vielmehr die Soldaten, die jetzt hier in Samaria standen, zurück nach Ramot zu führen, und jene Streitkräfte, die in der Garnison Hazor stationiert waren, über den oberen Jordan hinweg in Marsch zu setzen und dann die aramäischen Besatzungen in den Städten Baschans zugleich von Süden und von Norden her schlagartig zu vernichten. Bevor die Nachricht davon in Damaskus eintreffe, sei Baschan wieder im Besitz Israels. Hasael werde die Wiederherstellung der alten Lage wohl erst einmal hinnehmen müssen, bis mit dem nächsten Frühjahr die günstige Zeit für einen neuen Feldzug komme. Aber inzwischen könne Jehu Hasael nach Samaria oder Hazor oder wohin auch immer einladen, und dann werde man sehen, was der Aramäerkönig wirklich wolle: das Bündnis gegen die Assyrer oder den Raub des reichen Landes Baschan. Auf diesen Vorschlag Bidkars hatte Jehu lediglich geantwortet, daß er darüber nachdenken werde. Und jetzt war er auf Achans Meinung gespannt, denn der Schreiber hatte schon König Ahab beraten und viele Briefe an befreundete und feindliche Könige verfaßt.

Der erfahrene Diplomat hielt nichts von der Wiederaufnahme des Feldzugs gegen die Aramäer. Dessen Erfolg schien ihm keineswegs sicher, und die gegenwärtige Feindschaft zwischen Israel und Aram könnte dadurch zum Dauerzustand werden. Er sprach sich dafür aus, daß Jehu trotz der Weigerung Hasaels, Baschan freizugeben, diesem gegenüber als Partner, sogar als Freund auftreten solle, denn bei einem neuerlichen Angriff der Assyrer müßten Israel und Damaskus zwangsläufig zusammenstehen und den Streit um Baschan vergessen. Es sei denn, daß Jehu sich dem König der Assyrer unterwerfen wolle. Da er letzteres jedoch nicht annehme, solle Jehu die Einladung Hasaels keinesfalls ablehnen, sondern dankend annehmen, zugleich aber beiläufig die Erwartung aussprechen, daß bis zum Besuch Jehus in Damaskus Baschan geräumt sein werde. So gewinne man Zeit, könne sich gegebenenfalls auf ein Mißverständnis berufen und bringe Hasael wieder in Zugzwang.

Jehu gefiel der Rat Achans, denn zu einem neuen Feldzug jetzt in der bevorstehenden Sommerhitze hatte er wenig Lust. Und ob Hasael einen Überfall auf seine Besatzungen in Baschan kampflos hinnehmen werde, schien ihm sehr zweifelhaft. Jehu stimmte also Achan zu, und der rief einen seiner Gehilfen herbei, denn selbst schreiben konnte er ja wegen seiner schwachen Augen nicht mehr. Jehu freute sich, als er in dem Gerufenen jenen Schreiber erkannte, der ihn vor zwei Jahren nach Damaskus begleitet hatte. Zu dritt machten sie sich nun über den Text des Briefes, und dessen Endfassung lautete: Jehu, König der Israeliten, grüßt König Hasael, seinen Bündnispartner und Freund. Jahwe, der Gott Israels, segne dich und dein Haus so, wie du von deinem Gott gesegnet bist. Jahwe, mein Herr, hat mich zum Herrscher über Israel berufen, und die Großen des Landes und das ganze Volk haben mir gehuldigt. Ich ziehe jetzt von meiner Residenz Samaria nach der Kultstätte Bet-El, zum Altar, den Jakob, der Vater der Israeliten, erbaut hat. Dort werden aller Israeliten Augen und Ohren Zeugen sein, wie mir mein Gott Jahwe das Königtum über Israel bestätigt. Danach wird es an der Zeit sein, daß wir beide unser Bündnis gegen Assur zum Abschluß bringen. Mit Dank und großer Freude werde ich deiner Einladung nach Damaskus folgen. Inzwischen wirst du ja deine Besatzungen aus Baschan, mit denen du König Joram aus dem Grund, den wir beide kennen, erschreckt hast, wieder abgezogen haben. Mögen uns bis zu unserem Treffen mein Gott und dein Gott eine reiche Ernte und allseitiges Wohlergehen schenken.

Noch einen zweiten Brief schrieben die drei, nämlich an Atalja, die Mutter des getöteten Judäerkönigs Ahasja, die Schwester König Jorams. Dieser Brief machte Jehu weniger Kopfzerbrechen als derjenige nach Damaskus, denn das armselige Juda war für ihn ohne besonderes Interesse. Dessen künftiger König war noch ein kleines Kind, und seine Großmutter Atalja, stolz auf ihre Herkunft aus dem Hause Omri und herrschsüchtig wie ihre Mutter Isebel, würde ihm, dem Nachfolger der Omridenkönige Israels, sowieso widerstreben, wenn er die Heeresfolge Judas wie

einst seine Vorgänger auch für sich einforderte. Die Streitkräfte der Judäer waren ohnehin nicht sehr groß, also konnte man ihren Beistand entbehren. Israel mußte nach Norden blicken, nicht nach Süden, davon war Jehu überzeugt. Das Philisterreich Gat, das Judäerreich, das Moabiterreich, wie unbedeutend waren diese Länder gegen die Königreiche Tyros und Damaskus im Norden! Und auch der Hauptfeind Assur drohte im Norden! Und so enthielt nun der Brief nach Jerusalem lediglich die Mitteilung von Jehus Königtum, ein Wort des Bedauerns über den Tod König Ahasjas und eine nichtssagende Versicherung fortbestehender Freundschaft zwischen Israel und Juda. Zu den Umständen des Todes Ahasjas und zum Verbleib der 50 Soldaten, die Ahasja Joram zugeführt hatte, gab der Brief keinerlei Aufklärung.

Nicht nur Efron war den Tag über damit beschäftigt, jene seiner Männer auszuwählen, die nach Megiddo versetzt werden sollten, auch Hiddai hatte von Jehu den Auftrag erhalten, 150 Soldaten zur Rückkehr in die Garnison vorzusehen. Jehu hielt 300 Mann für ausreichend, um sich gegenüber der verbleibenden halb so starken Stammbesatzung Samarias zu behaupten, falls es zu Auseinandersetzungen beider Truppenteile kommen sollte. Es waren vor allem Verheiratete, die in Megiddo ihre Familien hatten, denen Hiddai die Heimkehr gestattete, während aus der Palastgarde umgekehrt vor allem Unverheiratete ihren Standort wechseln sollten. Selbstverständlich ging die Aufteilung von Hiddais Mannschaft rascher vonstatten als die erzwungene Halbierung der Palastgarde. So konnte Efron erst gegen Abend den Vollzug des königlichen Befehls melden.

Die undankbare Aufgabe hatte den Kommandeur völlig in Beschlag genommen, so daß ihm nicht aufgefallen war, daß Rafu und Scheba, seine ehemaligen Geiseln, seit dem späten Vormittag nirgends mehr zu erblicken waren. Beide hatten nämlich gemäß der Verabredung mit Jehu die Festung verlassen, und Rafus 50 Soldaten waren ihnen in kleinen Gruppen, die niemandem auffielen, hinunter ins Heerlager gefolgt. Efron war es jetzt am Ende dieses aufregenden Tages sogar recht, daß er für einige Wochen nach Jesreel ausweichen konnte, obwohl seine zeitweilige Ernennung zum Leibwächter der Joramwitwe eigentlich ehrenrührig war. Und wenn er nach Samaria zurückkehrte, war Jehu sicherlich immer noch fort, oder er war in einem Gefecht mit den Aramäern umgekommen, was das beste wäre. Vielleicht ließen sich in Jesreel sogar Gesinnungsgenossen finden, die Jehu haßten wie er selbst.

Der folgende Tag sah die Festung Samaria erneut in lebhafter Bewegung. Die 300 Soldaten, die nach Megiddo ziehen sollten, bereiteten sich auf ihren Abmarsch vor. Aber lange vor ihnen, bereits am frühen Morgen, brachen die beiden Kuriere auf, die gestern ihre Aufträge und heute ihre Briefe empfangen hatten. Der eine ritt nach Süden, um das Schreiben an Atalja nach Jerusalem zu bringen. Der andere mit dem hochwichtigen Brief an Hasael nahm den Weg nach Norden. Er sollte aber zunächst nach Jesreel reiten, um dort die bevorstehende Ankunft der hochschwangeren Haggit zu melden. Als weitere Stationen seiner Reise waren Megiddo und Hazor vorgesehen, wo er die Befehlshaber von Jehus Einzug in Samaria zu informieren und den Besuch des Königs in einigen Monaten anzukündigen hatte. Danach sollte er dann zu seinem eigentlichen Ziel Damaskus aufbrechen.

Am späten Vormittag ging Efron mit der Joramwitwe auf die Reise. Jehu selbst verabschiedete die kleine Karawane. Haggit saß in einem Tragstuhl, den vier stämmige Knechte geschultert hatten. Zwei Esel trugen ihre beiden Dienerinnen, weitere Tiere waren mit dem Gepäck beladen. Efron harrte an der Spitze der zehn Begleitsoldaten des Zeichens zum Abmarsch, seine Miene war eisig. Jehu gab der Schwangeren gute Wünsche mit auf den Weg, aber Haggit blickte starr an ihm vorbei und besaß sogar die Frechheit, ihren Trägern den Aufbruch zu befehlen, ohne Jehu für seine Abschiedsworte zu danken. Er zuckte die Schultern, ihre Respektlosigkeit war ihm letztendlich egal. Hauptsache, ihre Reise verlief so, wie er sie geplant hatte.

Nachdem die Mittagssonne ihre größte Kraft verloren hatte, marschierte die große Kolonne nach Megiddo ab, um dort unter Elkanas Befehlshaberschaft zu verbleiben. Hiddai freute sich, daß ihn Jehu weiterhin bei sich behielt, auch wenn er noch eine Weile von seiner Familie getrennt war. In Megiddo wäre er wieder nur der Stellvertreter Elkanas gewesen. Hier aber befehligte er immerhin noch die verbliebenen 300 eigenen Soldaten und nach dem Abzug Efrons auch die 150 Mann der Palastgarde, die übrigens jetzt wieder selbst das Tor des Festungsbereiches bewachen durften.

Der Kanzler Schemaja und besonders auch Eran, der Priester, hatten gehofft, daß Jehu Hiddais Truppe wieder vor die Stadt verlegte und sie dann mit sich nahm, wenn er weiterzog nach Bet-El, wie er nach seiner Krönung verkündet hatte. Aber beide und alle anderen mit der gleichen Erwartung sahen sich enttäuscht. Der Abend des turbulenten Tages verging, ohne daß etwas auf einen Aufbruch des Königs am kommenden Tag hindeutete. Jehu und Hiddai sowie Bidkar, dessen Stellung so manchen Beobachter rätseln ließ, verließen zwar am Morgen die Burg, jedoch zu Fuß und ohne Gepäck, und die 300 Soldaten erfüllten den Palastbezirk weiterhin mit ihrem lärmenden Lagerleben.

Bei seinem großen Bauernheer angekommen, berief Jehu die Kommandeure und Anführer der einzelnen Einheiten zu sich und teilte ihnen mit, daß der Tag der Heimkehr gekommen sei. In

seiner kurzen Ansprache sparte er nicht mit Lob und guten Wünschen. Er beauftragte die Anführer, seine Worte an die Krieger weiterzugeben. Die Kommandeure wies er an, für einen geregelten Abmarsch der einzelnen Abteilungen zu sorgen. Hiddai und Bidkar sollten die wichtige Arbeit der Troßknechte überwachen, damit die gesamte Ausrüstung, die den königlichen Streitkräften gehörte, darunter das Königszelt, wohlbehalten hinauf in die Festung gebracht wurde. Er wartete noch ab, bis der Jubel der Krieger aufbrandete, als sie von ihrer Entlassung hörten, und dann kehrte er ganz allein zur Burg zurück. Zu Fuß und ohne Gefolge, nicht anders gekleidet als seine Soldaten, erkannten ihn in der Stadt nicht alle, die sich vor ihren Häusern zu schaffen machten, auf den ersten Blick. Als er das Festungstor passiert hatte, war er zufrieden, daß er den Gang durch die Stadt ohne Leibwächter gewagt hatte. Es war ja nun seine Stadt, und die Leute hatten ihm bei seinem Einzug zugejubelt – sollte er da einen Anschlag befürchten? Auch künftig wollte er sich in der Stadt und ihrer Feldflur frei bewegen können wie jeder beliebige Einwohner Samarias, der Anfang dazu war also gemacht.

Am Abend kehrten Hiddai und Bidkar in die Burg zurück, mit ihnen die Kommandeure, deren Aufgaben im Bauernheer erfüllt waren, sowie der gesamte Troß des Heeres mit seinen Lasteseln, denen gewaltige Bürden aufgepackt waren. Am Fuße des Stadthügels, wo die vielen Zelte über eine Woche lang gestanden hatten, zeugte jetzt nur noch das zerstampfte Grasland von der Anwesenheit derer, denen Jehu sein Königtum eigentlich verdankte.

Auch an die 20 Bauernkrieger zogen mit der Kolonne in den Burghof ein. Jehu hatte nämlich, als er in seinem Zelt auf die Übergabe Samarias wartete, angeregt, diejenigen Bauernkrieger, die sich auf dem Marsch, im Lager und besonders in der Schlacht durch Disziplin, Umsicht und Mut ausgezeichnet hatten, als Soldaten anzuwerben. Zwang sollte aber nicht ausgeübt werden, nur wirklich Freiwillige kamen als Rekruten in Frage. Die Schar, die nun in Hiddais Mannschaften eingereiht wurde, war zwar nicht groß und ersetzte bei weitem nicht die in der Schlacht von Ramot erlittenen Verluste, aber mehr war auch kaum zu erwarten gewesen. Die meisten der Angesprochenen hatten bei ihren Familien bleiben und sich statt Kasernenleben und Schlachtgetümmel lieber den Mühsalen des Ackerbaus hingeben wollen. Einer der neuen Soldaten war Setur aus dem Dorf Mehola, Schafats Zweitgeborener und Elischas Bruder, der einst Jorams Knechte überfallen und umgebracht hatte. Seit jeher auf Abenteuer aus und keiner Rauferei abgeneigt, hatte er solch großen Gefallen an dem Kriegszug gefunden, daß er sich entschlossen hatte, nun, da Joram tot und Jehu König war, nicht mehr zu seinen Eltern und dem älteren Bruder zurückzukehren. Er hoffte, daß ihm der Vater den eigenwilligen Schritt verzeihen werde, so wie er auch Elischa den Weggang erlaubt hatte.

Für Jehu brachen nun wieder langweilige Tage an. Aber er mußte hier ausharren, bis Rafu mit seinen 50 Elitesoldaten vom Einsatz zurückkehrte, den er dem Hauptmann befohlen hatte, weil die 50 ja seine Eskorte auf dem Zug nach Bet-El sein sollten, während Hiddais große Truppe hier in der Festung verblieb. Er traute dem Kanzler und dem Priester, ja dem gesamten Festungs- und Palastpersonal noch immer nicht. Und auch er selbst fühlte sich hier nicht eben wohlgelitten, ohne daß er jemanden offener Feindschaft bezichtigen konnte. Er und Bidkar vertrieben sich mit Hiddai und dessen Unterführern oft halbe Tage beim Brettspiel. Immer wieder versuchten sie auch, mit den Männern der Palastgarde ins Gespräch zu kommen, aber sobald die Rede auf König Joram oder auf ihren Befehlshaber Efron kam, wurden sie einsilbig. Bidkar meinte, sie hätten Angst vor Efron, denn selbstverständlich gingen sie von dessen Rückkehr an ihre Spitze aus.

Schemaja verhielt sich umgekehrt. Je weniger Jehu den Umgang mit ihm suchte, um so aufdringlicher näherte er sich ihm immer wieder, um über seine Amtspflichten zu sprechen, um zu beweisen, daß er alle Geheimnisse der Verwaltung des Landes beherrschte und daß er dehalb unabkömmlich sei. Achan dagegen gab sich zurückhaltend, aber er ging Jehu auch nicht aus dem Weg. Otniel schließlich, der dritte der Verwaltungsbeamten, war gar nicht mehr da. Er hatte Samaria mit Jehus Erlaubnis verlassen, um irgendwelche königlichen Landgüter zu inspizieren. Gerade ihn aber hätte Jehu jetzt, wo er Zeit hatte, gern ein wenig ausgefragt, denn vorläufig hatte er noch gar keinen Überblick, was den Königen Israels alles gehörte. Eran, einer seiner Gegner, war jedoch anwesend, und ihn suchte er auf, weil er hoffte, den wirklichen Grund für den Widerstand des Priesters gegen seine Königsherrschaft herauszubekommen. Aber Eran verschloß sich allen Fragen, und auch als er den Tempelschatz zeigen mußte, die von König Joram und dessen Vätern erworbenen Reichtümer aus edlem Metall und allerhand Luxusgegenständen, erweckte er den Eindruck, als lasse er etwas sehen, worauf Jehu keinerlei Anspruch habe.

All die Begegnungen und Gespräche mit den Samariern, so wenig ergiebig sie oft waren, trugen aber dazu bei, daß sich Jehu als Herr Samarias zu fühlen begann. Und wenn er über seine künftigen Aufgaben und Maßnahmen nachdachte, war ihm nicht alles mehr so verschwommen wie in der ersten Nacht, die er im Palast verbracht hatte. Aber sein alter Kamerad und Freund Bidkar mühte sich vergeblich, seinem Aufenthalt hier und dem Dasein an der Seite Jehus, des nunmehrigen Königs, etwas abzugewinnen. Seit seiner Ankunft mit dem Heer in Jesreel fühlte er sich überflüssig. Auch wenn Jehu überzeugt sein mochte, daß er ihn brauchte – er selbst teilte diese Ansicht

nicht. Hiddai, Rafu, Scheba, Achan, ja sicherlich auch Schemaja, sie alle berieten jetzt den König und erfüllten seine Aufträge. Er selbst war nur noch einer unter anderen, und nicht der wichtigste.

Endlich kam der Tag, an dem Rafu und seine Männer von ihrem Einsatz zurückkehrten. Jehu rief Bidkar und Hiddai zu sich, damit auch sie den Bericht des Hauptmanns hörten. „Alles ist gut gegangen“, meldete Rafu. „Efron und sein Trupp ahnten nichts von unserem Versteck. So konnten wir sie völlig überraschen. Als sie uns bemerkten, griffen sie zwar zu den Waffen, aber da waren wir schon über ihnen und machten sie nieder. Keiner ist entkommen.“

Jehu nickte zufrieden. „Hast du selbst Efron getötet, wie du es vorhattest?“ wollte er wissen.

„Ja, denn dieses Vergnügen gönnte ich keinem anderen“, bekannte Rafu stolz.

„Und Scheba?“ fragte Jehu weiter.

„Schade, daß er nicht zu meiner Mannschaft gehört“, erwiderte der Hauptmann. „Er ist ein gewandter Krieger, hat nicht nur einen von Efrons Leuten erledigt, sondern auch noch jenen Knecht, der mit einer Keule auf uns eindrang.“

Jehus Zufriedenheit erlitt eine Eintrübung. „Haben sich denn auch die Knechte gewehrt? Etwa sogar die Frauen?“

Jetzt grinste Rafu. „Nein, die Frauen haben nur laut gekreischt. Eine wollte davonlaufen. Als wir sie wieder eingefangen und der Schwangeren übergeben hatten, schlug diese ihr ins Gesicht. Und was die Knechte betrifft, die hielten sich ängstlich abseits, bis auf einen.“

Rafu berichtete dann vom Weitermarsch seines Trupps mit den Frauen nach Jesreel. Da Ira, der Kommandant, über die Ankunft informiert war, hatte er alle notwendigen Vorbereitungen getroffen. Voller Verwunderung war er nur darüber gewesen, daß nicht Efron, sondern Rafu die Joramwitwe geleitete. Aber Rafu und Scheba hatten ihm diesen Wechsel ausführlich erklärt.

„Läßt Scheba mir noch etwas ausrichten?“ erkundigte sich Jehu.

Rafu bejahte das. „Er hat gesagt, daß du ihm vertrauen kannst. Dein Auftrag an ihn sei ihm nicht nur ein Befehl, den er auszuführen habe, sondern auch ein eigenes Bedürfnis. Und er freue sich schon auf die Rückgabe seines Erbbesitzes.“

Jehu hätte beinahe über die selbstbewußten Worte Schebas irritiert den Kopf geschüttelt. Hatte der Nabotsohn vergessen, daß er trotz der königlichen Gunst immer noch nur ein einfacher Soldat in Iras Mannschaft war? Fühlte er sich schon als Grundbesitzer? Jehu verscheuchte sein aufkommendes Mißtrauen gegen Scheba, lobte Rafu für den gelungenen Anschlag und wies Hiddai an, dem Hauptmann zwei neue Männer auszusuchen, als Ersatz für die beiden, die beim Gefecht mit Efrons Schar tödlich verwundet worden waren. „Ruht euch morgen aus!“ beschied er Rafu. „Übermorgen brechen wir auf nach Bet-El.“

24

Das halbe Dorf Mehola lief den heimkehrenden Söhnen und Brüdern entgegen, froh, daß der neue König rechtzeitig vor der Ernte mit dem Krieg Schluß gemacht hatte und daß keiner der jungen Leute als Krüppel daherkam. Einem der Hausväter verflog jedoch die Jubelstimmung, während die anderen sich lärmend der Wiedersehensfreude hingaben. „Wo ist Setur?“ fragte mit ängstlich aufgerissenen Augen Schafat. Der Anführer der Rückkehrerschar löste sich von seinen Eltern und Geschwistern und gab ihm Auskunft: „Sei unbesorgt! Er lebt und ist gesund. Er wollte aber in Samaria bleiben. Als Soldat. Und ich soll dir von ihm ausrichten, daß er dich um dein Ja dafür bittet. Er möchte dem neuen König Jehu mit der Waffe dienen. Er glaubt, daß Jehu ganz anders ist als der König Joram.“

Schafat unterdrückte einen Fluch, die Umstehenden wußten nicht, ob gegen den König oder gar gegen den eigenen Sohn, und eilte ohne ein weiteres Wort zurück ins Dorf. Erregt berichtete er Frau, Sohn und Schwiegertochter, die vorhin ihre Arbeiten nicht einfach hatten aus den Händen lassen wollen, von Seturs eigenmächtiger Entscheidung. Laut beklagte er, daß ihm von allen Söhnen nun nur noch Asa blieb, der Älteste, der Gehorsame und Fleißige, daß es eben der war, das sei der einzige Lichtblick in seinem Unglück. Dann verzog er sich in den innersten Winkel des Hauses, setzte sich nieder, den Rücken an die Wand gelehnt, und stierte ins Leere. So blieb er, bis er sich zur Nachtruhe bettete.

An den nächsten Tagen löste sich aber seine Zunge wieder. Im Haus und im Dorf beklagte er sich bitter über seinen Zweitgeborenen, den er so dringend brauchte, damit Asa nicht allein die schwersten Feldarbeiten bewältigen mußte. Denn er selbst fühlte sich dafür zu schwach, seit er im vergangenen Jahr fußkrank vom Acker nach Hause gehumpelt war, und er meinte zu spüren, daß sich diese Schwäche immer weiter in ihm ausbreitete. Seine Frau war allerdings der Meinung, er sei lediglich träge geworden. Doch er bestand darauf, daß er sich schonen müsse, und er verwies dann auf seine gelegentlich schmerzenden Hüftgelenke und Schultern, und daß ihn einige Male auch Stiche hinter dem Brustbein Angst gemacht hatten. Obwohl er erst vier Lebensjahrzehnte hinter sich hatte, machte ihm bereits das herannahende Alter zu schaffen. Die Mühsale des bäuer-

lichen Lebens forderten ihren Tribut, er selbst glaubte, daß es ein Dämon auf ihn abgesehen hatte, der sich bisher weder durch lindernde Umschläge noch durch Beschwörungen hatte vertreiben lassen. Seine Altersgenossen im Dorf waren nämlich fast alle noch kräftiger, aber ihnen liefen ja auch nicht die Söhne davon, wie er voller Selbstmitleid sich und anderen immer wieder vorhielt. Warum mußte er von zweien seiner Söhne Undank und Ungehorsam erleiden! Erst hatte ihn Elischa verlassen. Nun gut, der Junge war sowieso mißraten und außerdem klein und schwächlich. Aber nun war auch Setur verschwunden! Der eine hing dem Gott an, der andere dem König, und beide verrieten sie ihren Vater und auch ihren Ahnen Adriel, der ein treuer Gefolgsmann König Sauls gewesen war und dem es eben deshalb unsinnig, ja sündhaft gewesen wäre, sich von seinem Erbbesitz hier in Mehola gleichgültig abzuwenden.

Allmählich richteten sich Schafats Schmähungen aber nicht mehr so sehr gegen den eigenen Sohn, sondern er begann, auf den König zu schimpfen. Dieser Jehu sollte besser sein als König Joram? Wo er doch die Söhne seines Volkes ihren Vätern entfremdete, sie vom Saatpflug und der Erntesichel fortlockte und ihnen dafür Schild und Lanze in die Hand drückte, damit sie seine Kriege führten? Die Dorfgenossen versuchten, Schafat zu beruhigen, obwohl auch sie den eigenmächtigen Entschluß Seturs mißbilligten. Aber irgendwoher mußte der König ja seine Soldaten nehmen, wenn in den Garnisonen offenbar zuwenig Söhne heranwuchsen und sich auch nicht genug Fremdlinge fanden, die sich zu königlichen Kriegern machen ließen. Das erklärten die Nachbarn Schafat. Und es sei ja auch nicht so, daß der König es auf jeden der Bauernsöhne abgesehen habe. Setur sei aus freien Stücken Soldat geworden. Und daß Setur ein Raufbold sei, der genauso gern wie die Sichel ins Korn den Knüppel auf den Gegner sausen ließ, das müsse Schafat doch zugeben.

Aber Seturs Vater verhärtete sich gegen alles, was die Dorfgenossen vorbrachten, um ihn versöhnlicher zu stimmen. Und endlich verkündete er den Entschluß, vor den König zu treten und die Freigabe des Sohnes zu verlangen. Von den Heimkehrern wußte er, daß Jehu zum Heiligtum von Bet-El ziehen wollte, um dort Jahwe ein großes Opfer darzubringen. Und sie hatten auch erzählt, daß Jehus Vater in Bet-El lebte. Schafat nahm deshalb an, daß der König bei seinem Vater einkehren und so möglicherweise ein paar Wochen lang in Bet-El bleiben werde. Er entschied sich also, dorthin zu wandern. Vielleicht war es in der Nähe der uralten Kultstätte in Bet-El sogar günstiger als in der Königsburg von Samaria, sein Anrecht auf den Sohn einzuklagen. Zufällig faßte er seinen Entschluß am selben Tag, an dem Jehu mit Bidkar an seiner Seite und Rafus Mannschaft als seiner Leibgarde in Bet-El eingetroffen war, was er natürlich nicht wissen konnte.

Um nicht weitere Zeit zu verlieren, machte er sich gleich am folgenden Morgen auf den Weg, besorgt verabschiedet von Frau, Sohn und Schwiegertochter sowie allen Hausvätern Meholas, die mit Ratschlägen und Ermahnungen nicht sparten. Auf dem Rücken eine Bürde voll frischer Brotfladen, getrockneter Feigen und einigen Röstkorns, an der Hüfte einen prall gefüllten Wasserschlauch und in der Hand einen derben Stock, so marschierte er davon, ohne sich noch einmal umzusehen, und die ihm nachblickten, wunderten sich, wie aufrecht und zügig er trotz seines Gepäcks ausschritt, obwohl er doch immer behauptete, nicht mehr recht sicher auf seinen Füßen stehen zu können. Aber es war der Zorn auf den König, der ihm Kraft verlieh. Doch nicht lange, und er merkte, daß er nicht so rasch gehen konnte, wie er sich eingebildet hatte.

Zwei Tage lang wanderte er im Jordantal südwärts, und am dritten Tag schwenkte er auf einen der Pfade ein, die hinauf ins Bergland führten. Kinder jenes Dorfes, das ihm ein Nachtlager gewährt hatte, wiesen ihm einen Weg, auf dem er die Hütten der Gottesmänner in Gilgal umgehen konnte – er hatte ausdrücklich darum gebeten. Zwar wäre er seinem Sohn Elischa nicht ungern begegnet, aber mit dessen närrischen Gesellen wollte er nichts zu tun haben.

Die Kinder blieben zurück, und nun mußte er sich allein in der Felswelt zurechtfinden. Der Aufstieg fiel ihm zunehmend schwer, und immer öfter mußte er nach einem passenden Stein ausschauen, auf dem er ausruhen konnte. Nachdem sein beschwerlicher Pfad in einen anderen eingemündet war, der ein wenig breiter und besser gangbar zu sein schien, erblickte er hinter einer Wegbiegung eine Gestalt, die sich wie vorhin er soeben niedersetzte, um zu rasten. Als er sich dem unerwarteten Weggefährten näherte, der ihm den schmalen Rücken zukehrte und ihn nicht zu hören schien, stutzte er, und sein Herz begann noch heftiger als ohnehin schon zu klopfen. „Elischa?“ rief er voll ungewisser Hoffnung.

Der Angerufene schreckte aus seiner Versunkenheit auf und wandte sich mit einem Ruck um. Es war Elischa, der angeblich mißratene und jetzt doch willkommene Sohn. „Vater!“ rief der Junge, sprang auf und lief Schafat entgegen. Wortlos umarmten sie sich, und dann nahm Elischa dem Vater das Bündel ab, das sowieso schon keine schwere Last mehr war, und führte ihn dorthin, wo er gesessen hatte und Platz war für zwei. Schafat betrachtete den Sohn. Kräftiger war der nicht geworden. Doch sein Bart kräuselte sich ein wenig voller ums Kinn als vor einem reichlichen halben Jahr bei ihrer letzten Begegnung. Und sein Haar ließ er jetzt offenbar wild wachsen, ohne es zu stutzen – in der Tat wollte Elischa dem alten Natan äußerlich ähnlich werden. Aber Schafat

kannte ja den Vorsteher der Gottesmänner nicht und hielt deshalb die Haartracht des Sohnes für eine bloße Narrheit.

Beide rissen erstaunt die Augen auf, als sich herausstellte, daß sie einer wie der andere zum König wollten. Mehr noch als Schafat wunderte sich Elischa. Der Vater unternahm eine so weite, mühselige und nicht ungefährliche Reise, um König Jehu zu sehen? Obwohl er doch von den Königen Israels nicht viel hielt? Irgendetwas mußte daheim vorgefallen sein, und niemand als der König schien helfen zu können.

Schafat begründete seine Reise: „Dein Bruder Setur hat den Feldzug König Jorams gegen die Aramäer mitgemacht. Er hat den Krieg heil überstanden. Aber als die Waffengefährten aus unserem Dorf heimkehrten, da habe ich mir die Augen nach ihm vergebens ausgeguckt. Du wirst es nicht glauben wollen: Der neue König hat Setur bei sich behalten. Er hat ihn mir geraubt, einfach so. Er will aus ihm einen Soldaten machen. Ich aber will ihn zurückhaben. Ich und Asa schaffen die Arbeit nicht ohne ihn. Weil ich ein kranker Mann bin."

Die Antwort Elischas bestürzte Schafat. Erwartet hatte er Verständnis für seine Forderung an den König und eine besorgte Frage nach seinem Leiden. Statt dessen vernahm er: „Setur wird ein Soldat König Jehus? Das ist gut." Verärgert erwiderte er: „Was ist daran gut? Ich will dir sagen, was gut ist. Daß dein Bruder Asa endlich einen Sohn gezeugt hat, das ist gut. Alles andere, was mir widerfährt, ist schlecht, sehr schlecht."

Elischa schien nicht zu empfinden, daß er dem Vater unhöflich, geradezu kränkend geantwortet hatte. Jetzt belehrte er ihn sogar: „Vater, versündige dich nicht gegen Gott Jahwe! Denn im Weggang Seturs und in der Geburt deines Enkels, in beidem kannst du seine segnende Hand erkennen. Er nimmt dir und gibt dir zugleich. Sei dankbar, daß du mit Setur dem König, seinem Erwählten, helfen darfst!"

Aus Schafats Gesicht wich der letzte Rest von Wiedersehensfreude. „Wie sprichst du mit deinem Vater?" rief er erregt. „Du willst mich unterweisen, du Wichtigtuer? Andere Söhne werden mit den Jahren klüger. Aber du Mißratener, je älter du wirst, um so schlimmer wird es mit dir!" Er griff nach seinem Beutel, kramte einige von den Feigen hervor, die er noch hatte, und aß eine nach der anderen, nur auf einer Seite zubeißend, weil er auf der anderen nicht mehr genügend Zähne hatte. Elischa gab er nichts ab. Aber das langsame und bedächtige Kauen milderte seinen Zorn. Und Elischa fand endlich einige Worte des Bedauerns darüber, daß der Vater nicht mehr so zupacken konnte wie früher und daß der ältere Bruder nun doppelt und dreifach arbeiten mußte.

Als sie sich wieder auf den Weg machten, schwiegen beide, zumal der unablässig ansteigende Pfad ihre ganze Aufmerksamkeit erforderte. Erst bei der nächsten Rast fragte Schafat den Sohn, was denn er beim König wolle. Elischa hatte längst schon auf diese Frage gewartet. Er kam auf seinen Kurzbesuch bei den Eltern im vergangenen Jahr zurück, als er mit Natan nach Ramot unterwegs gewesen war. „Ich war es", bekannte er stolz, „der in Ramot dem Truppenoberst Jehu sein Königtum vorhergesagt hat! Denn Jahwe hatte ihn zum Nachfolger Jorams erwählt. Und keinen anderen als mich hatte Israels Gott beauftragt, das Jehu zu verkünden!"

Schafat schaute Elisacha wie damals bei dessen unerwartetem Auftauchen mit stierem Blick an, unsicher und verwirrt. Jetzt war ihm der Mißratene wieder unheimlich. Hatte der Sohn wirklich Umgang mit dem Herrschergott Israels? War ihm etwa wiederum eine göttliche Botschaft an Jehu aufgetragen?

Da Elischa die Frage des Vaters noch nicht beantwortet hatte, fuhr er fort: „Jetzt, wo Jahwes Wort erfüllt ist, gehe ich zu König Jehu, um fortan in seiner Nähe zu sein, so daß ich ihm weiterhin den Willen unseres Gottes verkünden kann. Vater, sei stolz, daß Jahwe dich gewürdigt hat, gleich mit zwei Söhnen seinem Erwählten zu dienen! Ich mit dem Gotteswort, Setur mit Lanze und Schwert."

Diesmal geriet Schafat über die Reden Elischas nicht in Zorn. Überstiegen diese doch seinen Alltagsverstand, und so schwieg er. Er versuchte zu begreifen, was ihm der Sohn in einer Weise erklärt hatte, als spreche er über gewöhnliche Dinge, die jedem einleuchteten. Er, der Mann Schafat aus Mehola, ein Mensch wie alle anderen, er sollte den Blick des Gottes der Könige Israels auf sich gezogen haben? Seine Söhne sollten von Jahwe berufen sein, diesem Jehu, dem neuen König, zu dienen? War das etwa eine der Spinnereien dieser Verrückten in Gilgal, und Elischa war nicht nur mißraten, sondern auch verrückt? Wenn es aber stimmte, was er behauptete?

Im Weitergehen sann Schafat den irren Reden des Sohnes immer noch nach, obwohl er sie eigentlich loswerden wollte. Aber auch Elischa geriet nun ins Nachdenken, aber nicht über sein Auftreten dem Vater gegenüber, sondern über Ziel und Zweck seiner Reise. Trotz der festen Gewißheit, mit der er dem Vater Auskunft erteilt hatte, erinnerte er sich jetzt an seinen Wortwechsel mit dem alten Natan, bevor er die Siedlung der Gottesmänner verlassen hatte. Er vermeinte abermals die Ablehnung seines Lehrers zu hören, als er ihm den Entschluß, als Willensverkünder Jahwes ständig um Jehu zu sein, mitgeteilt hatte. „Jahwe hat Jehu als König erwählt", hatte der Alte gesagt. „Jetzt muß sich Jehu bewähren. Jahwe wird auf ihn schauen, ihn segnen oder strafen, je nachdem, was er tut. Aber abnehmen wird ihm Jahwe keine einzige Entscheidung. Was also willst

du Jehu verkünden?“ Er, Elischa, hatte auf diese Beweisführung zwar nachdenklich geschwiegen, aber nur, um nicht weitere Belehrungen anhören zu müssen. Jetzt aber fragte er sich, was an Natans Rede etwa doch beachtenswert sei. Aber er fand nichts, was seinen Entschluß ernsthaft in Frage stellen konnte. Die Idee, Berater des Königs zu werden, hatte sich in ihm schon viel zu fest eingenistet, als daß er noch schwankend geworden wäre. Er bildete sich sogar ein, Höchster der königlichen Ratgeber zu werden, weil er ja keine eigene Meinung vertrat, sondern den Willen Jahwes. Ohne die Gunst des Gottes war Jehu ein Nichts, aber er, Elischa, würde ihm diese Gunst immer wieder sichern, indem er darüber wachte, daß Jehu keinen Fußbreit vom Willen Jahwes abwich. So stellte er sich seine Aufgabe vor. Und Jehu würde froh sein, daß einer von denen, die Jahwe nahe waren, auf ihn aufpassen wollte. Elischa erwartete, daß ihn der König mit offenen Armen willkommen hieß.

Als die beiden Wanderer, müde vom langen Marsch und vom Nachdenken, das Stadttor von Bet-El durchschritten, war der Abend da. Sie fanden ein Nachtquartier und erfuhren, daß der König schon eingetroffen sei. In drei Tagen werde er ein großes Opfer im Heiligtum darbringen. Wohnung habe er bei seinem Vater Joschafat genommen. Schafat und Elischa konnten erfreut feststellen, daß ihre Vermutung, hier auf Jehu zu treffen, richtig gewesen war.

Am Morgen machten sie sich auf den Weg zum Anwesen Joschafats. Halbwüchsige Jungen erboten sich, sie hinzuführen. Elischa wußte zwar vom vorigen Jahr her, als er Natan hierher begleitet hatte, in welche Richtung sie gehen mußten, aber Schafat meinte, daß sie den Kindern das Vergnügen gönnen sollten, den Weg zu zeigen. Und so hüpften die Jungen fröhlich um sie herum und erzählten, was sie vom Zug des Königs von Samaria nach Bet-El gehört hatten. Ihre Augen leuchteten dabei vor Begeisterung. Überall hätten die Leute den König jubelnd begrüßt. Sogar Lieder seien gesungen worden, zum schrillen Jauchzen der Flöten und zum hellen Klang der Handtrommeln. Elischa sah den Vater triumphierend an. Joram, der Verworfene, ist tot, hieß dieser Blick, es lebe Jehu, der Erwählte!

Als sie das Gehöft Joschafats erreichten, sahen sie, daß sie nicht die einzigen waren, die zum König wollten. Einer der Knechte des Hausherrn stand am Hoftor und ließ die Wartenden in der Reihenfolge eintreten, in der sie um die Gunst gebeten hatten, dem König ihr Anliegen vortragen zu dürfen. Elischa versuchte, dem Türsteher klarzumachen, daß er und sein Vater keine gewöhnlichen Bittsteller seien, aber der Ordner hörte gar nicht hin, sondern wies ihn barsch an, sich zu gedulden wie alle anderen. Und als ihn das schmale Bürschchen beschimpfte, schob er den Zudringlichen einfach beiseite. Elischa erboste diese Mißachtung durch einen gewöhnlichen Knecht. Sie blieb aber nicht die einzige Enttäuschung, die er an diesem Tag erfuhr.

Es ging schon auf den Mittag, als Schafat und er endlich vorgelassen wurden. Der König saß auf einem Stuhl, ihm zur Seite auf einem niedrigeren Schemel Bidkar. Ein wenig abseits hockte auf einer Matte der Schreiber, den Jehu mitgenommen hatte, damit er für die Reichsannalen Notizen sammelte, der aber nun die Aufgabe hatte, die Zusagen, die der König den unerwartet zahlreichen Bittstellern machte, schriftlich festzuhalten. Elischa freute sich, wie gut seine Erinnerung das Aussehen Jehus bewahrt hatte. Genauso wie damals in Ramot schaute ihn der nunmehrige König an, kühl und abschätzend. Schafat fand dessen Blick eher mißtrauisch und von vornherein ablehnend.

In der Tat war Jehu schlecht gelaunt, weil er hier wie angewurzelt sitzen und Unzufriedene anhören mußte, die von ihm die Erfüllung ihrer Forderungen erwarteten. Gewiß, er hatte sich vorgenommen, ein gerechter Herrscher zu sein, der die Lasten der Menschen leichter machte, aber daß er hier, kaum daß er König geworden war, im Haus seines Vaters, wo er als dessen Sohn und nicht als König weilte, sogleich von einer solchen Menge von Bittstellern überfallen wurde, das hatte er nicht erwartet. Er fühlte sich beinahe wie in einem Heerlager, das der Feind umringte. Der Unterschied war nur, daß er keine Gegner vor sich hatte, die er verjagen konnte, sondern bedrückte, klagende Israeliten, denen er helfen mußte, denn die Liebe des Volkes sollte ihm für alle Zeiten erhalten bleiben.

Und nicht nur er selbst war unzufrieden, auch Joschafat war es. Sein Stolz, daß König Jorams Heer seinen Sohn und keinen anderen zum Nachfolger des Verstorbenen ausgerufen hatte, war schon gestern, als die ersten Bittsteller erschienen waren, ein wenig eingetrübt worden. Nicht nur die Unruhe, die die ständig Ein- und Ausgehenden verursachten, verdarb ihm die Stimmung, sondern auch die Befürchtung, daß der Sohn all den Hoffnungen der sich Beklagenden nicht werde gerecht werden können und daß sich die jetzige Liebe des Volkes dann ins Gegenteil verkehren werde.

Jehus Miene hellte sich jedoch auf, als er in Elischa den Begleiter des alten Natan erkannte, jenen jungen Burschen, der ihm das Königtum verheißen hatte. Dessen Kommen konnte doch nur Gutes bedeuten. Und Elischa nahm die Tatsache, daß der König ihn sogleich erkannte und freundlich begrüßte, als das ihm zustehende Willkommen hin. Er war schließlich keiner dieser Irgendwers, die vor ihm hier gestanden hatten, er war ein Gottesbote. Der Empfang wog seine Enttäuschung über die lange Wartezeit ein wenig auf. Nachdem er Schafat als seinen Vater vorgestellt und ihn als einen Mann gerühmt hatte, der schon damals, als König Joram Jahr für Jahr gegen die

Moabiter gezogen war, seine Hoffnung auf Jehu gesetzt hatte, ließ der König Matten und Sitzpolster herbeibringen und bat seine Gäste, Platz zu nehmen. Er fragte Schafat nach seiner Gesundheit und nach seiner Familie und erörterte mit ihm die Ernteaussichten. Das Gespräch über die zu erwartenden Felderträge gab Schafat Gelegenheit, zu seinem Anliegen überzuleiten. Elischa, der sich selbst als Wortführer und Anwalt des Vaters gesehen hatte, stieß das übel auf. Er hatte mit dem König von seinem und Natans denkwürdigen Besuch bei ihm in Ramot sprechen wollen, von der göttlichen Verheißung, die nun Wirklichkeit geworden war. Und erst dann hatte er wie beiläufig die geringe Bitte des Vaters erwähnen wollen, die er selbst ja eigentlich gar nicht unterstützte. Aber in seiner Selbstüberschätzung hatte er nicht bedacht, daß Schafat als der Ältere für Jehu natürlich der erstrangige Gesprächspartner war – erst nach dem Vater mochte dann auch der Sohn zu Wort kommen. So war es unumstößlicher Brauch. Elischa fühlte sich zum zweitenmal an diesem Tag enttäuscht. Wie sollte er sich Jehu nun als Ratgeber empfehlen?

„Mein König“, sagte Schafat, „die Ernte meines Ackers kann gut werden, denn die Regen fielen zur rechten Zeit. Aber wer wird das Korn mähen und ausdreschen? Und die Abgaben, die dir davon zustehen, werde ich sie aufbringen können? Denn ich bin nicht mehr der, der ich einmal war. Ein Unfall im vorigen Jahr hat mich zum schwachen Greis gemacht. Und mein Sohn Elischa hier neben mir steht mir nicht mehr zur Verfügung, er ist von deinem Gott in Dienst genommen worden. Allerdings, das ist auch wahr, ist er mir sowieso keine große Hilfe gewesen, klein und schwächlich, wie er ist, du siehst es.“ Elischa verdrehte empört die Augen, als er das hörte, aber unbeirrt fuhr Schafat fort: „Nun ist jedoch Elischa nur der jüngste meiner drei Söhne. Asa und Setur, die beiden älteren, wären auch ohne ihn in der Lage, all die viele Arbeit zu schaffen.“

Schafat schnaufte, die lange Rede ermüdete ihn, und er wußte nicht recht, wie er das Wichtigste so sagen sollte, daß er weder aufdringlich noch demütig erschien. Jehu, aufs neue mißgestimmt, weil auch diese beiden Besucher nur gekommen zu sein schienen, um sich über irgendetwas zu beklagen, fragte ungeduldig: „Wenn du zwei starke Söhne hast, wieso macht es dir dann Mühe, deine Ernte einzubringen?“

Schafat gab sich einen Ruck und antwortete: „Nun denn, ich will es dir sagen, denn deshalb bin ich hier. Mein Sohn Setur hat deinen Feldzug mitgemacht. Als jetzt die Krieger zurückkehrten, da hielt ich jedoch vergeblich nach ihm Ausschau. Nein, nein, tot ist er nicht. Man sagte mir, daß du ihn behalten hast und einen Soldaten aus ihm machen willst. Das geht aber nicht, mein König, ich sagte dir warum. Deshalb bitte ich dich: Gib mir meinen Sohn zurück!“

Jehu sah, daß der Schreiber das Anliegen wie diejenigen aller bisherigen Bittsteller notieren wollte, und winkte ihm, es zu unterlassen. Und wieder an Schafat gewandt, schüttelte er den Kopf. „Man hat dir falsch berichtet“, erklärte er. „Keinen der jungen Krieger, die mir als Soldaten dienen wollen, habe ich dazu genötigt. Auch dein Sohn hat sich freiwillig entschieden. Wenn du ihm deine Zustimmung verweigerst, so ist das eine Sache zwischen dir und ihm. Mich geht sie nichts an. Reise nach Megiddo und sprich mit ihm! Aber bedenke, daß ein Vater sich dem Herzenswunsch eines Sohnes nicht verschließen sollte! Wenn du jedoch hart bleibst und dein Sohn dir gehorcht, wie es selbstverständlich vor Göttern und Menschen seine Pflicht ist und bleibt, so wird ihn sein Hauptmann freigeben.“

Schafat verdroß diese Anwort, die er als Versuch des Königs auffaßte, eine klare Absage zu vermeiden und ihn zugleich loszuwerden. Das sollte ein gerechter König sein? Dem hing Elischa an? Trotzig blickte er Jehu ins Gesicht. „Ich kann und will nicht nach Megiddo! Es sind deine Soldaten! Und ich erwarte deine Hilfe! Ein Befehl von dir, und in einer Woche wird Setur bei mir in Mehola sein.“ Er sah, wie sich Jehus Miene verdüsterte, und so fügte er in milderem Ton hinzu: „Ein Vater spricht zu dir, der deiner Hilfe vertraut hat. Laß mich nicht im Stich, ich bitte dich!“

Während sich Bidkar vernehmlich räusperte, um den König vor einer scharfen Absage zu warnen, und Elischa den Vater verdrossen anblickte, weil er wegen dessen anmaßenden Reden um ihn fürchtete, dachte Jehu nach, wie er dem Bauern Verständnis zeigen konnte, ohne ihm den Sohn zurückzugeben, denn er brauchte jeden Soldaten – viel zu wenige der Bauernkrieger hatten sich bereit erklärt, in den Soldatenstand einzutreten. Er kam auf eine Möglichkeit, den Hilfesuchenden, der ja zudem der Vater des jungen Gottesmannes war und dem deshalb ein Gunstbeweis zukommen mochte, zufriedenzustellen. „Deine Bitte soll nicht unerhört bleiben“, verkündete er, während seine Miene die Strenge von vorhin noch nicht verloren hatte. „Ich leihe dir einen der Knechte dieses Hauses hier. Es sind fleißige Männer und in allen Arbeiten, um die du dich sorgst, erfahren. Wir werden deinen Helfer noch heute aussuchen. Und schon morgen kannst du mit ihm nach deinem Dorf aufbrechen, wenn es dir so beliebt.“

Empört erhob sich Schafat und reckte sich, weil er ja nicht gerade hochgewachsen war. Auch Bidkar sprang auf, um Jehu zu beschützen, falls der alte Starrkopf etwa vergaß, wen er vor sich hatte. Aber Schafat beherrschte sich, denn ein König blieb ein König, auch wenn er sich als ungerecht erwies. Zornig gab er zur Antwort: „In Mehola hält man keine Knechte! In Mehola hat man Söhne! Wenn du mir meinen Sohn nicht herausgibst, dann bereue ich, zu dir gekommen zu sein.

Ich werde in Mehola erzählen, wie du einen bittenden Vater behandelt hast.“ Stolz kehrte er sich um und ging ohne eine Abschiedsgeste hinaus.

Elischa sah es mit Entsetzen. Er schnellte hoch, rief, daß er den Vater zurückholen werde, damit er sich vor dem König demütige und um Verzeihung flehe, und stürzte ebenfalls ins Freie. Jehu zuckte die Schultern. Bidkar meinte, sie seien wohl beide irgendwie verrückt, der Alte wie der Junge. „Aber jeder auf seine Weise“, ergänzte Jehu, und er hoffte, daß sie nicht noch einmal vor ihn traten.

Es war vor dem Hoftor, wo Elischa den Vater einholte, ihn laut um Rückkehr zum König bat und den Davonhastenden sogar am Gewand zupfte. Die Bittsteller, die sich dort herumdrückten, um gleichfalls ihre Klagen vorzubringen, wollten wissen, was es drin gegeben hatte. „Geht rein!“ fauchte Schafat. „Beugt eure Rücken vor dem König, der einem Vater den Sohn geraubt hat!“ Dem angstschlotternden Elischa war es angesichts dieser Beleidigung des Königs recht, daß Schafat nicht stehenblieb, und so eilte er mit ihm fort, bis sie den Neugierigen außer Sichtweite waren. Erst dann hielt Schafat inne, ließ sich an einem Busch zu Boden fallen und rieb sich stöhnend das schmerzende Bein.

„Du mußt zurück und dich vor ihm niederwerfen!“ drängte Elischa. „Du hast ihn beleidigt, ihn, den von Jahwe Erwählten! Wie willst du künftig in der doppelten Ungnade leben? Gott und König, beide werden dich strafen!“

Schafat rieb weiter sein Bein, und erst, als er die Hand ruhen ließ, erwiderte er: „Der Gott meines Ahnherrn Adriel, der über Mehola wacht, wird mir gegen deinen Jahwe beistehen. Und für den König bin ich ein Niemand. Sie werden darüber lachen, er und sein Leibwächter, wie schlau sie mich losgeworden sind.“

Elischa zerrte voller Grauen an seinem Kittel und zog ihn sich über den Kopf, um nicht weitere Lästerungen anhören zu müssen. Aber Schafat sagte ohnehin nichts mehr, nur sein heftiges Atmen war zu hören. So schwiegen sie eine ganze Weile, der Vater auf dem Boden hockend, der Sohn neben ihm stehend, beide so nahe beieinander und doch weit voneinander entfernt.

Endlich stand Schafat ächzend auf. „Was hast du vor?“ fragte Elischa ein wenig hoffnungsvoll. „Was denkst du denn?“ knurrte der Alte. „Ich gehe nach Hause. Zu meinem Sohn.“ Elischa enthüllte seinen Kopf wieder und erinnerte den Vater daran, daß er keinerlei Wegzehrung mehr bei sich hatte. „Wie willst du drei Tage unterwegs sein ohne einen Bissen Brot? Willst du dich als Bettler durchschlagen? Und einen Bach zu finden, der noch Wasser führt, wird auch nicht leicht sein.“

Schafat verwahrte sich gegen den aufsässigen Ton Elischas, aber er blickte doch ratlos vor sich hin. Ihm wurde bewußt, daß er gar nicht an seinen Rückweg gedacht hatte, als er von Mehola aufgebrochen war. Nur seine Forderung an den König hatte er im Kopf gehabt. Elischa fühlte seine Sohnespflicht auch einem Gotteslästerer gegenüber und schlug vor, daß er den Vater nach Gilgal begleiten wolle. Bis zum Abend könnten sie den Weg dahin schaffen. Seine Mitbrüder würden ihm geben, was er für die Heimreise brauchte.

„Ich soll zu deinen Gesellen? Niemals!“ Schafat weigerte sich energisch, jene Verrückten, wie sie sein Sohn Asa nannte, aufzusuchen und sie gar um Almosen zu bitten, die ja selbst, wie er glaubte, nichts als Bettlerpack waren. Aber weil er keinen anderen Ausweg aus seiner Lage wußte, gab er schließlich nach, und gemeinsam mit Elischa begann er den langen Marsch hinunter ins tiefe Tal. Die Mittagssonne ließ sie gehörig schwitzen, aber es ging wenigstens abwärts und nicht aufwärts wie am Vortag.

Es war schon dunkel, als sie in der Siedlung der Gottesmänner ankamen. Daß Elischa seinen Vater mitbrachte, erregte nicht mehr Aufsehen als die Einkehr gelegentlicher anderer Wanderer, die um ein Nachtlager baten. Während Schafat erschöpft in einen tiefen Schlaf fiel, mußte Elischa erst noch, bevor auch er ruhen konnte, Natan erzählen, was sich beim König begeben hatte und wieso er mit seinem Vater überhaupt zusammengetroffen war. Elischa verschwieg, wie zornig Schafat auf die Ablehnung Jehus reagiert hatte, und bat, den Vater mit Wasser und Brot für die Heimreise zu versehen, denn er selbst werde gleich morgen zum König zurückkehren. Natan seufzte, als er den Entschluß des Unbelehrbaren vernahm, aber er sparte sich erneute Vorhaltungen.

Als Schafat am Morgen sah, daß er keine Irren um sich hatte, die augenverdrehend und gliederzuckend umherschwankten, entschloß er sich auf Anraten Elischas und Natans, einen Tag lang sich auszuruhen und erst am nächsten Morgen heimwärts zu wandern.

Natan gesellte sich zu ihm, und Schafat wurde von ihm nicht, wie er befürchtet hatte, mit Predigten über die Macht Jahwes und die Nähe der Siedlungsbewohner zum Gott Israels belästigt. Sondern der Alte hörte sich ruhig alles an, was ihm, dem Vater, dem die Söhne abhanden kamen, das Herz beschwerte, und er bekundete sogar seine Teilnahme. Schafat staunte, daß sich sein Zuhörer in allem, was mit Soldatentum und Kriegführung zusammenhing, offenbar gut auskannte. Aber er wagte nicht, ihn darüber zu befragen. Als Natan ihm beipflichtete, daß der König in diesem besonderen Fall den Sohn Setur hätte freigeben sollen, wurde ihm der Alte sogar sympathisch,

und er fand dessen ungestutzten Haarschopf, der ihm wie eine weiße Wolke um Kopf und Schulter wallte, und seinen langen Bart, der ihm bis an den Gürtel reichte, nicht mehr gar so seltsam.

Fühlte sich Schafat durch die Aussprache ein wenig erleichtert, so spürte nun Natan das Gegenteil. War Jehu etwa doch nicht der Rechte auf dem Thron der Könige Israels? Würde Jahwe bald mit strengem Blick auf ihn schauen wie einst auf Joram? Vielleicht erwartete Jahwe, daß er, der Gottesbote Natan, den neuen König ermahnte, nun, da er auf dem Thron der Omridenkönige saß, Israel zu einem Hort der Gerechtigkeit zu machen, den Israeliten ein guter Hirte zu sein, der keines seiner Schafe zu Schaden kommen läßt. Wenn er nur mit jemandem über seine Besorgnisse sprechen könnte! Aber dieser verbitterte Bauer Schafat war ihm in dieser Sache kein Gesprächspartner, und Elischa schien sich aus einem Gottesmann in einen Königsknecht zu verwandeln. Denn der Junge hatte ihm auf die Frage, ob er seinen Vater unterstützt habe, geantwortet, ja, er habe dem Vater Zugang zum König verschafft, aber seine eigene Meinung decke sich mit derjenigen Jehus: Setur solle ein Soldat werden, denn der König brauche Soldaten. Und weil das so sei, könne der Erwählte Jahwes nicht auf jeden Bittsteller Rücksicht nehmen.

Schon gegen Mittag verließ Elischa denn auch seinen Vater und seine Mitbrüder. Es hielt ihn nicht länger fernab vom König, der am kommenden Tag in Bet-El sein großes Opfer darbringen wollte. Am Morgen dieses Festtages, der ihm jedoch gleichgültig war, machte sich auch Schafat auf den Weg, wohlversehen mit Nahrung und Trinkwasser. Er würde in Mehola viel zu erzählen haben, vom König, den er am liebsten verfluchen würde, wenn das nicht eine große Sünde wäre, sodann von Elischa, der ihm durch seine Knechtsgesinnung gegenüber dem König nun endgültig verloren war, ferner von den Gottesmännern, denen ihre Verrücktheit nicht anzusehen gewesen war, und schließlich von deren Vorsteher, der sich als ein gerecht Denkender erwiesen und deshalb ihn, den Leidgeprüften, verstanden hatte.

Sorge bereitete ihm die bevorstehende Ernte. Ob Asa, der Gehorsame und Fleißige, die Arbeit schaffte? Ob er selbst würde wirksam helfen können? Aber sicherlich standen ihm die Nachbarn bei, wenn sie hörten, wie es ihm beim König ergangen war. Diese Gewißheit beruhigte ihn.

25

Soviel Volk wie heute hatte sich selten am Heiligtum in Bet-El eingefunden. Nicht nur die Leute der Stadt Bet-El waren seit dem frühen Morgen hier, schon am Vortag waren Neugierige aus der näheren und weiteren Umgebung eingetroffen und hatten in mitgebrachten Zelten genächtigt. Aber wann hatte denn auch ein König hier die heilige Salbung empfangen, mit der Jahwe, der oberste Gott aller Israeliten, ihn als Herrscher über sein Volk bestätigte. König Joram, so erzählten es die Väter ihren Kindern, war selten in Bet-El gewesen, und gesalbt war er, wenn überhaupt, in seiner Burg Samaria worden. Die Älteren erinnerten sich, daß König Ahab nach der gewaltigen Schlacht gegen die Assyrer vor elf Jahren hier in Bet-El ein großes Dankopfer dargebracht hatte. Aber selbst das war nicht vergleichbar mit dem heutigen Opferfest, denn heute trat ein neuer König seine Herrschaft an, und unter ihm, dem Umjubelten, würde alles besser als bisher werden. Das war der Menge gewiß.

Von der Zeremonie am Altar, die bereits im Gange war, bekamen jedoch nur diejenigen etwas zu sehen und zu hören, die sich ihre Standplätze direkt am offenen Tor zum Tempelhof gesichert hatten. Denn in den ummauerten, heiligen Hof hinein durften sie nicht. Dort standen die geladenen Gäste der Feier, die Ältesten und Vornehmen der Städte und Dörfer des Berglandes zwischen Bet-El und Samaria. Diese Männer hatte Jehu ausersehen, Zeugen seiner Salbung zu sein, stellvertretend für ganz Israel. Der Oberpriester Abiram und sein Neffe Netanja waren verwundert gewesen, zwar nicht über diese Verfügung, die sie guthießen, sondern darüber, daß der König nicht seine hohen Beamten und Truppenführer mitgebracht hatte, die wichtigsten Stützen seiner Herrschaft. Statt ihrer waren nur drei Begleiter um ihn, sein Vater Joschafat, sein Schildträger Bidkar und der Hauptmann seiner Leibgarde, dessen Namen Abiram schon wieder vergessen hatte. Ließ das etwa darauf schließen, daß Jehu die Würdenträger Jorams durch neue Männer ersetzen wollte, sie vielleicht schon entlassen hatte? Oder waren die Beamten von sich aus mit allerlei Ausreden dem Salbungsakt ferngeblieben, weil sie Jehu als König insgeheim ablehnten? Abiram zerbrach sich den Kopf über diese Fragen, und sie ließen ihn auch nicht während der heiligen Zeremonie los, und er fürchtete sogar, daß Gott Jahwe, dessen Blick er auf sich gerichtet fühlte, ihn strafen werde, weil seine Gedanken eben nicht voll auf den Salbungsakt und die Opferdarbringung gerichtet waren.

Der Menge draußen vor dem Tor war es ziemlich egal, wer alles drinnen im Hof Zeuge der Kulthandlung war. Viele hatten gehofft, früh am Morgen den König zu sehen, wenn er den Hügel heraufgeschritten kam, aber sie hatten vergeblich nach ihm Ausschau gehalten. Er hatte nämlich schon die Nacht im Heiligtum zugebracht, im Tempelhaus, zu Füßen des goldenen Stierbildes, das König Jerobeam als Symbol für die Stärke und Lebenskraft Gott Jahwes aufgestellt hatte. „Jetzt

nimmt der Priester das Salböl zur Hand!“ riefen die, die nahe am Tor standen, den weiter entfernt und tiefer Stehenden zu, und der Ruf wanderte weiter von Gruppe zu Gruppe. Die Wartenden stellten sich vor, wie das heilige Öl aus dem Kännchen über Jehus Haar rann, den Sitz seiner Kraft, sie meinten die heiligen Formeln zu hören, die der Priester dazu sprach, und für sie war Jehu eigentlich jetzt erst König geworden. Und sie riefen es freudig einander zu: „Jehu ist König geworden!“

Auch Jehu selbst fühlte sich von der Weihe, die er empfangen hatte, angerührt, aber trotzdem lag ihm der Gedanke fern, daß er erst jetzt zum König erhoben worden war. Seine Erwählung durch Jahwe, die ihm in Ramot der Gottesmann Natan verkündet hatte, nein, eigentlich war es ja dessen Schüler Elischa gewesen, dieser kleine Wichtigtuer, danach dann seine Ausrufung zum König durch das Heer, schließlich die Krönung im Palast von Samaria durch Bidkar, den Freund, das waren die Schritte gewesen, die ihn auf Israels Königsthron geführt hatten. Diese Salbung heute, das war nicht viel mehr als ein Schauspiel vor den Augen und Ohren des Volkes, und er war sicher, daß er sich mit dieser Auffassung im Einklang mit seinem Gott befand. Gut, daß die Salbungszeremonie, die Stillhalten erforderte, endlich vorüber war, nun folgte das Opferritual. Er hatte den Stier, der jetzt sein Leben lassen mußte, gestern begutachtet. Ein Tier, kräftig und selbstverständlich makellos, durchaus würdig als Opfer eines Königs. Freudig stemmte er seine Hand auf den Kopf des ängstlich brüllenden Stiers, der an starken Stricken von kräftigen Knechten gehalten wurde, und mit dieser Geste weihte er ihn Jahwe mit der Bitte, das Opfer gnädig anzunehmen.

„Der Priester hat den Stier getötet!“ so hallte es von oben her hinab zu denen, die immer nur ahnen konnten, was sich am Altar begab. Sie waren gespannt, was der König nun sagen werde, denn im Gebet würde er Jahwe mitteilen, was er als König zu tun gedachte. Aber die Neugierigen mußten sich gedulden, denn das Abhäuten und Zerlegen des geschlachteten Rindes dauerte seine Zeit, obgleich die Knechte mit geübten Handgriffen zu Werke gingen. Endlich erklang der Ruf: „Jetzt legt er die Opferstücke auf den Altar!“ Als sich die Flammen kreischend in Jahwes Anteil am Opferstier fraßen, glaubten manche trotz hellen Sonnenlichts, den Feuerschein hinter der gewaltigen Steinsäule Jakobs, des Stifters dieses Heiligtums, lodern zu sehen.

„Was sagt der König?“ Die Menge griff den Ruf eines Ungeduldigen aus ihrer Mitte auf, und bald wurde ihr von oben her Antwort: „Er will die Feinde Israels zerschmettern!“ Nach einer Weile: „Er will die Lasten Israels leichter machen!“ Die Menge freute sich über die Versprechungen, so banal sie auch waren oder zumindest in der Zusammenraffung durch die Rufer am Tor klangen. „Was König Joram zu bauen befahl, das soll nicht gebaut werden!“ Jetzt wurde der Jubel lauter. Alle waren sich einig, daß das, was der König im Gebet dem Gott zu tun gelobte, eine Verringerung der bisherigen Abgaben und Arbeitsdienste bedeutete.

Auch die geladenen Gäste, die der Gottesanrufung Jehus Satz für Satz lauschen konnten, nahmen seine Rede beifällig auf, natürlich ohne diese fröhlich zu kommentieren oder gar begeistert zu beklatschen. Einigen fiel aber auf, daß der König und der Oberpriester in ihren Reden Jahwe in unterschiedlicher Weise als den Gott Israels gepriesen hatten. Abiram hatte Jahwe als den Gott angerufen, der Israel aus Ägypten, dem Land der Knechtschaft, befreit und hierher ins Land Kanaan geführt hatte, so war es ja auch in Bet-El immer der Brauch gewesen, den einst König Jerobeam begründet hatte, als er den Tempel erbaut und das goldene Stierbild hineingestellt hatte. In Jehus Gebet aber war Jahwe der Gott Jakobs, des Stammvaters der Israeliten, gewesen, nach dessen Ehrennamen Israel, den ihm Jahwe verliehen hatte, sich das Volk ja nannte, sich damit zu seinem gemeinsamen Ahnen Jakob bekennend. Das Meerwunder, durch das Jahwe Israel vor dem ägyptischen Pharao errettete, hatte Jehu dagegen gar nicht erwähnt. Ein paar der Zuhörer aus der Stadt Bet-El erinnerten sich, daß der Priester Netanja, Abirams Neffe, zu König Jorams Zeit Jahwe ganz genauso angerufen hatte. Warum gebrauchte König Jehu jetzt die damalige Gebetsformel? Hieß das etwa, daß der alte Oberpriester, dessen Tochter Jehu zur Frau hatte, in Ungnade gefallen war? Oder hatte Gott Jahwe selbst nach der neuen Anrufformel verlangt?

Die fröhlichen Zaungäste rings um das Heiligtum wußten nichts von dem Widerspruch der Gottesanrufungen, und er hätte sie ohnehin kaum interessiert. Bis auf sicherlich einen, der sich immer wieder bemüht hatte, näher ans Tor zum heiligen Bezirk heranzukommen, aber von Größeren und Kräftigeren zurückgestoßen worden war. Elischa, der Mißratene, wie ihn sein Vater Schafat nannte, der werdende Königsknecht nach Natans Meinung, der von Jahwe bestellte Aufpasser für Jehu, wie er sich selbst sah, hatte sich gestern abend, als er völlig erschöpft von Gilgal kommend angelangt war, unter die hier Lagernden gemischt und im Schutz der Zelte die Nacht im Freien verbracht. An Joschafats Hoftor zu klopfen hatte er sich so spätabends nicht mehr getraut. Heute war er schon vom frühen Morgen an wütend, daß er hier draußen wie alle anderen stehen mußte, ausgeschlossen von der heiligen Salbung des Königs, die doch ohne seine Verheißung damals in Ramot gar nicht hätte stattfinden können. Davon war er überzeugt. Er, so meinte er, gehörte hinein in den Tempelhof, hinein zu den Gefolgsmännern Jehus, wo das Feuer auf dem Altar loderte, wo Gott Jahwe dem König heute seine Gegenwart schenkte.

Als sich drinnen König Jehu mit Joschafat, Bidkar und Rafu, mit den Priestern und den geladenen Vertretern des Volkes in die Halle neben dem Tempelhaus begab, um im Opfermahl die

Gemeinschaft mit dem Gott Israels zu genießen, stellten draußen mehrere Knechte Pfannen voller dampfender Fleischstücke auf mitgebrachte Holzböcke. Dann schleppten sie auch noch Krüge mit Wein herbei. Jubelnd stürzte sich die Menge auf die Pfannen, und sobald einer eines der Fleischstücke erlangt hatte, eilte er zum nächsten Weinkrug und ließ sich von den Schankknechten den Trinkbecher füllen. Alles glaubte, durch den Anteil am Opferfleisch in die Mahlgemeinschaft mit Gott und König einbezogen zu sein – das meiste Fleisch stammte jedoch von einer Kuh, die bereits am Vortag geschlachtet worden war, denn selbst der große Opferstier hätte nicht ausgereicht, um jedem da draußen einen Fleischbrocken zukommen zu lassen. Und der Wein in den Krügen war minderwertig, aber das merkte in der allgemeinen Begeisterung keiner, und schließlich mußte er ja auch einmal verbraucht werden. Elischa hätte sich in seinem gekränkten Stolz am liebsten von der allgemeinen Speisung abgewandt, aber der Hunger ließ auch ihn nach einem der dampfenden Fleischfetzen greifen, und auch er holte sich seinen Anteil am königlichen Wein.

Später erwartete er wie alle, daß der König mit seinem Gefolge erschien, um zu seinem Quartier im Anwesen Joschafats zurückzukehren. Aber es wurde fast Abend, bevor sich endlich das Tor zum Heiligtum, das zwischenzeitlich geschlossen worden war, wieder öffnete. Zunächst traten die lokalen Würdenträger heraus ins Freie, und erst nach einer abermals langen Wartezeit wurde der König mit seinem Gefolge sichtbar. Noch einmal brachen die Ausharrenden in Jubelrufe aus, und Jehu, das Königsdiadem ums Haar gebunden, winkte dem Volk ebenfalls frohgelaunt zu. Daß dem König außer seinem humpelnden Vater, den die Leute aus Bet-El natürlich kannten, und zweien seiner Würdenträger niemand weiter folgte, machte den Jubelnden kein Kopfzerbrechen. Sie hatten den neuen König gesehen – daran und nur daran würden sie sich bis an ihr Lebensende erinnern. Elischa stand ein wenig abseits, als Jehu vorüberkam, aber ab morgen, damit tröstete er sich, würde er nicht mehr ein Irgendwer sein, sondern er würde hinter dem König herschreiten, und die Leute würden ihn einander zeigen: „Seht, das ist jener, der dem König Jahwes Willen deutet! Elischa heißt er!“

Sein Empfang im Hause Joschafats am nächsten Tag war wiederum ein wenig anders, als er sich das vorgestellt hatte. Zwar mußte er sich in keine Bittstellerschar mehr einreihen, denn diejenigen, die ein Anliegen gehabt hatten, waren bereits vor dem Opferfest beim König gewesen. Aber der öffnende Türwächter wies ihn erst einmal ab, der König sei beschäftigt und empfange heute und auch morgen niemanden. Elischa aber ließ sich nicht fortschicken. Er sei jener, der Jehu, als er noch Kommandeur der Garnison in Ramot gewesen war, auf göttliches Geheiß sein Königtum vorhergesagt habe, und außerdem erwarte ihn König Jehu. Der Wachhabende, auch heute ein Knecht Joschafats und kein Soldat der Leibgarde, weil Jehu auch äußerlich zeigen wollte, daß er in diesem Haus nicht als König, sondern nur als Sohn seines Vaters weilte, musterte Elischa mißtrauisch, aber wies ihm dann doch den Weg hinaus in die Feldflur, wo er Jehu finden werde. Der König begleite nämlich seinen Vater, der unterwegs sei, um die Reife der Gerste zu prüfen.

Elischa stürzte davon, und er atmete auf, als er tatsächlich Jehu, Joschafat und den unvermeidlichen Bidkar am Rande eines Ackers stehen sah. Die drei wandten ihm den Rücken zu und blickten über die gelben Ähren hin, die sich im sanften Luftzug vor ihnen zu neigen schienen. Jetzt hörten sie ihn herankeuchen und drehten sich nach ihm um. Er vernahm Joschafats erstaunten Ausruf: „Aber das ist ja der Junge, der letzthin meinen Freund Natan begleitete!“ Daß Elischa erst vor drei Tagen mit Schafat bei Jehu gewesen war, wußte er nicht. Auch Jehu und Bidkar erkannten Elischa sogleich. Der warf sich vor dem König in den Staub und bat laut schreiend für seinen Vater Schafat um Vergebung. Der König möge Gnade walten lassen, denn Schafat sei später doch noch zur Einsicht gelangt, daß sein Verlangen ungehörig und auch unnötig und sein Verhalten beleidigend gewesen sei. Weil er schlecht laufen könne, sei er jedoch außerstande, noch einmal nach Bet-El zu kommen und sich selbst vor dem König niederzuwerfen. Er habe ihn, seinen Sohn, geschickt, um die Verzeihung des Königs zu erflehen.

Jehu, der sich an der Stille dieser morgendlichen Feldbegehung erfreut hatte, empfand Elischas Auftritt als störend und zudem übertrieben. „Steh auf!“ herrschte er den lästigen Besucher an. „Geh und sage deinem Vater, daß ich ihm verzeihe!“ Elischa erhob sich, Gewand und Hände staubbeschmutzt, und setzte zu einer Dankesrede an. Jehu unterbrach ihn: „Säubere dich, sonst werden dir auf dem Rückweg die Kinder nachlaufen und dich als Schmutzfink ausrufen!“ Joschafat schmunzelte, Bidkar lachte.

Elischa war wütend über die Behandlung, die ihm widerfuhr, aber er schrieb die Schuld dafür dem eigenen Vater zu. Der hatte ihn zum demütig Flehenden werden lassen, zum Gespött des Mannes Bidkar, den er verabscheute, weil dieser offenbar Allgegenwärtige den Platz neben dem König innehatte, den er für sich selbst erringen wollte. Aber wenn er jetzt nicht seinen Groll gegen Schafat und seinen Widerwillen gegen alle dem König Nahestehenden unterdrückte, vergab er die Gelegenheit, die er selbst ja erzwungen hatte. Er mußte Jehu überzeugen, daß er ständig einen Gottesboten an seiner Seite haben müsse, der alle seine Entscheidungen vor Jahwe brachte, um deren Übereinstimmung mit dem göttlichen Willen zu sichern. So begann er kühn abermals eine Rede an den König: „Mein Herr Jehu, ich werde nicht den Staub von mir abklopfen, bevor ich dir

nicht den Willen unseres Gottes verkündet habe. Denn deshalb habe ich vor drei Tagen dein Angesicht gesucht, und nicht, wie es den Anschein hatte, um den törichten Wunsch meines Vaters, dem ich zufällig begegnet war, zu unterstützen."

Die drei, vor denen er stand, horchten auf. Schon wieder ein Gotteswort? dachte Jehu und sah Bidkar skeptisch an. Und fast hätte er laut ausgesprochen, woran er zudem Anstoß nahm: Wie konnte ein frommer Mann den verständlichen Wunsch des eigenen Vaters töricht nennen! Bidkars Blick verriet gleichfalls Mißbilligung, und auch Joschafat war anzusehen, daß er diesen aufgeblasenen Wicht verscheucht hätte, wäre er allein gerwesen.

Elischa sprach unbeeindruckt weiter. Er erinnerte an Jahwes Erwählung Jehus zum König Israels, die er, Elischa, hatte verkünden dürfen, er pries die wunderbare Wirklichwerdung des Gotteswillens, er blickte voraus auf die künftigen Taten Jehus, mit denen er Israel das immerwährende göttliche Heil sichern werde, vorausgesetzt, ein Kenner des Gotteswillens wache über die königlichen Entscheidungen. Und schließlich kam er auf Natan zu sprechen, der alt und gebrechlich sei und sich nicht mehr zutrauen könne, dem König zu helfen, seine Entscheidungen dem Willen Jahwes unterzuordnen.

Jehu wartete ungeduldig auf das versprochene Gotteswort, und endlich begriff er, daß dieser unscheinbare Jüngling, das genaue Gegenteil der ehrwürdigen Gestalt Natans, sich ihm als sein Ratgeber anzudienen versuchte. Auch seinen Begleitern wurde das klar. Joschafat beobachtete, wie sich die Miene seines Sohnes immer mehr verschloß. Er unterbrach Elischas Redefluß: „Ich kenne Natan seit langem, er ist mein Freund. Hat er dich zum König geschickt und dir deine Worte aufgetragen?"

Elischa schaute den Alten unwillig an, aber er traute sich doch nicht, dessen Frage einfach zu bejahen. Statt dessen behauptete er, auch die stummen Gedanken seines Lehrers zu kennen, der ihn immer als seinen Sohn bezeichnet habe, und so sei Natan eigentlich mehr sein Vater als sein Erzeuger Schafat.

Jetzt nahm Jehu das Wort, um der Geschwätzigkeit des Zudringlichen ein Ende zu machen. Er schaute auf einmal wohlwollend drein. „Elischa, was du mir als Natans Begleiter in Ramot vorausgesagt hast, ist Wirklichkeit geworden, wie ja auch du soeben schon sagtest. Täglich spüre ich, daß mein Gott mit mir ist. Seine segnende Hand ruht auf mir, wenn ich Entschlüsse fasse. Sollte ich dennoch einmal unsicher sein, ob ich seinem Willen gemäß handle, so werde ich dich rufen und befragen. Bleib also in meiner Nähe! Bidkar wird dich zu meinen Soldaten bringen, die mich hierher begleitet haben. Wenn ich in wenigen Tagen aufbreche, magst du im Troß meiner Leibgarde mit mir ziehen."

Als Bidkar und Joschafat das hörten, schauten sie anfangs verblüfft drein, denn sie hatten erwartet, daß Jehu das Jüngelchen fortjagte. Aber jetzt erkannten sie die listige Absicht, die hinter dem Vorschlag steckte, und sie blinzelten einander vergnügt zu. Elischa aber fand nun keine Entgegnung mehr. Er war zutiefst enttäuscht. Zwar hatte er erreicht, daß er in des Königs Umgebung bleiben konnte, aber in welch demütigender Weise! War er denn einer der Knechte Jehus? Doch er würde sich schon noch seinen Aufstieg erkämpfen! So verbeugte er sich und murmelte einen knappen Dank dafür, daß der König den Darlegungen seines ergebenen Gefolgsmannes jene Aufmerksamkeit geschenkt habe, die ihnen als Rede eines Gottnahen gebühre. Bidkar kam Jehus Aufforderung nach, nahm den Unverschämten, wie er Elischa gern laut genannt hätte, und führte ihn zum Lager, das Rafus rauhe Mannschaft unweit von hier bezogen hatte.

Jehu erzählte unterdessen seinem Vater, wie Natan und Elischa zu ihm nach Ramot gekommen waren und wie Elischa, nachdem Natan die Verwerfung König Jorams durch Israels Gott verkündet hatte, herausgeplatzt war mit der Jahwebotschaft, daß er, Jehu, zum König Israels bestimmt sei. Joschafat machte ein nachdenkliches Gesicht und äußerte dann eine eigene Meinung dazu: „War es nicht eher so, daß dir diese Verheißung Natan überbringen wollte und daß sein Gehilfe oder Schüler oder was auch immer dieser Bursche für Natan sein mag ihm in frecher Weise das Gotteswort weggenommen hat, um sich damit vor dir wichtig zu machen? Ich mag diesen Elischa nicht." Jehu wunderte sich, daß er nicht selbst schon auf diesen Gedanken gekommen war. „Mit deiner Vermutung könntest du recht haben", erwiderte er, und es klang irgendwie erleichtert.

Beide waren von ihrer Feldbegehung wieder an Joschafats Gehöft angelangt, als Bidkar aus dem Zeltlager der Leibgarde zurückkehrte. „Die Soldaten haben ihn wegen seines staubigen Aufzugs sogleich verulkt", berichtete er grinsend. Und er mutmaßte: „Der wird es nicht lange bei ihnen aushalten." „Hoffentlich nicht", meinte Jehu vergnügt. „Bevor wir nach Ramot aufbrechen, werde ich ihn rufen, falls er sich nicht schon verdrückt hat. Ich werde ihm den Unschlüssigen vorspielen. Mal sehen, was er mir raten wird. Und dann werde ich ihm klarmachen, daß er als Ratgeber nichts taugt." Er berichtete dem Freund von der Vermutung Joschafats, wie es sich in Wirklichkeit mit Elischas Königsverheißung in Ramot zugetragen haben mochte. Bidkar nickte zustimmend. Die drei waren sich einig, daß der alte Natan sich wohl vergeblich bemüht hatte, aus Elischa einen zu machen, der bescheiden abwartete, ob ihm Gott Jahwe eine Botschaft ins Herz senkte. „Er ist nichts als ein kleiner Gernegroß", war ihr einhelliges Urteil.

Am übernächsten Tag fand Jehu die Fragen, die er seinem selbsternannten Berater vorlegen wollte, um ihm seine Anmaßung auszutreiben. Der Oberpriester Abiram, sein Schwiegervater, hatte nämlich ihn, Joschafat und Bidkar zu einem Abschiedsmahl eingeladen, und im Gespräch ergab es sich, daß Abiram mit einem kritischen Unterton fragte, warum Jehu nach seiner Salbung Jahwe als den Gott Jakobs angerufen habe, im Widerspruch zu seiner eigenen Anrufung, deren Formel bekanntlich König Jerobeam festgelegt habe. Lächelnd erinnerte Jehu den Priester daran, daß schon zur Zeit König Jorams sein eigener Neffe zu Jahwe als dem Gott Jakobs gebetet habe. Netanja bestätigte das sogleich. Aber weil damit Abirams Frage nicht beantwortet war, schilderte Jehu nun die Zerrissenheit seines Reiches in die verschiedenen Landesteile, deren Bewohner sich lediglich deshalb Israeliten nannten, weil sie den Königen von Samaria untertan waren. „Sie sollen sich aber als Brüder, als Söhne eines einzigen Vaters begreifen, und Jahwe sollen sie nicht nur als den Gott der Könige Israels verehren, sondern auch als den persönlichen Gott ihres Urvaters. Wenn ich nicht mehr der König verschiedener Völker wäre, der Efraimiten, der Galiläer, der Gileaditen und so weiter, sondern König des einen Volkes der Israeliten, dann würde Israel unbesiegbar sein, und es müßte keines der Königreiche ringsum mehr fürchten."

Jehus kühne Zielsetzung erfuhr Zuspruch, und Abiram rückte mit seiner Wunschvorstellung heraus, die er nicht erst hegte, seit Jehu König war, die jedoch seiner Meinung nach zu Jehus Absichten hervorragend paßte. „Gut denn", versprach er zunächst, „wir werden fortan unseren Gott wieder mit der Jakobformel anrufen und allen Opfergästen erklären, warum wir das tun. Aber immer, wenn ich auf die Israeliten schaue", so fuhr er fort, „kommen mir auch die Judäer in den Blick, denn sie sind ja unsere nächsten Nachbarn. Auch sie dienen Gott Jahwe, sind sie also nicht auch Söhne Jakobs? Haben sie das lediglich vergessen? Und wir gleichfalls? König Omri und seine Söhne haben die Judäerkönige zu ihren Vasallen gemacht. Solltest du, Jehu, dich nicht selbst zu ihrem König machen, jetzt, wo König Ahasja tot ist? Es bedarf nur eines Handstreichs, und ganz Juda ist dein. Das Reich Israel reicht dann vom Schneegebirge Hermon im Norden bis zur Wüste, die uns von den Ägyptern trennt, im Süden. Und das Heiligtum von Bet-El liegt mittendrin und nicht mehr am Rand wie jetzt. Gib Samaria auf, Jehu, und erbaue dir hier in Bet-El eine neue Burg! Hier, wo Gott Jahwe dem Jakob erschienen ist, hier ist der heilige Ort, an dem dein Thron stehen soll!"

Abiram hatte sich in Begeisterung geredet, und nun wischte er sich den Schweiß aus dem rundlichen Gesicht, und er nahm sogar sein Kopftuch ab, ohne das man ihn nie sah, und fuhr mit dem Schweißtuch auch über die Kopfhaut mit dem spärlichen Haarwuchs. Jehu wunderte sich nicht, daß Netanja über Abirams Rede schmunzelnd den Kopf schüttelte, denn er wußte, daß der Neffe keine hohe Meinung von seinem Onkel hatte. Er nickte Netanja beifällig zu, während Abiram mit sich beschäftigt war. Und dann erwiderte er dem Alten, daß dessen Idee von Bet-El als Königsresidenz ihm ja nicht neu sei und daß er schon damals, als er sie zum erstenmal hörte, geantwortet habe, daß Israels Blick nach Norden gerichtet bleiben müsse und Bet-El deshalb als Residenz zu abgelegen sei. Sein Thron stehe in Samaria, und dort bleibe er. Und was die Judäer betreffe, so wolle er sie weder als Vasallen noch als Untertanen. Er brauche sie nicht, sie seien ihm egal.

Bidkar, ja auch Netanja, der doch von Abiram abhängig war, pflichteten Jehus Ansicht bei, Joschafat schwieg dazu. Der Oberpriester aber blieb bei seiner Auffassung. Und so endete der Abend mit einem Mißklang. Der Gastgeber war verstimmt, und wäre sein Schwiegersohn nicht der König gewesen, so hätte er womöglich, vom reichlich genossenen Wein angefeuert, eine lautstarke Auseinandersetzung entfacht. Jehu aber nahm sich vor, den klugen und gewandten Netanja in seine Nähe zu ziehen. Mit Abiram, dem starrsinnigen Alten, zu streiten lohnte nicht mehr. Mochte er weiter seinen Phantasien nachhängen und damit Joschafat langweilen, bis er hier einst sein Leben als Oberpriester beschließen würde. Das Herz Israels schlug jedenfalls nicht hier, sondern in Samaria.

Am nächsten Tag ließ Jehu Elischa zu sich holen. Der Gerufene, heute nun mit gesäubertem Gewand und gekämmtem Haar, eilte freudig vom Mannschaftslager nach Joschafats Haus, und noch bevor er sich grüßend verneigte, ließ er den König wissen, daß er dessen Ruf erwartet habe. Jehu wunderte sich schon nicht mehr über die Dreistigkeit seines neuen Anhängers. Er fragte ihn, wie er mit den Soldaten auskomme, und Elischa überraschte ihn nun doch mit der Versicherung, daß die Männer seine Freunde geworden seien und daß er sich bei ihnen wohlfühle. Jehu wandte sich zu Bidkar um, der ein wenig hinter ihm stand, und sah ihn mit hochgezogenen Brauen an. Der verstand den Blick. Die Absicht, den Aufdringlichen durch seine Abschiebung zu den rauhen Kriegern loszuwerden, war fehlgeschlagen. Jehu kam nun sofort zur Sache, denn er wollte ja den offenbar bemerkenswert Wendigen als Aufschneider entlarven. Er sei unschlüssig, sagte er, was er als nächstes tun solle, nach Ramot marschieren und das Land Baschan befreien oder hierbleiben und das zur Zeit königlose Reich der Judäer erobern. Die Judäer seien ja gleichfalls Jahweverehrer.

Elischa blähte sich förmlich auf, als er tatsächlich und schon nach so kurzer Zeit vom König um Rat gefragt wurde. Einen Moment lang war er versucht, Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, indem er vorgab, erst Gott befragen zu müssen. Aber einer wie er, der in ständiger Gottesnähe

lebte, mußte der nicht sogleich wissen, was dem göttlichen Willen entsprach? Natans Belehrungen über Jahwes Haltung zu den Kriegen Israels kamen ihm ein, und so antwortete er: „Jahwe ist mit dir, wenn du Krieg führst gegen die Feinde Israels. Die Aramäer haben dir Baschan geraubt. Womit bedrohen dich die Judäer? Jahwe will, daß du nach Ramot gehst."

Jehu hatte gehofft, daß Elischa zum Feldzug gegen Juda raten würde, was er ihm ja sogar ein bißchen nahegelegt hatte. Dem, was der Junge gesagt hatte, konnte er nun nicht widersprechen. Eine ernste Miene aufsetzend erwiderte er, daß die Antwort seinen eigenen Wunsch bestätige, nach Norden ins Kriegsgebiet zu ziehen. Und er stellte Elischa eine zweite Frage. Man habe den Wunsch geäußert, daß er seine Residenz von Samaria hierher nach Bet-El verlege, wo der heilige Stein Zeugnis davon ablege, daß Jahwe vor Zeiten dem Hirten Jakob, dem Vater aller Israeliten, hier erschienen sei.

Diese Frage reizte Elischa sofort zum Widerspruch. Natan hatte ihn gelehrt, daß dem Geschwätz über Jakob, der angeblich das Heiligtum in Bet-El begründet habe, nicht zu trauen sei. Wahr sei vielmehr, daß die Israeliten aus Ägypten, wo sie dem Pharao Sklavendienste leisten mußten, von Jahwe mit großen Wundertaten befreit und durch die endlose Wüste hierher ins Land Kanaan geführt wurden. Als König Jerobeam den Tempel in Bet-El weihte, habe er sich auf Jahwes Befreiungstat berufen, und von diesem Jakob sei keine Rede gewesen. Dieses überlieferte Traditionsgut breitete Elischa jetzt aus, aber damit beantwortete er ja die an ihn gestellte Frage nicht. Jehu wiederholte sie zugespitzt: „Soll Samaria oder Bet-El mein Königssitz sein?" Elischa besann sich auf die Frage Jehus, wohin er ziehen solle, und sagte ohne zu zögern: „Wo Israel die Feinde bedrohen, dort muß dein Thron stehen."

Jehu war genötigt, seine Zufriedenheit auch mit dieser Anwort zu bekunden, und bevor er den glückstrahlenden Berater entließ, entschied er wie beiläufig über dessen weitere Verwendung: „In wenigen Tagen gehe ich also gemäß dem Willen unseres Gottes nach Ramot. Bleibe bis dahin im Soldatenlager bei deinen Freunden! Dann aber übernimm den Auftrag, den ich für dich habe! Am Tag meines Aufbruchs sollst du, wie es deine Mitbrüder gleichfalls von Zeit zu Zeit tun, zu den Israeliten gehen, wo sie auch wohnen und wohin dich dein Fuß auch trägt. Versuche ihnen zu helfen, wo sie der Hilfe bedürfen! Verkünde ihnen zugleich, daß ich der Erwählte Jahwes bin, daß ich ihnen ein gerechter Herrscher sein will, daß sie in meinem Schutz sicher wohnen sollen! Das ist der Auftrag. Keiner kann ihn so gut erfüllen wie du."

In Elischa stritten die Enttäuschung darüber, daß der König ihn fortschickte, mit dem Stolz, daß er seine Ergebenheit für den Erwählten Jahwes anderen mitzuteilen gewürdigt wurde. Selbstverständlich gewann der Stolz die Oberhand, und er bedankte sich überschwenglich für den Auftrag und versprach, jedem Israeliten die Liebe zu König Jehu ins Herz zu senken.

„Und sage allen, mit denen du sprichst", fügte Jehu hinzu, „daß sie Söhne eines Vaters sind, Söhne Jakobs! Daß Gott Jahwe dem Jakob erschienen ist und ihm den Ehrennamen Israel verliehen hat, nach welchem alle Nachkommen Jakobs Israeliten heißen!" Als sich Elischas Begeisterung sichtbar ein wenig abkühlte, räumte Jehu ein: „Ich meine ja nicht, daß du Jahwes Befreiungstat, als die Israeliten Sklaven des Pharaos waren, verschweigen sollst. Ein Volk ist Israel, weil Jahwe Jakobs Nachkommen zahlreich machte, und ein freies Volk ist es, weil Jahwe es aus der ägyptischen Knechtschaft befreit hat. Von beiden Taten unseres Gottes sollst du sprechen. Und von mir, den Jahwe zum Hirten über Israel bestellt hat. Geh jetzt, Jahwe wird deinen Worten die Herzen der Menschen öffnen."

Elischa fühlte sich wieder wie ein Schüler, als er davontrabte. Das behagte ihm gar nicht, denn eigentlich wollte er ja ein Ratgeber sein, und ein solcher bedurfte keiner Belehrung. Bidkar aber sagte zu Jehu: „Er ist zwar ein Wichtigtuer, aber dumm ist er nicht. Er kann dir nützen."

„Du sagst es", bestätigte Jehu. „Solange er glaubt, daß meine Entscheidungen eigentlich die seinen sind."

Bidkar hatte diesbezüglich keine Zweifel. „Er hängt an dir. Denn er hat niemanden, an dem er Halt findet. Von seiner Familie ist er fortgelaufen. Und auch bei den Gottesmännern in Gilgal hält er es offenbar nicht aus. Nun klammert er sich an dich. Gott Jahwe ist er aber nicht näher als ich es bin. Er glaubt das nur."

„Eben deshalb schicke ich ihn weg", erwiderte Jehu. „Was Jahwes Wille ist, kann er mir bestimmt nicht sagen. Das muß ich selber herausfinden. Gemeinsam mit dir." Er lächelte dem Freund zu. Es tat Bidkar wohl, diese Freundschaftsbekundung zu hören.

26

Der Tag, den Jehu schon bei seiner Ankunft in Bet-El für den Abmarsch nach Ramot bestimmt hatte, war wie vorgesehen eingehalten worden, obwohl der Priester Abiram noch einmal versucht hatte, Jehu von dem Zug nach Norden abzubringen und ihn von der Notwendigkeit und Nützlichkeit eines Einmarsches ins Judäerreich zu überzeugen. Es war der 45. Tag seit Jehus

Königserhebung durch das Heer in Ramot und seinem Aufbruch von da nach Jesreel und Samaria. Jehu wußte das deshalb so genau, weil er jeden Morgen eine Kerbe in das Hölzchen geschnitten hatte, das er seit der Wartezeit in Jesreel stets bei sich trug. Seine Zählkerben halfen ihm zu bestimmen, wann das Frühjahrshochwasser des Jordans vermutlich vorüber sein würde, und tatsächlich hatte der Übergang über den Fluß keine größeren Schwierigkeiten bereitet als gewöhnlich. Gleich nach dem Aufstieg ins Bergland Gilead hatte Jehu Bidkar mit fünf Mann der Leibwache nach Ramot vorausgeschickt, um dort seine bevorstehende Ankunft zu melden.

So strömte ganz Ramot am Fuße des Stadthügels zusammen, um den König zu begrüßen. Vor dem Heerlager, das seit dem Abzug der Masse des Bauernheeres erheblich geschrumpft war, hatte die verbliebene Truppe Aufstellung genommen, Abihus Wagenkämpfer und das Bauernkriegerheer des Landes Gilead sowie die ständige Garnison der Grenzfestung, zusammen noch immer an die 1000 Mann. Seitlich von ihnen drängte sich die Einwohnerschaft der Stadt, vorn die Männer, die Frauen hinter ihnen, die Kinder, obwohl von den Vätern mehrfach zurückgescheucht, immer wieder vorpreschend, denn ihre Neugier war noch größer als die der Erwachsenen.

Nicht nur sie waren verwundert, daß der König nur 50 Soldaten bei sich hatte, daß ihn gar kein Gefolge von Heerführern und Beamten umgab. Hätte er nicht das Königsdiadem getragen und auf einem Maultier gesessen, so wäre er von seinen Soldaten nicht zu unterscheiden gewesen, und die Bürger von Ramot hätten ihn aus der Ferne gar nicht erkannt.

Abihu, der Streitwagenoberst, den Jehu vor sieben Wochen, als er aufgebrochen war, sich sein Königreich anzueignen, als Oberbefehlshaber der hier versammelten Streitkräfte eingesetzt hatte, eilte an der Spitze der Kommandeure und Unterführer den Ankömmlingen entgegen. Als der Zug anhielt, sank er in eine tiefe Verbeugung und richtete sich erst dann wieder auf, als Jehu abgesessen war und ihn scherzhaft fragte, ob er selbst sich ebenfalls niederbücken solle, damit sie sich auf gleicher Augenhöhe begrüßen könnten. Jehu erwartete, daß Abihu sich lachend aufrichtete und ihm mit einer ähnlich launigen Bemerkung den Spaß vergalt, aber als der Freund sich erhob, geschah das steif und förmlich, und seine Miene blieb ernst und verschlossen, als er den König willkommen hieß und meldete, daß in Ramot alles zum besten stehe. Jehu unterbrach ihn: „Abihu, was ist mit dir?“ Er trat zu dem Freund, umarmte ihn und versicherte ihm: „Ich bin froh, dich und alle hier heil und gesund zu sehen.“ Abihu wiederholte ungerührt: „Es steht hier wirklich alles gut. Auch seit du Hiddai mit dem größten Teil des Heeres an deine Seite gezogen hast, ist uns kein Aramäer nahe gekommen. Obwohl König Hasael zweifellos ausspioniert hat, daß wir hier Verbliebenen ihm eine leichte Beute sein konnten.“

Die Art, wie Abihu von Hiddai sprach, machte Jehu schlagartig klar, warum der langjährige Freund eine derart steife, geradezu tiefgekühlte Begrüßung vollzogen hatte. Abihu fühlte sich offenbar abgeschoben, dem Feind ausgeliefert, er war eifersüchtig auf Hiddai, den neuen Freund des Königs. Nicht er, neben Bidkar der älteste Vertraute Jehus, hatte die Tore Samarias aufgesprengt, sondern Hiddai. Jehu traf mit seiner Deutung von Abihus Gemütszustand das Richtige. Denn Bidkar hatte Abihu bereits erzählt, wie Jehu die Oberen von Samaria durch Hiddais Heer bedroht hatte, und Abihu konnte sich vorstellen, wie das gemeinsame, erfolgreiche Unternehmen Jehu und den Jüngling Hiddai zu festen Freunden gemacht hatte. Er nannte Hiddai bei sich herabsetzend immer den Jüngling, obwohl der Altersunterschied zwischen ihnen nur wenige Jahre betrug. Er hielt ihn zwar für einen brauchbaren Truppenführer, aber einen Oberst über Tausende Krieger sah er in ihm nicht. Immer wieder hielt er sich vor, daß Hiddai nur deshalb Elkanas Soldaten und sogar das Heer der Bauernkrieger befehligen durfte, weil Elkana vor König Joram in Ungnade gefallen war.

Jehu legte seine Hände vertraulich auf die Schultern seines Freundes. „Ich danke dir für deinen Willkommensgruß“, sagte er, und er legte viel Wärme in seine Stimme. „Ich verstehe, warum du dich zurückgesetzt fühlst. Aber du irrst dich. Wir werden noch darüber sprechen. Laß mich jetzt zu den anderen gehen!“ Er löste sich von Abihu und wandte sich den versammelten Offizieren zu. Nun schrien die Soldaten wieder: „Es lebe König Jehu!“ Und die Einwohner Ramots fielen in die Hochrufe ein, so daß sich das Unbehagen, das Jehu wegen Abihus Verbitterung ergreifen wollte, wieder verflüchtigte. An der Seite seines Nachfolgers im Amt des Garnisonskommandeurs entdeckte er Bidkar. Zwei Halbwüchsige neben ihm ließen sich nicht länger zurückhalten und rannten zu ihm. Es waren seine Söhne Joahas und Kilab, die ihn nun stürmisch begrüßten. Die Soldaten und die Einwohner freuten sich, daß der König zwei so gesunde und lebhafte Söhne hatte und somit wohl auch die Nachfolge für ihn, den Wohltäter Israels – niemand hier zweifelte an dieser seiner Bestimmung – gesichert war.

Unterdessen ließ Rafu die Wachmannschaft des Königs, die vom Marsch hierher ermüdet war, näherrücken. Er wandte sich an Abihu: „Oberst, laß der Garde des Königs den Platz anweisen, wo wir unsere Zelte aufbauen können!“ Abihu blickte den Hauptmann unwillig an. Sieh an, dachte er, wieder einer, den es plötzlich emporgetragen hat! Garde nennt er seine Schar! Und den anmaßenden Ton eines Hauptmanns, der dem König nahesteht, hat er sich auch schon zugelegt! Wieder ein neuer Freund Jehus! „Man wird deinem Wunsch nachkommen“, antwortete er von oben

herab und winkte einem der Offiziere, damit er sich um die Unterbringung des kleinen Trupps kümmerte.

Joahas und Kilab zogen ihren Vater mit sich zur Stadt hinauf. „Wo ist eure Mutter?“ fragte Jehu beklommen, denn Bidkar hatte ihm ja damals in Jesreel von Adas Zorn darüber berichtet, daß er sie wie eine Fremde behandelt hatte. Aber die Antwort seines Ältesten klang unbefangen: „Unsere Schwester ist krank, und die Mutter mußte bei ihr bleiben.“

In der Tat lag die zweijährige Schifra auf ihrer Bettstatt, aber schwer leidend schien sie nicht zu sein, denn sie krähte dem Vater fröhlich entgegen, als er sich über sie beugte. Ada schien dagegen nach so vielen Wochen, die Jehu fort gewesen war, ihm immer noch zu grollen, denn ihre Begrüßung empfand er als ausgesprochen frostig. Der achtjährige Kilab, unbeeindruckt von der sichtbaren Mißstimmung zwischen den Eltern, wiederholte, was er schon an jenem Morgen, als die Familie von Jehus Königsausrufung durch das Heer erfahren hatte, zu Joahas voller Bewunderung gesagt hatte: „Du hast früher als die Mutter gewußt, daß der Vater König wird. Wieso weißt du immer alles schon vorher?“ Und Jehu bat er: „Zeig mir dein Kopftuch!“ Er meinte die königliche Stirnbinde, die sein Vater abzunehmen vergessen hatte, bevor er sein Haus betrat. „Sei still!“ herrschte Joahas seinen Bruder an, denn mit seinen 13 Jahren bemerkte er sehr wohl, wie es um das Wiedersehen von Mutter und Vater bestellt war. Aber der Disput war sowieso zu Ende, denn Ada scheuchte ihre Kinder hinaus auf die Gasse. Sie beruhigte die Kleine und trat dann in den Hof hinaus.

Jehu fühlte sich jetzt gar nicht als König, nicht einmal als Hausherr, am liebsten wäre er zu Bidkar oder Abihu gegangen. Er folgte Ada, und als er sie auf der Bank sitzen sah, die frühere Bewohner des Hauses aufgestellt hatten, nahm er neben ihr Platz. „Ich weiß, daß ich es dir vorher hätte sagen sollen“, bekannte er reumütig. „Ich wollte es ja auch. Aber erinnere dich, wie der Tag war, als wir aus der Schlacht mit dem sterbenden Joram hier ankamen! Und die Kinder waren um uns, als ich von dir Abschied nahm. Es mußte doch bis zum Morgen geheim bleiben! Verzeih mir!“

„Ausflüchte!“ fauchte Ada. „Sonst hast du mir immer gesagt, was König Joram für Forderungen an dich hatte. Du hast mir nicht vertraut! Und das tut mir weh!“

Jehu wollte ihr auseinandersetzen, daß man zwischen einem Auftrag des Königs an seinen Truppenoberst und einer göttlichen Verheißung gar nicht vergleichen könne. Denn niemand wisse doch im voraus, wann für einen Gottesspruch die Zeit der Erfüllung komme, und solange müsse dieser allen, die nicht zu den Wissenden gehören, ein Geheimnis bleiben. Aber er schwieg. Ada war wohl kaum aufgelegt, seinen Erklärungen Gehör zu schenken.

„Jetzt bist du König“, fuhr Ada fort. „Niemals war zwischen uns die Rede davon, daß du König werden willst, falls König Joram umkommt. Ich hätte dir gesagt, daß du dann ohne mich nach Samaria gehen mußt. Ich bin eine Priestertochter und als solche zur Frau eines königlichen Beamten oder Offiziers bestimmt. Ich bin nicht geboren, um eine Königsfrau zu werden. Ich will nicht im Palast von Samaria eingesperrt sein! Verstoße mich! Wenn nicht, dann laß mich in Megiddo wohnen! Dort waren wir beide glücklich. Joahas magst du mit dir nehmen und ihn als deinen Nachfolger abrichten, aber Kilab läßt du mir! Das wars, was ich dir sagen wollte, falls du überhaupt noch einmal hierher kommst.“

Jehu blieb sprachlos. Was er von Ada zu hören bekam, hatte er nicht erwartet. Er hatte sich für sein Schweigen am Vorabend seiner Königserhebung durch das Heer entschuldigt und geglaubt, daß sich Ada damit zufrieden geben werde. Sie war doch eine aufgeweckte Frau und würde ihn verstehen. Aber jetzt begriff er, daß es einen Riß zwischen ihnen beiden gab. Es ging nicht nur um Vertrauen und Enttäuschung. Es ging um sein Königtum, nach dem er sich, Jahwe wußte es, wahrhaftig nicht gedrängt hatte.

Nun schwiegen sie beide vor sich hin. Ada ging einmal hinein, um nach Schifra zu sehen, aber als sie zurückkam, fügte sie ihrer Rede immer noch nichts hinzu, irgendetwas Versöhnliches, wie Jehu hoffte. Der Abend war nicht mehr fern. Jehu zog es ins Heerlager, um zu sehen, ob dort alles seine Ordnung hatte, ob Rafus Mannschaft gut untergekommen war. Er erhob sich. „Ich werde über alles nachdenken, was du mir gesagt hast. Aber daß du getrennt von mir in Megiddo wohnst, das schlag dir aus dem Kopf! Meine Heimstatt kann nur Samaria sein, und so ist es auch deine. Ich bin nicht König geworden, weil ich es wollte, sondern weil Jahwe es wollte. Seinem Willen bist du so gut wie ich unterworfen. Du kommst mit nach Samaria, dabei bleibt es!“ Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er davon.

Hatte Abihus steife Förmlichkeit Jehu befremdet und das Zerwürfnis mit Ada ihn verstört, so ergriff ihn heftiger Ärger, als er noch am selben Abend den Antwortbrief seines Freundfeindes Hasael in der Hand hielt. Er hatte nämlich seinen Boten an den Aramäerkönig, als er ihn in Samaria losgeschickt hatte, angewiesen, sich mit der Antwort aus Damaskus nach Ramot zu begeben und dort auf ihn zu warten. Vor einigen Tagen war der Kurier nun hier eingetroffen. Jehu öffnete im Beisein Abihus, mit dem er in dessen Zelt beisammensaß, das versiegelte Päckchen. Und plötzlich wurde ihm bewußt, daß er den Antwortbrief ja gar nicht lesen konnte. Denn der Schreiber, den er nach Bet-El mitgenommen hatte, war längst wieder in Samaria. Er selbst hatte ihn zurückgeschickt,

damit er seinem Herrn Achan alles übergab, was er, der König, den Bittstellern zugesagt hatte. Achan sollte dem Kanzler Schemaja die königliche Anweisung übermitteln, beim Einziehen der Abgaben im Lande die Zusicherungen des Königs zu berücksichtigen. Und nun fehlte ihm hier in Ramot einer, der den Brief des Aramäerkönigs lesen konnte. Daher sein Ärger, aber gerechterweise haderte er mit sich selbst. Ihm fehlte noch viel zum König, stellte er zerknirscht fest. Er bemühte sich zwar jetzt, vergessenes Wissen aus jungen Jahren zum Verständnis von Geschriebenem in seinem Gedächtnis hervorzukramen, aber ernüchtert mußte er feststellen, daß die wenigen Worte, die er buchstabieren konnte, keine kanaanäischen waren. Der Brief war offensichtlich in Aramäisch abgefaßt. Aber war das nicht selbstverständlich? Er selbst oder vielmehr Achans Schreiber hatte ja den Brief an Hasael auch in der eigenen Sprache geschrieben.

Am nächsten Tag schickte Jehu drei Streitwagen nach Samaria los. Trotz vieler gebirgiger Wegstrecken, auf denen die Pferde geführt und die Wagen getragen werden mußten, schien ihm und Abihu ihr Einsatz immer noch die schnellste Möglichkeit, einen Schreiber herbeizuholen, der auch des Aramäischen mächtig war. Den Kriegern, die mit dem Auftrag betraut waren, gefiel die Fahrt wegen der damit verbundenen Schinderei weniger.

Nun hieß es für Jehu wieder warten. Seine Stimmung besserte sich dadurch nicht. Aber wenigstens kam sein Verhältnis zu Abihu wieder leidlich in Ordnung. Er führte lange Gespräche mit dem Freund und zerstreute dessen törichte Annahme, daß Hiddai ihm gegenüber bevorzugt sei. Er machte ihm klar, daß Hiddai jetzt genauso auf sich allein gestellt in Samaria stand, inmitten der Beamten und Höflinge, die ihn nur unter dem Zwang der Verhältnisse duldeten, wie er, Abihu, sich bis vor kurzem hier in Ramot befunden hatte, Auge in Auge mit dem Feind.

Indem sich jedoch die alte Freundschaft zwischen dem damaligen Streitwagenoberst und seinem Stellvertreter wiederherstellte, kühlte sich das Verhältnis Bidkars zu Jehu wieder ein wenig ab. Zwar fühlte sich der Schildträger, der keiner mehr war, gegenüber Abihu, mit dem Jehu jetzt täglich zusammen war, nicht zurückgesetzt wie etwa gegenüber den neuen Freunden Jehus Hiddai und Ira und Rafu und sogar Achan, denn Abihu war ja auch sein Freund schon seit damals, als Jehu den gewandten und energischen Streitwagenmann zu seinem Stellvertreter ernannt hatte. Aber er nahm Jehu übel, wie der seiner Meinung nach Ada und die Kinder vernachlässigte. Er mochte Jehus Familie und litt mit Ada, die ihm als Frau des Freundes wie eine Schwester war, unter dem Unfrieden zwischen ihr und dem König. Er glaubte, daß Adas Trübsinn Jehu kalt ließ, weil der einem Gespräch darüber stets auswich.

Darin täuschte er sich allerdings. Auch Jehu litt unter dem Riß in seiner Ehe, aber er wußte nicht, wie er diesen heilen sollte. Daß er Ada nach dem Besuch von Natan und Elischa seine göttliche Erwählung als König Israels verschwiegen hatte, das war es ja nicht, was Ada quälte. Es war seine neue Würde selbst, der sie sich nicht gewachsen fühlte oder sich nicht anpassen wollte, er wußte nicht, was zutraf, vielleicht beides. Aber daran etwas zu ändern sah er sich außerstande, denn sein Königtum konnte er nicht abwerfen, Jahwe hatte es ihm auferlegt. Er schlief zwar mit Ada, und sie entzog sich ihm nicht, denn es war ihr selbstverständlich, daß sie seine Ehefrau war und blieb, solange er sie nicht verstieß. Aber wenn er bei ihr früher heiße Leidenschaft und Liebe gefunden hatte, so spürte er jetzt nur noch kalte Pflichterfüllung. Und am Morgen trennten sie sich, als seien sie einander fremd. Sie widmete sich dem Haushalt, er ging hinab ins Heerlager, und erst am späten Abend kehrte er in sein Haus zurück.

Wenigstens bot die Lage, in der sich die Garnison und die restliche Streitmacht befanden, kaum Anlaß zur Besorgnis. Keine Aramäerschar hatte sich seit der Schlacht, in der König Joram den Tod gefunden hatte, Ramot genähert. Abihus Streitwagen hatten immer wieder einmal Streifzüge hinaus ins Land unternommen. Wenn sie an jenen Brunnen zwischen Ramot und dem aramäisch besetzten Edrei gekommen waren, an dem sich Joram und Hasael vor der Schlacht getroffen hatten, waren zwar wie aus dem Nichts aramäische Streitwagen aufgetaucht und hatten den weiteren Weg versperrt. Aber da Jehu strengsten Befehl hinterlassen hatte, jedes Geplänkel mit dem Feind zu vermeiden, waren Abihus Männer immer wieder umgekehrt, und auch die Aramäer hatten sich zurück nach ihrem Hauptquartier in Edrei gewandt. Selbst Anrufe waren mit dem Gegner nie gewechselt worden.

Jehu fand seine Auffassung bestätigt, daß König Hasael zumindest jetzt keine Fortsetzung des Krieges wollte. Ihm war es lediglich um Baschan gegangen, und das hatte er ja nun in seinem Besitz. Die Ernte Baschans, seine Viehherden, ja auch seine Bewohner, all das war sein. Und wahrscheinlich hoffte er, daß es trotz seines Gewaltstreichs zum Bündnis zwischen Damaskus und Samaria kommen würde. Jehu machte die Probe auf seine Annahme, daß der Waffenstillstand auch weiterhin halten würde, und fuhr gemeinsam mit Abihu und Bidkar, begleitet von einigen weiteren Wagen, hinaus in die Richtung, in der Edrei lag. Und tatsächlich erschienen auf halbem Wege an die zehn aramäische Wagen, die dort patrouilliert haben mußten, reihten sich nebeneinander auf und bildeten so eine Sperrkette. Jehu ließ anhalten. Die Feinde standen gefechtsbereit einander gegenüber, allerdings in einer Entfernung, die treffsichere Pfeilschüsse nicht zuließ. Jede Seite wartete gespannt, was der Gegner tun würde. Nach einer Weile ließ Jehu wenden und in langsa-

mem Schritt zurückfahren. Er sah, daß auch die Aramäer abdrehten. Eine Wiederholung dieser Erkundungsfahrt unterließ er, sie hätte kein anderes Ergebnis gehabt.

Nach einer reichlichen Woche kehrten die nach Samaria ausgeschickten Wagen mit einem Schreiber Achans zurück. Es war nicht derselbe, der Jehu vor zwei Jahren nach Damaskus begleitet hatte, sondern ein schon etwas älterer Mann, aber auch er beherrschte das Aramäische so perfekt wie das Kanaanäische. Jehu konnte es kaum erwarten, daß ihm der Experte, nachdem er sich gestärkt und ein wenig geruht hatte, zur Verfügung stand. Der Schreiber las zunächst leise murmelnd den auf Leder geschriebenen Brief Hasaels, wobei Jehu und seine Gefährten Abihu und Bidkar kein Wort verstanden, denn es waren ja aramäische Sätze, die sie hörten. Als er am Ende angelangt war, bestätigte er, daß er den Text verstanden habe, und er bat den König um Geduld, wenn er die Sätze nun ins Kanaanäische übersetzte. Jehu nahm an, er werde den Brief jetzt in der Sprache Israels vorlesen. Aber der Schreiber enthüllte eine mit Wachs überzogene Holztafel und begann, mit einem Griffel den Brieftext in kanaanäischer Sprache darauf niederzuschreiben. Die drei Wartenden brauchten wahrhaftig viel Geduld, und sie mußten überdies schweigen, um den sprachgelehrten Meister nicht zu stören.

Endlich hatte der Schreiber sein Werk vollendet, und nun las er den Brief vor: „König Hasael an König Jehu, seinen Bruder. Ich freue mich, daß du mir berichtest, wie du dein Königtum befestigst. Du hast nun erreicht, wozu dir dein Gott verholfen hat. Ich habe es dir vorausgesagt. Ich wünsche dir bei all deinen Taten die Weisheit und den Beistand deines Gottes. Auf meine Gunst und meine Hilfe kannst du zählen. Du wirst sie brauchen. Wenn sich meine Kundschafter nicht irren, so hat der König der Assyrer Salmanassar seine Feinde im eigenen Land besiegt, und seine Hände sind nun frei, so daß er wieder nach anderen Ländern greifen kann. Ich freue mich auf unser Wiedersehen in Damaskus. Kündige mir rechtzeitig dein Kommen an, damit ich dir eine Ehreneskorte über die Golanhöhen zum Hule-See entgegenschicken kann, wo du den oberen Jordan überschreiten wirst. Mein Gott und ich wünschen dir einen hellen Blick bei deinem Tun und dir und deinem Haus, deinen Heerführern und deinen Kriegern den Segen deiner Götter."

Jehu schaute Abihu und Bidkar an und las in ihren Blicken die gleiche Bestürzung, die sich seiner beim Anhören des Briefes bemächtigt hatte. Um sicherzugehen, daß er den Text richtig verstanden hatte, befahl er dem Schreiber, diesen sogleich noch einmal vorzulesen. Aber er hatte sich nicht verhört. Hasael sprach zu ihm selbstgefällig und herablassend, als sei er schon sein Vasall. Der Hinweis auf den König der Assyrer war vielleicht nur eine leere Drohung, um ihn, Jehu, gefügiger zu machen. Und von einer Räumung Baschans war keine Rede, im Gegenteil, Hasael verwies ihn zur Anreise nach Damaskus wiederum auf den Weg über den Golan, wie er es schon Bidkar gegenüber getan hatte. Das angekündigte Ehrengeleit war wohl eher eine Bewachungstruppe. Mit versteinerter Miene dankte Jehu dem Schreiber und entließ ihn mit der Weisung, über den Inhalt des Briefes absolutes Stillschweigen zu bewahren. Der sah den König mit stolzer Verwunderung an, als er ihn darüber aufklärte, daß Schweigen genauso zu seinem Amt gehöre wie Lesen und Schreiben.

Jehu und seine Freunde suchten sich unterhalb der Stadtmauer, aber in einiger Entfernung vom Heerlager, einen einsamen Platz, wo sie sicher sein konnten, daß niemand sie belauschte. Dort erörterten sie das Schreiben und überlegten, wie darauf zu reagieren sei. Waren sich Jehu und Bidkar schon in Jesreel einig gewesen, daß Hasael im Grunde ein Feind Israels sei wie Salmanassar, der Assyrer, so war das nun auch für Abihu offensichtlich. Wenn sie es recht bedachten, war der Aramäer eigentlich der Gefährlichere der beiden Gegner. Salmanassar wollte die Länder, die er mit Krieg überzog, zwar ausrauben, aber nach jedem seiner Raubzüge zog er immer wieder ab. Hasael dagegen wollte, falls es ihm gelang, Israel von sich abhängig zu machen, auf Dauer seine Oberherrschaft ausüben und über Land und Leute verfügen, wie es ihm gutdünkte. Wenn aber nun tatsächlich im nächsten Jahr die Assyrer erschienen, dann konnten die Israeliten und die Aramäer den Abwehrkampf nur gemeinsam zum Erfolg führen. Das Bündnis mit Hasael war unvermeidlich. Und da der erste Ansturm des Feindes Damaskus treffen würde, kam genauso zwangsläufig der Oberbefehl in diesem Bündnis Hasael zu. Im Wissen darum hatte Hasael seinen Brief geschrieben, und er wartete jetzt zweifellos in aller Ruhe ab, bis Jehu, der Not gehorchend, vor ihm erschien.

„Wenn ich ohne ihn Salmanassars Heer schlagen könnte", knirschte Jehu, „Hasael sollte verflucht sein, seine Leiche sollten die wilden Tiere und die Aasvögel zerreißen!" Selbst Bidkar, der den Aramäerkönig von Anfang an verabscheute, schauderte es vor diesen furchtbaren Worten, die im Munde Jehus, des sonst so Besonnenen und Gelassenen, seltsam fremdartig klangen. In der Stille, die ihnen folgten, schrie irgendwo ein Greifvogel. Bestürzt blickten die drei zum Himmel. Hatte etwa Jahwe die hilflose Drohung gehört und tat das mit dem Vogelschrei kund? Zustimmend? Ohne seinem Haß weiter Ausdruck zu geben, löste Jehu die Beratungsrunde auf. Vielleicht kam einem von ihnen nachts im Traum der rettende Einfall, was auf den Brief des Aramäerkönigs hin zu tun sei.

Am nächsten Tag trafen sich die drei Unschlüssigen erneut, diesmal an einem anderen Platz am Fuße des Stadthügels. Jehu wollte, daß niemand sie beobachtete und etwa aus der Heimlichkeit des Treffens schlußfolgerte, daß eine schwere Gefahr drohe, und mit einem solchen Gerücht Stadt und Lager in Unruhe versetzte. Abihu, der sich als erster äußerte, nahm Hasaels Andeutung eines erneut zu befürchtenden Raubzugs der Assyrer ernst und empfahl Jehu, trotz seiner Vorbehalte und bösen Vorahnungen nach Damaskus zu reisen. Warum sollte er sich nicht anhören, was Hasael in den Bündnisvertrag hineinzuschreiben gedachte? Er könnte bei diesem Besuch auch erkunden, worum es Hasael mit der Besetzung Baschans wirklich ging, ob ihm das Land nur als Druckmittel galt, um Jehu ins Bündnis zu zwingen, oder ob er es etwa für immer behalten wollte. Jehu müßte kaum befürchten, daß ihn Hasael als Gefangenen behielt, denn dann war ihm Israel als Verbündeter erst recht verloren. Und der Besuch in Damaskus würde ja auch keine Unterwerfung unter Hasael bedeuten. Jehu könnte nach seiner Rückkehr den ganzen Winter über planen, was er im Frühjahr tun wollte.

Jehu fand Abihus Überlegungen vernünftig. Wahrscheinlich, so ging es ihm durch den Kopf, hätte der Oberschreiber Achan ähnliche Gedanken geäußert. Aber nun sprach Bidkar. Er lehnte Abihus Vorschlag ab. Sein Rat war, auf den Brief und die erneute Einladung gar nicht zu reagieren. Weil Jehu seinen Vorschlag abgelehnt hatte, den er in Samaria gemacht hatte, nämlich sogleich mit der gesamten Streitmacht Baschan von zwei Seiten her zu befreien, meinte er jetzt, das beste wäre abzuwarten, ob die Assyrer tatsächlich im nächsten Jahr anrücken würden. Dann allerdings müßte sich Jehu notgedrungen mit Hasael zu ihrer Abwehr verbünden. Die Baschanfrage dürfe dabei kein Hindernis sein, die könne später geklärt werden. Kämen die Assyrer aber nicht, dann solle Jehu Hasael überfallen und sich Baschan mit Gewalt zurückholen.

Jehu blickte Abihu an. „Sei nicht gekränkt, wenn ich Bidkar zustimme!“ bat er. „Was du gesagt hast, ist alles richtig, und ein anderer würde deinem Rat folgen. Aber ich kann es nicht. Ich habe Hasaels Hochmut, seine Machtgier kennengelernt. Bidkar war mit mir in Damaskus, auch er weiß, daß Hasaels Bündnisgerede nur eine freundliche Maske ist, hinter der er die Absicht verbirgt, Israel zu unterwerfen.“ Er wandte sich an beide Freunde: „Wir werden nichts tun. Die Israeliten brauchen Ruhe, um die Ernte des Sommers und des Herbstes einzubringen. Desgleichen aber auch die Aramäer. Hasael wird weiterhin stillhalten, und endlich kommt der Winter heran. Für dieses Jahr müssen wir allerdings auf Baschans Ernte verzichten. Das nächste Jahr wird die Entscheidung bringen.“

Bidkar konnte sich nicht enthalten, den Entschluß des Königs mit einem feierlichen „Amen“ zu erhärten, als ob es hier um einen weittragenden Grundsatzbeschluß ging und als ob dessen verbale Besiegelung ihm zukam. Abihu sah im Ausruf eine Respektlosigkeit dem König gegenüber und blickte den ungewohnt Dreisten mißbilligend an. Aber auch er erklärte sich mit Jehus Willensäußerung einverstanden, es blieb ihm ja auch nichts anderes übrig.

Jene Streitwagen, die den Schreiber aus Samaria geholt hatten, waren kurz vor der Hauptstadt auf einen Trupp Judäer gestoßen, die in Samaria gewesen waren und, weil der König nicht dort, sondern in Ramot weilte, nun nach dem Land Gilead reisen wollten. Auf dem Rückweg hatten Abihus Männer dann den Zug überholt, der, wie sie erfahren hatten, von einem Halbbruder des toten Königs Ahasja angeführt wurde. Der Abgesandte aus Jerusalem wollte von König Jehu die näheren Umstände erfragen, unter denen der Judäerkönig zu Tode gekommen war. Als jetzt Jehu mit seinen beiden Beratern zusammensaß, erörterten sie auch den bevorstehenden Besuch des hohen judäischen Würdenträgers. Sie waren sich einig, daß die Lüge von der Meuterei der Gefolgsmänner Ahasjas gegen ihren König unbedingt aufrechterhalten werden mußte. Es war zu hoffen, daß die Judäer nicht auch noch in Megiddo oder in Jesreel gewesen waren. Denn in Megiddo wußte ja Elkana, daß kein anderer als Jehu Ahasja umgebracht hatte, und dort dienten einige der überlebenden judäischen Krieger jetzt Israels König. Und in Jesreel gehörten weitere von ihnen zur Festungsbesatzung unter Iras Kommando.

Es war kein Entschluß Ataljas gewesen, der Mutter Ahasjas und gegenwärtigen Regentin im Königreich Juda, der die Reise des Halbbruders Ahasjas zum neuen König Israels veranlaßt hatte, sondern diese war dessen eigenem Willen entsprungen. Atalja, die Schwester König Jorams, die ihr Vater König Ahab nach Juda verheiratet hatte, bezweifelte zwar auch wie viele in Jerusalem, daß König Ahasja von seinen eigenen Männern umgebracht worden sei. Aber sie fürchtete, daß Jehu, dieser neue König Israels, wenn er öffentlich der Ermordung ihres Sohnes bezichtigt wurde, Juda überfallen und dem Königtum des Hauses Davids ein gleiches Ende bereiten könnte wie in Israel der Herrschaft des Hauses Omris. Sie wollte um jeden Preis den Frieden bewahren und den Thron Ahasjas dessen kleinem Sohn Joasch sichern. Der Halbbruder Ahasjas jedoch, Sohn einer unfreien Nebenfrau des Vaters Ahasjas, glaubte, daß nunmehr er ein Anrecht auf die Königsherrschaft in Jerusalem habe. Es fehlte ihm jedoch an genügend Anhängern, um die Herrschaft Ataljas gewaltsam zu stürzen. So wollte er zu König Jehu vor allem, um dessen Unterstützung für seine subversiven Absichten zu erreichen. Den Tod seines königlichen Halbbruders aufzuklären war ihm mehr ein Vorwand zur Reise als deren Hauptanliegen. Weil in Ahasjas Mannschaft, die dieser sei-

nem Onkel Joram zugeführt hatte, einige seiner eigenen Anhänger gewesen waren, hielt er es sogar für möglich, daß sein Halbbruder tatsächlich einer Meuterei erlegen war.

Um die judäische Gesandtschaft abzufangen und nach Ramot zu geleiten ließ Abihu täglich einige seiner Streitwagen an der Heer- und Handelsstraße, die vom Jordantal her nach Ramot führte, umherstreifen. Und endlich langten die Erwarteten an. Jehu war schon ungeduldig, denn er wollte Ramot so bald wie möglich verlassen. Gab es hier doch nichts mehr für ihn zu tun. Neugierig beobachtete er von einer Anhöhe aus den Zug der Ankömmlinge, als der sich der Stadt näherte. Der Gesandte ritt auf einem Maultier, er wurde begleitet von zwei weiteren Würdenträgern und zehn Bewaffneten. Jehu hatte sich vorgenommen, die Judäer zwar höflich, aber nicht als willkommene Gäste zu behandeln. Mit der Begründung, daß er im Aufbruch begriffen sei, wollte er sie noch am Ankunftstag empfangen und sogleich wieder verabschieden. Er begab sich in sein Zelt, das er extra für diesen Besuch inmitten des Lagers der Streitwagentruppe hatte aufbauen lassen, denn die ungebetenen Gäste sollten gar nicht erst in die Stadt hinauf kommen. Abihu und Bidkar waren bei ihm.

Bald erschien der Gesandte mit seinen beiden Begleitern. Nachdem er sich selbst und sie vorgestellt, Grüße Ataljas übermittelt und die üblichen Fragen, ob er eine gute Reise gehabt hätte und ob in Jerusalem alles wohl stehe, beantwortet hatte, erklärte er sein Anliegen. Er sei gekommen, um zu erfahren, von wem und unter welchen Umständen König Ahasja jenen Pfeilschuß erhalten habe, der ihm den Tod brachte. In Jerusalem gäbe es leider Verleumder, die behaupteten, daß König Jehu etwas mit der Ermordung Ahasjas zu tun habe. Ja, sogar beim Zwischenaufenthalt in Samaria habe man ihm ähnliche Verdächtigungen zugeflüstert. Selbstverständlich seien die Regentin Atalja und das gesamte Haus Davids, darunter natürlich auch er selbst und seine Begleiter, weit davon entfernt, solch böswilligem Geraune das Ohr zu leihen. Aber um diesen Lügnern ein für allemal das Lästermaul verstopfen zu können, sei es geraten, aus berufenem Munde die Wahrheit in allen Einzelheiten zu erfahren.

In der Tat hatte sich, als die Judäer in Samaria gewesen waren, der Priester Eran an den Gesandten herangemacht und jene Gerüchte, daß kein anderer als Jehu König Ahasja ermordet habe, als nicht völlig unwahrscheinlich bezeichnet. Daraufhin war dem Gesandten der Einfall gekommen, Jehu mit diesen Verdächtigungen seiner eigenen Beamten zu konfrontieren, um ihn um so sicherer für eine Unterstützung seiner Königsambitionen zu gewinnen. Er wollte sich Jehu als Verbündeter gegen dessen Verleumder in Israel und in Juda empfehlen. Irrtümlich setzte er dabei jedoch voraus, daß Jehu das Spekulieren seiner Widersacher über seine Schuld oder Mitschuld am Tod des Judäerkönigs fürchtete und daß ihn die Lage in Jerusalem ernsthaft beschäftigte.

So mußte die Hoffnung des Jerusalemer Möchtegern Verschwörers, König Jehu für seine Umsturzpläne zu interessieren, unerfüllt bleiben. Jehu wärmte die alte Lüge von der Meuterei der Männer Ahasjas auf und ließ sogar Rafu, den Gardehauptmann, herbeiholen, den er vorher genau instruiert hatte, damit er aus eigenem Erleben heraus die angeblichen Todesumstände des Judäerkönigs bestätigte. Jehu ging sogar so weit anzugeben, daß jene Soldaten aus Ahasjas Truppe, die überlebt hatten, es vorgezogen hatten, in seinen Dienst zu treten statt heimzukehren.

Als der Gesandte aus Jerusalem begriff, daß es ihm nicht gelingen werde, hinter das Todesgeheimnis seines Halbbruders zu kommen, fragte er Jehu geradezu, ob er gedenke, in seinen künftigen Feldzügen die judäische Streitmacht zur Heeresfolge aufzufordern, wie es die Omridenkönige getan hatten. Jehu verneinte das, ohne eine Begründung für nötig zu halten. Da erkannte der Judäer, daß für Jehu das Königreich Juda nicht mehr war als ein schwächlicher Nachbar, der wegen seiner Armut dem reichen Israel kein Interesse abzugewinnen vermochte.

Jehus Verabschiedung der Jerusalemer fiel kurz und kühl aus. Und auch Ahasjas Halbbruder war bestrebt, in Anbetracht seiner gescheiterten Absichten Ramot unverzüglich wieder zu verlassen. Als er andeutete, daß man in Jerusalem auf seine schnelle Rückkehr hoffe, nahm das Jehu zum Anlaß, ihm ein Geleit aufzudrängen, das ihm den kürzesten Heimweg, nämlich durchs Jordantal, weisen werde. Jehu wollte sichergehen, daß die Judäer nicht etwa doch noch Jesreel oder Megiddo aufsuchten, um dort eventuell jene Auskünfte zu erhalten, auf die sie hier in Ramot vergeblich gehofft hatten. Die Judäer kannten selbstverständlich die vorgeschlagene Marschroute, aber sie konnten das Angebot des Königs schlecht ablehnen. So zogen sie davon, begleitet von 30 Mann aus Jehus Leibwache unter Rafus Kommando. Jehu mußte nun doch noch solange in Ramot bleiben, bis die Eskorte zurückgekehrt war, denn für den Marsch zu seinem nächsten Ziel brauchte er seine Leibgarde.

Während der Wartezeit traf er die nötigen Anordnungen für die Auflösung des in Ramot stehenden Restheeres. Die Bauernkrieger aus den Dörfern und Städten diesseits des Jordans entließ er. Sie konnten nun in ganz Gilead die Neuigkeiten von König Jorams Tod und Jehus Königtum erzählen, die hier bisher nur als Gerüchte umhergeschwirrt waren. Abihus Streitwagenmannschaft sollte, wenn auch er aufbrach, wieder in ihren Standort Megiddo zurückkehren und zugleich seine und Bidkars Familie mit sich nehmen. Denn er selbst hatte nicht vor, sogleich nach der Residenz Samaria zu ziehen, um sich dort im Königspalast einzurichten. Zunächst wollte er mit Bidkar nach

dem Militärstandort Hazor, um dort nach dem rechten zu sehen, sich den Streitkräften als der neue König zu zeigen und die künftigen Befehlshaberschaften in Hazor zu klären. Wie von Bet-El nach Ramot sollte ihn auch nach Galiläa nur die Leibgarde unter Rafus bewährtem Kommando begleiten. In Ramot würde lediglich die bisherige Garnison verbleiben, als deren Kommandeur er seinen ehemaligen Stellvertreter einsetzte.

Früher als vermutet erschien der Gardehauptmann Rafu mit seinen Männern wieder im Heerlager. Verwundert erwartete Jehu seinen Bericht. „Ich habe meinen Auftrag in deinem Sinn ausgeführt“, meldete Rafu, wobei er sich ein einvernehmliches Grinsen nicht verkneifen konnte. „Die Fremdlinge werden keinem mehr erzählen, daß du es warst, der den Judäerkönig erlegt hat, und daß wir es waren, die dessen Mannschaft aufgerieben haben.“ Stolz schwang in seiner Stimme, und er hoffte auf eine Belobigung.

Jehu aber erschrak. Nicht weil ihm das willkürliche Hinmorden der friedlichen Gesandtschaft besonders naheging – was lag schon an diesen aufdringlichen Judäern – , sondern weil sich Rafu, dieser von ihm aus dem Nichts emporgezogene und zum Hauptmann ernannte Soldat, angemaßt hatte, unausgesprochene Gedanken seines Königs zu erraten, und noch dazu völlig falsch. Er schrie den Eigenmächtigen an: „Wie konntest du es wagen, ohne einen Befehl von mir zum Schwert zu greifen?“ Abihu und Bidkar, die auch jetzt wie üblich bei ihm waren, rissen ihre Dolche aus dem Gürtel und machten Miene, sich auf den Emporkömmling zu stürzen. Der stand plötzlich da wie ein kleiner Junge, der nicht begreift, wofür er ausgescholten wird. Jehu aber gebot seinen Freunden Einhalt. Er wies sie an, Rafu in Fesseln legen zu lassen. Er wollte später über ihn entscheiden. Als beide wieder zu ihm ins Zelt traten, riet Abihu, wenn Jehu das Verbrechen Rafus schon nicht mit seinem Tod ahnden wolle, den Totschläger wieder unter die einfachen Soldaten einzureihen, und zwar in Hazor, wo er keine alten Kameraden um sich hatte, sondern vorerst ein Niemand war. Bidkar aber war dafür, den Ungehorsamen unverzüglich hinzurichten. Es ging doch nicht an, daß in Israel friedliche Gesandte benachbarter Reiche ermordet wurden.

Jehu nahm Bedenkzeit in Anspruch. Daß die Jerusalemer einen Krieg gegen Israel beginnen würden, nur weil ihr Gesandter samt seiner Begleitung verschollen blieb, glaubte er nicht. Sie wußten doch, daß ihnen in diesem Fall eine Niederlage gewiß war. Viel mehr beschäftigte ihn Rafus Untat. Der Narr hatte offenbar wirklich geglaubt, daß seine Aufgabe die gleiche wäre wie damals beim Marsch von Jesreel nach Samaria, als er die Restmannschaft des Judäerkönigs hingemetzelt hatte. Seine Freveltat war also nicht dem Ungehorsam entsprungen, sondern der unbedingten Treue. Gab es außer ihm überhaupt jemanden, der genauso wie er die gewagtesten und blutigsten Arbeiten übernahm, ohne zu fragen? Hatte er nicht mit seinen Männern jeden Auftrag rasch und erfolgreich ausgeführt? Wer konnte Gegner wie den Burgkommandanten Efron schneller und sicherer aus dem Weg räumen als Rafu?

Am nächsten Tag begnadigte Jehu den Hauptmann und gab ihm sein Kommando zurück. Abihu und Bidkar beugten sich seiner Entscheidung, aber billigen konnten sie diese nicht.

Jehu schickte fünf von Abihus Streitwagen durchs Jordantal nach Süden. Sie sollten bei Gilgal ins Bergland emporsteigen und auskundschaften, ob im Judäerland etwa ein Truppenaufmarsch begann. Mißmutig rollten die Späher davon, denn wie ihre Kameraden, die den Schreiber aus Samaria geholt hatten, haßten sie es, die Wagen über holprige und steile Bergpfade wuchten zu müssen.

Nach ihnen brach Abihu mit allen auf, deren Bestimmungsort Megiddo war. Der Abschied zwischen Jehu und ihm war nicht so herzlich wie sonst – Rafus Untat und seine Verschonung standen zwischen beiden. Wie zwischen Jehu und seiner Frau Ada deren Abscheu vor dem Umbruch ihrer gewohnten Lebensweise. Die Ehegatten trennten sich ausgesprochen kühl, was beiden zwar weh tat, aber sie wußten nicht, wie sie es ändern sollten.

Jehus Vermutung, daß man in Juda vor einem bewaffneten Einfall ins Land der mächtigen Nachbarn zurückscheute, traf zu. Die Kundschafter fanden an der Grenze zum Judäerland und bis hin nach Jerusalem alles ruhig. Und was zur Furcht vor einem Krieg gegen Israel hinzukam, was aber in Israel niemand wußte: Der Regentin Atalja war es sogar nicht unrecht, daß der Gesandte und seine Begleiter nicht zurückkehrten. Sie hätte den ehrgeizigen Stiefsohn so oder so daran hindern müssen, sich des zeitweilig verwaisten Königsthrons zu bemächtigen. Jetzt scharte sie die Würdenträger und Offiziere, die ihr treu ergeben waren, um sich und befahl ihnen, die Anhänger des verschollenen Thronkonkurrenten unschädlich zu machen. So wurden alle Gegner Ataljas und ihres Enkels, des kleinen Sohnes Ahasjas, umgebracht. Die Königsmutter hatte fortan keine inneren Feinde ihrer Regentschaft mehr zu fürchten. Und sie war überaus froh, daß dem König Jehu, ob er nun, wie Gerüchte es nannten, der Mörder ihres Bruders Joram und ihres Sohnes Ahasja war oder ob er an deren Tod keine Schuld trug, wie seine Getreuen es verkündeten, daß also dem zwielichtigen Erben der Omridenkönige Israels das Reich Juda sichtlich gleichgültig war.

Nahum, der Befehlshaber der Streitwagentruppe, die in der galiläischen Festung Hazor stationiert war, hatte sich manchmal im stillen gefragt, ob das Heer nicht ihn zum König ausgerufen hätte, wenn in Ramot, als König Joram in der Schlacht gegen die Aramäer fiel, statt Jehus er gewesen wäre. Aber Joram hatte es ja gefallen, die gesamte Garnison Hazor dort zu lassen, wo sie war, damit sie Galiläa verteidigte, falls König Hasael nicht an der Grenze zwischen Baschan und Gilead, wohin Joram gezogen war, die Entscheidungsschlacht suchte, sondern von Norden her in Israel einfiel. Nun war also Jehu König geworden. Warum? Was zeichnete ihn aus gegenüber ihm selbst? War Jehu nicht in Megiddo das gleiche gewesen wie er, Nahum, hier in Hazor? Hatte ihn König Joram nicht sogar degradiert, indem er ihn als Kommandanten nach Ramot schickte? Hatte das Heer, das in Ramot stand, ihn etwa nur deshalb zum König gemacht, weil es die königliche Ungnade ihm gegenüber als ungerecht empfand?

Je öfter Nahum über Jehus Königtum nachsann, um so mehr war er überzeugt, daß er selbst keinen schlechteren König abgeben würde als Jehu. Dessen Königswürde war doch nur einem Zufall geschuldet, auch wenn er sich nun, wie zu erwarten war, auf eine göttliche Fügung berufen würde. Aber wie dem auch sein mochte: Jehu hatte die Hälfte der königlichen Streitkräfte und zwei Drittel des Volkes Israel hinter sich, er hatte inzwischen zweifellos Samaria eingenommen, und die Priester in Bet-El waren sowieso auf seiner Seite. Nahum war bereit, sich mit dem Königtum des ehemaligen Amtsbruders abzufinden. Vorausgesetzt, der erhob ihn nun zu seinem Heerführer. Jehu selbst sollte seiner Meinung nach fortan vor allem dafür sorgen, daß in allen Landesteilen Ruhe und Ordnung herrschte, damit die Streitkräfte all das erhielten, was sie brauchten. Er aber wollte die Kriege Israels führen, so wie einst Omri, bevor er König wurde, für König Bascha ins Feld gezogen war. Er würde der mächtigste Mann im Reich nach dem König sein, und die Israeliten sollten seine Taten rühmen.

Als die bevorstehende Ankunft Jehus in Hazor gemeldet wurde, atmete Nahum auf. Jetzt mußte klarwerden, ob seine Absichten aufgingen. Auch Tola, der Befehlshaber der Fußsoldaten von Hazor, richtete seine Hoffnung auf den Besuch Jehus. Er wollte endlich sein Amt einem Jüngeren übergeben, um die letzten Lebensjahre auf seinem Landsitz zu verbringen, den ihm noch König Ahab verliehen hatte.

So blickte Jehu in erfreute Gesichter, als er vor dem Aufweg zum Festungstor von Nahum und Tola und ihren Unterführern empfangen wurde. Und auch er und Bidkar waren in bester Stimmung. Auf dem Marsch waren sie wie überall so auch hier im galiläischen Bergland umjubelt worden. Obwohl die Gerstenernte im vollen Gange war, hatten die Leute ihre Äcker verlassen und waren herbeigelaufen, um den neuen König zu sehen und ihm ihre Freude über sein Kommen zu zeigen. Wo er sein Nachtlager hatte aufschlagen lassen, waren die Männer der umliegenden Dörfer erschienen, und Bidkar hatte ihnen erzählt, wie König Joram gestorben war und daß jetzt gemäß dem Willen Gott Jahwes König Jehu sie gerecht regieren und zuverlässig beschützen werde.

Nahum und Tola gaben sich ihrem ehemaligen Amtsbruder gegenüber nun, da er ihr König und oberster Kriegsherr war, keineswegs unterwürfig, und Jehu erwartete das auch gar nicht. Ein Befehlshaber sollte sich seiner Meinung nach nicht darin üben, vor dem König den Rücken zu biegen, sondern dessen Entscheidungen umsichtig und zügig durchzusetzen und die unterstellten Kommandeure so zu führen, daß aus ihren Soldaten mutige und gewandte Krieger wurden. Deshalb hatte ihn ja Abihus Begrüßungsauftritt in Ramot so peinlich berührt. Ein Befehlshaber kroch nicht vor seinem König, und wenn er zugleich dessen Freund war, durfte er sich gleich gar nicht erniedrigen.

Nachdem Jehu oben in der Festung die Huldigung der gesamten Garnison entgegengenommen, sich durch ein Bad vom Reisestaub und Schweiß befreit und dem vorgesetzten Mahl kräftig zugesprochen hatte, führten ihn Nahum und Tola auf das Dach des bescheidenen Palastbaus, in welchem sich außer ihren Wohn- und Diensträumen auch der Gästetrakt befand, wo die Könige Israels zu wohnen pflegten, wenn sie Hazor besuchten. Zwischen tragbaren Flechtwänden, die einige Knechte rasch aufgestellt hatten, war eine Art Laube entstanden. Drei Sessel, die um ein niedriges Tischchen gruppiert waren, luden ein, hier oben den linden Sommerabend zu genießen. Eine der Frauen des Hauses stellte einen Krug Wein auf den Tisch, setzte einen anderen mit frischem Wasser daneben, damit, wer wollte, die Wirkung des Weins abmildern konnte, und brachte auch die Trinkbecher herbei. Jehu hatte Bidkar die Teilnahme an der geselligen Runde versagen müssen, denn die Befehlshaber von Hazor waren keine Freunde wie Abihu und Hiddai, sondern trotz aller früheren Kameradschaft jetzt Untergebene, die aber gerade deshalb ihren hohen Rang herauskehrten. Sie hätten es nicht verstanden, wenn der ehemalige Schildträger, der in ihren Augen noch immer kaum mehr als ein einfacher Soldat war, ihrem vertraulichen Gespräch mit dem König beigewohnt hätte. Bidkar hatte die Absage achselzuckend und wortlos hingenommen.

Was Jehu schon bei der Begrüßung an Nahum bemerkt hatte, fiel ihm jetzt wiederum in die Augen: Das Haar des Obersts war von zahlreichen grauen Strähnen durchzogen, obgleich er wohl noch keine 40 Jahre alt war. Bei ihrer letzten Begegnung vor zwei Jahren hätte Nahum beinahe für

jünger als er selbst gelten können. In vielleicht nicht einmal zehn Jahren sah der Befehlshaber vermutlich so alt aus wie Tola jetzt war. Jehu nahm auch mit Befremden wahr, daß Nahum trotz des Abendfriedens gar nicht denselben frohen und frischen Eindruck machte wie beim Wiedersehen vorhin. Er blickte zwar nicht geradezu mißmutig drein, aber seine Miene wirkte unzufrieden, irgendwie angespannt, als ob ihm etwas fehlte und er nicht wußte, wie er es erlangen konnte.

Erst im Verlauf des Gesprächs erkannte Jehu, daß der spannungsgeladene Gesichtsausdruck Nahums künstlich aufgesetzt war, um seinem Verlangen, auf dessen Erfüllung er hoffte,auch äußerlichen Nachdruck zu verleihen. Jehu hatte soeben die Verwundung Jorams und seinen Tod geschildert und schwieg erst einmal, so, als ob er sich dem ehrenden Andenken an seinen Vorgänger hingab. Aber in die Stille hinein warf Nahum die Bemerkung: „Vielleicht lebte der König noch, wenn er auch uns nach Ramot geholt hätte." Jehu blickte ihn verwundert an, und nicht nur, weil er Joram einfach den König nannte, so, als ob es noch keinen neuen König gab. Tola schüttelte leicht den Kopf, denn er war froh, daß seine Truppe dem Feldzug hatte fernbleiben dürfen. Nahum ließ sich herbei, seinen Einwurf zu erläutern: „Jehu, nimm, was ich sagte, nicht, als ob ich an dir als Feldherr zweifle. Ich weiß, daß du alles getan hast, um Joram zu schützen. Aber es wäre doch klüger von Joram gewesen, wenn er uns, die Hälfte seiner Streitkräfte, nicht abermals vergessen hätte. Schon gegen die Moabiter ist er gewöhnlich ohne uns gezogen. Erst im vergangenen Jahr hatte er sich endlich auf mich und Tola besonnen. Doch was geschah? Bevor wir die entscheidende Schlacht schlagen konnten, meuterten die Bauernkrieger, die er hier in Galiläa aufgeboten hatte. Der ganze Feldzug war zu Ende, bevor er richtig begonnen hatte. Die Moabiter lachten uns hinterher, als wir abzogen wie Besiegte. Und in diesem Jahr verzichtete er erneut auf uns. Kannst du mitempfinden, Jehu, wie sich ein Befehlshaber wie ich dann fühlt? War es nicht leichtsinnig, ja geradezu unheilvoll, einen der bewährtesten Befehlshaber des Reiches Israel derart untätig bleiben zu lassen?"

Jehu war klar, daß Nahum mit seinen Vorwürfen gegen den toten König ihm jenes Gespräch ins Gedächtnis rufen wollte, das sie beide und Tola hier in Hazor geführt hatten, als er aus Damaskus heimkehrte. Er selbst hatte ja in seiner Botschaft, die er aus Jesreel hierher geschickt hatte, daran erinnert. Damals vor zwei Jahren hatte er Nahum vorgeflunkert, ihn König Joram als Heerführer vorgeschlagen zu haben. Der Ehrgeizige hatte das geglaubt und erwartete jetzt, daß Jehu, da er nun König war, das begehrte Amt schuf und ihn also zum Heerführer ernannte. Es belustigte Jehu erneut, mit welcher Verbissenheit Nahum das höchste militärische Amt erstrebte, als habe er einen Anspruch darauf. Aber wenn es überhaupt wieder wie zu Omris und Ahabs Zeiten einen Heerführer neben dem König geben sollte, so war der Oberst zweifellos derjenige, dessen Fähigkeiten und Erfahrungen ihn für diese Stellung empfahlen. Jehu war bereit, eigentlich sogar gezwungen, Nahums Verlangen zu erfüllen, nämlich als Lohn für seine bewiesene Loyalität, als er selbst vor dem verschlossenen Samaria stand, und als Anreiz für seine künftige Treue. Aber er wollte ihn noch eine Weile im unklaren zappeln lassen. So antwortete er ihm, ohne es aber in einem spöttischen Tonfall zu tun: „Leider ist Joram tot, und du kannst ihm deine Klagen nicht mehr vortragen."

Nahum schaute seinen König halb enttäuscht, halb empört an. Jehu sah es trotz der herabsinkenden Dunkelheit genau. Rasch fuhr er in seiner Erzählung der Ereignisse fort, nur kurz unterbrochen, als die Dienende von vorhin zwei flackernde Lampen heraufbrachte und neben die Krüge stellte. Er berichtete von seiner Ausrufung zum König durch das Heer, von seinem Einzug in Jesreel und Isebels Tod, den er auch jetzt als Selbsttötung ausgab, von seiner Bezwingung Samarias, von seiner Krönung im Palast und seiner Salbung am Altar von Bet-El. Daß ihm die Gottesmänner Natan und Elischa schon lange vor Jorams Tod die Verwerfung König Jorams durch Gott Jahwe und seine eigene göttliche Erwählung als König Israels verkündet hatten, erwähnte er nicht, denn dann hätten ihn seine Gesprächspartner verdächtigen können, am Wechsel der Königsherrschaft nicht unbeteiligt gewesen zu sein. Damit ganz Israel ihn als den Erwählten Jahwes erkannte, dafür, dessen war er gewiß, würde Elischa sorgen, den er ja mit diesem Auftrag ausgeschickt hatte. Doch daß er den Judäerkönig Ahasja umgebracht hatte, damit nicht Israel wieder unter die Herrschaft der Jerusalemer Davididen geriet wie zu Davids und Salomos Zeit, das berichtete er den beiden Befehlshabern, und die nickten dazu verständnisvoll.

Im weiteren Verlauf des Abends wandte sich das Gespräch der gegenwärtigen Lage zu. Jehu ließ durchblicken, daß ihn die Moabiter, die Joram vergeblich niederzuwerfen versucht hatte, erst einmal nicht interessierten. Mochten sie das Land der Gaditer vorläufig zu ihrem eigenen Land schlagen, diesen Verlust konnte Israel verschmerzen. Aber nicht den Raub Baschans durch die Aramäer. Nahum und Tola war das Dilemma sehr wohl bewußt, daß einerseits Baschan rückerobert werden mußte, andererseits die Assyrer nur gemeinsam mit den Aramäern abgewehrt werden konnten. Nahum riet wie Abihu, daß Jehu mit König Hasael verhandeln solle, und Tola sah das genauso. Jehu nickte dazu bedächtig und verschwieg, daß er sich entschlossen hatte, keineswegs nach Damaskus zu reisen.

Nahum sah jetzt eine günstige Gelegenheit, um noch einmal und ohne Umschweife auf sein Ziel loszugehen. „Scheint es dir nicht auch so“, fragte er Jehu, „daß du als jener König, der nacheinander die Assyrer und die Aramäer bezwingen wird, einen Heerführer brauchst? Die Israeliten fest an dein Königtum zu binden, so daß sie deinem Willen ohne zu murren gehorchen, und zugleich die bevorstehenden Kriege zu führen, ist das nicht selbst für einen König wie dich zuviel der Last?“ Im blassen Schein der beiden Lampen erschien in Nahums langem Gesicht ein ungeduldiger, lauernder Ausdruck. Auch Tola, der bisher wenig gesprochen und lieber zugehört hatte, verbarg seine Neugier auf die Antwort nicht.

Jehu kam der neuerliche, direkte Vorstoß Nahums gar nicht ungelegen. Wenn er diesen jetzt nicht abtat wie das Lamento des Obersts von vorhin, dann konnte er die Einrichtung eines Heerführeramtes als Anerkennung für die Treue eines bewährten Befehlshabers ausgeben. Denn niemand sollte auf den Gedanken kommen, daß er sich seine Königsherrschaft ohne einen Heerführer etwa nicht zutraute. Er ließ im Gespräch eine kleine Pause entstehen, um seiner Entgegnung Bedeutsamkeit zu verleihen, blickte Nahum freundlich an, und dann sagte er: „Hätte ich nicht schon immer gewußt, was für einen ergebenen und umsichtigen Diener Israel an dir besitzt, so wäre es mir heute klargeworden. Männer wie dich brauche ich an meiner Seite, wenn ich Israel vor seinen Feinden beschütze. In Würdigung deiner Verdienste werde ich dich übermorgen vor der gesamten Garnison zu meinem Heerführer ernennen.“ Jehu sah das Aufleuchten in Nahums Miene, und er war sicher, nun nicht mehr befürchten zu müssen, daß sich der Streber etwa doch noch seinen Gegnern beigesellte. Bevor ihm Nahum danken konnte, wandte er sich an Tola: „Auch dir möchte ich etwas zusagen, was dich freuen wird. Noch vor Ablauf dieses Jahres kannst du dein Kommando einem Nachfolger übergeben und dich auf deinen Landbesitz zurückziehen, um dich vom Dienst für die Könige Israels auszuruhen.“

Die beiden Beglückten, die sich am Ziel ihrer Wünsche sahen, sparten nicht mit Dankesworten, und Jehu mußte diese geduldig über sich ergehen lassen, bevor er zur Beratung der Nachfolgefragen und der praktischen Durchführung des Kommandowechsels übergehen konnte. Unkompliziert zeigte sich Nahums Nachfolge. Der Oberst meinte, daß kein anderer als sein Stellvertreter Mattan dafür in Frage komme. Auch die Truppe stehe hinter dem Vorschlag. Jehu kannte diesen Mattan, einen Mann in seinem Alter, von früheren Begegnungen her, und als Nahum seine Eignung begründete und auf Jehus Nachfrage hin bezeugte, daß Mattan genau die gleichen Ansichten zur militärischen Lage Israels habe wie er selbst, war Jehu einverstanden, ihn zum neuen Befehlshaber der Streitwageneinheit zu ernennen.

Jehu ging nun zu Tolas Nachfolge über und erklärte, daß er dafür schon einen Mann habe, nämlich Elkana, den Amtsbruder Tolas aus Megiddo. Jetzt schauten seine Gesprächspartner allerdings skeptisch drein. Tola, weil er einen aus den eigenen Reihen als seinen Nachfolger vorgesehen und auch schon darauf vorbereitet hatte, und Nahum, weil er von Jehu selbst aus früheren Gesprächen wußte, wie schwer mit Elkana auszukommen war. Schon jetzt konnte er Mattan bedauern, einen solchen Partner zu bekommen. Auch mit Tola hatte es zwar manche Auseinandersetzung gegeben, doch mit Elkana würde es möglicherweise zum Dauerstreit zwischen den Wagenkriegern und den Fußsoldaten kommen. Jehu wollte die Bedenken zwar nicht gelten lassen, legte aber doch fest, daß Nahum, obwohl sein Amts- und Wohnsitz fortan Samaria sein würde, solange in Hazor bleiben sollte, bis Elkana eingetroffen war. Die Übertragung des neuen Kommandos an Elkana würde die erste Amtshandlung Nahums als Oberbefehlshaber aller Streitkräfte Israels sein.

Nachdem Jehu zwei Tage später vor der versammelten Garnison Nahum zu seinem Heerführer und Mattan zum neuen Befehlshaber der Streitwagentruppe von Hazor ernannt, Tola aus seinem Amt verabschiedet und Elkana als dessen Nachfolger angekündigt hatte, verließ er die Festung Hazor und machte sich mit Bidkar und seiner Eskorte unter Rafus Kommando auf den Weg nach der Stadt Dan. Sein Troß führte nun zwei Lämmer mit, die er im Heiligtum dieser Stadt, das König Jerobeam einst wie dasjenige in Bet-El durch ein goldenes Stierbild zu einem königlichen Kultort erhoben hatte, zu opfern gedachte.

Die Einwohner von Dan sahen dem hohen Besuch, den ihnen ein Bote gemeldet hatte, nicht so freudig entgegen wie die Befehlshaber der Festung Hazor. Sie waren von der Ernte in Anspruch genommen. Wer wußte, wie lange der König blieb und mit was für einem großen Gefolge er erschien, das verpflegt sein wollte und womöglich weitere Leistungen beanspruchte? Und es schickte sich ja wohl nicht, von früh bis spät seiner Arbeit nachzugehen, während der König zu Gast war. Aber das reife Korn wartete nicht gern, bis seine Schnitter die Zeit fanden, es zu ernten. Und so griff die Meinung um sich, daß Gersten- und Weizenernte wichtiger seien als ein Königsbesuch.

Die Sorgenfalten der Stadtältesten glätteten sich ein wenig, als sie zum Empfang des neuen Herrschers antraten und sahen, daß ihn nicht einmal hundert Mann begleiteten und nur ein einziger derer, die mit ihm kamen, ein Vornehmer zu sein schien – sie meinten Bidkar, der wie der König auf einem Maultier ritt, seit er Jehu in Samaria das Königsdiadem hatte anlegen dürfen. Aber

die Miene des Königs gefiel ihnen nicht, als sie sich vor ihm niederbeugten und ihn willkommen hießen.

In der Tat war Jehu nicht so heiteren Gemüts wie auf der Reise nach Hazor durchs südliche Galiläa. Dort hatten ihm die Leute am Wege zugejubelt, aber hier in der Ebene am Fuße des Hermongebirges, wo die Quellflüßchen des Jordans einander zurieselten, waren die Bauern trotzig auf ihren Äckern geblieben und hatten sich kaum nach ihm umgeschaut, nur die Kinder waren winkend herbeigelaufen, aber was sie dabei gerufen hatten, war nicht zu verstehen gewesen.

Auch als am nächsten Tag Jehu und Bidkar mit den Ältesten und einigen weiteren Vornehmen der Stadt im Heiligtum beim Opfermahl zusammensaßen, war die Atmosphäre zwischen den Einwohnern und den hohen Gästen nicht eben gelöst oder gar herzlich. Jehu war bisher den Eindruck nicht losgeworden, daß man ihm hier mit nur schlecht verhüllter Gleichgültigkeit, wenn nicht sogar Ablehnung begegnete. Und seine Distanziertheit rührte auch von seiner Enttäuschung darüber her, in welchem Zustand er die Kultstätte vorgefunden hatte. Verödet lag der Platz, wo einst das Tempelhaus und die Nebengebäude gestanden hatten, und nur ein paar Mauerreste inmitten von unkrautüberwucherten Schutthaufen ließen das frühere Aussehen der Anlage erahnen. Kein Dach spendete Schatten. Es gab keinen Priester mehr, und nach dem goldenen Stierbild, dem Gegenstück des Gottessymbols von Bet-El, brauchte er gar nicht erst zu fragen. Die Stadtoberen hatten ihm erzählt, daß es hier schon seit über 50 Jahren so aussah, nämlich seit zur Zeit König Baschas die Aramäer Dan und seine Nachbarstädte verwüstet hatten, und Jehu hatte ihre Verwunderung darüber gespürt, daß er nichts vom traurigen Zustand des Kultplatzes wußte. In der Tat, er war weder als Streitwagenkrieger noch später als Befehlshaber der Wageneinheit von Megiddo hierher nach Dan gekommen, und König Joram hatte den Schandfleck dieser Stadt nie erwähnt. Jehu konnte sich das fehlende Interesse der Omridenkönige für das verfallene Heiligtum zwar erklären: Sie hatten ja ihren Jahwetempel in Samaria. Auch das Heiligtum von Bet-El war nicht gerade von ihnen gefördert worden. Aber daß auch die Einwohner von Dan nichts für den Wiederaufbau ihrer Kultstätte getan hatten, das war ihm unverständlich. Hielten sie sich zurück, weil sie den König für zuständig hielten? Oder stand ihnen der Gott Israels gar nicht so nahe wie den Einwohnern überall sonst im Königreich?

Weil es außer dem unerläßlichen Altar hier auf dem Kultplatz von Dan nichts mehr gab, was man von einer königlichen Kultstätte erwarten durfte, hockte nun die Opfergemeinschaft bei ihrem heiligen Mahl auf der bloßen Erde, und nur einige Matten und Kissen, die herbeigeholt worden waren, verhinderten, daß die Männer direkt auf dem staubigen Sandboden sitzen mußten. Gegen das grelle Sonnenlicht schützten sich die meisten mit einer Kappe auf dem Kopf oder, wie auch Jehu und Bidkar, mit einem Tuch. Die Mienen der Einheimischen hellten sich auf, als Jehu ihnen versprach, daß er das Heiligtum wieder aufbauen werde. Zwar nicht gleich im nächsten Jahr, aber doch, sobald Israel Ruhe vor seinen Feinden haben werde. Und dann kam er zurück auf sein Gebet von vorhin am Altar, als er auf die gemeinsame Abstammung aller Israeliten vom Urahnen Jakob eingegangen war. Er fragte seine Mahlgenossen, ob ihre Überlieferungen nichts davon erzählten. Aber die Daniten sahen einander nur fragend an und schüttelten dann die Köpfe. Nun übernahm er abermals wie vorhin am Altar die Rolle des fehlenden Priesters und trug ihnen vor, was er in Bet-El von Netanja und Abiram über den Wanderhirten Jakob erfahren hatte. „Von Jakobs vielen Söhnen stammen wir Israeliten alle ab“, bekräftigte er seine Belehrung, „ob wir in Galiläa oder in Efraim oder drüben über dem Jordan in Gilead wohnen. Wir alle sind Söhne Jakobs.“

„Sicher ist es so, wie du sagst“, erwiderte der an Jahren älteste der Stadtoberen, und die anderen nickten. Aber es war ihnen anzusehen, daß sie nur zustimmten, weil es der König war, der ihnen ihre Abstammung zu erklären versuchte.

Als sich später Jehu und Bidkar auf dem Weg hinab zu den schattigen Zelten über die Gespräche mit den Daniten austauschten, waren sie einer Meinung, daß es den Israeliten hier zwischen den Bergen Obergaliläas und dem Hermongebirge im Grunde einerlei zu sein schien, wer im fernen Samaria das Königsdiadem trug und wem sie Abgaben entrichteten und Dienste als Bauleute oder Krieger leisten mußten. Jehu erinnerte sich an Schebas Bericht über seinen Besuch bei Ulam und Micha. Auch ihm war aufgefallen, daß die Leute hier eigentlich nur an sich dachten und den Königen Israels bloß dann gehorchten, wenn deren Forderungen nicht das herkömmliche Maß überschritten. „Vielleicht werden wir von Ulam mehr darüber erfahren“, meinte Jehu. Er hatte sich nämlich bei dem Einarmigen, der als einer der Stadtältesten am Opfermahl teilgenommen hatte, eingeladen, um ihm von Scheba zu erzählen, an den sich Ulam sogleich erinnert hatte, als er ihm Grüße von dem damaligen einsamen Wanderer ausgerichtet hatte.

Als Jehu und Bidkar am späten Nachmittag zum Besuch bei dem Mann eintrafen, den Jehu als seinen Vertrauensmann hier im fernen Norden zu gewinnen hoffte, waren sie erst einmal enttäuscht. Nicht daß es Ulam an Gastfreundschaft mangeln ließ – im Hof seines Hauses erwarteten die beiden Gäste bereits bequeme Sitzpolster rund um eine ausgebreitete Matte, auf der ein Weinkrug und drei Becher sowie eine Schüssel mit duftenden Honigkuchen standen. Aber nur der Hausherr war anwesend, seine beiden Söhne blieben dem Empfang des Königs offenbar fern. War

ihr Fehlen als Affront aufzufassen? Jehu wollte das nicht glauben. Aber vorerst fragte er aus Höflichkeit nicht nach den beiden, denn das hätte sich anhören können, als nähme er den Familienvater ohne seine Söhne nicht ernst.

Er stellte die üblichen Fragen nach dem Wohlergehen der Familie und nach den Ernteaussichten, wobei im Gespräch auch Ulams Verkrüppelung durch den Bären, der ihn vor Jahren angefallen hatte, zur Sprache kam. Dann erzählte er von Scheba, der seinen Vater Nabot hatte am alten Königshaus rächen wollen und dem Gott Jahwe die Rache aus der Hand genommen hatte, indem er König Joram von fremder und die Königsmutter Isebel von eigener Hand den Tod finden ließ. Jehu schien es angebracht, auch hier an der Behauptung vom Eigentod der Ahabwitwe festzuhalten. Er erzählte, wie Scheba nach Jesreel gewandert war und dort seltsamerweise gerade von Isebel, an der er sich doch rächen wollte, zum Soldaten gemacht wurde, und zwar deshalb, weil er seinem Vater Nabot, ihrem früheren Geliebten, den sie der Hinrichtung durch König Ahab ausgeliefert hatte, ähnlich sah. Scheba sei ein guter Soldat geworden, und der Aufstieg in eine Kommandoposition sei ihm sicher.

Der Hausherr hörte die Geschichte seines jungen Gastes vom Vorjahr mit großem Interesse an und freute sich, daß der nun ein Leben gefunden hatte, wie es ihm offenbar zusagte, und daß er nicht länger seiner beabsichtigten Rache hinterherlaufen mußte. Jehu lockte jetzt Ulams eigene Familiengeschichte aus dem Alten heraus. Es war Ulam anzusehen, daß er darüber nicht gern sprechen wollte, und er schenkte mit seinem gesunden, linken Arm den Gästen erst einmal umständlich erneut die Becher voll. Aber selbstverständlich mußte er dem König Rede und Antwort stehen, und so hörte nun Jehu die Geschichte, wie Ahab auf Isebels Betreiben seine erste Frau, Ulams Vaterschwester, verstoßen hatte und wie sein erstgeborener Sohn verschwunden war, zum zweitenmal, denn er kannte sie ja schon von Scheba. Er hatte gehofft, aus Ulams Bericht Abscheu gegen das Haus Omri und irgendeine Zustimmungsbekundung zu seinem eigenen Königtum herauszuhören, aber das war in dessen leidenschaftslosen Mitteilungen nicht der Fall gewesen.

Nachdenklich blickte er seinen Gastgeber an, nachdem der geendet hatte. Bidkar erriet seine Gedanken und mischte sich ins Gespräch. „Euer Haß gegen die Omriden ist sicherlich groß gewesen, das ist verständlich“, warf er an Ulam gewandt ein.

„Ja, wir haben auch König Joram nicht gemocht“, räumte der Alte ein. „Aber der Gott Israels hat ja nun über das Haus Omri Gericht gehalten.“

Bidkar bohrte weiter: „Aber ihr habt doch gewiß schon vor König Jorams Tod nach einem Sturz der Omridenherrschaft gestrebt.“

Ulam fühlte auch den Blick des Königs voller Erwartung auf sich gerichtet. „Ich muß auf Scheba zurückkommen“, antwortete er. „Scheba glaubte nämlich, uns zu einem Aufstand gegen König Joram überreden zu können. Er nahm an, daß wir wie er die Rache im Herzen trugen. Aber ich habe ihm gesagt, daß zwischen der Schlechtigkeit König Ahabs meiner Familie gegenüber und dem Verbrechen Ahabs an Nabot ein Unterschied besteht. Ja, wir haben König Ahab und seinen Sohn nicht gemocht, ich sagte es schon. Aber hätten wir deshalb auf ihren Sturz sinnen sollen? Wir sind zufrieden, wenn uns die Könige soviel von unserer Hände Arbeit lassen, daß wir etwas über jenes hinaus behalten, was wir selbst zum Leben brauchen, damit wir den Überschuß bei tyrischen Händlern gegen Dinge eintauschen können, die wir nicht selbst herstellen.“

Jetzt zog Jehu das Gespräch wieder an sich. „Aber im Moabiterland waren dein Sohn Micha und seine Kameraden nicht so friedlich“, erinnerte er. „Micha hat Scheba von der Weigerung der Krieger Galiläas, gegen die Moabiter zu kämpfen, erzählt. Wo ist Micha eigentlich? Ich hätte auch ihn gern kennengelernt.“

Ulam hoffte, mit seiner Antwort auf die Frage des Königs die verfängliche Debatte über die Meuterei gegen König Joram abbrechen zu können. Seine Söhne würden nach getaner Tagesarbeit auf dem Erntefeld übernachten, wie es hier allgemein der Brauch sei. Denn es treibe sich mitunter zur Erntezeit allerlei heimatloses Gesindel umher, das Erntegut stehle oder aus purer Zerstörungslust sogar anzünde. Die Daniten müßten daher wachsam sein, um nächtlich Umherstreifende einfangen zu können.

Jehu ließ sich von seiner Absicht, die Gesinnung Ulams zu prüfen, die wohl derjenigen der Einwohnerschaft der Stadt insgesamt entsprach, nicht ablenken. Er bedauerte, daß Micha, der Held der galiläischen Jugend, nicht wenigstens heute seinem Bruder die Feldwacht allein überlassen habe, ging aber auf die angebliche Unsicherheit auf den Feldern nicht ein, sondern fragte geradeheraus: „War denn die Meuterei der danitischen Krieger und ihrer Waffengefährten aus ganz Galiläa bei König Jorams letztem Feldzug gegen die Moabiter nicht doch schon ein Aufstand gegen den König?“

Ulam wußte nicht, was er von diesem Gespräch halten sollte, das zunehmend einem Verhör glich. Aber er ließ sich seine Unsicherheit nicht anmerken, im Gegenteil, er wurde nun seinerseits deutlicher. „Für uns hier im Norden sind die Moabiter keine Feinde. Sie kommen nicht hierher, um unsere Häuser zu zerstören und unser Leben zu bedrohen. Das und nichts anderes haben unsere jungen Leute König Joram gesagt. Sie waren jedoch bereit zu kämpfen, wenn ihnen einer der Got-

tesmänner, die dort am Jordan irgendwo leben, versichert, daß Gott Jahwe diesen Krieg will. Ist das ein Aufstand? Wir hier meinen, das war kein Aufstand. Niemand wollte König Joram sein Königtum nehmen. Es war eine Meinungsverschiedenheit, eine jugendliche Unbedachtheit.“ Er blickte Jehu treuherzig an. Ihn sollte dieser König nicht bei einer Unbedachtheit ertappen.

Jehu versuchte, auf andere Weise die Einstellung dieses Mannes zu den künftigen Kriegszügen zu erkunden. „Wen haltet ihr denn für eure wirklichen Feinde?“ wollte er wissen.

Die Antwort darauf fiel dem Alten leicht: „Selbstverständlich die Assyrer. Man sagt, sie wollen bis hierher gezogen kommen. Wir fürchten sie. Aber du wirst uns vor ihnen beschützen. Daß du jetzt hierher zu uns nach Dan gekommen bist, das gibt uns Zuversicht.“

Jehu gefiel diese Auskunft, und er bekräftigte die Ansicht des Alten. Aber trotzdem fragte er weiter, um herauszubekommen, was er vor allem wissen wollte. „Müßt ihr nicht auch die Aramäer von Damaskus fürchten? Zur Zeit König Baschas haben sie Dan verwüstet. Deshalb mußten wir ja heute auf der Ruinenstätte, die sie euch hinterlassen haben, das Opfermahl unter unwürdigen Umständen einnehmen.“ Er war gespannt, wie Ulam zu den Aramäern stand.

Der Danit war um eine Antwort auch darauf nicht verlegen. „König Omri hat zu seiner Zeit Frieden mit den Aramäern geschlossen. Und König Ahab, sein Sohn, war dann sogar im Bündnis mit ihrem König, und gemeinsam mit weiteren Königen haben sie die Assyrer zurückgeworfen, bevor die bis hierher kamen. Und auch König Joram ist noch zweimal mit den Aramäern gegen sie gezogen. Aber wem sage ich das, du weißt das alles besser als ich, verzeih mir meine Geschwätzigkeit! Man sagt, daß du das Bündnis mit dem jetzigen König von Damaskus erneuern wirst. Hier weiß jeder, daß heute wie damals nur die Israeliten und die Aramäer gemeinsam die Assyrer abwehren können. Warum also sollten wir uns vor König Hasael ängstigen? Im Gegenteil, wir vertrauen ihm so, wie wir dir vertrauen.“

Jehu sah Bidkar an und fand in dessen Blick seine eigene Meinung bestätigt. Die Antwort überraschte beide nicht, aber wirklich erfreulich wäre sie nur gewesen, wenn Ulam die Aramäer nicht geradezu als Freunde der Israeliten dargestellt hätte. Bidkar fragte Ulam, ob es hier in Dan viele Verehrer des aramäischen Gottes Hadad gebe. Denn der König habe bei seinem Gang durch die Stadt ein Heiligtum dieses Gottes entdeckt. Und obendrein sei ihm aufgefallen, daß diese Kultstätte nicht in Trümmern liege wie der Jahwetempel.

Der Danit bestätigte, daß hier in der gesamten Ebene neben jenen, die Jahwe als den höchsten Gott verehrten, in der Tat auch viele lebten, die Hadad dienten. Es seien Aramäer. Aber es gebe keinerlei Feindschaft zwischen den kanaanäisch und den aramäisch Sprechenden. Die Überlieferung der Daniten besage, daß damals, als das Volk Dan sich hier niederließ und die Stadt, die es besiedelte, nach sich selbst Dan nannte, überall Menschen wohnten, die aramäisch sprachen. Heute seien es allerdings nicht mehr soviele wie in jener lange vergangenen Zeit. Ihre Anzahl sei geringer als die der Daniten.

Jehu wollte noch mehr über die Aramäer hier in der Ebene wissen, um herauszubekommen, ob sie etwa heimlich König Hasael anhingen. Aber Ulam äußerte im weiteren Gespräch nichts, was darauf hindeutete. „Unsere aramäischen Nachbarn hier sind Israeliten wir wir Daniten. Sie geben wie wir den Königen Israels, was ihnen zusteht.“ Das war das Wichtigste, was Jehu und Bidkar aus Ulams Auskünften heraushörten.

Als sich beide verabschiedeten und ihrem Gastgeber für die Bewirtung und die aufschlußreichen Gespräche dankten, waren sie überzeugt, daß sie vieles, was sie hatten wissen wollen, erfahren hatten. Nicht nur das, was Ulam gesagt hatte, regte sie zu weiterem Nachdenken an, sondern auch, wie er es gesagt hatte. Und bedenkenswert schien auch, was er nicht gesagt hatte.

Beide saßen noch eine Weile im Königszelt beisammen und tauschten sich über ihre Eindrücke aus. „Dieser Ulam kann uns nichts nützen“, urteilte Jehu. „Statt eines Baumes auf Felsengrund haben wir ein Rohr an sumpfigem Ufer gefunden, das wegbricht, wenn man sich daran festhalten will. Und so wie er sind wahrscheinlich alle Männer dieser Gegend, die alten wie die jungen, und die Aramäer sowieso. Sie glauben, selbst zu wissen, was sie den Königen Israels schuldig sind. Und sie sind unzuverlässig, wenn wir gegen Damaskus ziehen werden. König Hasael wäre ja auch dumm, wenn er nicht zumindest jene, die seinem Gott dienen und seine Sprache sprechen, gegen mich aufwiegeln würde. Und er ist alles andere als dumm.“

Bidkar stimmte zu und meinte dann: „Ich glaube nicht, daß wir diesen Micha, den Anführer der Meuterer vom vergangenen Jahr, noch sprechen sollten.“

„Nein“, bestätigte Jehu. „Wir haben genug gehört. Morgen brechen wir unsere Zelte ab und marschieren zurück, und zwar noch einmal über Hazor. Ich werde Nahum beauftragen, die Stadt Dan und ihre Nachbarstädte sowie das ganze Obergaliläa schärfer als bisher zu beobachten und zu überwachen.“

Als Jehu und Bidkar das Bergland von Galiläa hinter sich ließen und in die Ebene von Jesreel hinabstiegen, war ihnen beinahe zumute, als kehrten sie aus der Fremde nach Hause zurück. Selbst das Land Gilead jenseits des Jordans schien ihnen jetzt vertrauter als das obere Galiläa, wo den dort wohnenden Israeliten die Stadt Samaria wohl ähnlich weitab lag wie die Städte Damaskus oder Tyros, vielleicht sogar noch ferner. Aber gerade diese nördliche Flanke Israels galt es vor dem Zugriff der Feinde zu bewahren, hießen die nun Salmanassar oder Hasael. Die Freude Jehus und Bidkars, nun bald in Jesreel und Megiddo die Freunde begrüßen zu können, hielt sich daher in Grenzen. Und Jehu umschwirrten zudem die Sorgen, die ihm all das bereitete, was ihn in den nächsten Tagen und Wochen erwartete. In Jesreel: Was war mit der Joramwitwe Haggit, hatte sie nun einen Sohn geboren oder eine Tochter? In Megiddo: Wie wird es Abihu aufnehmen, wenn er von Nahums Aufstieg zum Heerführer erfährt? Wird Elkana sich in seine Versetzung nach Hazor fügen? Und hatte sich Ada beruhigt, war sie nun bereit, mit nach Samaria zu kommen? Und dann schließlich in Samaria: War dort alles ruhig geblieben, hatte Hiddai die Residenz fest im Griff? Was sollte mit dem Kanzler Schemaja geschehen, der ständig seine Unabkömmlichkeit weismachen wollte, was mit dem Priester Eran, der seine Feindschaft nicht einmal versteckte? Jehu beneidete Rafu, den Hauptmann seiner Leibgarde, und dessen Männer. Die marschierten gleichmütig ihrem Tagesziel entgegen und machten sich höchstens darüber Gedanken, ob der König noch irgendwo ein paar Tage rastete und welches Dauerquartier sie in Samaria erwartete.

Jehu atmete auf, als sie Jesreel erreicht hatten und ihn am Tor der Festung der Kommandant Ira mit gewohnt gut gelaunter Miene empfing. Ira meldete, es stehe in der Festung alles wohl, die Joramwitwe Haggit könne der König allerdings nicht mehr begrüßen. Sie sei bei der Geburt ihres Kindes gestorben, auch ihr Kind sei tot. Scheba könne über das Unglück genaue Rechenschaft ablegen.

Das Unglück! Jehu schaute den Kommandeur verdutzt an. Wußte der etwa nichts von dem geheimen Befehl, den er Scheba als dem Beschützer der Schwangeren erteilt hatte? Das war doch nicht möglich! Doch wie dem auch sein mochte – Jehu gab sich keine Blöße und machte ein betroffenes Gesicht. Er gab Ira recht, daß der Tod des Joramkindes und seiner Mutter ein Unglück sei, das ihm nahegehe. Aber da nichts ohne den Willen Jahwes geschehe, müsse man sich damit abfinden. Und er fragte, warum Scheba nicht mit herausgekommen sei, um ihn zu begrüßen. Iras Auskunft lautete, Scheba habe sich wieder in die Palastwache eingereiht und erwarte den König drin im Palasthof.

Nun stellte Jehu die wichtigste Frage, die ihn bedrängte, obwohl sie durch den Tod Haggits und des Kindes gar nicht mehr wichtig zu sein schien: „War das Kind ein Sohn oder eine Tochter?“

„Ein Sohn“, erwiderte Ira, und es sah aus, als ob sich ein breites Grinsen auf sein Gesicht stehlen wollte. Er weiß also doch Bescheid, dachte Jehu, aber er beherrschte sich besser als der Kommandeur und blickte noch ein wenig bekümmerter drein. Er wandte den Kopf Bidkar zu. Der nickte mit ernstem Gesicht, was wohl heißen sollte: Das Unheil, das hier lauerte, ist also gebannt.

Später saßen Jehu und Bidkar mit Scheba zusammen und ließen sich berichten, wie er seinen geheimen Auftrag ausgeführt hatte. „Als bei der Schwangeren die Wehen einsetzten und ihre Dienerinnen die Niederkunft ihrer Herrin vorbereiteten“, begann Haggits Leibwächter, „bezog ich mit fünf Kameraden, die ich mir mit Iras Erlaubnis ausgesucht hatte, im Nebenraum Posten. Es war eine schwere Geburt, und uns wurde die Zeit lang. Kamen welche vom Palastpersonal, um zu sehen und zu helfen, haben wir sie weggeschickt, denn nur ihre zwei Mägde sollten der Kreißenden beistehen.“

Scheba machte eine Pause und fragte den König: „Darf ich dir das Weitere so schildern, wie ich es dem Kommandeur dargestellt habe und allen im Palast, die um die Toten wehklagten?“ Jehu nickte gewährend, er wollte die grausigen Einzelheiten gar nicht wissen.

Scheba fuhr fort: „Dann war das Kind da. Es war ein Sohn, und er lebte nicht. Als die Frau bemerkte, daß sie nicht Mutter geworden war, tötete der Schreck darüber auch sie, denn sie war sehr geschwächt. Wir waren der Meinung, daß die beiden Mägde die Geburt verpfuscht hatten, und die gaben das jammernd und einander beschuldigend auch zu. Mit dieser großen Schuld konnten wir sie nicht am Leben lassen. Noch in der Nacht haben wir die vier Leichen in einem gemeinsamen Grab beigesetzt. Ich habe also getan, was zu tun war. Ich bitte dich, mein König, mir zu sagen, ob ich meinem Auftrag, Wächter und Beschützer der Joramwitwe zu sein, im rechten Sinn nachgekommen bin.“ Scheba schaute den König mit verlangendem Blick an, wie einer, der nun die versprochene Gegenleistung erwartet.

Jehu gefiel dieser Blick nicht. Gewiß, der Nabotsohn hatte mehr getan, als ihm aufgetragen war, und das verdiente Lob und Anerkennung. Und sein väterliches Erbe war ihm versprochen. Aber er sollte gefälligst warten, bis ihm die königliche Gnade seine Ansprüche erfüllte. Zu fordern hatte ein Soldat nichts, auch wenn er dem König einen wichtigen Dienst geleistet hatte. Dieser Dienst war aber wirklich sehr groß. Denn nun bedurfte es keines Gedankens mehr, was mit der aufsässigen Joramwitwe geschehen sollte. Und auch die Gefahr, daß die Mägde ausplapperten, wessen sie Zeuge gewesen waren, gab es nicht mehr. Jehus Stimmung hob sich. Er blickte Sche-

ba wohlwollend an. „Du hast deinen Auftrag in Ehren erfüllt“, beantwortete er dessen Frage. „Was sich an Schlimmem ereignet hat, dafür kannst du nichts. Und die Tötung der beiden Mägde war deiner Aussage nach gerecht. Ich danke dir für deine Treue, deine Umsicht, deinen Mut. Das sind Eigenschaften, die einen Kommandeur auszeichnen. Schon morgen wirst du Weiteres von mir hören.“

Schebas fordernder Blick erlosch nicht, als er sich für das Lob und die in Aussicht gestellte Rangerhöhung bedankte. Er wagte die Frage, die für ihn eine Daseinsfrage war: „Darf ich dich überdies daran erinnern, daß du mir die Rückgabe des Erbbesitzes meines unschuldig hingerichteten Vaters zugesagt hast? Kann ich noch für den Herbst darauf hoffen, so daß die Ernte des nächsten Jahres mir gehört?“

Jehu sah im Geiste das feiste Gesicht des Kanzlers vor sich, dem das Grundstück jetzt gehörte. Gewiß, er würde es ihm wegnehmen, aber das war erst möglich, wenn er einen neuen Kanzler hatte, so daß er Schemaja aus dem Amt jagen konnte. „Hab Geduld!“ mahnte er Scheba. „Als du uns hier in Jesreel deine Geschichte erzähltest, habe ich dir schon einmal gesagt, daß du nicht von heute auf morgen den Besitz deines Vaters zurückbekommen kannst. Aber daß er dir zusteht, daran zweifelt niemand, und du wirst ihn erhalten.“

Scheba bemühte sich, seinen Unmut über die hinhaltende Auskunft zu unterdrücken, als er für die erneute Zusage dankte, aber Jehu entging das nicht. Das fehlte noch, daß dieser brauchbare Gefolgsmann sein Vertrauen in ihn verlor! „Ich bin in deiner Schuld“, vertröstete er den Nabotsohn. „Bidkar kann dir bestätigen, daß ich jedem Israeliten, der sich bittend an mich wendet, Gerechtigkeit widerfahren lasse. Also auch dir. Und dir vor allen anderen.“

Als Scheba gegangen war, mahnte Bidkar den König, diesen treuen Mitstreiter nicht allzulange warten zu lassen. Dessen Vertrauen sei untrennbar mit der Zusage auf Rückgabe des väterlichen Besitzes verbunden. Und Schemaja werde ja nicht länger Kanzler bleiben, eine Rücksichtnahme auf ihn erübrige sich also. Jehu stimmte dem Freund zu, aber er tat es mit einem tiefen Seufzer. Vor der Auseinandersetzung mit dem klugen und erfahrenen, aber zugleich windigen und gerissenen Kanzler graute es ihm. Und wer sollte überhaupt nach ihm das wichtige Amt übernehmen? Bidkar? Keiner war treu, ehrlich und unbestechlich wie er, aber genügte das für das Kanzleramt? Konnte ein einfacher Soldat wie er – er war das im Grunde ja immer noch – sich in den Tücken des Amtes zurechtfinden? Die Lasten der Israeliten gerecht bemessen, so daß es nirgends zu Empörung und Aufruhr kam und doch der Bedarf des Reiches an Erzeugnissen und Leistungen gedeckt wurde? Bidkar hatte nie etwas anderes gelernt als den Umgang mit den Waffen, niemand hatte ihn in früher Jugend lesen und schreiben gelehrt, und selbst wenn das der Fall gewesen wäre, stünden ihm diese Künste heute nicht mehr zur Verfügung. Jehu wußte das aus eigener Erfahrung. Bidkar war ein treuer Freund und Berater, aber mehr konnte er nicht sein. Leider!

Jehu ließ Schebas Anspruch erst einmal auf sich beruhen, und auch die Sorge um die Neubesetzung des Kanzleramtes verdrängte er. Am nächsten Tag eröffnete er Ira, was er mit ihm vorhatte, und am übernächsten Tag ernannte er den Festungskommandanten zum Oberst der Palastgarde von Samaria und Scheba zu dessen Nachfolger hier in Jesreel.

Mit den Ernennungen war seine Aufgabe in der ersten Station seiner Rückreise erfüllt, und er zog weiter nach Megiddo. Den neuen Stadtoberst von Samaria nahm er gleich mit sich, denn von Megiddo aus wollte er auf kürzestem Weg in die Residenz, um die dort fälligen Entscheidungen zu treffen und um in der Königsstadt natürlich auch heimisch zu werden. Es half ja nichts, der König Israels gehörte nun einmal nach Samaria. Aber noch mehr als die dortigen Aufgaben bedrängte ihn vorerst, was in Megiddo auf ihn wartete.

Die Befehlshaber Abihu und Elkana begrüßten ihn ihrem Rang entsprechend als erste, der eine mit unfroher, der andere mit übellauniger Miene. Jehu schob den kühlen Empfang darauf, daß er keinen Boten vorausgeschickt hatte und deshalb die beiden Befehlshaber überraschte. Sie konnten ihn erst willkommen heißen, als er schon das Stadttor passiert hatte und vor dem Kasernenkomplex vom Maultier stieg. Um ihre steifen Gesichter zu lockern, gab er sich betont gut aufgelegt und versicherte sie seiner Freude, endlich wieder hier in Megiddo zu sein, wo er sich zu Hause fühlte. Leider müsse er schon übermorgen weiterziehen, Samaria dürfe nicht länger auf seinen König warten. Weil es ihn drängte, seine Familie zu begrüßen, blieb für Abihu und Elkana nur Zeit für die kurze Meldung, daß es hier keine Vorkommnisse von Bedeutung gegeben habe. Jehu erwiderte, daß auch in Ramot und Hazor alles zum besten stehe. Er beauftragte Abihu, sich Iras anzunehmen, den er als den neuen Kommandeur der Palastwache von Samaria vorstellte, und Elkana erklärte er, daß jene 50 Soldaten unter Rafus Kommando samt ihren Troßknechten, die ihn begleiteten und früher zur Garnison Megiddo gehört hatten, nunmehr seine Leibgarde seien, und er wies ihn an, die Männer angemessen unterzubringen. Und schon entschwand er mit Bidkar zu den Wohnhäusern, nachdem er noch beiden Befehlshabern versprochen hatte, sie ausführlich über alle Maßnahmen zu unterrichten, die er zwischenzeitlich getroffen hatte.

Es stellte sich heraus, daß Jehus und Bidkars Familie gemeinsam wohnten. Die Frauen spielten gerade mit der kleinen Schifra, als Jehu und Bidkar den Hof der Wohnstätte betraten. Das

Mädchen lief sogleich jauchzend auf beide zu, während Bidkars zwölfjährige Tochter unbeteiligt zwischen den Frauen hocken blieb, denn sie war schwachsinnig, und wie an Verstand mangelte es ihr auch an Gefühl. Um so inniger hingen Bidkar und seine Frau Schimat aneinander, und nie war es dem Schildträger Jehus eingefallen, sie und das Kind zu verstoßen und mit einer anderen Frau gesunde Kinder zu zeugen. Schimat war die Tochter einer Soldatendirne, die als Kind von ihrer nun schon lange verstorbenen Mutter oft geschlagen worden war, die aber trotz der bedrückenden Jugendzeit ihre angeborene Warmherzigkeit und Heiterkeit nicht verloren hatte. Als sie ihren Mann so unvermutet erblickte, strahlte sie glücklich über das ganze Gesicht, im Gegensatz zu ihrer Freundin Ada, deren Miene sich vor Jehus liebevoller Annäherung verschloß. Einige leise Worte des Willkommens kamen gequält über ihre Lippen. Das peinliche Schweigen, das sich statt lauter Wiedersehensfreude einstellen wollte, denn selbst die kleine Schifra war unter dem trüben Blick der Mutter verstummt, durchbrachen Joahas und Kilab. Die Jungen hatten draußen von der Ankunft des Königs gehört, stürmten nun herein und begrüßten lärmend den Vater.

„Macht uns etwas zu essen!“ forderte Jehu von den Frauen, seine Enttäuschung überspielend. „Wir haben Hunger. In Jesreel haben sie uns vor dem Abmarsch nichts mehr vorgesetzt.“ Es sollte vor den Kindern unbekümmert klingen, aber der dreizehnjährige Joahas bemerkte natürlich, daß die Mauer zwischen seinen Eltern noch immer nicht bröckelte.

Erst als sich die Nacht über Megiddo senkte, fand Jehu Gelegenheit, mit Ada ein Gespräch zu versuchen. Er streckte sich neben ihr auf ihrer Schlafstatt aus und schob den Arm unter ihren Nacken. Flüsternd, um nicht die Kinder zu wecken, erzählte er ihr von seiner Reise nach Hazor und Dan, von seinen Umbesetzungen bei den hohen Befehlshabern, vom traurigen Zustand des Heiligtums in Dan und vom bedauerlichen Tod Haggits und ihres Kindes. Ada hörte sich alles reglos an, und endlich fragte sie, ob er denn auch künftig in den Krieg ziehen werde, da doch Nahum nun Heerführer sei.

„Das wird vom Feind abhängen“, gab er zur Antwort. „Aber vielleicht werde ich mehr in Samaria sein, als König Joram es war.“ Als sie daraufhin nichts sagte, verwies er auf Bidkars Frau, die sich freue, bald in Samaria zu wohnen. Sie, Ada, sei also in der fremden Stadt nicht allein, wenn er und Bidkar ins Feld zögen.

„Bidkar zieht ja auch nicht als König in den Palast von Samaria ein“, widersprach sie. „Warum sollte ich mir also an Schimat ein Beispiel nehmen? Ich bin ich.“

Jehu war nahe daran, die Geduld zu verlieren. „Eben, du bist du“, entgegnete er lauter, als er wollte. „Du bist kein Hurenkind, sondern eine Priestertochter. Gerade du müßtest mich verstehen. Zum König hat mich Jahwe berufen. Sollte ich mich dem Gotteswillen widersetzen und Jahwes Zorn auf mich laden? In Samaria steht mein Thron, nirgendwo sonst. Dorthin blickt ganz Israel. Dorthin werden die Gesandten der Königreiche ringsum kommen. Dort muß ich hin! Und du mit mir!“

Eines der Kinder wälzte sich hin und her und murmelte im Schlaf. Ada flüsterte vorwurfsvoll: „Du wirst noch die Kinder aufwecken!“ Beide lagen eine Zeitlang schweigend, dann versuchte Jehu, Adas Starrsinn mit Jugenderinnerungen zum Schmelzen zu bringen. „Weißt du noch, wie wir uns in Bet-El unter den immergrünen, uralten Eichbäumen heimlich trafen? Wie du mir versprachst, als meine Frau mir überallhin zu folgen? Wie wir die bunten Frühlingsblumen pflückten und du einen Kranz daraus flochtest, den ich dir aufs Haar setzte? Warum willst du mich glauben lassen, daß du das alles vergessen hast?“

Sie sagte nichts. Da zog er seinen Arm unter ihrem Kopf hervor, erhob sich von der erhöhten Schlafstatt und legte sich auf den Fußboden. Eine Matte fand sich als Unterlage, und mit seinem Obergewand deckte er sich zu. Aber der Schlaf floh ihn, obwohl er müde war. Dann hörte er, wie Ada leise vor sich hin weinte. Da legte er sich abermals zu ihr, und sie wandte sich ihm zu und barg ihr tränennasses Gesicht an seiner Schulter. In dieser Nacht sprachen sie nichts mehr miteinander.

Die Unterredungen mit Abihu und Elkana am nächsten Tag, die Jehu gefürchtet hatte, verliefen besser als vermutet. Vielleicht lag es auch an ihm selbst, denn nach der Nacht mit Ada war er milde gestimmt. Er hoffte nämlich, daß sich Ada dem Umzug nach Samaria nicht länger widersetzen werde und daß sie nun auch zu jener Gelassenheit und Fröhlichkeit zurückfände, die er an ihr schätzte und liebte.

Zuerst sprach er mit Abihu. Er lobte die Loyalität der Garnison Hazor und schilderte die enttäuschenden Begegnungen in Dan. Die Umbesetzungen bei den Befehlshaberstellen in Hazor hob er sich bis zuletzt auf. Abihu hörte mit unbewegtem Gesicht zu. „Ich hätte es mir denken können“, das war alles, was er schließlich herausbrachte.

„Ich mußte es tun!“ verteidigte Jehu mit Nachdruck die Rangerhöhung Nahums. Und als ob er dem Freund auch als König Rechenschaft schuldig sei, erzählte er ihm von seiner leichtfertigen Bemerkung zu Nahum vor zwei Jahren, daß er ihn angeblich Joram als Heerführer vorgeschlagen habe. Und jetzt wartete der Amtsbruder Abihus darauf, für seine Treue mit dem begehrten Amt belohnt zu werden. „Gerade weil im Norden die Israeliten unzuverlässig sind, durfte ich Nahum

nicht enttäuschen. Denn so, wie er zu mir steht, so steht ganz Hazor zu mir.“ Als Abihu nichts sagte, sprach er aus, was der Übergangene offenbar hören wollte: „Natürlich wärst du mir als Heerführer lieber. Du wirst es auch noch werden, glaube mir! Aber wenn ich jetzt das Amt dir verliehen hätte, wäre Nahum zu unserem Gegner geworden. Und wie damals, als Omri König wurde, hätten Israeliten gegen Israeliten gestanden, statt daß ganz Israel geeint gegen die Aramäer und die Assyrer zu Felde zieht.“

Abihu zog die hohe Stirn in Falten und schüttelte den Kopf. Und er erklärte: „Als ich vorhin sagte, daß ich es mir hätte denken können, meinte ich nicht Nahum. Ich sah das Kindergesicht Hiddais vor mir. Da war mir der tägliche Anblick von Elkanas grämlicher Miene lieber.“

Jehu hielt seinen Unmut mühsam zurück. Jetzt fing der Freund wieder mit seiner Eifersucht auf den Jüngeren an! „Du weißt“, erwiderte er streng, „daß du und Bidkar seit Jahren die einzigen waren, denen ich mein ganzes Vertrauen schenkte. Jetzt gehört auch Hiddai zu meinen Freunden. Es war Jorams Entscheidung, nicht meine, daß er die Möglichkeit erhielt, sich auch als Befehlshaber eines großen Heeres zu bewähren. Aber er hat sich nicht nur als Truppenführer, sondern auch als ein Mann bewährt, der mein Vertrauen verdient. Und deshalb ist er nicht nur für mich, sondern auch für dich ein großer Gewinn. Sobald ich in Samaria sein werde, schicke ich ihn mit den Truppen, die er noch bei sich hat, als Elkanas Nachfolger hierher zurück. Ich erwarte, daß du dich mit ihm nicht nur verträgst, sondern verstehst.“ Er machte eine winzige Pause und fügte hinzu: „Übrigens finden seine Soldaten nicht, daß er ein Kindergesicht hat. Ich auch nicht.“

Abihu ließ ein verächtliches Schnauben hören, und er knurrte: „Ich hoffe, daß er sich nicht aufführt, als habe er dir ganz allein zum Königtum verholfen.“

Jehu entgegnete schlagfertig: „Diesen Wunsch werde ich Hiddai ausrichten.“ Er schmunzelte dabei. Da lockerte sich endlich auch Abihus angespannte Miene, und Jehu konnte hoffen, daß der Freund seine albernen Eifersüchteleien aufgab und seinen neuen Partner wenigstens akzeptierte. Viel wichtiger war ihm, ob Abihu begriff, daß Nahum nun sein Vorgesetzter war. Aber das schien der Fall zu sein. Und als sie weiter miteinander sprachen, kam Jehu hinter die Gründe dafür. Abihu ging nämlich davon aus, daß der Heerführer ja an den Willen des Königs gebunden war, es sich also nicht viel nahm, ob der König direkt oder über seinen Heerführer befahl. Und Nahums militärisches Geschick schätzte Abihu durchaus. Außerdem war Nahum ja nicht des Königs Freund, er würde nie zu dessen engsten Vertrauten gehören. Und das schien Abihu das Wichtigste zu sein.

Auch das Gespräch Jehus mit Elkana verlief so, daß die Auseinandersetzung nicht in Streit überging. Als der Befehlshaber hörte, daß er nach Hazor versetzt werde, glomm sogar etwas wie Freude in ihm auf. Denn Jehu hätte ihm ja auch die Verdrießlichkeiten von früher heimzahlen und ihn seines Amtes entheben können. Und was den neuen Einsatzort anbetraf, so war Hazor weit weg von Samaria – die Könige kamen nicht oft dorthin, während sie in Megiddo sich wie zu Hause fühlten. Und in Hazor paßte sicherlich auch kein Jehufreund auf jeden seiner Schritte auf wie hier in Megiddo Abihu. Dem Menschenkenner Jehu entging das kurze Aufleuchten im Blick des Obersts nicht. Aber der hatte sich sofort wieder in der Gewalt, und mit gewohnt mürrischer Miene fragte er, ob denn die Einheit in Hazor keinen eigenen Nachfolger für Tola auf die Beine gebracht habe. Nun konnte Jehu dem unbequemen Partner von einst schmeicheln: Gerade an der Heerstraße, die von Damaskus her über den oberen Jordan herüber nach Galiläa komme, brauche er einen so umsichtigen und strengen Truppenführer wie ihn. Elkana zierte sich noch ein wenig, bevor er sich zu gehorchen anschickte. Er hätte gern herausbekommen, was Jehu gegen König Hasael plante, um das Land Baschan zurückzugewinnen, aber außer allgemeinen Redensarten bekam er nichts darüber zu hören. Er glaubte, daß Jehu ihm im Grunde noch immer mißtraute und daß er ihn nach Hazor schickte, um ihn hier in Megiddo los zu sein. Ganz verzichten wollte er aber offenbar nicht auf ihn – Elkana sah darin sein ausgeprägtes Selbstwertgefühl bestätigt. Vielleicht, so hoffte er, fanden sich in Hazor Gleichgesinnte, die dem Königsmörder Jehu – das war Elkanas unverrückbare Ansicht – ebenfalls nur gehorchten, weil er vorläufig das Volk hinter sich hatte.

Daß Nahum zum Heerführer bestimmt war, reizte Elkanas Widerspruchsgeist nicht. Er selbst hätte dieses Amt gar nicht übernehmen wollen, denn die Nähe zu Jehu, die es erforderte, wäre ihm unerträglich gewesen. Im Gegenteil, seines Erachtens rückte der König jetzt von den Befehlshabern ab, indem er zwischen sich und die Streitkräfte den Heerführer stellte. Und diesem die eigene Meinung entgegenzuhalten war sicherlich gefahrloser als sie dem König gegenüber herauszukehren. Elkana dachte an seine Demütigung durch Joram – eine eventuelle weitere durch Jehu war er nicht gewillt hinzunehmen.

Nachdem auch die organisatorischen Fragen des neuen Einsatzes Elkanas sowie des Umzugs seiner Familie nach Hazor besprochen waren, konnte Jehu wie geplant am dritten Tag die letzte Etappe des Rückwegs antreten. Ada hatte der Übersiedlung nach Samaria keinen Widerstand mehr entgegengesetzt. Schimat hatte sie ermuntert und versucht, ihr die Abneigung vor einem Leben im Palast als Königsfrau auszureden. Aber deren Begeisterung war nicht etwa auf Ada übergesprungen. Auch die frohen Erwartungen ihrer beiden Jungen hatten nicht vermocht, sie mit dem Umzug auszusöhnen. Sie hatte sich dazu nur entschlossen, weil sie zu Jehu gehörte und weil

sie ihm zu all seinen Sorgen nicht auch noch den Zwist mit ihr aufbürden wollte. Wie hätte er vor den Beamten in Samaria dagestanden, die ihm fortan gehorchen sollten, wenn er nicht einmal seiner Frau zu gebieten imstande war. Daß sie ihn trotz allem liebte, diese Einsicht verdrängte sie.

So rollten im Troß der Karawane nun auch zwei Eselskarren zur Beförderung der Familien Jehus und Bidkars samt ihres Hausrats. Ira, der neue Kommandeur der Palastwache von Samaria, hatte dagegen seine Familie noch in Jesreel zurückgelassen, denn seine Frau war hochschwanger und wollte erst nach der Niederkunft den Umzug wagen.

Bidkar sah dem neuen Leben in Samaria nicht mehr gar so trübsinnig entgegen wie noch vor Monaten in Jesreel. Die Reise mit Jehu durch das ganze Königreich zwischen Bet-El im Süden, Ramot im Osten und Dan im Norden hatte den König und ihn, den nunmehr beamteten Freund des Königs, wieder einander nähergebracht. Und in Samaria war er künftig der einzige, dem Jehu rückhaltlos vertrauen konnte. Denn Abihu und Hiddai würden in Megiddo sein, und Ira gehörte noch nicht zu Jehus allerengsten Vertrauten. Rafu war nicht unter Jehus Freunde und Ratgeber zu rechnen, er war ein nützlicher, ja vielleicht unersetzlicher Gefolgsmann, nicht mehr, wie übrigens wohl auch Scheba, der neue Kommandant in Jesreel. Blieb Achan, der Oberschreiber, der Diplomat. Ihn würde Jehu ja als Beamten behalten. Aber er würde immer nur ein Berater bleiben, dessen Meinungen kritisch zu prüfen waren. Den Kanzler jagte Jehu davon, das stand für Bidkar fest. Und so hoffte er, daß er auch in Samaria nicht überflüssig sein werde, daß Jehu keine wichtige Entscheidung treffen werde, ohne sie mit ihm besprochen zu haben.

Jehu hatte den berittenen Boten, der noch immer bei ihm war, in die Residenz vorausgeschickt, um seine bevorstehende Rückkehr anzukündigen und außerdem mitzuteilen, daß Haggit ihr Kind tot geboren habe und darüber selbst auch verstorben sei. Der zeitweilige Burgbefehlshaber Hiddai sollte ihm Nachricht geben, falls irgendwelche üblen Vorkommnisse Maßnahmen erforderten. Aber vor allem sollte Hiddai die Wohnungen für ihn und Bidkar vorbereiten lassen, damit die Familien sogleich spürten, daß sie nun hier zu Hause waren.

So zog Jehu zügig dem Ort seiner Bestimmung, den alten Sorgen und den neu zu treffenden Entscheidungen entgegen. Er war zwar nicht bedrückt, aber daß er sich unbeschwert und erwartungsfroh fühlte, hätte er doch nicht sagen können. Eine innere Spannung erfüllte ihn. Auf seinem Zug durch das Land war er im Grunde immer noch nur der Oberbefehlshaber der Streitkräfte gewesen, der Heerführer Israels. Jetzt erst, das war ihm bewußt, mußte er sich wirklich als König Israels bewähren, als weiser und gerechter Herrscher, wie er es dem Volk versprochen hatte und wie es die Israeliten von ihm erwarteten.

29

Der Einzug Jehus in Samaria verlief vielversprechend. Die Einwohner der Stadt standen am Wege und jubelten ihm zu, und er hatte nicht den Eindruck, daß diese freundliche Begrüßung von Hiddai und den Beamten, die ihn am Burgtor willkommen hießen, inszeniert war. Im Festungshof ließen ihn die Palastwache und Hiddais Soldaten lautstark hochleben, und die vor dem Hauptpalast versammelte Dienerschaft klatschte begeistert in die Hände. Nirgends war trotz der Nachricht vom Tod der Joramwitwe Haggit und ihres Kindes eine finstere Miene zu entdecken. Der Priester Eran hatte es allerdings gewagt, dem Einzug des Königs fernzubleiben. Jehu meinte zu Bidkar, daß es vielleicht doch nicht so schwer sein werde, sich hier einzuleben. Er streifte mit einem Blick seine weiteren Begleiter. Ira war sichtlich beeindruckt von dem Empfang, und die Leibwächter strahlten, als gelte der Jubel ihnen. Bis zum Troß und damit auch zu Ada und den Kindern reichte Jehus Blick allerdings nicht.

Gemäß dem Befehl des Königs hatte Otniel, der Palastvorsteher, die Räumlichkeiten hergerichtet, in denen Jehu und Bidkar sowie ihre Familien hier wohnen sollten. Er kannte es nicht anders, als daß die Empfangs- und Wohnräume des Königs im Palast lagen, die Frau des Königs mit den Kindern ihren Wohnbereich jedoch getrennt von ihm im Frauenhaus hatte, dem sogenannten Elfenbeinhaus. Adas Miene versteinerte, als sie hörte und sah, daß man ihr tatsächlich zumutete, fortan zu leben, als habe sie keinen Ehemann. Jehu würde ab und zu nachts zu ihr kommen, als sei sie die Beischläferin, die er sich hielt. Als Otniel Jehu und Ada einlud, die Räume der Königsgemahlin in Augenschein zu nehmen – es waren jene, die ehemals die Königsmutter Isebel beherbergt hatten – blieb Ada stehen wie eine störrische Eselin und erklärte mit rauher Stimme, daß sie nicht in dieses Gefängnis ziehen werde. Jehu war ihr Auftritt peinlich, und auch die Söhne Joahas und Kilab schauten verwundert auf ihre Mutter. Sie verstanden nicht, warum die sich nicht genauso wie sie freute, künftig so prachtvoll zu wohnen, wie es das Elfenbeinhaus schon vom Äußeren her versprach. Jehu schickte einen schnellen Seitenblick zu Otniel, um zu sehen, was der für ein Gesicht zog. Aber der Beamte schaute gleichgültig zur Seite, als bemerke er den Vorfall gar nicht. Jehu redete Ada zu, daß es viele Gründe gebe, warum einer Königsfrau ein eigener, ruhiger

Wohnbereich zukomme, und er bat sie, sich doch erst einmal anzusehen, wie schön sie hier mit den Kindern wohnen werde.

Ada gab endlich nach, sie fühlte sich wie eine Gefangene, deren Widerstand erlahmt. In diesem Moment haßte sie Jehu, weil er mit ihr sprach, als sei er schon immer in Samaria König, und nur sie sei hier neu. Zögernd betrat sie ihr neues Zuhause. Die Räume, die Möbel, die Wandbehänge, die Fußböden, alles erstrahlte in der Tat in nie gesehener Schönheit. Aber Ada schaute schweigend auf die Pracht, denn sie versagte es sich hartnäckig, hier an irgendetwas Gefallen zu finden. Die Dienerinnen, die Otniel persönlich für sie ausgesucht hatte, drückten sich betreten an die Wände, denn sie hatten den Eindruck, daß ihre neue Herrin zu fürchten war.

Ada wollte wissen, wo Bidkars Familie wohnen werde. Jehu erklärte ihr, daß Bidkar wie die anderen höchsten Beamten seine Räume im großen Palast habe, gleich neben den seinen. Ada erwiderte unwirsch, sie habe nicht nach Bidkar, sondern nach seiner Frau und Tochter gefragt. „Den Familien der Würdenträger stehen keine eigenen Häuser zu“, war Jehus Auskunft. „Das Frauenhaus gehört allein dir.“ Er versuchte ein Lächeln, und ihm war in diesem Moment gar nicht bewußt, daß er die Unwahrheit sprach. Denn im Elfenbeinhaus wohnte ja auch noch immer die Joramwitwe Tabita mit ihren Töchtern. Otniel fand es für richtig, die Auskunft des Königs vorsichtig zu korrigieren. Ada riß bestürzt die Augen auf und starrte Jehu wütend an. Mit der früheren Königsfrau sollte sie Wand an Wand wohnen? Wer weiß, wie die ihr gegenübertrat! Und Jehu war zu feige gewesen, ihr diese widerwärtige Nachbarschaft einzugestehen! Oder wußte er etwa gar nicht, daß die Witwe hier hauste, als sei sie noch eine Königsfrau? Ada faßte sich. Wenn sie schon in diesen protzigen Kerker hier abgeschoben wurde, dann sollte das zu ihren Bedingungen geschehen. Mit bösem Blick forderte sie: „Diese Frau muß ausziehen! Du hast soeben versichert, daß das Haus mir gehört, mir allein! Und deshalb lege ich fest, wer mit mir hier wohnen wird. Meine Freundin Schimat soll hier einziehen! Wenn du mich und die Kinder hierher abschiebst, dann wird es auch Bidkar nicht schwerfallen, von seiner Familie getrennt zu wohnen.“

Jehu hielt es für das beste, die peinliche Szene schnell zu beenden. Er versprach Ada, eine Regelung zu treffen, die sie zufriedenstellen werde, und verabschiedete sich bis zum Abend. Ada solle sich einrichten, wie es ihr gefalle, ihre Dienerinnen stünden bereit, ihr jeden Wunsch zu erfüllen. Joahas und Kilab würden ihre Ratgeber sein. Er nickte den Jungen aufmunternd zu und ging mit Otniel davon.

Bidkar war nicht gerade begeistert, Frau und Tochter ins Elfenbeinhaus ziehen zu lassen. Soeben hatten sie sich mit ihrer Wohnung im Palast vertraut gemacht, und nun kam Jehu mit seiner Forderung. Aber weil Ada ihm und Schimat leid tat, wie sie da drüben ohne andere Gesellschaft als diese Witwe, die noch dazu eine Aramäerin war, ihre Tage verbringen sollte, gab Bidkar seine Zustimmung. Der Palastvorsteher Otniel fand den Einzug von Bidkars Frau in die Räume der verstorbenen Joramfrau Haggit zwar gegen die Ordnung, die einst König Ahab festgelegt hatte, ja geradezu als eine Entwürdigung des Frauenhauses, aber jetzt war Jehu König, und ihm selbst blieb nichts übrig, als dessen Auftrag auszuführen. Schließlich wollte er sein Amt behalten. Er nahm sich vor, die Frau dieses Bidkar, von dem man nicht wußte, was er eigentlich darstellte, als eine Art Dienerin der Jehufrau anzusehen.

Jehu kümmerte sich auch persönlich um die Unterbringung der anderen Neuankömmlinge. Er wollte, daß Ira und Rafu sowie die gesamte Leibgarde und in einigen Wochen auch der Heerführer Nahum hier in Samaria rasch heimisch wurden. Otniel waren die diesbezüglichen Aufträge des Königs nicht unlieb, denn sie bedeuteten wohl, daß ihn Jehu im Amt behielt.

Eine Anweisung, wo eine andere Wohnung für die Joramwitwe Tabita eingerichtet werden sollte, erhielt er allerdings nicht. Denn Jehu war sich im unklaren darüber, was mit dieser Frau überhaupt geschehen sollte. Sie war keine Gegnerin, einen Sohn hatte sie ja nicht, und beim Gespräch mit ihr nach seiner Machtübernahme war sie ihm höflich und respektvoll begegnet. Und außerdem war sie nicht irgendeine beliebige Israelitin, die man zu ihrer Familie zurückschicken konnte, sondern eine aramäische Prinzessin aus dem Königshaus, das Hasael gestürzt hatte. Ihre Töchter konnten ihm vielleicht sogar einmal nützlich sein, wenn sie ins heiratsfähige Alter kamen. All diese Gründe bewirkten, daß er über Tabitas Zukunft zu keinem Entschluß kommen konnte. Das hieß aber zugleich, daß sich Ada mit ihrer Forderung, Tabita auszuquartieren, gedulden mußte. Vielleicht, so hoffte er, wurde sie durch Schimats Einzug ins Frauenhaus erst einmal abgelenkt.

Am Tag, als Jehu Ira das Amt des Kommandeurs der Palastwache übertrug, stellte sich unvermutet Elischa in Samaria ein. Jehu hielt vor der Wachmannschaft soeben seine Ansprache, da erblickte er plötzlich inmitten von Rafus Männern, die Iras Amtseinführung zusahen, den schmalen Jüngling, der sich trotz der Sommerwärme mit seinem Mantel umhüllt hatte. Gleich nach dem feierlichen Akt winkte Jehu den Gottesmann heran und fragte ihn, wieso er jetzt schon zu ihm zurückgekehrt sei, das ganze Reich Israel könne er ja noch keineswegs durchwandert haben.

Nein, das habe er nicht, gab Elischa zu. Und er machte ein geheimnisvolles Gesicht. „Eine göttliche Botschaft treibt mich zu dir. Als ich sagen hörte, daß du wieder in Samaria bist, eilte ich sogleich hierher.“ Er erwartete, daß sich Jehu von der Ankündigung betroffen zeigte, aber der ent-

gegnete nur, daß er ihn am Nachmittag in seinem Beratungsraum erwarte. Jetzt könne er sich die Gottesbotschaft nicht anhören, er sei in Eile. Elischa solle sich solange mit seinen Soldatenfreunden die Zeit vertreiben.

Als sie dann zu dritt beisammensaßen, Jehu, Bidkar und der junge Gottesmann, war erst einmal von einem Gotteswort keine Rede. Jehu hatte das schon geahnt, er kannte ja mittlerweile das Imponiergehabe des Aufdringlichen. Elischa erzählte vielmehr begeistert, daß er vorhin seinen lieben Bruder Setur hier gefunden habe, und das erfülle ihn mit großer Freude. Jehu möge sich erinnern, Schafat, der Vater, sei doch in Bet-El wegen des Bruders als Bittsteller vor ihn getreten, leider in unziemlicher Weise. Er, Elischa, sei ja schon damals der Meinung gewesen, daß Seturs Entscheidung, dem König als Soldat zu dienen, den Vater eher hätte mit Stolz erfüllen müssen, statt daß er ihn zurückforderte. Auch Jehu werde es sicherlich zu schätzen wissen, gleich zwei Söhne eines Vaters in seinem Dienst zu haben.

Elischa verschwieg, wie das Wiedersehen mit Setur tatsächlich verlaufen war. Der Bruder hatte ihn höhnisch grinsend gefragt: „Was treibst du dich unter uns Männern herum, du kleiner Spinner?“ Es war zwischen ihnen so wie immer gewesen, Setur hatte Elischa derb gehänselt, und Elischa war ihm mit spitzer Zunge nichts schuldig geblieben. Um zu beweisen, wie nahe er dem König stand, hatte Elischa dem Bruder verheißen, sich für ihn zu verwenden. Der hatte ihn dröhnend ausgelacht. „Du wirst mir noch dankbar sein, du Totschläger!“ damit hatte sich Elischa von Setur abgewandt. Die Soldaten, die dem Geplänkel der Brüder belustigt zugehört hatten, waren mit aufreizendem Spott über beide hergefallen. Setur hatte sich mit groben Beschimpfungen gewehrt, Elischa, sich als Sieger fühlend, hatte dagegen die Aufmerksamkeit, die er erregte, genossen.

Jetzt nun pries er vor Jehu und Bidkar den Mut und die Stärke des Bruders, seine Gewandtheit und sein Draufgängertum, diese Vorzüge gepaart mit ehrlicher Bewunderung für Jehu, und endlich kam er auf den Zweck seiner Lobrede. Er bat den König, Setur in die Palastwache zu übernehmen. Jehu zeigte sich überrascht, denn der Vorschlag schien ihm durchaus abwegig. Weil er Elischas Geltungsdrang kannte, hatte er ihn sofort im Verdacht, sich lediglich vor dem Bruder großtun zu wollen. Auch deshalb lehnte er ab. In der Palastwache, so belehrte er den Bittsteller, dienten nur ausgesuchte Soldaten, keine Bauernjungen, denen noch die Erde vom väterlichen Acker an den Fußsohlen klebte. Elischa wagte jedoch zu widersprechen. Setur habe sich in der Schlacht gegen die Aramäer bewährt, das wisse er, und wenn es um die Auswahl ginge, könne nicht er, Elischa, der Gottesmann, gerade derjenige sein, der Setur für die neue Aufgabe ausgesucht habe?

Die Dreistigkeit dieser Rede fand Jehu mehr lächerlich als anmaßend. Bidkar dagegen blickte grimmig drein, er hätte den Zudringlichen am liebsten fortgejagt. Jehu aber erinnerte sich plötzlich daran, daß auch Scheba in Jesreel in die Palastwache aufgenommen worden war, obwohl er vorher nicht einmal an einem Feldzug teilgenommen hatte. Scheba, der ihn nun von dem nachgeborenen Sohn Jorams und dessen Mutter befreit hatte! Und er selbst hatte den brauchbaren Soldaten nun sogar zum Kommandeur der Palastwache von Jesreel ernannt. Ob Elischas Vorschlag nicht doch einen Versuch wert war? Hatte sich dieser Setur nicht freiwillig zum Soldatendienst für ihn gemeldet? Vielleicht war auch er einer, den man wie Rafu und Scheba mit Angelegenheiten betrauen konnte, bei denen keine Bedenken erlaubt waren und die geheim bleiben sollten. Und in der Palastwache fehlten sowieso einige Männer, denn Hiddai hatte zwei erklärte Anhänger Efrons wegen ihrer Aufsässigkeit hinrichten lassen. Jehu stimmte auf Grund all dieser Überlegungen dem Antrag von Seturs Fürsprecher zu. Elischa dankte überschwenglich, denn er malte sich aus, was für ein dummes Gesicht der Bruder machen werde, wenn er seine Versetzung erfuhr, und wie sein eigenes Ansehen bei Seturs Kameraden, die sein Versprechen für Aufschneiderei gehalten hatten, wohl stieg. Bidkar aber schüttelte verständnislos den Kopf.

Nachdem Elischa sein wichtigstes Anliegen zu seiner Zufriedenheit geklärt sah, berichtete er von seinen Wanderungen kreuz und quer im Gebirge Efraim und von seinen Gesprächen, in denen er König Jehu als den von Gott Jahwe Erwählten und als Erneuerer Israels verkündet hatte. Jehu wollte wissen, ob er den Leuten auch gesagt habe, daß sie alle Söhne eines Vaters seien, Söhne des Urahnen Jakob, dem Jahwe den Ehrennamen Israel verliehen habe.

Elischa bejahte das, aber er schränkte ein: „Es schien sie nicht sehr zu interessieren, obwohl die meisten wußten, daß Jakob derjenige war, der das Heiligtum in Bet-El eingerichtet hat, weil ihm dort ein Gott erschienen war. Sie fragten mich vor allem, ob du sie, wie es die Könige vor dir getan haben, auch zwingen wirst, ihm als Bauleute zu dienen, und ob du ihnen auch von der Ernte und vom Vieh mehr als herkömmlich abverlangen wirst. Und ob du die Männer aus der reichen Händlerstadt Tyros, die Isebel zu ihrer Zeit ins Land gebracht hat, vertreiben wirst. Sie freuten sich fast alle, daß Isebel tot ist, denn vor allem die Ahabfrau und ihr Anhang sind für sie schuld daran, daß sich ihr Leben unter den Königen Ahab und Joram verschlechtert hat.“

Jehu und Bidkar tauschten Blicke, mit denen sie einander den Wert dieser Mitteilungen bestätigten. Als Werbegänger des Königs schien der aufgeblasene Jüngling doch von Nutzen zu sein, zumindest hörte er genau hin, wenn die Israeliten sich über das aussprachen, was sie bewegte.

Jehu lobte Elischa für seinen Bericht und fragte ihn dann: „Wolltest du mir nicht ein Gotteswort überbringen?“

„Ich wollte es soeben tun“, erwiderte Elischa, aber es hatte gar nicht den Anschein, als ob ihm Entscheidendes über die Lippen wollte. „Ich hatte nämlich einen Traum“, fuhr er fort, als erzähle er Beiläufiges. „Ich erblickte vor mir das Tempelhaus des tyrischen Gottes Melkart, das Isebels Gefolgsleute hier in Samaria für sie erbaut haben, obgleich ich dieses Haus in Wirklichkeit ja noch nie gesehen habe, nur vom Hörensagen weiß ich, daß es das gibt. Plötzlich fiel ein riesiger Stein vom Himmel herab und zertrümmerte die Kultstätte der Fremdlinge. Da erwachte ich und wußte sogleich, daß mir Jahwe diesen Traum gesandt hatte, damit ich dir seinen Auftrag überbringe, den Melkarttempel abzureißen. Unser Gott will nicht dulden, daß der Name des Gottes der Isebel in deiner Stadt Samaria, König Jehu, noch länger genannt wird. Denn sein Volk Israel wurde von König Omri, seinem Sohn und seinem Enkel ausgepreßt, damit sie gegen das Korn, den Wein und das Öl der Israeliten in Tyros Bauholz, Gold, Silber und Elfenbein für ihre Paläste eintauschen konnten.“

Jetzt waren die beiden Zuhörer Elischas wirklich erstaunt, ja eigentlich machte sie dieser Traum, ob der nun echt oder erfunden war, und seine Deutung durch den jungen Gottesmann irgendwie betroffen. Jehu hatte zwar schon früher gelegentlich davon gehört, daß dem tyrischen Gott hier in Samaria ein kleines Heiligtum errichtet war, aber er hatte sich nie dafür interessiert. Und natürlich wußten er und Bidkar, wie verhaßt die Ahabfrau Isebel gewesen war. Aber wie Elischa Isebel, den Melkartkult und die Handelsbeziehungen der Omridenkönige miteinander verknüpfte, das beeindruckte den König und seinen Freund, waren beide doch Soldaten und keine Palastbeamten, die diesen Handel tätigten, und selbst Jehu war darauf noch immer stolz, obwohl er jetzt selbst König war und ihm die Beamten mindestens so nahestehen mußten wie die Militärbefehlshaber.

Jehu dankte Elischa für alles, was er von ihm zu hören bekommen hatte, und er meinte es ehrlich. Er versprach, sich bezüglich der Tyrer, die in Samaria lebten, und ihrer Kultstätte sachkundig zu machen und dann Jahwes Gebot zügig zu erfüllen. Und weil ihm der Gottesmann so wertvolle Nachrichten überbracht hatte, entschied er, ihn erneut ins Land auszusenden. Wenn Hiddai mit seinem Restheer zurück nach Megiddo zog, sollte er mit ihm gehen und sich von jener Stadt aus nach Galiläa auf den Weg machen. Bis zur Abreise durfte er als Gast des Königs im Palast wohnen. Elischa dankte, und ihm war anzusehen, daß er den Aufenthalt hier nutzen würde, sich in der Gunst des Königs zu sonnen und das allen in der Burg auch zu zeigen.

Als Jehu am nächsten Tag erneut mit dem Palastvorsteher über die ihm erteilten Aufträge sprach, befragte er ihn auch über die Fremdlinge aus Tyros und ihre Kultstätte. Otniels Auskünfte waren präzise. Die Handelsleute, die Kultdiener, die Höflinge, die sich seit Ahabs Hochzeit mit der tyrischen Prinzessin Isebel in Samaria angesiedelt hatten, waren gleich nach Isebels und Jorams Tod zurück in ihre Heimatstadt Tyros gegangen. Viele waren es ohnehin nicht gewesen. Ihr Tempel unten in der Wohnstadt stand nun verlassen, auf seinem Altar wurden keine Opfergaben mehr dargebracht. Jehu wies Otniel an, daß die Bauleute, die bereitstanden, für den neuen Heerführer eine Wohnstatt zu errichten, erst einmal den Melkarttempel abbrechen sollten.

Nach zwei Tagen hatten sie die Arbeit getan. Der Abriß regte niemanden auf, die Einwohner stellten lediglich fest, daß nun mit König Jehu ohne Zweifel eine neue Zeit begonnen hatte. Für Elischa war jedoch die Beseitigung der tyrischen Kultstätte ein entscheidendes Ereignis. Bei seinen weiteren Wanderungen schilderte er überall, wie König Jehu den Kult des fremden Gottes, dessen Verehrer zu Israels Verderbern zählten, mit Stumpf und Stiel ausgerottet hatte. Je weiter er sich von Samaria entfernte, um so bunter schmückte er seine Erzählung aus. Ihn beflügelte der Stolz darauf, daß Jehu ihm gehorcht hatte, ohne Einwände vorzubringen. Aber das behielt er für sich.

Als Jehu sicher war, daß die Palastwache ihren neuen Kommandeur akzeptierte und Ira seinerseits die Männer im Griff hatte, sah er den Zeitpunkt gekommen, um Hiddai mit seinen Mannschaften zu verabschieden. Die Truppe konnte ja nicht auf Dauer das freie Burggelände mit ihrem Zeltlager blockieren, und den Einwohnern von Samaria mußte ja auch endlich gezeigt werden, daß die Machtergreifung König Jehus abgeschlossen war und daß nun wieder normale Zeiten anbrachen. Beinahe wehmütig blickte Jehu der abmarschierenden Kolonne hinterher. Ihm war zumute, als verlasse ihn mit ihr ein Teil seiner selbst, nämlich sein bisheriges Dasein als Militärbefehlshaber und Heerführer. Und zum Vertrauten hatte er jetzt nur noch Bidkar bei sich, mit ihm allerdings seinen langjährigsten und selbstlosesten Freund. Er nahm sich vor, im kommenden Herbst gemeinsam mit Bidkar die Garnison in Megiddo zu besuchen und bei dieser Gelegenheit auch in Jesreel einzukehren, um zu sehen, ob Scheba seiner Aufgabe als Kommandeur gewachsen war.

Jetzt, wo er die drängendsten Dinge hinter sich hatte und die Gespräche mit den obersten Beamten nicht länger aufschieben konnte, entschied er sich, erst einmal Achan, den Schreiber, zu empfangen. Seit seiner Rückkehr nach Samaria hatte sich zwar der Kanzler bereits mehrmals um eine längere Besprechung mit ihm bemüht, aber er hatte ihn stets auf später vertröstet. Denn ihm war noch immer niemand eingefallen, dem er nach Schemajas Absetzung das Kanzleramt übertra-

gen konnte. Dessen beide Söhne kamen dafür nicht in Frage – da konnte er ja gleich den Vater im Amt belassen.

Er teilte Achan gleich eingangs mit, daß er ihn in seinem Amt bestätige. Achan schien nicht überrascht, aber sein Dank war ehrlich, und er versprach, mit seinem Wissen und seinen Erfahrungen dem König treu dienen zu wollen. Und zögernd fügte er hinzu, daß seine Treue allerdings einschließe, seine Meinung auch dann nicht zu verschweigen, wenn sie von derjenigen des Königs abweiche. Jehu wurde hellhörig und forderte den Alten auf zu sagen, was ihn bewege.

Achan zeigte durch ein leichtes Kopfnicken, daß er die Erlaubnis zur Kritik würdigte, und äußerte dann: „Du hast das Heiligtum des Gottes Melkart abreißen lassen. Hast du dabei bedacht, wie der König von Tyros das aufnehmen wird? Denn was du getan hast, wird König Baalasor nicht verborgen bleiben. Nachrichten wie diese eilen schnell hierhin und dorthin, und niemand weiß wie, ihr Weg gleicht dem Vogelflug. Ich muß dich nicht daran erinnern, daß König Baalasor genauso dein Nachbar ist wie König Hasael und daß er außerdem der Bruder Isebels ist. Bei allem, was du künftig tust, mußt du immer mit einem Auge nach Tyros und mit dem anderen nach Damaskus schielen. Verzeih mir meine belehrenden Worte!“

Jehu schaute drein wie einer, der bei einer unbedachten Tat von einem Klügeren ertappt wird. Das mußte ihm passieren, der sich doch wahrlich für einen gescheiten Kopf hielt! Natürlich war Achans Einwand berechtigt, seine Belehrung war herrschaftswichtig – und doch, wie peinlich waren seine Hinweise! Die ganze überstürzte Abrißaktion hatte ihm Elischa eingebrockt, dieser Wichtigtuer! Gott Jahwe hatte sich noch nie gegen andere Götter gewandt – ihm das nachzusagen war vielleicht sogar eine Lästerung. Warum sollte er auch auf andere Götter eifersüchtig sein? Er war doch unbestritten der Herr Israels. Elischa hatte ihn, Jehu, einfach überrumpelt. Der Junge maßte sich an, sein einziger Ratgeber zu sein, der Jahwes Willen kannte, und deshalb dichtete er Jahwe an, der einzige Gott sein zu wollen, der in Israel Kultstätten hatte. Elischa konnte froh sein, daß er Samaria wieder verlassen hatte, so entging er derm königlichen Zorn.

Achan sah die Betroffenheit des Königs und fragte sich, ob er zu weit gegangen war. „Es geht uns ja oft so“, bemerkte er, seine Kritik ins Allgemeine wendend, „daß wir erst sehen, was wir getan haben, wenn wir es getan haben.“ Und seine Besorgnis nahm er halb zurück: „Es kann ja auch sein, daß sich König Baalasor durch die Tempelschändung gar nicht brüskiert fühlt, denn Melkartanbeter gibt es ja in Samaria vorerst nicht mehr, zumindest keine, die jetzt ein Geschrei erheben.“ Nun wurde Achan aber doch grundsätzlich: „Wie dem auch sei – auch ohne diese Abrißgeschichte haben wir allen Grund, uns die Freundschaft des Königs von Tyros zu erhalten und zu sichern. Ohne seine Hilfe – verzeih mir abermals, daß ich so offen zu dir spreche, aber ich muß es tun, sonst hinterginge ich dich – ohne den König von Tyros könntest du dein Königtum schwerlich behaupten.“ Er bemerkte, wie Jehu erschrak, und fuhr schnell fort: „Die Waffen, die Pferde, die Wagen für deine Streitmacht, die Maultiere für dich und deine Würdenträger, die Geschenke, mit denen du dir andere Könige und Männer deines Vertrauens verpflichtest, und vieles andere mehr, was wir Israeliten nicht haben oder nicht herstellen können, all das müßtest du ohne den Handel mit Tyros entbehren. Wie aber stündest du dann da? Und nachdem dir der Aramäerkönig zum Feind geworden ist – wer soll dir Nachrichten aus dem Norden übermitteln, wenn nicht der König von Tyros? Baalasor zahlt Jahr für Jahr Tribut an König Salmanassar von Assur, er hat deshalb auch einen gewissen Einblick in dessen Absichten. Die Freundschaft mit ihm ist unverzichtbar.“

Jehu hätte am liebsten das Gespräch mit dem gelehrten Beamten abgebrochen, um ungestört nachdenken zu können. Wie ganz anders als Elischa stellte Achan die Beziehungen zwischen Israel und Tyros dar! Was der Schreiber sagte, war nicht zu widerlegen. Natürlich hatte auch er selbst schon immer gewußt, daß Pferde und Streitwagen und Waffen aus den Fremdländern eingeführt wurden, aber das war ihm so selbstverständlich gewesen, daß er nie gefragt hatte, wie sich deren Beschaffung eigentlich vollzog. Als Streitwagenoberst hatte er die Ersatzlieferungen einfach beim König bestellt, und nachdem er sie erhalten hatte, war die Sache für ihn erledigt gewesen. Aber jetzt war er selbst der König! Nun mußte er über den Handel mit Tyros zu urteilen lernen wie Achan. Und er mußte wissen, gegen welche Tauschgüter die Ausrüstungen für die Streitmacht, ja auch all die anderen Dinge, deren Israel bedurfte, ins Land kamen. So leichthin wie Elischa darüber zu schwatzen durfte er sich als König nicht erlauben. Einen ganz neuen Blick auf das Königreich mußte er sich erwerben, mit anderen Augen als bisher mußte er die Bauern, die Soldaten, die Beamten betrachten.

Achan riß Jehu aus seiner beinah schmerzhaften Versunkenheit. „Wenn du Genaueres über unsere Handelsbeziehungen wissen willst, dann mußt du Otniel oder noch besser Schemaja befragen. Meines Amtes ist nur, darauf zu achten, daß uns der König von Tyros gewogen bleibt.“ Er machte eine kleine Pause und unterbreitete dann seinen Vorschlag: „Ich vermute, daß du jenem Schreiber, den ich dir nach Ramot schickte, noch keinen Brief an König Baalasor diktiert hast. Aber jetzt, nachdem du dein Reich durchzogen und dich hier in deiner Stadt eingerichtet hast, solltest du dich unverzüglich an ihn wenden. Er weiß ja offiziell noch nicht einmal, daß du jetzt König von Isra-

el bist, aber viele Gerüchte darüber werden ihm zugetragen worden sein, auch bösartige. Gib mir den Auftrag, deinen Brief zu entwerfen, und ich werde dir den Text morgen vortragen!“

Jehus Miene hatte den mißtrauischen Zug, der sie gewöhnlich prägte, völlig verloren, als er dem Schreiber sein Vertrauen aussprach und ihn bat, den vorgeschlagenen Brief abzufassen. Er blickte dem unscheinbaren Mann dankbar nach, als der ihn verließ, und war glücklich, einen solchen Berater gefunden zu haben. Als ihn später Bidkar aufsuchte, offenbar neugierig darauf, zu welchem Ergebnis die Besprechung geführt hatte, erwähnte Jehu nur den Brief, den er nach Tyros senden werde, und bat den Freund dann, ihn allein zu lassen, weil er ein wenig ruhen wolle, er sei müde.

Als Achan am nächsten Tag vor dem König erschien und durch einen seiner Unterschreiber den Briefentwurf vorlesen ließ, war es Jehu, als höre er ein Lied auf die unzerstörbare Freundschaft zwischen Israel und Tyros. Der Brief war lang, denn Jehu stellte sich darin nicht nur als der neue Herr in Samaria vor, der die traditionelle Verbundenheit der Könige Israels mit denen von Tyros noch enger als bisher gestalten wollte, sondern es wurden auch die Todesumstände König Jorams und seiner Mutter Isebel ausführlich dargelegt, selbstverständlich so, wie sie nach Jehus Aussage gewesen sein sollten. Der Abriß des Melkarttempels fand keine Erwähnung, Achan meinte, daß der freundschaftliche Text des Briefes die Erinnerung an dieses Versehen, falls den Empfänger eine solche anwandelte, hoffentlich auslöschen werde. Um so eindringlicher waren die Handelsbeziehungen zwischen beiden Königreichen beschrieben, wie sie sich auch unter König Jehu zum gegenseitigen Vorteil entwickeln sollten. Und schließlich war noch die Bitte angefügt, daß König Baalasor doch Nachricht schicken möge, falls es König Salmanassar von Assur im kommenden Jahr gefalle, sein Heer nach den kanaanäischen Ländern in Marsch zu setzen.

Jehu lobte den Brief und befahl, ihn so, wie er ihn gehört hatte, ins reine zu schreiben. Einer der Eilkuriere sollte ihn unverzüglich nach Tyros bringen. Und nachdem das besprochen war, äußerte Jehu noch ein weiteres, ganz andersartiges Anliegen. Achan möge doch seinen Söhnen Joahas und Kilab das Lesen und Schreiben beibringen. Joahas habe früher in Megiddo zwar schon einmal vom Schreiber der Garnison Unterricht gehabt, aber inzwischen alles Gelernte wieder vergessen. Achan sicherte selbstverständlich zu, die Jungen in die Kunst der sprechenden Zeichen einzuführen.

An einem der nächsten Tage ließ sich Jehu von Otniel einen Überblick über die königlichen Landgüter geben. Einen Teil der Standorte kannte er bereits. Ob er sich die übrigen merken würde, bezweifelte er im stillen, denn der Palastvorsteher nannte ihm zugleich die wichtigsten Erzeugnisse der einzelnen Güter und die Mengen, die davon jährlich nach Samaria und Jesreel und in verschiedene Garnisonen geliefert wurden. Jehu schwirrte der Kopf von den vielen Informationen, aber er erinnerte sich zufrieden, daß ihm Otniel vom ersten Tag ihres Kennenlernens an ebenso wie Achan als ein Beamter erschienen war, zu dem er Vertrauen haben konnte. Am Ende des Gesprächs bestätigte er ihn in seinem Amt.

Nachdem Jehu auch diese Aussprache hinter sich gebracht hatte, mußte er sich endlich mit dem Kanzler zusammensetzen, der schon dreist angefragt hatte, ob der König die Eintreibung der Abgaben von der diesjährigen Ernte vielleicht selbst in die Hand nehmen wolle. Anderenfalls werde er jetzt mit der Vorbereitung beginnen. Aber er würde gern einen diesbezüglichen Befehl des Königs entgegennehmen. Bidkar bat Jehu, dem Gespräch mit Schemaja beiwohnen zu dürfen, denn dann könnten sie sich gemeinsam ein Urteil darüber bilden, ob dieser zwielichtige Amtsträger nach seiner Absetzung auch noch zu bestrafen sei und wer als sein Nachfolger geeignet sei. Jehu antwortete ausweichend, es fehlte nicht viel, daß er auch den Freund als aufdringlich empfand.

Als er dann Schemaja empfing, war er mit dem Verabscheuten allein – er hatte Bidkar über Tag und Zeitpunkt des Treffens im unklaren gelassen. Der Kanzler versicherte Jehu seiner Treue, und wären seine Miene und sein Tonfall nicht eine Spur zu unterwürfig gewesen, so hätte ihm Jehu fast Glauben schenken können. Aus gegebenem Anlaß sprach Schemaja ausführlich über die fälligen Abgaben der Städte und Dörfer an Gerste und Weizen und stellte dabei seine Sachkenntnis, seinen Diensteifer und seine Gewissenhaftigkeit gehörig heraus. Er unterbreitete die Abrechnungen des letzten Jahres, damit sich Jehu vom Umfang der Lieferungen und vom Aufwand, der zu ihrer Erhebung nötig war, ein Bild machen sollte. Jehu schaute sich die eng beschrifteten Tonscherben an und tat so, als ob er sie lesen könne. Er fragte, wie die Eintreibung der Abgaben durch die Knechte des Kanzlers vonstatten gehe, und Schemaja klärte ihn auf, daß die Knechte das jeweilige Erntegut nur in Empfang nähmen, denn es stehe ja schon bereit, wenn sie zum Abtransport anrückten. „Für das Einsammeln, mein König, sorgen ja, wie du weißt, deine Vertrauensleute.“ Der Kanzler deutete ein verbindliches Lächeln an, im stillen genoß er die Unwissenheit seines neuen Herrn, die noch größer zu sein schien als diejenige dessen Vorgängers Joram. Doch wen wunderte das bei diesem Emporkömmling!

Jehu erfuhr also, daß er überall in den Landschaften Vertrauensleute besaß. Er vermutete, daß der Kanzler damit die Ältesten in den Städten und Dörfern meinte. „Wer ist denn in Dan mein Vertrauensmann?“ wollte er wissen. Ohne lange nachzudenken nannte Schemaja einen Namen,

und Jehu fand sich bestätigt. Es handelte sich um jenen Alten, der ihm beim Opfermahl die Auskünfte über den verlassenen Kultplatz erteilt hatte.

Ihm fiel ein, daß Jonadab, der Vorsteher der seßhaften Zeltbewohner bei Megiddo, die Abgaben seiner Sippe direkt an die Garnison lieferte, und er fragte, wie es sich damit verhielt. Schemaja machte ein Gesicht wie einer, der geheimes Wissen preisgibt, als er erklärte: „Es ist nicht so, mein König, daß alles, was dir zukommt, den königlichen Speichern zugeführt wird. Einige liefern an die Garnisonen, einige auch an die Jahwekultstätten hier und in Bet-El und einige sogar an die königlichen Wirtschaften, und zwar solche Erzeugnisse, die dort nicht selbst angebaut werden. Wobei wir beide im Moment ja nur von dem sprechen, was im Sommer die Äcker und im Herbst die Fruchtgärten liefern. Denn auch vom Vieh die Abgaben zu erheben obliegt ja meinem Amt, wie du weißt. Und sodann auch der Handel mit Tyros."

Jehu reizte dieses spöttische „wie du weißt", und er verlor die Lust, weitere Fragen zur Art und Weise der Eintreibung der Ernte- und Viehabgaben und zu deren Verwendung zu stellen. Wahrscheinlich hatte er sich schon lächerlich gemacht. Er suchte im breiten Gesicht seines Gegenübers zu ergründen, was der über ihn dachte, aber er erblickte nur unerschütterliche Selbstsicherheit und freudigen Diensteifer. Womit konnte er den Kanzler aus der Fassung bringen? Streng fragte er: „Wer außer dir kennt das gesamte Gefüge dieser Leistungen für das Königreich?"

Einen winzigen Moment lang zeigte sich in Schemajas Blick ein ängstliches Flackern. Aber schon war es vorbei, und auch Schemajas Stimme zitterte nicht, als er antwortete: „Mein König, leider niemand außer mir."

Jehu schüttelte ungläubig den Kopf. „Was ist mit deinen beiden Söhnen?"

Schemaja seufzte und machte ein betrübtes Gesicht. „Ich wollte, ich könnte dir sagen, daß auch sie über alle Kenntnisse verfügen", entgegnete er mit leiser Stimme. „Du hast recht, das könntest du erwarten. Aber soviel ich mir Mühe gebe, die Ungeratenen zu unterrichten, ich habe immer nur wenig Erfolg. So sehr ich mich dafür als Vater schäme – als Kanzler muß ich dir wiederholen, daß zur Zeit ich der einzige bin, der dir wirklich dienen kann."

Am liebsten hätte Jehu diesem Würdenträger, den er heute mehr denn je haßte, in die Unschuldsmiene geschrien, daß er ihm kein Wort glaube, daß seine Söhne längst in alle Winkelzüge des Amtes eingeweiht seien, daß sein Geschwätz nur dazu diene, sich selbst als unentbehrlich darzustellen. Aber ihm war, als warne ihn etwas, seinem Zorn nachzugeben. So räusperte er sich umständlich, damit seine Stimme möglichst gleichgültig klang, und dann warf er leichthin: „Ich denke, daß Otniel dein Amt ebensogut verrichten könnte wie du."

Schemaja blickte seinen Herrn nun doch ein wenig unsicher an, und er schien auf eine Begründung zu warten. Da keine erfolgte, schüttelte er den Kopf. „Otniel ist ein guter Diener", meinte er. „Er hat nichts als das Wohlergehen des Königs im Auge. Aber sein Blick ist sehr eingeschränkt. Von meinem Wirken für den Bestand ganz Israels versteht er nichts. Und außerdem – nimm das als gut gemeinten Hinweis, mein König! – außerdem würden ohne Otniel die Erträge deiner Güter sinken. Und was hättest du dann gewonnen?"

Jehus Miene wurde eisig. Er musterte den Kanzler vom leicht ergrauten Haar und Bart über die massige Gestalt bis hinab zu den kostbaren Sandalen an den sauber gewaschenen Füßen, als sähe er ihn zum erstenmal. „Wenn ich dich nun trotz deiner eingebildeten Unersetzlichkeit deines Amtes enthebe?" knirschte er zwischen den Zähnen hervor. „Was sagst du dazu?" Ihm war jetzt egal, daß der Hochmütige seinen Zorn sah.

Es schien ihm, als husche die Spur eines Lächelns über das feiste Gesicht vor ihm. Wieso – mußte es sich nicht vor Angst verzerren? Aber er hatte sich wohl getäuscht, denn die Miene des Kanzlers war todernst, als er entgegnete: „Du wirst mein Amt einem Mann deiner Wahl anvertrauen. Und damit deine Herrschaft auch ohne mich auf sicheren Füßen steht, wirst du ihm erklären, welches seine Aufgaben sind und wie er sie je nachdem, wozu und wo er seine Amtsgewalt zur Geltung bringt, im Einzelfall durchführen soll. Darf ich dir einen Vorschlag machen? Setze doch deinen Freund Bidkar als Kanzler ein! Denn soweit ich sehe, hat er noch keinen bestimmten Aufgabenbereich."

Jehu fuhr zusammen, als wolle er seinen Dolch aus dem Gürtel reißen und sich auf den Unverschämten stürzen. Was der von sich gegeben hatte, war der blanke Hohn. Man mußte ihn nicht nur aus dem Amt jagen, sondern töten wie einen tollwütigen Hund. Er war gefährlicher als der Priester Eran. Der bekannte sich wenigstens offen als Gegner, aber dieser hier verleumdete seinen König nicht etwa, nein schlimmer, er verhöhnte ihn, ohne die Maske eines beflissenen Dieners fallen zu lassen. Während Jehu Gedankenfetzen solcher Art durchzuckten, wurde ihm zugleich bewußt, daß er noch immer auf seiner Bank saß, die Hände zwar am Gürtel, aber nicht am Dolch, daß er sich also auch nach dieser Beleidigung zu keiner Gewalttat hatte hinreißen lassen. „Geh!" stieß er hervor. „Du wirst von mir hören."

Schemaja erhob sich, bleich, aber gefaßt, verbeugte sich tief trotz seiner Leibesfülle und schritt dann sehr aufrecht davon, und jeder, der ihm über den Weg lief und seine hochmütige Miene sah, glaubte, daß der König ihn soeben in seinem Amt bestätigt hatte.

Drei Tage lang ging Jehu allen Gesprächen aus dem Wege. Mit einigen Leibwächtern aus Rafus Garde durchstreifte er die Umgebung Samarias jenseits der Feldfluren, und die Bauern waren verunsichert, weil sie meinten, daß er die Ummauerung von Stadt und Burg aus der Ferne prüfte, als stehe eine Belagerung durch ein feindliches Heer bevor. In Wirklichkeit wollte er einfach allein sein. Gewöhnlich hockte er sich irgendwo in den Schatten und brütete vor sich hin. Schon in der Nacht nach dem Gespräch mit Schemaja war ihm klargeworden, daß er den Kanzler nicht entlassen konnte. Und der hatte das von Anfang an gewußt. Deshalb seine Dreistigkeit. Und jetzt floh Jehu einfach vor dieser ernüchternden Einsicht und vor Bidkars Fragen. Aber auch hier draußen, die bedrückenden Burgmauern nur aus der Ferne schauend, fand er keinen Ausweg. Das Königreich konnte nur durch die Abgaben und Dienste der Israeliten existieren, und nur Schemaja war derjenige, der dem König bereitstellte, was dessen Herrschaft ermöglichte. So war das. Und Otniel war wirklich kein Ersatz für Schemaja, er mußte bleiben, wo er war, weil auch er an seinem Platz unentbehrlich war.

Jehus Stimmung besserte sich auch nicht, als er sich mit der Zwangslage, in der er steckte, abgefunden hatte. Bidkar und Ada sprachen mit ihm nur das Nötigste, Bidkar, weil er begriff, daß Schemaja entgegen der bisherigen Absicht Jehus Kanzler blieb – eingestanden hatte es ihm Jehu gar nicht – , Ada, weil Tabita weiterhin im Frauenhaus wohnte, als gehöre sie dahin.

Auch Jehus Gespräche mit den Beamten, die er ja gleichfalls täglich sah, waren kurz und ausgesprochen sachlich, besonders mit Schemaja, dem er am vierten Tag nach dem Wortgefecht mit ihm lapidar befohlen hatte, wie bisher seines Amtes zu walten und dabei nicht die Beschwerden jener Israeliten zu vergessen, deren Namen er ihm aus Bet-El hatte schriftlich zukommen lassen. Otniel hatte sich bald wieder auf irgendwelche königlichen Güter begeben, so daß Jehu von den Beamten nur mit Achan mitunter ein paar Worte über das Dienstliche hinaus wechselte. Der Priester Eran, den er ursprünglich ebenfalls hatte aus dem Amt jagen wollen, ging ihm, soweit es sich machen ließ, aus dem Weg, und Jehu war das recht. Ihn trieb es vorläufig nicht nach einer Auseinandersetzung mit diesem Gegner, er hatte noch genug von der peinlichen Niederlage beim Zusammenstoß mit Schemaja.

So lebte Jehu ein paar Wochen lustlos und wortkarg dahin. Als ein Lichtblick erschien ihm, als der Bote, den er nach Tyros geschickt hatte, endlich zurückkehrte, nicht nur mit einem freundlichen Antwortbrief von König Baalasor, sondern obendrein mit einem Geschenk des Nachbarn zu seiner Krönung, einer Bronzeschale, deren Bildschmuck eine Militärparade vor einem thronenden König darstellte.

Nachdem die Weizenernte im Land eingebracht war, nahm Jehu Ada und die Kinder und reiste nach Bet-El zu seinem Vater Joschafat. Im Grunde war seine Reise eine Flucht aus der ungeliebten Königsstadt, und er gestand sich das sogar ein. Bidkar mußte in Samaria bleiben, um dort gemeinsam mit Ira Augen und Ohren offenzuhalten und ihm Nachricht zu senden, falls sich irgendeine Verschwörung andeutete.

Zu Herbstbeginn zog Jehu wieder in Samaria ein. Soeben war eine Nachricht aus Tyros eingetroffen. König Baalasor schrieb ihm, im Zweistromland deute alles darauf hin, daß König Salmanassar im nächsten Jahr nach Süden ziehen werde, um von den Aramäern und Israeliten, seinen bisher unbesiegten Feinden, Tribute einzufordern.

Jehu erschrak nicht, im Gegenteil, er atmete auf. Endlich war jene große Aufgabe da, deren Fehlen ihm seit seiner Machtübernahme aufs Gemüt geschlagen war. Entscheidungen waren zu treffen, aber ihnen fühlte er sich gewachsen. Die Belehrungen seiner Beamten, die ihn hilflos machten, konnte er beiseite schieben. Nun würde er sich vor Gott Jahwe, vor dem Volk und den Streitkräften und vor sich selbst als König Israels beweisen und bewähren. Er brachte Jahwe ein außerordentliches Opfer dar, niemand wußte recht warum, außer er selbst.

30

Alle in der Burg und auch in der Stadt Samaria wußten, daß ein Bote des Königs von Tyros eingetroffen war. Aber den Inhalt des Briefes kannten bisher nur Jehu und Achan sowie jener Schreiber, der den Text erst seinem Vorgesetzten und dann dem König vorgelesen hatte. Schemaja, seine Söhne und Gehilfen, Ira und seine Soldaten, der Priester Eran, ja ganz Samaria, alles rätselte, warum König Baalasor seinem Antwortschreiben auf König Jehus Brief nach so kurzer Zeit schon eine zweite Nachricht folgen ließ. Außerordentliches schien seine Schatten vorauszuwerfen. Wollte sich ein Feind auf Israel stürzen? Die Aramäer? Oder nun doch gar die Assyrer? Jehu glaubte beinahe zu sehen, wie die Gerüchte emporzüngelten.

Er bat Bidkar in seinen Beratungsraum, dessen extra dicke Ziegelwände und dessen Tür aus festgefügten Eichenbohlen verhinderten, daß draußen jemand mit Erfolg die Ohren spitzte. Er meinte es dem Freund einfach schuldig zu sein, daß er ihn als ersten von der heraufziehenden Gefahr informierte. Bidkar ging es wie Jehu: Er fand es gut, daß die lastende Ruhezeit, die auf

Jehus Machtergreifung gefolgt war, dem Ende entgegenging. „Du kennst meine Ansicht“, meinte er. „Zieh mit Hasael gegen die Assyrer, und wenn wir die geschlagen haben, dann fall über Hasael her und hol dir Baschan zurück!“

Jehu hatte keine andere Antwort erwartet. „Als wir in Ramot zu dritt über Hasaels Brief berieten“, erwiderte er, „habe ich dir zugestimmt und nicht Abihu. Der wollte ja, daß ich nach Damaskus reise und mir anhöre, was Hasael zu sagen hat. Aber wir beide wissen, wie der Aramäerkönig mit mir sprechen würde. Auch jetzt werde ich seiner Einladung nicht folgen.“

Bidkar freute sich über Jehus unveränderten Standpunkt und riet ihm zu, weiterhin abzuwarten und erst dann, wenn das assyrische Heer wirklich im Anmarsch sei, Israels Truppen mit denen Hasaels zu vereinigen. Jehu nickte dazu wie einer, der sich noch nicht ganz im klaren ist, was er tun wird, aber Bidkar übersah diese Nachdenklichkeit. Er war glücklich, daß Jehu mit ihm gesprochen hatte wie einst, als er vor jeder Entscheidung seinen Rat gesucht und meist beherzigt hatte.

Aber er täuschte sich, wenn er meinte, daß es auch für Jehu selbstverständlich sei, letztendlich und notgedrungen mit Hasael gemeinsam gegen die Assyrer zu ziehen. Denn Jehu haßte Hasael mehr als den Assyrerkönig, obwohl er unter seinen Vorgängern Ahab und Joram drei Feldzüge gegen Salmanassar mitgemacht und dessen räuberische Kriegführung kennengelernt hatte. Aber Salmanassar zog nach jedem Raubzug wieder zurück über den Euphratstrom ins ferne Assyrien, während Hasael im nahen Damaskus gewissermaßen vor Israels Tür hockte, als ständige Bedrohung. Denn in Jehus Denken hatte sich nun einmal unumstößlich die Idee festgesetzt, daß Hasael Israel unterjochen wollte, daß er ihn, Jehu, zu seinem Vasallen erniedrigen wollte, so wie sein Vater Talmai als König von Geschur einst Vasall König Ahabs gewesen war. Jehu fühlte, daß er es nicht über sich bringen würde, als Bündnispartner Hasaels, des Königs, der zudem das israelitische Baschan besetzt hielt, als gehöre es ihm für immer, in den Krieg zu ziehen. Doch was konnte er statt des Bündnisses mit Hasael tun? Gab es denn eine Möglichkeit, Israel vor Salmanassars Kriegern zu bewahren, ohne sich Hasaels Streitmacht anzuschließen? Konnte vielleicht Nahum, sein ehemaliger Amtsbruder, den er zum Heerführer ernannt hatte und dessen Eintreffen in Samaria eigentlich schon überfällig war, einen Ausweg vor der assyrischen Bedrohung zeigen?

Jehus Hochstimmung, in die ihn der bevorstehende Assyrerangriff versetzt hatte, weil er Israel nun aus dieser Gefahr erretten wollte, war verflogen. Die Entscheidung, wie die Rettungstat am erfolgversprechendsten zu vollbringen sei, erwies sich schwieriger als im ersten Moment gedacht. Er entschloß sich, seine Zwangslage mit Achan zu erörtern. Aber auch der kluge Schreiber wußte keinen anderen Rat, als die Baschanfrage erst einmal ungelöst zu lassen und gemeinsam mit König Hasael die Assyrergefahr abzuwenden. „Nur der Aramäer verfügt über eine Militärmacht, die deiner gleicht oder sogar noch stärker ist“, erklärte er. „ Du findest keinen anderen Bündnispartner, der dir wirklich von Nutzen sein kann. Ich verstehe, daß dir ein Zusammengehen mit dem Aramäer schwerfällt. Aber wie willst du sonst Israel vor dem Assyrer beschützen? Hasael hat uns zwar Baschan gestohlen, das ist ein Unrecht, das selbstverständlich Sühnung verlangt, da hast du recht. Aber Hasael hat nicht vor, Israel all seiner Habe zu berauben, seine Äcker zu verwüsten, seine Dörfer zu zerstören, seine Söhne zu erschlagen. Gerade das aber werden Salmanassars Kriegerhorden tun, wenn ihr beide, du und Hasael, sie nicht zurückschlagt, noch bevor sie ins Aramäerreich einfallen. Die Baschanfrage darf die gemeinsame Abwehr der Assyrer nicht verhindern.“

Jehu hätte es sich denken können, daß Achan so sprach. Was sollte er sonst auch sagen? Es gab kein Ausweichen vor dem Bündnis Israels mit Damaskus. Achan sah die betretene Miene des Königs und äußerte seinen konkreten Vorschlag: „Du wirst ja sicherlich die Einladung des Königs Baalasor von Tyros annehmen. Wäre es nicht das beste, du zögest nach eurer Begegnung sogleich nach Damaskus? Wenn du dich erst nach den Wintermonaten mit König Hasael zu treffen gedenkst, kann es vielleicht schon zu spät sein, um dem Assyrerheer weit genug entgegenziehen zu können. Bedenke: Ihr müßt euch auf einen Feldzugsplan einigen, ihr müßt eure Streitkräfte sammeln und zusammenführen, ihr müßt sie instruieren und formieren! Das alles braucht seine Zeit. Aber wem sage ich das, du weißt das viel besser als ich, verzeih meine Belehrung!“

Jehu hörte auf die Empfehlung Achans, nach Damaskus zu ziehen, wo ja Hasael tatsächlich auf ihn wartete, weil auch er das Bündnis wollte und brauchte, nur mit halbem Ohr hin. Denn der Schreiber hatte ihn daran erinnert, daß der König von Tyros zugleich mit der Nachricht vom bevorstehenden Feldzug der Assyrer ihn zu einer Begegnung eingeladen hatte, um die Weiterführung der mit König Joram abgeschlossenen Handelsverträge zu beraten. Jehu hatte diese Einladung glatt verdrängt, denn die Mitteilung über Salmanassars Vorhaben war ihm vorerst allein wichtig gewesen. Baalasor wollte ihn in der Hafenstadt Akko treffen, die auf halbem Weg zwischen Megiddo und Tyros lag, und zwar in der Mitte des Monats Etanim. Das war in knapp zwei Wochen, überlegte Jehu.

Achan vermutete irrtümlich, daß Jehu über die Reise nach Damaskus nachdachte. So ergänzte er seinen Vorschlag: „Selbstverständlich wirst du mit König Hasael auch über Baschan sprechen. Vielleicht kannst du ihm ein bißchen Angst machen. Nachdem du ihm klargemacht hast, daß er deiner Hilfe mehr bedarf als du der seinigen, denn die Assyrer fallen ja zuerst in sein Land

ein, deute ihm an: Wenn er dir nicht vor dem Winter Baschan zurückgibt, dann könnte es sein, daß er sich ganz allein der Assyrer erwehren muß."

Jehu war es, als fahre plötzlich ein Blitz vor ihm nieder und zerrisse einen Moment lang die Finsternis, die um ihn zu sein schien, wenn er darüber grübelte, wie der Zwangslage zwischen Salmanassars Raubgier und Hasaels Machthunger zu entkommen sei. Damaskus ganz allein den Assyrern gegenüber – das war des Rätsels Lösung! Hatte sie dem Schreiber Gott Jahwe eingegeben? Jehu straffte sich, deutete mit dem Zeigefinger nach vorn, als sehe er dort seine Antwort auf den Vorschlag des Ratgebers. „Das ist der Ausweg!" sagte er lauter, als er bisher gesprochen hatte. Und im gewöhnlichen Tonfall fügte er hinzu: „Mein Achan, ich danke dir." Der Schreiber wunderte sich, wie der König den eigentlich albernen Einfall, Hasael bezüglich Baschans durch eine leere Drohung zum Einlenken zu bewegen, derart ernst nehmen konnte. Trotz seiner Klugheit bemerkte er nicht, daß er seinen Herrn gründlich mißverstand.

Jehu aber behielt den Gedankenblitz, den Achan unbeabsichtigt in ihm ausgelöst hatte, streng für sich. Zu abartig erschien ihm noch, was allem bisherigen Tun der Könige Israels gegenüber ihren Feinden widersprach. Israel pflegte gegen seine Feinde ins Feld zu ziehen, nicht sich ihnen kampflos zu unterwerfen. Aber wenn Damaskus im Krieg gegen die Assyrer allein stehen sollte, mußte eben das geschehen: Israel mußte sich den Assyrern unterwerfen. Dann wäre Hasael ihnen ausgeliefert, und sie würden ihn, wenn er in der Schlacht nicht gar umkam, derart schwächen, daß er nie wieder Israels Königtum bedrohen und sich an Israels Land vergreifen könnte. Die andere Möglichkeit, daß sich auch Hasael den Assyrern beugte, schien ausgeschlossen. Hasaels Hochmut, seine Machtbesessenheit, seine Selbstüberschätzung ließen einen solchen Schritt einfach nicht zu. Davon war Jehu überzeugt. Unsicher war er jedoch, ob diese Idee, sich der Aramäer durch die Assyrer zu entledigen, wirklich von Israels Gott stammte, wie er im ersten Augenblick gemeint hatte, und wenn nicht, ob sie wenigstens Jahwes Duldung erfuhr. Er wollte ja den Krieg gegen die Assyrer nicht aus Feigheit vermeiden, im Gegenteil, er wollte Israel vor der Vorherrschaft der Aramäer bewahren. Wenn er vor dem Assyrerkönig das Knie beugte und ihm Tribut zahlte, so wollte er damit Israels Freiheit sichern, nicht seine Knechtschaft herbeiführen. In dieser Weise rechtfertigte Jehu im stillen immer wieder, was er zu tun gedachte, als ob er vor dem Gott Israels stand und sich verantworten mußte. Schließlich hoffte er, daß Jahwe ihm ein deutliches Zeichen geben werde, aus dem er den göttlichen Willen ersehen konnte.

Ablenkung von seinen Grübeleien verschaffte ihm die Vorbereitung seiner Reise nach Akko, um dort König Baalasor von Tyros zu treffen. Die längeren Besuche in Megiddo und Jesreel, die er sich eigentlich vorgenommen hatte, vertagte er auf später. Seine offiziellen Reisebegleiter sollten der Kanzler Schemaja und der Schreiber Achan sein. Wiederum führte er mit beiden Beamten ausführliche Gespräche. Von Achan ließ er sich vortragen, was dieser über das Königreich Tyros und über die regierende Dynastie, die der Vater Baalasors gegründet hatte, wußte. Daß er nicht nach Damaskus reisen werde, erklärte er zwar nicht ausdrücklich, aber Achan erriet es nach den ersten Sätzen, die Jehu sprach, und er nahm es schweigend zur Kenntnis. Verstehen konnte er diesen Verzicht nicht, wo doch der König, wie er meinte, von der Idee angetan gewesen war, Hasael dessen Lage unmißverständlich klarzumachen.

Mit Schemaja besprach Jehu die Handelsbeziehungen mit Tyros, wie sie sich seit König Omri entwickelt hatten. Sie gingen über den bloßen Warenaustausch weit hinaus, denn sie schlossen auch Abkommen über die Nutzung der Handelswege auf Israels Gebiet durch die Kaufleute des tyrischen Königs sowie Verträge über Dienste tyrischer Spezialisten für Israels Könige ein. Es ging Jehu wie damals, als ihm der Kanzler das System der Lasten erklärt hatte, die den Israeliten für ihren König auferlegt waren: Er fand die Darlegungen langweilig und ermüdend, obwohl sie Lebensgrundlagen Israels betrafen. Erneut empfand er, wie dringend er Schemaja brauchte. Und als er nach der Unterredung noch eine Weile über das Gehörte nachdachte, wurde ihm auch bewußt: Obwohl ihm Schemaja zuwider war und trotzdem Jonadab den Kanzler der Unterschlagung königlichen Eigentums bezichtigt hatte, so gab es doch bisher keinerlei Anlaß, an Schemajas Amtsführung Kritik zu üben und an seiner Loyalität zu zweifeln. War das nicht irgendwie erfreulich? Jehu schüttelte dennoch den Kopf über diese Gefühlsanwandlung.

Während der Reisevorbereitungen traf endlich Nahum in Samaria ein, der neu ernannte Heerführer, mit seiner Familie und seiner Habe. Auch seinen Streitwagen samt Pferdegespann, Wagenlenker und Schildträger brachte er mit. Jehu fragte sich, ob Nahum vergessen hatte, daß hier im Bergland der Streitwagen öfter von kräftigen Armen geschleppt werden mußte, als daß er auf seinen Rädern dahinrollen konnte. Aber er ließ sich nichts anmerken, als er den neuen Oberbeamten begrüßte und ihm seine Wohnung zeigte. Er sagte auch nichts, als er in den nächsten Tagen am Auftreten Nahums gegenüber Ira, dem Kommandeur der Palastwache, auch gegenüber Kanzler und Schreiber sowie ihren Gehilfen und nicht zuletzt auch gegenüber Bidkar Anstoß nahm. Nahum gab sich betont herrisch, er hielt sich von vornherein für den zweiten Mann neben dem König und ließ das alle spüren. Jehu nahm sich vor, nach seiner Rückkehr aus Akko dem Hochmütigen eine Aufgabe zu übertragen, die ihn für längere Zeit von Samaria fernhielt.

Als der Tag des Aufbruchs gekommen war, konnte es Jehu kaum erwarten, daß seine Begleiter reisefertig waren. Schemaja und Achan hatten auf ihren Tragstühlen Platz genommen, so waren sie es auf Reisen gewohnt. Der Kanzler fürchtete nämlich, daß ihn seine Leibesfülle hinderte, auf dem Rücken eines ausschreitenden Maultiers das Gleichgewicht zu halten, der Schreiber sah sich der gleichen Gefahr ausgesetzt, aber wegen seiner alterssteifen Gelenke. Beide Beamte wurden von einigen ihrer Gehilfen begleitet, die auf Eseln ritten. Und noch ein Eselreiter stieß zu dem sich formierenden Zug: Joahas, der Älteste des Königs. Jehu hatte entschieden, daß der Sohn mit seinen bald 14 Jahren nun alt genug sei, um sich aufs Männerleben vorzubereiten. Ada hatte den Jungen gehen lassen, ohne etwas einzuwenden, denn sie konnte sowieso nicht verhindern, daß ihm die Nachfolge in Jehus Königtum bestimmt war. Und Joahas war natürlich glücklich und stolz, daß er den Vater zum erstenmal begleiten durfte. Jehu schwang sich aufs Maultier, überblickte seine Leibgarde, rief dem Kommandeur Rafu noch einige Anweisungen zu und gab dann das Zeichen zum Abmarsch. Die Träger schoben ihre Schultern unter die Holme der Tragstühle, Bewegung kam in den Zug, und endlich entschwand auch der Troß durchs Burgtor.

Nahum und Ira erklommen die Plattform jenes Mauerturms, von dem aus sich der beste Ausblick nach Norden bot, um die Kolonne davonziehen zu sehen. Bidkar stand verloren im Burghof und wußte nichts mit sich anzufangen. Hätte Jehu nicht auch ihn mitnehmen können? Was sollte er hier, wo Nahum das Kommando an sich gerissen hatte? Nicht einen einzigen Auftrag hatte ihm Jehu beim Abschied erteilt. Es war so, wie er vorausgesehen hatte: Jehu brauchte ihn nicht mehr. Für die Sicherheit des Königs war Rafu mit seinen Totschlägern zuständig, als Berater machten sich nun der Kanzler und der Schreiber wichtig – für einen Freund war da kein Platz mehr. Als Jehu ihm, Bidkar, offiziell den Titel „Freund des Königs“ verliehen hatte, war das wohl das Ende ihrer wirklichen Freundschaft gewesen.

Jehu dachte weder an Bidkar noch an Ada. Während der Reise war ihm Samaria ferner, als es tatsächlich war. Er freute sich an seinem Sohn, der vergnügt auf seinem Esel umherpreschte und bald links, bald rechts des Marschzugs auftauchte. Und er war neugierig auf den König von Tyros, der sein Freund werden sollte, und auf die Hafenstadt Akko. Wenn sich die verdrängten Gedanken an die Bedrohungen des kommenden Frühjahrs meldeten, dann wehrte er ihnen mit dem kühnen Einfall, daß er, während die Assyrer Hasaels Heer zusammenhieben, das Land Baschan zurückholen werde.

Er hatte sich durch einen Boten in Akko ankündigen lassen. Als sich die Marschkolonne gegen Mittag des Ankunfttages der Stadt näherte, sah er, daß sich das Empfangsgremium sogar den Stadthügel hinabbegeben hatte. Er fragte Schemaja, ob ihm welche von den ihn Erwartenden bekannt seien, und der Kanzler antwortete, daß sich der König von Tyros sogar selbst aufgemacht habe, dem König von Israel entgegenzuschreiten. Das beweise, wie wertvoll ihm ein gutes Verhältnis zum Reich Israel sei. Zweifellos stünden erfreuliche Verhandlungen bevor.

Schemajas Voraussage bestätigte sich. Als Jehu von seinem Reittier glitt und sich vor dem König des mächtigen Tyros höflich verbeugte, trat Baalasor einen Schritt nach vorn, faßte den Ankömmling an den Schultern und richtete ihn auf. Und noch ehe Jehu etwas sagen konnte, hieß ihn der Gastgeber mit freundlicher Miene und in wohlgesetzter Rede willkommen. Er fragte auch sogleich, ob ihn Jehu verstehe oder ob er einen Übersetzer herbeirufen solle, aber Jehu hielt das nicht für erforderlich, denn ihre Sprache war ja dieselbe, und der Dialekt von Tyros unterschied sich von demjenigen der Gäste kaum stärker als beispielsweise derjenige, der im Land Gilead östlich des Jordans heimisch war. Es waren eher die Zahnlücken des Gastgebers, die das Verständnis für dessen Worte etwas beeinträchtigten und Jehu zwangen, genau hinzuhören. Aber abgesehen davon war ihm König Baalasor sofort sympathisch, obwohl er derart gepflegte und geschmückte Männer sonst nicht gerade gut leiden konnte. Denn der Tyrer präsentierte sich in einem kostbaren Prachtgewand, Haar und Bart trug er tiefschwarz gefärbt und sorgfältig beschnitten und gekämmt, und goldene Ringe blitzten an seinen Händen. Er war eine stattliche Erscheinung, und wenn er den Mund geschlossen hielt, sah man ihm den Altersunterschied gegenüber Jehu, der wohl zwei Jahrzehnte betragen mochte, nicht an.

Nachdem die beiden Könige einander ihre Begleiter vorgestellt hatten, begaben sich alle hinauf zum Plateau des Stadthügels, der von dem bescheidenen Palastbau der früheren Könige der Stadt und einem Tempel der Göttin Astarte, die hier als Meeresgöttin verehrt wurde, gekrönt war. Baalasor, der zwar Oberherr der Hafenstadt, aber als solcher hier selbst Gast war, bat die Israeliten in den Empfangsraum des Palastes, und sein Statthalter ließ Gebäck und Wein herbeibringen. Das Hin und Her des Gesprächs mit den üblichen Fragen zur persönlichen Gesundheit und zum Wohlergehen der Familien, zu den Erlebnissen der Reisenden auf dem Weg nach hier und zum allgemeinen Gang der Dinge in den Ländern von Tyros und Samaria nutzte Jehu, um Baalasor noch einmal persönlich die Umstände, wie ihm nach König Jorams Schlachtentod das Königtum Israels durch den Willen Gott Jahwes zugefallen war, darzulegen, und er sprach ihm sein Mitgefühl beim Gedenken an den schmerzlichen Tod seiner Schwester Isebel aus. Der Schreiber Achan

bemerkte erfreut, daß der König von Tyros offenbar auf diese Erklärungen Jehus gewartet hatte und daß sie ihn zufriedenstellten und angenehm berührten.

Nachdem sich die Gäste ausgeruht und erfrischt hatten und Jehu seine Leibwache und die Troßknechte in ihrer Unterkunft besucht hatte, gab König Baalasor am Abend ein Bankett. Jehu überreichte dem Handelsfreund eine teure, aus buntem Stein gearbeitete Dose mit noch teurerem Balsam aus Gilead. Unbewußt hatte er das richtige Geschenk ausgewählt, denn der alternde König von Tyros war überzeugt, daß ihm die Gaben aus dem ostjordanischen Balsamland halfen, gesund und einigermaßen beweglich zu bleiben.

Der nächste Vormittag gehörte den Experten der Geschäftsbeziehungen beider Königreiche. König Baalasor lud Jehu und dessen Sohn zu einem Spaziergang zum Hafen ein. Sie schritten am Flüßchen entlang, an dessen weidenbestandenem Ufer sich der Hügel mit der uralten Stadt erhob, und erreichten schließlich die Meeresbucht, in die sich das Wasser ergoß, das aus den Bergen Galiläas stammte. Einige Schiffe lagen hier vertäut, und eine leichte Brise vom offenen Meer her ließ diejenigen, die schon entladen waren, sacht hin und her schaukeln. In den Lagerhallen am Ufer waren Arbeiter damit beschäftigt, Platz zu schaffen, damit sie das nächste Schiff entladen und dessen Waren zwischenlagern konnten. Joahas betrachtete das lebhafte Treiben voller Begeisterung und wäre zu gern in eines der bauchigen Schiffe hineingestiegen, aber er wagte es nicht, darum zu bitten. Jehu legte die flache Hand über die Augen, weil ihn die Sonne blendete, und schaute über die Schiffe hinweg aufs weite Meer, dessen flache Wellen unaufhörlich dem Land zuzutreiben schienen, ohne es zu überfluten. Es schien ihm trügerisch, das Meer, und er hatte im Gegensatz zu seinem Sohn nicht die geringste Lust, sich den schwankenden Holzplanken da vorn anzuvertrauen und sich über die endlose Wasserwüste schaukeln zu lassen. Dann lieber eine Felswüste um sich haben oder natürlich noch lieber die Berge Israels, an deren Hängen und in den Ebenen zwischen ihnen sich fruchtbares Land erstreckte, die Lebensgrundlage der Israeliten. Das Meer war ihm fremd, und wenn er es gelegentlich von einem der höchsten Berge aus von ferne gesehen hatte, war ihm nie der Wunsch eingekommen, es aus der Nähe zu sehen, sein Rauschen zu hören, seinen Salzgeruch zu atmen. Er war froh, daß jetzt sein Blick am Horizont den Höhenzug des Karmels erspähte. Wie ein Damm ragte er ein Stück in die Meeresflut hinein, den umherirrenden Augen einen Ruhepunkt bietend.

König Baalasor ahnte nicht, daß Jehu das Meer mit Scheu, ja geradezu mit Furcht betrachtete. Ihm war wie allen Tyrern die See vertraut, sie war die Lebensbasis der Hafenstädte, wie es dem Israeliten sein Acker- und Weideland war. Beinahe leidenschaftlich pries er das Leben am Meeresufer, die Schiffahrt, den Handel mit den Reichtümern ferner Küsten, und ihm fiel gar nicht auf, daß er in seinem Gast kaum Wißbegier und Bewunderung zu wecken vermochte. Er sprach über seine Pläne, den Hafen auszubauen und zugleich die Befestigungsanlagen der Stadt zu verstärken, denn Akko sollte für alle Zeiten ein betriebsamer und wehrhafter Außenposten des tyrischen Seereiches sein. Diesen Ausführungen hörte Jehu allerdings interessiert zu, denn in Fragen der Machtsicherung und -erweiterung, der Befestigungsbauten und der Feindabwehr kannte er sich aus.

Am Nachmittag saßen die beiden Könige jeder für sich mit ihren Beamten zusammen und ließen sich über deren Verhandlungsergebnisse vom Vormittag berichten. Am Morgen des dritten Besuchstages erklärten dann Baalasor und Jehu einander feierlich, daß sie die Abmachungen billigten, und während eines Opfers am Altar der Göttin Astarte schworen sie, daß sie das Abkommen getreulich erfüllen und einander in fester Freundschaft verbunden bleiben wollten.

In der Gewißheit, drei gute Tage verbracht zu haben, verabschiedeten sich die beiden Könige. Der wahrscheinliche, erneute Versuch des Assyrerkönigs, Damaskus und Israel ebenso tributpflichtig zu machen wie Hamat und auch Tyros, sowie der Streit zwischen Israel und Damaskus um das Land Baschan hatten in ihren Gesprächen keine große Rolle gespielt. Baalasor hatte gemeint, Jehu solle das tun, was seinem Reich am wenigsten schade und den Handel mit Tyros in möglichst vollem Umfang aufrechtzuerhalten gestatte. Was ihn selbst betreffe, so zahle er seit Jahren an König Salmanassar Tribut, und er habe nie Anlaß gehabt, seine Entscheidung zu bereuen. Irgendwann würde ja auch die Kraft Assurs erschöpft sein, und es werde wieder Ruhe einkehren in den Ländern Kanaans. Und ob Jehu mit König Hasael gegen die Assyrer ziehe oder ob er die Waffen gegen Hasael kehre, um ihm Baschan wieder zu entreißen – Damaskus werde wie Israel ein Handelspartner von Tyros bleiben. Jehu hatte diese Erklärungen so ähnlich erwartet, und sie bestärkten ihn in seinem Vorsatz, sich dem Feind Salmanassar zu unterwerfen, damit der noch gefährlichere Gegner Hasael geschlagen und gedemütigt werde. Daß Israel sich mit dem Reichtum von Tyros nicht messen konnte, würde der Assyrerkönig in seiner Tributforderung hoffentlich berücksichtigen. Gegenüber Baalasor hatte Jehu jedoch den Eindruck erweckt, als sei er noch am Abwägen, was er zu tun gedenke, zumal ihm sein Gott Jahwe noch nicht eindeutig seinen Willen offenbart habe. Baalasor hatte verständnisvoll genickt und versprochen, Jehu zu benachrichtigen, wenn sich im nächsten Jahr die Assyrer in Marsch setzten.

Nach Samaria zurückgekehrt, wies Jehu Schemaja an, ihm über die Weizen- und Öllieferungen an Tyros genauestens und laufend Rechenschaft abzulegen. Achan erhielt den Auftrag, über das Königstreffen in Akko einen Bericht zu verfassen und im Palastarchiv zu verwahren. Nahum entsandte er auf eine Inspektionsreise in die großen Garnisonen Megiddo und Hazor sowie in die kleineren Truppenstandorte an den Reichsgrenzen diesseits und jenseits des Jordans. Er sollte überall die genaue Anzahl der stationierten Mannschaften feststellen und in den kleinen Standorten die Eignung der Kommandeure und die Einsatzbereitschaft, Kampfkraft und Ausrüstung der Truppe beurteilen. Einige Soldaten aus Iras Palastwache und zwei Schreiber würden seine Gehilfen sein. Nahum gefiel der Auftrag, er nahm sich vor, mit strengem Auge alles aufzudecken, was die Militärmacht des Reiches schwächen konnte, und Jehu ein Bündel von Maßnahmen vorzuschlagen, um die Schlagkraft Israels zu vervollkommnen.

Die Geschäftigkeit dieser Tage nach seiner Rückkehr täuschte Jehu aber nicht darüber hinweg, daß ihm die letzte Gewißheit fehlte, ob sein Vorhaben, sich dem Assyrerkönig zu unterwerfen, wirklich eine Entscheidung war, die Israel und ihm selbst jenen Nutzen brachte, den er bezweckte. Hatte sich in Achans Worten, dem Schreiber unbewußt, tatsächlich Jahwe ausgesprochen? Ziemte es sich, den Gott Israels um eine deutliche Bekundung seines Willens zu bitten? Und wenn, dann wie? Bei Träumen wußte man nie genau, ob sie göttlichen Ursprungs waren. Auch den Losorakeln der Priester war nicht zu trauen, zumal Eran ein Gegner und Abiram in Bet-El ein alter Schwätzer war. Sollte er selbst sich in die Einsamkeit zurückziehen und dort abwarten, bis sich Jahwe ihm in glaubhafter Weise offenbarte? Aber stand es dem König Israels denn an, seine Beamten und Offiziere für unbestimmte Zeit allein zu lassen und im unwegsamen Felsgebirge zu fasten und zu beten, bis sich Jahwe zu einer Antwort erweichen ließ? Nein, er, Jehu, war von Jahwe erwählt, mit seiner Hilfe hatte er den Thron von Samaria eingenommen, Jahwe würde ihm auf jeden Fall helfen, mit den räuberischen Feinden fertigzuwerden. Vielleicht war es gar nicht richtig, wenn er von seinem Gott die Zustimmung zu seiner Entscheidung verlangte. Mußte er nicht eher erwarten, daß Jahwe ihn warnte, falls die Entscheidung falsch war? Und falls er das nicht tat, daß er dann die Entscheidung billigte?

Nach langem Grübeln glaubte Jehu endlich zu wissen, wie er seine Unsicherheit überwinden konnte. Er wollte seinen Entschluß dem Gottesmann Natan vortragen. Der Alte stand Jahwe zweifellos nahe, wahrscheinlich so nahe wie keiner der Israeliten sonst. Wenn Natan ihm abriet, sich vor dem Assyrerkönig zu demütigen und sich von dessen Raubgier loszukaufen, dann konnte er gewiß sein, daß Jahwe selbst ihm abriet. Dann blieb ihm nichts übrig, als sich mit dem aramäischen Räuber gegen den assyrischen Räuber zu verbünden und mit ihm gegen den Assyrer zu Felde zu ziehen.

Zunächst wollte er Bidkar in seinen Plan einweihen. Der Freund sollte ihn nach Gilgal begleiten. Denn Bidkar war Zeuge gewesen, als ihm Natan und Elischa die göttliche Erwählung zum König Israels übermittelt hatten. Und Bidkar wußte König Hasael richtig einzuschätzen und verachtete ihn deshalb zutiefst. Bidkar war ein ebenso selbstloser Berater wie Natan. Wußte der Gottesmann, was für Israel gut war, so wußte der Freund, was für ihn, Jehu, gut war.

Bidkar war allerdings entsetzt, als Jehu ihm in dürren Worten erklärte, daß er sich König Salmanassar unterwerfen wolle, damit Hasael gegen die Assyrer ganz allein stehe und von ihnen zu Boden geworfen werde, so daß er Israel nie mehr bedrohen könne. Falls er nicht überhaupt im Kampf umkomme, was das beste wäre. Es beruhigte Bidkar auch nicht, daß Jehu sich erst nach dem Urteil des Gottesmannes Natan endgültig zu entscheiden gedachte. Allein schon der Gedanke, daß sich das stolze Israel dem Räuber aus Assyrien, den einst König Ahab im Bündnis mit Damaskus und Hamat zurückgeschlagen hatte, zu Füßen werfen wollte, erschien ihm als eine Beleidigung des Herrschergottes Israels. Er warnte: „Jahwe wird dir das Königtum wegnehmen und es einem anderen geben, der Israel vor seinem Feind beschützt, statt ihn herbeizurufen! Und dein Volk wird dich vom Thron stoßen, wenn es erfährt, daß du es dem Assyrer preisgeben willst!“

Die starken Worte Bidkars hörte Jehu mit Unbehagen. Er fürchtete nicht so sehr Jahwes Zorn, denn wenn ihm Natan abriet, wollte er die skandalöse Idee der Unterwerfung ja fallenlassen. Aber ihn ängstigte die Möglichkeit eines Volksaufstands. War ein solcher nicht sogar dann denkbar, wenn Jahwe den Kniefall vor Salmanassar duldete? Hatten die Israeliten nicht jedesmal gebangt, wenn das Gerücht aufkam, daß die Assyrer heranzogen? Doch halt, dieser Gedanke war falsch! Denn die Israeliten hatten gefürchtet, daß König Joram den Assyrern im Kampf nicht standhalten könnte – jetzt jedoch würde es ja gar nicht erst zum Kampf kommen. Das Volk brauchte sich nicht zu ängstigen, und an einen Aufstand würde deshalb niemand denken.

Jehu wies Bidkars Unheilsahnungen entschieden zurück und appellierte an seinen Haß gegen den Aramäer Hasael. Ob er denn nicht begreife, daß der Kniefall vor Salmanassar Hasael in den Abgrund stürzen solle. Und genau das werde geschehen. Schließlich gab Bidkar nach und erklärte, daß auch er das Urteil Natans als Gottesurteil anerkennen wolle. Und daß ihn Jehu als ersten in sein unsägliches und riskantes Vorhaben einweihte und ihn als Begleiter nach Gilgal mit-

nahm, das war trotz der Auseinandersetzung um die Sache doch so etwas wie Balsam auf die verwundete Seele Bidkars.

Um Samaria nicht erneut zu Vermutungen und Gerüchten Anlaß zu geben, verließen Jehu und Bidkar zur Nachtzeit heimlich die Burg. Der Burgkommandant Ira war als einziger in Ziel und Zweck ihrer Reise eingeweiht. Er selbst öffnete den beiden das Tor. Sie hatten sich in abgetragene Kleidung geworfen, die Köpfe mit Tüchern umhüllt und ritten auf Eseln, denn auch draußen im Land wollte Jehu von niemandem erkannt sein. Auf Fragen zur Abwesenheit des Königs sollte Ira antworten, daß dessen Vater ihn dringend zu sich gerufen habe.

In Gilgal angekommen, fanden die Gotteswortsucher Natan auf der Bank vor seiner Hütte sitzen. Ein Jahr lang hatten sie ihn nicht gesehen. Er schien geschwächt und zu einer längeren Reise wohl nicht mehr fähig, aber ansonsten gesund zu sein. Der Alte begrüßte den Erwählten Jahwes, nachdem er ihn erkannt hatte, ehrerbietig und verbarg sein Erstaunen, das an Bestürzung grenzte, denn die Verkleidung der Ankömmlinge und ihr fehlendes Gefolge zeigte, daß sie ihn nicht besuchten, weil Gilgal zufällig in der Nähe ihres Weges lag. Irgendetwas Bedrohliches schien bevorzustehen, und der König war offenbar ratlos. Natan lud ihn und Bidkar ein, neben ihm Platz zu nehmen.

Ein jüngerer Mann, der ihm jetzt zur Hand ging, seit Elischa fort war, setzte den Gästen zerbröckelnde Brotfladen und in mundgerechte Bissen geschnittene Wurzeln vor und stellte einen Wasserkrug daneben. Die Ankömmlinge ließen sich nicht anmerken, daß sie solch schlichte Kost schon lange nicht mehr genossen hatten, und das Wurzelgemüse fanden sie sogar wohlschmeckend. Nachdem die üblichen Fragen nach dem Ergehen und den Lebensumständen beantwortet waren, berichtete Jehu dem Alten in gebotener Kürze, wie König Joram und seine Mutter Isebel gestorben waren und wie er selbst König geworden war, wie er in Samaria die Macht ergriffen und in Bet-El Jahwes Segen empfangen hatte. Natan hörte aufmerksam zu, nickte manchmal, äußerte auch gelegentlich ein verwundertes „Ach!“ oder ein knurriges „So,so!“, schließlich meinte er, daß es für einen König noch viel schwerer sei als für einen gewöhnlichen Mann, in Streitfällen Gerechtigkeit zu üben.

Jehu schaute den Alten, der sich soeben das rechte Auge wischte, das seit einiger Zeit immer wieder ein wenig tränte, mißtrauisch an. Was sollte diese Bemerkung, zu der er gar keinen Anlaß gegeben hatte? Dahinter steckte doch eine bestimmte Absicht. Er sagte: „Du hast recht. Ich bemühe mich jedoch sehr, jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Bidkar kann es bestätigen.“

Natan räusperte sich anhaltend, wischte dann auch das andere Auge trocken, und endlich nannte er den Grund für seine Bemerkung: „Es mag wohl ein halbes Jahr her sein, da kam Elischa und brachte seinen Vater mit. Der hatte seinen anderen Sohn, den du zum Soldaten gemacht hast, von dir zurückerbeten, aber du hast dessen Herausgabe verweigert. Dieser Mann lobte deine Gerechtigkeit nicht. Ich habe ihn getröstet, denn ich dachte, ihm hättest du doch den Sohn zurückgeben können, dessen Arme er so dringend brauchte.“

Jehu wollte aufbrausen, besann sich aber im letzten Moment darauf, neben wem er saß, und antwortete bemüht ruhig: „Es scheint, daß dir Elischas Vater nicht die volle Wahrheit gesagt hat. Sein Sohn Setur ist freiwillig Soldat geworden, niemand hat es von ihm verlangt. Und als Ersatz für seinen Soldatensohn habe ich dem Vater einen meiner Knechte angeboten. Aber diese Großzügigkeit hat er starrsinnig abgelehnt. Nennst du mich immer noch ungerecht?“

Natan starrte wortlos in die Ferne. Jehu nahm an, daß er sich schämte, weil er Elischas Vater geglaubt und seinem König eine Ungerechtigkeit zugetraut hatte. Er wollte die Verlegenheit des Alten sogleich ausnutzen, um dessen Ja zu seiner Absicht zu erlangen, Damaskus den Assyrern zu überlassen und so den einen Feind durch den anderen Feind unschädlich zu machen. „Ich konnte Setur seinem Vater nicht zurückgeben“, begann er, „denn ich kann keinen einzigen Soldaten entbehren. Ich habe sowieso zu wenige, um Israel vor seinen Feinden zu bechützen. Und eben das führt mch zu dir. Erlaube, daß ich dir Israels Gefährdung und meine Zwangslage erkläre!“

Natan gab sich, als habe er die Bitte nicht gehört. Er verglich im stillen den früheren Offizier Jehu mit dem jetzigen König Jehu, und er konnte sich nicht klarwerden, was ihn am König störte. Dann kam ihm sein unhöfliches Schweigen zum Bewußtsein. „Der Tag hat sich geneigt“, sagte er, obwohl es noch lange nicht Abend war, und er unterdrückte ein Gähnen. „Auch ihr werdet müde sein. Um Wichtiges zu erörtern, sollte man nachdenken können. Haben deine Erklärungen nicht bis morgen Zeit?“ Jehu mußte anstandshalber zustimmen, aber er tat es widerwillig, und seine Miene zeigte, daß ihn der Aufschub verdroß.

Am nächsten Tag führte Natan seine Gäste gleich nach dem kargen Morgenmahl zu dem uralten Steinmonument, wo er so gern saß. Jehu war unausgeschlafen und mürrisch, denn Bidkar hatte ihm am Abend vorher bis in die Nacht hinein in den Ohren gelegen, auf das beabsichtigte Gespräch zu verzichten, weil der alte Gottesmann den Kniefall vor dem Assyrerkönig sowieso ablehnen und überdies als Beleidigung Jahwes verurteilen werde. Jetzt bot Jehu alle Beredsamkeit auf, die ihm zur Verfügung stand, um Natan von der im Vergleich mit der Gefährlichkeit Salmanassars außerordentlichen Bedrohung Israels durch Hasael zu überzeugen.

Für Natan bestand die Feindschaft zwischen Jehu und Hasael allerdings lediglich darin, daß der Aramäer sich das Land Baschan angeeignet hatte. Gehörte aber dieses Land überhaupt zu Israel? „Erinnere dich an meinen Besuch bei dir in Ramot!“ sagte er, als Jehu schwieg, damit der Alte endlich mit seiner Meinung herausrückte. „Ich habe dir damals König Jorams Verwerfung durch unseren Gott angekündigt. Und du wirst sicherlich noch wissen, warum Jahwe sich gegen den Ahabsohn entschieden hatte.“ Als ihn Jehu verständnislos anstarrte, fuhr er fort: „Joram führte Krieg gegen die Moabiter. Die bedrohten jedoch Israel gar nicht. Kriege gegen Völker, die Israel nicht bedrohen, sind Jahwe gleichgültig. Seine Kriege sind diejenigen, die Israels Könige gegen die echten Feinde Israels führen. Verstehst du mich?“ Jehu hatte den Blick von ihm abgewandt, er ahnte, was Natan mit seiner Rede meinte. Der Alte sah, daß der König ihn zu begreifen begann, und wurde noch deutlicher: „Was für ein Unterschied ist denn zwischen König Jorams Moabiterfeldzügen und deinem Wunsch, über die Aramäer herzufallen, statt gemeinsam mit ihnen die Assyrer zu verjagen? Das Land Baschan hat einst König Omri seinem Reich ebenso einverleibt wie das Land Gad. Beim Streit um beide Länder geht es also gar nicht darum, Israel vor einem Feind zu schützen. Es geht allein um die Macht der Könige Israels. Da hast du meine Antwort, König Jehu. Gott über deine Unschlüssigkeit zu befragen, ob du gegen den König von Assur oder gegen den von Damaskus ziehen sollst oder ob du den einen durch den anderen willst niederwerfen lassen, eine Frage darüber an unseren Gott ist unnötig. Eine solche Frage hieße, den Gott zu versuchen. Jahwe hat ein für allemal seinen Willen kundgetan. Mehr kann ich dir nicht sagen.“

Jehu wandte sich mit einem Ruck dem Alten zu und rief: „Du irrst,Natan, wenn du glaubst, daß es zwischen mir und Hasael nur um Baschan geht!“ Er warf einen Seitenblick auf Bidkar, der bisher mit verschlossenem Gesicht trotzig geschwiegen hatte, wandte sich dann wieder dem Gottesmann zu und fuhr fort: „Ich werde dir jetzt ein Geheimnis anvertrauen, das bisher außer mir nur Bidkar kennt.“ Und er berichtete Natan, daß Hasael auf den Thron von Damaskus nur dadurch gelangt war, indem er seinen Vorgänger ermordet hatte, und daß Hasael ihm, Jehu, dringend geraten hatte, das gleiche zu tun, nämlich König Joram umzubringen und sich selbst zum König Israels zu machen. Und nicht genug damit: Hasael wollte ihn mit dem Königsmord in die Hand bekommen und zu seinem Vasallen machen. Jehus Rede wurde wieder erregter. „Das will Hasael noch immer!“ brach es aus ihm heraus. „Den gemeinsamen Feldzug gegen den Assyrer will er dafür nutzen. Er ist der Todfeind Israels, nicht Salmanassar! Ich als Gefolgsmann Hasaels, Gott Jahwe dem Aramäergott Hadad unterworfen – ist nicht der Gedanke daran schon einer Gotteslästerung nicht fern?“

Es hielt Jehu nicht mehr neben dem Alten, der betroffen den Kopf gesenkt hielt. Er sprang auf und ging aufgeregt hin und her. Alle Müdigkeit war längst von ihm abgefallen. Nie war ihm so klar wie jetzt, daß er Jahwes Ja zu seinem Kniefall vor dem Assyrerkönig brauchte. Und daß Natan, der Mann, der von Jahwes Kriegen mehr wußte als jeder andere, ihm dieses Ja zusagen mußte. Er sah, daß Bidkar, der Freund, ebenso ungeduldig wie er selbst auf eine Äußerung Natans wartete.

Der Alte hob endlich den Kopf, strich seinen langen Bart glatt und forderte Jehu auf, sich wieder hinzusetzen. Leise kam seine Antwort: „Du hast nun zwei Feinde Israels dir gegenüber. Aber ein neues Wort Jahwes wird nicht ergehen. Du bist der König, du mußt Israel vor beiden Feinden schützen. Tu, was du für richtig hältst, und vertraue auf Jahwe! Er hat dich erwählt, er wird seine Hand über dich halten, wenn du dich deiner Erwählung würdig erweist. Versichere dich der Liebe deines Volkes, indem du Gerechtigkeit übst und die Last, die es trägt, leichter machst! Gib die prunkende Burg Samaria auf und wähle dir einen bescheideneren Platz für deinen Thron! Verkleinere deine Soldatentruppen! Die Männer Israels können sich selbst vor ihren Feinden schützen. Wenn die Israeliten spüren, daß du ihr Hirte bist und nicht der Wolf, der die Herde umkreist, werden sie dich lieben und dir willig folgen. Und Jahwe wird mit dir sein!“

War das die Antwort, die Jehu ersehnte? Natan saß zusammengesunken da, die Augen geschlossen, die Hände um den Stock gelegt, der ihn beim Gehen stützte. Jehu begriff, daß die Antwort des Alten endgültig war, es würde keine Erklärung mehr folgen. Er sah Bidkar an. Der rollte die Augen und schüttelte den Kopf. Offenbar wollte er ausdrücken, daß ihm die Rede des Alten nur leeres Geschwätz war und er deshalb die Reise hierher für der Mühe nicht wert hielt. Das erhoffte Gottesurteil war ausgeblieben.

Jehu wandte sich enttäuscht von seinem Freund ab. Er drückte die knochigen Hände des Gottesmannes und dankte ihm für seine hilfreichen Antworten „Ich werde sie bewahren“, versprach er, „und das Gotteswort, das du einst empfangen hast und dessen lebendiges Gefäß du bist, das soll mir wie ein Feldzeichen sein, das mir vorangetragen wird.“ Und ohne Übergang kündigte er an, daß er und Bidkar noch vor dem Mittag den Rückweg antreten wollten. Natan nickte müde, und als er und seine Gäste wieder bei den Hütten angelangt waren, beauftragte er seinen Gehilfen, die Reisenden mit frischem Brot und Trinkwasser zu versehen.

Beim Abschied rief der Alte den Segen Jahwes auf den König herab, und Jehu fand noch einmal herzliche Worte für ihn. Bidkar ließ es bei einer Verbeugung, wie sie jedem Greis als Gruß zuteil wurde, bewenden. Später, er und Jehu waren schon ein größeres Wegstück von Gilgal ent-

fernt, wagte er die Frage: „Was willst du nun tun? Sollen in Samarias Ruinen wildernde Hunde umherstreunen und tagscheue Eulen nisten? Willst du die Hälfte deiner Soldaten entlassen, damit sie fortan als Räuberbanden das Land unsicher machen? Nur dann wird Jahwe mit dir sein, so hat es der Alte gesagt."

„Mir scheint, du hast nicht richtig hingehört", erwiderte Jehu ruppig. „Er hat gesagt: Tu, was du für richtig hältst! Jahwe wird seine Hand über dich halten!"

„Dann muß sich dieser Natan während des Gesprächs zweigeteilt haben", höhnte Bidkar. „Den einen hast du gehört, den anderen ich."

„Laß mich in Frieden!" schrie Jehu den Freund an. Bidkar wäre am liebsten vom Weg abgebogen, um den König allein weiterziehen zu lassen. Ihn schauderte. Nachdem sich Gott Jahwe von König Joram losgesagt hatte, war der Ahabsohn verblendet in seinen Untergang marschiert. Hatte Jahwe nun auch Jehu schon wieder fallengelassen? Erlag Jehu der gleichen Verblendung wie Joram? Bidkar seufzte hörbar, aber Jehu schenkte dem keine Beachtung.

31

Seit der Rückkehr aus Gilgal war Bidkar ein unglücklicher Mensch. Er gestand sich ein, daß die schleichende Entfremdung zwischen ihm und Jehu nicht mehr rückgängig zu machen war. Ihn verband mit Jehu nur noch die Erinnerung an das in einstiger Freundschaft gemeinsam Erlebte. Und er wurde den Gedanken nicht los, daß der Gott Israels Jehu ebenso verwerfen werde, wie er Joram von sich gestoßen hatte. Um nicht länger den Launen des Königs ausgesetzt zu sein, der ihn nur noch rief, wenn er ihn zu brauchen meinte, und ihn ansonsten übersah, wollte er weg aus Samaria, fort aus dieser Palastenge, die ihn bedrückte, weil er täglich fühlte, wie überflüssig er hier war. Was ihn in der Königsburg seiner Meinung nach einzig noch hielt, das war die Bitte seiner Frau Schimat, Jehus Frau Ada hier nicht allein zu lassen. Denn Ada fühlte sich genauso einsam wie Bidkar, und Schimat war ihre einzige Gesellschaft, die sie vor dem Absinken in dauernde Schwermut bewahrte. Aber ohne daß er es sich recht eingestand, hielt Bidkar in Jehus Nähe auch die Neugier, was Jahwe mit seinem Erwählten tun werde, wenn der sich wirklich dem Assyrerkönig zu Füßen warf.

Im Gegensatz zu Bidkar war Jehu guter Dinge, seit er Natans „Tu, was du für richtig hältst!" gehört hatte. Dessen Forderungen, Samaria als Königssitz aufzugeben und die Anzahl der Soldaten zu reduzieren, sah er nicht an die Zusage gebunden, daß Jahwe seine Hand über ihn halten werde. Nicht mehr der Gottesnahe hatte diese Wünsche ausgesprochen, sondern einfach ein alter Mann, der so manches von sich gab, worüber man nur nachsichtig lächeln konnte. In dieser Weise bog sich Jehu zurecht, was er in Gilgal zu hören bekommen hatte.

Ungeduldig wartete er auf Nahums Rückkehr von dessen Inspektionsreise. Aber als der Heerführer fünf Wochen nach seiner Abreise wieder eintraf, machte ihm dessen Bericht keine Freude. Überall in den Garnisonen fehlte es an der vollen Mannschaftsstärke. Selbst Abihu in Megiddo hatte zugeben müssen, daß er sich hinsichtlich der Anzahl seiner Wagenkrieger und der zu ihnen gehörenden Hilfskräfte erheblich getäuscht hatte. Daß auch in seiner ehemals eigenen Truppe Leute fehlten, verschwieg Nahum zwar nicht, aber er nannte weniger Fehlstellen, als es tatsächlich waren. Die Feldzüge König Jorams hatten Lücken in den Mannschaftsbestand gerissen, die nie zielstrebig aufgefüllt worden waren. Hinzu kam, daß in den Grenzstandorten außer in Ramot der Zustand der Einheiten zu wünschen übrig ließ. Nahum übergab dem König eine Aufstellung der Gesamtstreitmacht Israels nach ihrer tatsächlichen Stärke, eine Liste der vorhandenen Ausrüstungen, Waffen und Pferde, einen Zustandsbericht der Unterkünfte und Depots, eine Übersicht der notwendigen Baumaßnahmen und Neuanschaffungen sowie einen Vorschlag für die Auswechslung einiger Kommandeure.

Jehu lobte Nahum für die gründliche und sachliche Untersuchung, die nichts beschönigte. Sicherlich hatte keiner der früheren Könige Israels sich eine solch genaue Übersicht über die Leistungsfähigkeit des Königreichs zum Verteidigungs- und zum Angriffskrieg verschafft. Aber das Ergebnis blieb ernüchternd und bestärkte Jehu in seiner Absicht, den Krieg gegen das Assyrerheer unbedingt zu vermeiden, um die eigene Streitmacht vor weiteren Verlusten zu bewahren, damit er sie später gegen die geschwächten Aramäer ins Feld führen konnte.

Die Zeit der ersten Regenschauer hatte eingesetzt, aber Jehu wollte noch vor Beginn des eigentlichen Winters die höchsten Befehlshaber mit den im Frühjahr bevorstehenden Ereignissen vertraut machen. Als ersten informierte er den Heerführer. Nahum verschlug es die Sprache wie vor ihm Bidkar, und er fragte sich einen Moment lang, ob die Königswürde Jehu den Verstand geraubt hatte. Aber als ihn der so Verdächtigte über die noch größere Gefährlichkeit des Aramäerkönigs aufklärte, begriff er den Zweck des beabsichtigten Kniefalls vor dem Feind aus dem fernen Zweistromland. Dennoch erschien ihm das Ganze noch immer als ungeheuerlich. Die Aussicht, daß die Mannschaften aus Hazor und Megiddo unter seinem Befehl Baschan befreien würden,

während die Aramäer sich gegen die Assyrer wehrten, versöhnte ihn allerdings mit der unerhörten Absicht des Königs. Schließlich erwähnte Jehu noch, daß er Jahwe um Rat gefragt habe und der Gott ihm freie Hand lasse. Er tat es beiläufig, als verstehe sich das göttliche Einverständnis von selbst. Nun trug Nahum keine Bedenken mehr, dem Plan zuzustimmen, und er nannte ihn sogar trotz der Wagnisse, die er enthielt, großartig und bewundernswert.

Nun galt es, die Befehlshaber der Garnisonen Megiddo und Hazor in den Entschluß des Königs einzuweihen. Jehu und Nahum trafen sich mit ihnen in Megiddo. Auch diese Beratung war von einer längeren Überzeugungsarbeit geprägt. Vor allem Abihu, Jehus langjährigem Freund, fiel es schwer, sich Israels König vor dem Assyrerherrscher kniend vorzustellen. Als er aber endlich einsah, daß die Assyrer auf diese Weise gewissermaßen zu Jehus Helfern werden sollten, die den wirklichen Feind Israels niederschlugen und damit Israel die Arbeit abnahmen, schwenkten auch Hiddai und Mattan ohne weitere Vorbehalte auf die Idee des Königs ein. Nur Elkana blieb bei seiner Ansicht, daß der beabsichtigte Kniefall Jehus eine Schande für Israel sei. Als ihn Jehu fragte, ob er den gleichzeitig vorgesehenen Einsatzbefehl zur Befreiung Baschans verweigern werde, lenkte er jedoch ein. Eine Absetzung von seinem Posten wollte er nicht riskieren.

Jehu verpflichtete seine fünf obersten Befehlshaber zum vorläufigen Stillschweigen gegenüber ihren Untergebenen und fuhr am nächsten Tag hinüber nach Jesreel, um dort nach dem rechten zu sehen. Erfreut stellte er fest, daß es keinen Grund gab, den Einsatz Schebas als Palastkommandanten zu bereuen. Der Nabotsohn erwies sich als durchaus geeignet für diese Stellung, und trotz seiner Jugend gehorchten ihm seine Männer, von denen manche bedeutend älter waren als er. Jehu hatte vor, mit seiner Familie den Winter statt in der Bergfestung Samaria hier in Jesreel zu verbringen. Hier konnte er rasch einmal hinüber ins nahe Megiddo, um seine Freunde Abihu und Hiddai zu besuchen. Und vielleicht würde Ada hier inmitten der weiten Ebene, die ihr vertrauter war als die Berglandschaft um die Königsburg, von ihrem Trübsinn genesen und zu ihrer früheren Fröhlichkeit zurückfinden. Aber als ihm Scheba erneut die Frage nach der Rückgabe des väterlichen Besitzes stellte und ihn damit in Erklärungsnot brachte, gab er das Vorhaben auf. Wie sollte er wochenlang Tag fürTag in Schebas enttäuschtes und vielleicht sogar widersetzliches Gesicht sehen? Wo er doch wußte, daß er den Kanzler nicht absetzen und ihm damit auch nicht jenen Besitz, den Scheba beanspruchte, wegnehmen konnte? Die einzige Möglichkeit, den Nabotsohn zufriedenzustellen, war, Schemaja ein anderes Landgut anzubieten, so daß er freiwillig auf das Nabotgut in Jesreel verzichtete. Denn dem Kanzler den strittigen Besitz einfach wegzunehmen, was natürlich in seiner Macht lag, war praktisch undurchführbar. Schemaja würde seine Unentbehrlichkeit schamlos ausnutzen und ihm, seinem König, schaden, soviel er konnte, und ihr Verhältnis wäre unerträglich zerrüttet.

Jehu vertröstete Scheba auf das kommende Jahr und nahm sich vor, im nächsten Sommer, wenn wieder Ruhe im Land war, mit Schemaja wegen des Nabotbesitzes zu verhandeln. Sollte der Kanzler einem Tausch nicht zustimmen, dann wurde er, Jehu, vor Scheba allerdings zum Wortbrüchigen. Und durch den Enttäuschten würden alle erfahren, daß der König sich dem Kanzler unterworfen hatte. Erst dem Assyrerkönig, und danach auch noch sogar dem eigenen Beamten! Jehu kehrte ob dieser widerwärtigen Aussicht übellaunig nach Megiddo zurück, und weil er selbst mit Abihu nicht über den Grund seiner Mißstimmung sprechen wollte, verließ er mit Nahum schon bald die Garnison.

Als die Regenzeit voll einsetzte, hatte sich seine Verdrossenheit noch kaum gelegt. Schon jetzt hätte er allerdings mit dem Kanzler über den Nabotbesitz sprechen können, um endlich Klarheit in dieser Frage zu gewinnen. Zeit dafür hatte er nun genug. Aber er unterließ es, er fürchtete ein Nein Schemajas zu einem eventuellen Landguttausch. Seine wichtigsten Gesprächspartner waren Nahum, Achan und Ira. Mit dem Heerführer erörterte er König Jorams Feldzüge, und gemeinsam versuchten sie herauszufinden, was der Vorgänger alles falsch gemacht hatte, so daß ihm, der doch ein kriegerischer König gewesen war, so wenig Erfolg gegenüber den Moabitern beschieden war. Von Achan ließ sich Jehu fast das gesamte Schrifttum erklären, das im Archiv aufbewahrt war. Und Ira unterhielt ihn mit mancher lustigen Geschichte über Isebel und Joram und dessen Frauen, denn der Palastkommandant war ein guter Beobachter und hatte einen besonderen Blick für die Lächerlichkeit so mancher Episode, deren Zeuge er gewesen war.

Die Hauptregenzeit ging auch einmal vorüber. Die Israeliten, ihr König, seine Beamten und seine Soldaten konnten zufrieden sein. Der Regen war ausreichend gewesen, die Äcker waren bestellt, die Zisternen gut gefüllt. In Samaria traf ein Bote aus Tyros ein. König Baalasor teilte König Jehu brieflich mit, daß die Assyrer aufgebrochen seien, um den Euphrat zu überschreiten. Ihre Ziele seien zweifellos die bisher unbezwungenen Reiche Damaskus und Israel. König Salmanassar befehlige selbst sein Heer. Falls nun König Jehu seinem, Baalasors, Beispiel folgen wolle, solle er sich dem Boten anvertrauen, der habe Vollmacht zur Beratung und Unterstützung des Königs von Israel.

Nun mußte Jehu auch seine Beamten in sein großes Vorhaben einweihen. Achan hatte schon bestürzte Augen gemacht, als sein Gehilfe den Brief vorgelesen hatte, denn dessen Schluß deute-

te ja darauf hin, daß der König sich gleich seinem Handelsfreund von Tyros dem Assyrerkönig unterwerfen wollte. Aber zunächst schickte Jehu die beiden Beamten fort und blieb mit dem Abgesandten des Königs von Tyros allein. Er fragte den Mann, was sein Herr mit dem Hinweis auf Beratung und Unterstützung meine. Der Bote, offenbar kein untergeordneter Kurier, sondern ein Vertrauter Baalasors für spezielle Aufgaben, erklärte, daß er, falls der König von Israel eine Nachricht an den König von Assur übermitteln wolle, den Überbringer dieser Nachricht in das Feldlager König Salmanassars führen werde. König Jehu brauche lediglich seinen Boten auszuwählen, ihm eine mündliche Botschaft aufzutragen und ihn mit einem Reittier zu versehen. Für alles andere, was zu der Reise nötig sei, werde der König von Tyros sorgen. Denn zunächst müßten sie beide, er und Jehus Bote, nach Tyros. Von dort zögen sie dann inmitten einer Karawane tyrischer Kaufleute dem assyrischen Heer entgegen. Übrigens eile es mit dem Aufbruch, denn die Assyrer kämen möglicherweise schneller voran als gemeinhin anzunehmen.

Jehu bewunderte im stillen König Baalasors Hilfsangebot und empfand große Dankbarkeit dafür. Er hätte sonst seinen eigenen Boten aufs Geratewohl losschicken müssen. Seinem Handelsfreund war offenbar viel daran gelegen, daß Israel sich den Assyrern unterwarf statt einen Waffengang mit ungewissem Ausgang zu wagen. Er dankte dem Tyrer für seine Erklärung und versicherte, daß er das Angebot seines königlichen Bruders Baalasor gern annehmen wolle. Schon am kommenden Morgen werde sein Bote reisefertig sein.

Jehu stürzte sich tatkräftig in die unmittelbare Vorbereitung seines Vorhabens. Er rief Nahum zu sich und ernannte ihn zu seinem Gesandten an den König der Assyrer, um ihm die Unterwerfung Israels anzubieten. Kein anderer als der kluge und gewandte Heerführer kam seiner Ansicht nach für diese schwierige und gewagte Mission in Frage. Und Nahum glaubte durch den Auftrag bestätigt, daß er wirklich der Zweite im Reich nach dem König war.

Nachdem er Nahums Zusage erlangt hatte, setzte Jehu eine Sofortberatung an, zu der er den Kanzler Schemaja, den Schreiber Achan, den Palastvorsteher Otniel, den Burgkommandanten Ira und den Priester Eran berief. Auch Nahum nahm an der Besprechung teil. Den Priester Abiram aus Bet-El wollte er später informieren, denn auch er, und eigentlich noch dringender als Eran, sollte Bescheid wissen, was der König zu tun gedachte. Bidkar zog er zu der Beratung nicht hinzu. Nur beiläufig teilte er ihm mit, daß er nun seinen Schlag gegen König Hasael unmittelbar vorbereite. Der frühere Schildträger nahm das kommentarlos zur Kenntnis, was seinem König recht war.

Es ging schon auf den Abend, als die Geladenen im königlichen Kabinett versammelt waren. Jehu eröffnete ihnen mit dürren Worten seinen Entschluß und dessen Zweck. Ihre Aufgabe sei es, alles Erforderliche zu tun, damit das Unternehmen erfolgreich durchgeführt werden könne.

Zunächst folgte seiner Erklärung eine ungewöhnliche Stille, es schien allen die Sprache verschlagen zu haben. Selbstverständlich hatten sie geahnt, daß es die Assyrergefahr war, die den König von Tyros zu einer neuerlichen Botschaft veranlaßt hatte. Achan war der einzige, der es definitiv wußte und sich bereits zusammengereimt hatte, daß Jehu Unerwartetes ausbrütete. Aber die anderen Beamten hatten sich nichts anderes vorstellen können, als daß der König gegen die Todfeinde ins Feld ziehen werde, gemeinsam mit dem König von Damaskus, nach einem Friedensschluß mit diesem. Und nun also das genaue Gegenteil ihrer Vermutungen! Kein Wunder, daß sie erschrocken schwiegen. Aber als Nahum einige ergänzende Bemerkungen machen wollte, war der Bann plötzlich gebrochen, und alle begannen durcheinanderzuschreien, ihr sonst so würdevolles Auftreten vergessend. Keiner fand an dem Unterwerfungsvorhaben etwas, was zu bejahen gewesen wäre.

Als sich die Erregiung ein wenig legte, war es Schemaja, der als erster seine Bedenken, die er lautstark geäußert hatte, vorsichtig zurückzunehmen wagte. Jehu hatte das eigentlich von ihm auch erwartet. Denn vor allem dem Kanzler mußte daran gelegen sein, daß die Gefahr kriegerischer Verwüstungen gebannt wurde, damit die Abgaben an den König keinerlei Einbuße erlitten. Und außerdem ließ Schemaja sowieso keine Gelegenheit aus, um sich beim König einzuschmeicheln. Otniel trat dem Kanzler an die Seite, denn auch er war natürlich daran interessiert, daß die königlichen Ländereien, denen er vorstand, unversehrt blieben. Achan ärgerte sich, daß vermutlich er selbst unbeabsichtigt Jehu auf dessen schlimme Idee gebracht hatte. So meinte er nun, daß es der König mit Gott Jahwe ausmachen müsse, ob er im Verzeichnis der Könige Israels als erster König erscheinen wolle, der sich dem Feind kampflos unterwarf. Diese Stellungnahme des Schreibers enttäuschte Jehu, er hatte von ihm mehr Verständnis für den Sinn seiner Entscheidung erwartet. Nicht unvermutet kam ihm dagegen Erans giftiger Einspruch. „Israel ist mächtig geworden durch die Siege über seine Feinde!“ rief der Priester aufgebracht. „Jahwe hat Freude am Krieg gegen seine Verächter! Glaubst du, er wird es hinnehmen, wenn du dich vor dem Feind niederwirfst, statt ihn zu erschlagen? Fürchtest du nicht die Totengeister König Ahabs und König Jorams, wenn sie heraufkommen werden, weil Israel, das wie ein Wildstier unter den Völkern wütete, nun wie ein getretener Hund um Erbarmen winselt?“

Achan schüttelte mißbilligend den Kopf, als er die haßerfüllte Rede hörte, und Schemaja ließ ein warnendes „Du sprichst mit dem König!“ hören. Noch deutlicher wies Ira den bösartigen Ein-

wurf des Priesters zurück. Zwei zornige Falten hatten alles Gutmütige aus seiner Miene getilgt, als er Eran anfuhr: „Hast du nicht gehört, warum der König das tun wird, wofür du ihn beleidigst? Kannst du nicht zwischen Feind und Feind unterscheiden? Es ist eine Kriegslist, zu der sich der König entschlossen hat, und Jahwe wird Gefallen daran haben! Verstehst du deinen Gott nicht mehr, du Diener an seinem Heiligtum?“

Jehu hatte von Ira, obgleich der ein Mann seines Vertrauens war, eine solch energische Verteidigung gar nicht erwartet. Er nickte dem Kommandeur dankbar zu und faßte die Beratung zusammen. Jeder wisse nun darüber Bescheid, was er, der König, tun werde, und jeder sei verpflichtet, das Seinige zum Erfolg beizutragen. Er schaute jeden scharf an, den Priester mit finsterem Blick, und erhob sich. Die Beratung war zu Ende.

Am nächsten Morgen verließen Nahum und der Abgesandte des Königs von Tyros Samaria. Sie hatten es eilig. Jehu sah den beiden Reitern nachdenklich hinterher. Sein Wohl und Wehe legte er nun in die Hand des Assyrerkönigs. Erschrocken korrigierte er sich sofort: Selbstverständlich hatte er es in die Hand Jahwes gelegt! Jahwe würde ihm gegen Salmanassar beistehen und gegen Hasael an seiner Seite sein. Aber zunächst hieß es wieder einmal warten, denn erst in frühestens drei Wochen würde Nahum zurückkehren. So nutzte Jehu die Zeit für weitere Besprechungen.

Zunächst bestellte er die Kommandeure der Grenzstandorte sowie Scheba zu sich und informierte auch sie über das kommende Geschehen. Meinungsäußerungen ließ er gar nicht erst zu. Scheba versprach er bei der Verabschiedung, daß er nach dem Abzug der Assyrer und der Rückeroberung Baschans sich um seinen Besitzanspruch kümmern werde. Den Kommandeur von Ramot behielt er zurück und beriet mit ihm die Einzelheiten des Angriffs auf Baschan, sobald die Heere Salmanassars und Hasaels aufeinandergetroffen sein würden.

Nach dieser Beratung begab sich Jehu nach Bet-El. Der Priester Abiram fand das Vorhaben seines Schwiegersohns keineswegs so gotteslästerlich wie sein Konkurrent Eran, ja nicht einmal abwegig, denn es richtete sich ja, wie ihm Jehu versicherte, gegen den gefährlicheren Feind Hasael. Im übrigen jedoch interessierte ihn, was da im fernen Norden vor sich ging, wie gewöhnlich nicht allzusehr. Aber hellhörig machte ihn Jehus Überzeugung, daß Jahwe den Plan gebilligt habe. Ihn, den Oberpriester des königlichen Heiligtums von Bet-El, hatte Jehu doch gar nicht aufgefordert, sich der göttlichen Zusage zu vergewissern. Wer hatte ihm dann den Gotteswillen verkündet? Doch nicht Eran, von dessen Feindschaft gegen den König er wußte. Etwa Natan, dieser anmaßende Narr mit dem lächerlichen, langen Bart? Aber eine Frage nach diesem möglichen Konkurrenten hielt er für unter seiner Würde. Er fragte vielmehr, wie es seiner Tochter Ada und den Kindern gehe, denn beim letzten Besuch Jehus mit seiner Familie war ihm natürlich das Zerwürfnis der Eheleute aufgefallen. Jehu erwiderte, daß es allen gut gehe und Ada an Bidkars Frau Schimat eine echte Freundin habe, und Abiram mußte sich mit dieser Antwort zufriedengeben.

Jehus Besuch bei seinem Vater Joschafat fiel ebenso kurz aus wie die Begegnung mit dem Schwiegervater. Und auch Joschafat zeigte sich bereit, das Vorhaben Jehus zu akzeptieren, das er für eine zwar gewagte, aber zulässige Kriegslist hielt, ganz so wie Ira. Aber mehr als über die Zustände im Norden des Landes sprach Joschafat über seine Beinschmerzen, die ihn seit dem vergangenen Winter ärger als sonst plagten. Jehu versprach, ihm ein Krüglein des teuren Gileadbalsams zuzuschicken, der ihm sicher genauso helfen würde wie dem König von Tyros.

Als Jehu wieder in Samaria anlangte, waren fast schon zwei Wochen vergangen, seit Nahum sich auf die Suche nach dem assyrischen Heer begeben hatte. Er befahl dem Priester Eran, ihm ein zweites Mal den Tempelschatz zu zeigen. Diesmal begnügte er sich nicht mit einem neugierigen Überblick. Einer von Erans Gehilfen mußte ihm diese und jene der Kostbarkeiten reichen, damit er sie näher betrachten konnte, und einem Schreiber nannte er diejenigen Stücke, die er für den Tribut an den Assyrerkönig bestimmte, damit der sie in die Liste schrieb, die er anfertigen sollte. Eran sah der Aktion mit haßerfülltem Blick zu, als seien diese Schätze sein Eigentum und nicht der König von Israel der Herr über sie, als sei Jehu ein fremder Räuber, der sich am Tempelgut vergriff. Jehu hatte sich in Akko von König Baalasor darüber beraten lassen, wie ein Tribut auszusehen habe, damit er vom Assyrerkönig gnädig angenommen werde. Als er demgemäß glaubte, daß die Auswahl reiche, um von Salmanassar die Verschonung Israels zu erlangen, ließ er Eran mit seinem Haß allein. Die vom Schreiber ins reine geschriebene Liste gab er dem Palasthauptmann Ira und unterwies ihn, was er zu tun habe, wenn die Zeit zur Übergabe gekommen sei. Und dem Kanzler kündigte er an, daß er neben dem Heerführer sein Begleiter zum Assyrerkönig sein werde. Schemaja bedankte sich säuerlich lächelnd für die Ehre.

Nach nur einem weiteren Tag Aufenthalt in Samaria machte sich Jehu auf in die galiläische Felsenfestung Hazor. Denn mit Nahum hatte er die Garnison als Treffpunkt bei dessen Rückkehr ausgemacht. Er zog über Megiddo, und dort besprach er mit Abihu und Hiddai, wie ihr Einmarsch in Baschan erfolgen sollte, wenn die Zeit dafür gekommen war.

Jehu war erst zwei Tage in Hazor, da traf ein Eilbote König Hasaels ein, der eigentlich hier nur hatte erfahren wollen, wo sich König Jehu aufhielt, und nun froh war, gar nicht weiter ins Land hinein ziehen zu müssen. Es war derselbe Mann mit den schlechten Manieren und dem noch

schlechteren Kanaanäisch, der Jehu vor eineinhalb Jahren in Ramot aufgesucht hatte. Seine mündliche Botschaft lautete: „So spricht Hasael, der König von Aram, zu Jehu, dem König von Israel: Die Assyrer ziehen mit einem starken Heer heran. Nun brich dein Schweigen und sei mein Waffenbruder! Sonst werden die Räuber auch dein Land verwüsten und deine Männer töten. Nimm deine Streitmacht und führe sie zu mir nach Damaskus! Wir werden gemeinsam den Räubern entgegenziehen. Dein Gott sei mit dir!“

„Also kommen sie doch!“ sagte Jehu und gab sich den Anschein, als erfahre er jetzt erst den Anmarsch des Feindes. „Selbstverständlich werde ich deinem König beistehen“, versicherte er dem Boten. „Sage König Hasael, daß ich unverzüglich meine Mannschaften aufbieten werde!“ Der Aramäer behielt sein mürrisches Gesicht, obwohl er doch die gewünschte Antwort erhalten hatte, und machte sich sofort auf den Rückweg. Jehu aber freute sich über den Hilferuf aus Damaskus. Hasael ängstigte sich offensichtlich vor den Assyrern und gab zu, daß er ihn, Jehu, dringend brauchte. Der Plan, den Aramäer in die Niederlage ziehen zu lassen, würde aufgehen.

Einen Tag später traf Nahum ein. Jehus erste Frage war nicht, wie König Salmanassar das Unterwerfungsangebot aufgenommen hatte, sondern wo Nahum auf dessen Heer gestoßen war. Die Antwort, das sei an der nördlichen Grenze des Königreichs Hamat gewesen, machte Jehu klar, daß höchste Eile geboten war, die vorgesehenen Maßnahmen einzuleiten. Vorausgesetzt, König Salmanassar hatte das Unterwerfungsangebot überhaupt angenommen. „Was hat der König gesagt?“ war daher seine zweite Frage.

Nahum schnaufte ärgerlich. „Der König? Der spricht nur mit Königen, nicht mit deren Abgesandten. Ihn habe ich gar nicht zu Gesicht bekommen. Irgendeiner seiner Würdenträger hörte sich deine Botschaft an, und erst nach zwei Tagen rief er mich wieder zu sich, um mir die Antwort seines Königs zu übermitteln.“

„Und?“ rief Jehu ungeduldig. „Wie lautet die Antwort?“

Nahum holte tief Luft, als setze er zu einer längeren Rede an. Aber dann war seine Auskunft kürzer als zu erwarten: „Der König wird die Männer von Damaskus schlagen, die Stadt erobern und ihren Fürsten, falls er sich unterwirft, zu seinem Vasallen machen. Wenn deine Krieger die Damaskuskrieger zugleich von Süden her angreifen, so daß sie in der Zange zappeln, so sollst auch du Vasall des Königs sein. Er wird dich in Damaskus empfangen und dort deine Geschenke entgegennehmen. Erwarte in der Festung Hazor seinen Boten!“

Jehu erschrak. So hatte er sich die peinliche Unterwerfungsszene nicht vorgestellt. Wollte Salmanassar etwa ihn, der freiwillig zur Tributleistung bereit war, und seinen Feind Hasael, zu dessen Niederlage er sogar beitragen sollte, nebeneinanderstellen und sich an diesem Anblick belustigen? Dann wäre der ganze, schöne Plan verfehlt, sein Zweck so gut wie hinfällig. Hatte etwa Gott Jahwe dem Assyrerkönig die Idee eingegeben, zwischen ihm und Hasael nicht zu unterscheiden? Hatte der alte Natan gelogen, und Jahwe war gegen die Unterwerfung Israels, wie Bidkar, Elkana und Eran meinten? Aber hatte denn der Gott Israels überhaupt Macht über den Assyrerkönig? Doch wohl kaum. Wahrscheinlich war es einfach der Übermut des Assyrers, der hinter seiner tückischen Idee steckte.

Jehu blickte in Nahums erwartungsvolles Gesicht und riß sich zusammen. Jetzt waren nicht Grübeleien, sondern Taten gefragt. Er fertigte einen Eilkurier nach Samaria ab. Ira sollte die für den Tribut vorgesehenen Stücke aus dem Tempelschatz entnehmen und sie nach Hazor bringen. Schemaja sollte ihn begleiten. Ein zweiter Kurier ritt nach Megiddo mit dem Befehl an Abihu und Hiddai, ihre Mannschaften wie besprochen im Eilmarsch über den Jordan nach Ramot zu führen und dort auf den Angriffsbefehl zu warten. Und schließlich ließ Jehu Streifscharen von Hazor aus in Richtung Damaskus ausschwärmen, um zu erkunden, wo und wie König Hasael dem Feind entgegentreten wollte.

Die Berichte dieser Kundschaftertrupps waren ziemlich gleichlautend und eindeutig. In der gesamten Gegend bis Damaskus hin hatten sie keinen einzigen aramäischen Soldaten zu Gesicht bekommen. Hasael war dem Feind nach Norden entgegengezogen, um bereits an der Grenze seines Reiches eine Schlacht zu erzwingen. Tage später griffen Jehus Kundschafter einen Krieger Hasaels auf, der aus dessen Heer warum auch immer davongelaufen war. Der Mann berichtete, Hasael sei wieder umgekehrt, weil das Assyrerheer weit größer sei als vermutet. Er habe nun seine Streitmacht in der Bergfestung am Hermon postiert, um die Assyrer von oben her zu überfallen, wenn sie herangezogen kämen.

Jehu und Nahum waren sich einig, daß die Zeit zur Rückeroberung Baschans gekommen war. Falls Hasael auch Baschan bereits geräumt hatte, um alle seine Krieger gegen die Assyrer einsetzen zu können, sollten die eigenen Streitkräfte Baschan nach Osten durchqueren und ins Haurangebirge ziehen, das zum Reich von Damaskus gehörte, dort die aramäischen Besatzungen niedermachen und die Siedlungen ausplündern und verwüsten, damit Jehu dem Assyrerkönig glaubhaft machen konnte, daß er gegen die Aramäer wie verlangt gekämpft habe.

Als die Streitwageneinheit Hazors und die Mannschaften zu Fuß sich in Marsch setzten, um von Norden her in Baschan einzurücken, zog Nahum an der Spitze dieses Heeresteils. Ein Kurier

jagte zugleich nach Ramot, damit Abihu und Hiddai nun von Süden her in Baschan einmarschierten. Nahum sollte die Befreiung des Landes leiten und nach der Vereinigung der beiden Heeresteile die weiteren Aktionen festlegen und dann sofort nach Hazor zurückkehren.

Jehu blieb in Hazor mit einer Sicherheitstruppe der Garnison und seiner Leibgarde unter Rafus Kommando zurück. Er fühlte sich unbehaglich, weil er an diesem Feldzug, der doch wie keiner zuvor der seine war, nicht teilnehmen konnte. Abgeschnitten vom Geschehen, machte er sich große Sorgen. Aber er mußte hier ausharren, bis die Aufklärer, die er gleichfalls bei sich behalten hatte, ihm den Fall von Damaskus meldeten und bis der angekündigte Bote der Assyrer eintraf. Hoffentlich kamen bald Ira und Schemaja mit dem vorgesehenen Tribut!

Jehus Sorgen waren jedoch unnötig, denn alles verlief für ihn so vorteilhaft, wie er es sich nur wünschen konnte. Seine Streitkräfte fanden auch in Baschan keinen einzigen aramäischen Soldaten vor. Sie richteten in den Städten wie früher Besatzungen ein. Nachdem sich die Heeresteile aus Hazor und Megiddo vereinigt hatten, übergab Nahum den Oberbefehl an Abihu und schickte das Heer unter dessen Führung wie vorgesehen ins Haurangebiet. Er selbst kehrte nach Hazor zurück, wo inzwischen Schemaja und Ira mit dem Tribut eingetroffen waren.

Jehus Kundschafter berichteten von einer gewaltigen Schlacht zwischen den Assyrern und den Aramäern am Fuße des Hermon, vom Rückzug der Aramäer in ihre gut befestigte Stadt Damaskus und von der beginnenden Belagerung der Residenz durch die Assyrer. Während Ira mit seiner Begleitmannschaft zurück nach Samaria zog, richteten sich Jehu und seine Gefolgsleute in Hazor auf eine längere Wartezeit ein. Wer weiß, wie lange es dauerte, bis Damaskus erstürmt wurde oder freiwillig die Tore öffnete. Aber eine Übergabe war unwahrscheinlich, denn die Kundschafter hatten sagen hören, daß Hasael am Leben sei und die Verteidigung der Stadt leite.

Doch die Israeliten täuschten sich in der Annahme, daß eine längere Belagerung der Feindesstadt bevorstand. König Salmanassar war ein erfahrener Feldherr. Er wußte, daß sein Heer die befestigte und reichlich mit Nahrung und Wasser versehene Stadt in absehbarer Zeit gar nicht würde einnehmen können. Im Gebirge Bäume zu fällen, um daraus Sturmleitern und Rammböcke zu zimmern, war ein langwieriges und mühsames Unterfangen. Inzwischen würde die Versorgung des eigenen Heeres schwierig werden, denn Hasael hatte die Lebensmittelvorräte der Umgebung von Damaskus rechtzeitig in die Stadt bringen lassen. Nur Trinkwasser war vor der Stadtmauer ausreichend vorhanden. Und so hatte Salmanassar entschieden, die Hälfte seines Heeres ins fruchtbare Haurangebirge zu schicken, um dort leichtere Beute als hier zu machen und dem widerspenstigen Aramäerreich weiteren Schaden zuzufügen.

Inzwischen waren aber schon die Israeliten unter Abihus Kommando ins Haurangebiet eingedrungen und hatten begonnen, die Bewohner auszurauben und ihre Dörfer niederzubrennen. Als sich die Assyrer näherten, ließ Abihu ihrem Anführer ausrichten, daß sie die Krieger König Jehus seien und verabredungsgemäß die Besatzungen König Hasaels niedermachten. Was allerdings nicht stimmte, denn auch diese Gegend hatte der Aramäerkönig bereits von allen Soldaten entblößt. Der Anführer der Assyrer ließ Abihu sagen, er solle seine Krieger nach Baschan zurückführen, denn hier würden sie nicht mehr gebraucht.

Nach der systematischen Verwüstung des Haurangebietes kehrten die Assyrer mit reicher Beute an Getreide und an Schlacht- und Tragtieren, auch an Metallen und Edelsteinen aus den Häusern der Reichen zu ihrem Herrn Salmanassar zurück, der vor Damaskus gelagert hatte und dessen hier verbliebene Mannschaften unterdessen Ausfallversuche der Aramäer vereitelt hatten.

Nun schickte König Salmanassar, den der Raub aus dem Haurangebirge verschmerzen ließ, daß er diesmal Damaskus noch nicht hatte erobern können, seinen Boten nach Hazor zum unterwerfungswilligen König der Israeliten. Jehu vermutete, als ihm der Mann gemeldet wurde, daß nun Damaskus gefallen sei, und ihn schauderte es, wenn er sich vorstellte, dort Hasael zu begegnen, den er absichtlich im Stich gelassen hatte. Aber die Botschaft des Assyrerkönigs, übrigens in gut verständlichem Kanaanäisch vorgetragen, lautete ganz anders als erwartet. König Salmanassar werde, von Damaskus kommend, an der Festung Hazor vorüberziehen und auf seinem Marsch zum Meeresufer Galiläa durchqueren. Jehu solle sich dem Heereszug anschließen und veranlassen, daß die Armee unterwegs mit Nahrung, Wasser und Futter für die Tiere versorgt werde. Der Bote, ein junger Mann, eigentlich vertrauenerweckend, fügte hinzu, daß er selbst hier in Hazor auf das Heer seines Herrn warten und dann Jehu begleiten werde, bis dorthin, wo König Salmanassar die Huldigung seines neuen Vasallen entgegenzunehmen geruhen werde.

Als Jehu die Botschaft oder besser den Befehl des Assyrerkönigs vernahm, hätte er sich beinahe ein wenig gefreut, denn daß ihn Salmanassar nicht nach Damaskus beorderte, konnte ja nur heißen, daß die Stadt dem Angriff widerstanden hatte und er nicht fürchten mußte, neben Hasael vor dem Sieger stehen zu müssen. Aber schon durchfuhr ihn ein gewaltiger Schreck. Wenn die Assyrer Galiläa durchzogen, friedlich, wie der Bote betonte, so hinterließen sie doch ohne Zweifel eine ebensolche Spur der Plünderung und Verwüstung, als wären sie in Feindesland. Aber er mußte sich der Weisung beugen, wie sollte er sich ihr jetzt noch verweigern? So schickte er Leute die Strecke an jenem Höhenzug entlang, der sich quer durchs Bergland bis ans tyrische Meeresufer

hinzog und an dessen Flanke sich die Assyrer bei ihrem Marsch halten mußten. Sie sollten in den Siedlungen am Durchzugsweg das fremde Heer ankündigen und den Bewohnern einschärfen, den Kriegern zu geben, was die an Nahrung und Wasser verlangten.

Es vergingen einige Tage, und die Spitze der gewaltigen assyrischen Armee erschien in Sichtweite der Besatzung von Hazor. Es war aber nur eine Vorausabteilung. Die Marschkolonne hielt an, und Jehu befürchtete schon, daß die Krieger zur Festung heraufkommen würden. Aber der Abgesandte der Assyrer beruhigte ihn. König Salmanassar wolle hier weiter nichts als die Burg von Hazor, von der er schon viel gehört hatte, mit eigenen Augen sehen. Jehu ergänzte im stillen, daß Salmanassar einschätzen wollte, ob eine Erstürmung der Burg möglich sei, falls sich der König von Israel widerspenstig zeigte. Als sich die Truppe unten im Tal über den weiteren Weg verständigt hatte, errichtete sie aus aufgelesenen Steinen rasch eine Art Wegweiser und zog davon. Der assyrische Gesandte forderte Jehu nun auf, sich und seine Begleitung marschfertig zu machen.

Als dann endlich die Hauptmacht der Assyrer an Hazor vorüberzog, Abteilungen zu Fuß, Streitwagenkolonnen, Reitergruppen zu Pferde, mit einem Blick gar nicht überschaubar, zog auch Jehu mit seinem Gefolge hinab, um sich dem Zug der Feinde anzuschließen. Er selbst und Nahum ritten auf Maultieren, Schemaja ließ sich wie gewöhnlich in seinem Tragstuhl befördern. Esel, von Troßknechten geführt, trugen die Körbe mit jenen Schätzen, die den Assyrerkönig erfreuen sollten, sowie die Reiseausrüstung. Rafus Leibgarde war auf 20 Mann reduziert, mehr Bewaffnete hatte der Assyrerbote nicht erlaubt. Er selbst und seine Eskorte von fünf Mann ritten auf Pferden. Als der endlos scheinende Troß der Assyrer vorüber war, schloß sich ihm die kleine Gruppe der Israeliten weisungsgemäß an. Hinter ihnen näherte sich bereits die Nachhut des Assyrerheeres, Fußtruppen und Streitwagen gemischt. Salmanassars Streitwagenleute würden sich beim Zug durchs Gebirge ganz schön abschinden müssen, dachten die Israeliten schadenfroh. Aber einen Nachteil der Schlepperei würden selbstverständlich auch sie spüren, denn der Marschzug kam dadurch nur langsam voran.

Was für eine unsinnige Idee des Assyrerkönigs, ging es Jehu durch den Kopf, durchs galiläische Bergland zu ziehen! Er hätte doch die direkte Straße von Damaskus nach Tyros benutzen können. Offenbar wollte er ihm, Jehu, seine Macht nicht nur zeigen, sondern ihn seine Gewalt auch folgenreich spüren lassen, als Warnung, falls er später etwa wieder aus dem Machtbereich Assurs ausbrechen wollte. Seltsam war allerdings, daß König Salmanassar nirgends im Heereszug zu entdecken war. Die Israeliten nahmen an, daß er auf diesem Marsch durch das Land des neuen Vasallen unerkannt bleiben wollte. Vielleicht mißtraute er einem König, der sich kampflos unterwarf, und fürchtete einen Anschlag oder Hinterhalt.

Bald beschäftigte Jehu jedoch eine andere Beobachtung viel stärker. Mit Bitterkeit stellte er fest, daß seine schlimmsten Befürchtungen eingetroffen waren. Er und sein Gefolge zogen über zerstampfte Äcker und Weideflächen, und in der Ferne zeigte sich einer der großen, königlichen Getreidespeicher aufgebrochen und in Trümmern liegend. Die Feindschaft der Bewohner dieser Gegenden galt gewiß nicht nur den Assyrern, sondern auch ihrem König, der die Räuber ins Land gelassen hatte. Zwar ließen sich in der Nähe der Ansiedlungen nur ganz vereinzelt Menschen sehen, aber die starrten mit haßerfüllten Blicken dem Zug hinterher. Ernüchtert gestand sich Jehu ein, daß der Preis für die Schwächung des Todfeindes Hasael zu hoch war.

Nach vielen freiwilligen und unfreiwilligen Aufenthalten und einigen Nachtlagern erreichte die langgezogene Kolonne jenen Ort, der dem Assyrerkönig von tyrischen Beratern für ein Denkmal seiner Anwesenheit vorgeschlagen worden war. Die Gebirgswand, die dem Marsch die Richtung vorgegeben hatte, endete hier steil abstürzend an der Meeresküste. Das war das Kap des Baal, und Salmanassar freute sich, daß der namengebende Gott den mächtigen Kalksteinfelsen im Sonnenlicht blendend weiß erstrahlen ließ. Er sah darin das Zeichen, daß ihn die Gottheit willkommen hieß.

Das Heer errichtete sein Lager zu Füßen des hohen Felsmassivs, und auch den Israeliten wurde eine Stelle für ihre Zelte zugewiesen. Sie fragten sich, wie lange die Assyrer hier auf engstem Raum, wo die Versorgung für Mensch und Tier aus örtlichem Aufkommen kaum möglich war, sich aufzuhalten gedachten. Von ihrem assyrischen Begleiter, der sich noch immer um sie kümmerte, erfuhren sie, daß der König von Tyros mit einer Schiffsladung Brot- und Futtergetreide den Unterhalt des Heeres sichere. Und daß König Salmanassar schon für den übernächsten Tag den Weitermarsch nach Tyros befohlen habe. Am Abend informierte der Betreuer, daß die Huldigung Jehus am kommenden Morgen stattfinden werde, nachdem König Salmanassar mit den Gottheiten des Meeres und des Berges, Astarte und Baal, Zwiesprache gehalten habe.

Die Nachtruhe der Israeliten war kurz. Der Assyrerkönig hatte seinem Heer nämlich Wein ausschenken lassen, den ebenfalls König Baalasor angeliefert hatte, und ob die Krieger nun ihr Wüten in der Damaskus-Oase und im Haurangebiet feierten oder die endliche Ankunft am Meer, sie sangen und grölten immer lauter, bevor sie endlich der Schlaf überwältigte. Und kaum schickte die Sonne ihre ersten Strahlen über die Berge, da stand schon der Assyrer vor den Zelten der Israeliten und mahnte zum Aufbruch. Er führte sie aus dem Heerlager hinaus und dann einen win-

dungsreichen Pfad bergan, bis sie in einiger Entfernung ein Felsplateau erblickten. Dort, vom lebhaften Lagertreiben ungestört, standen die Zelte des Assyrerkönigs und seiner höchsten Würdenträger. Jetzt mußten die Israeliten ihre zwei Packesel zurücklassen, und die wertvollen Tributstücke übernahmen nun die Männer der Leibgarde, die sich zu Trägerknechten erniedrigt fühlten. So ging es in feierlich gemäßigtem Schritt zum Ort der Zeremonie. An der Spitze Jehu, dicht hinter ihm Nahum und Schemaja, danach Rafu und seine Träger. Der assyrische Wegführer hielt sich seitlich von Jehu in einigem Abstand. Noch einmal wurde ihnen Halt geboten, dann nahm sie ein Ordner in Empfang und führte sie an prunkvollen Zelten und grimmig dreinschauenden Leibwächtern vorüber, bis sie vor dem Herrn Assyriens und aller Länder, die er sich unterworfen hatte, standen.

Aber als erstes fesselte ihre Augen das Meer, das sie von ihrem Lagerplatz aus nicht hatten sehen können. Grünlichgrau, aber von der Morgensonne rosig angehaucht, lag es unterhalb des Felsplateaus vor ihnen, und nirgends als hier an diesem Vorgebirge schien den unheimlichen Fluten eine Grenze gesetzt. Jehu riß die Augen schnell von der ungeliebten Wasserwüste los und wandte den Blick jenem Mann zu, in dessen Gewalt er sich begeben hatte. König Salmanassar schaute jedoch seinen neuen Vasallen noch gar nicht an. Er stand nahe dem Felsrand, dem Meer zugewandt, neben sich einen schmalen Räucheraltar, den ein Diener soeben aufhob und davontrug. Die höchsten Würdenträger warteten wie die Israeliten darauf, daß der König seine Versunkenheit beendete. Dort, wo sie standen, waren Teppiche ausgebreitet.

Jehu blieb keine Zeit, den Assyrerkönig zu betrachten. Wie er unterwiesen worden war, trat er auf den Rand jener Matte, die als sein Standort bestimmt war, und beugte den Rumpf, so tief er konnte. Nahum und Schemaja taten es ihm nach. Der Rücken begann ihnen schon zu schmerzen, da endlich hörten sie, daß Jehu sich aufrichten dürfe. Einer der hohen Würdenträger hatte es gesagt, ein des Kanaanäischen mehr schlecht als recht kundiger Mann. Salmanassar stand jetzt bei seinen Beamten, auf dem schönsten der ausgelegten Teppiche. Jehu schätzte ihn um mindestens zehn Jahre älter als sich selbst. Das ergrauende Haar, das ihm unter der Kappe, die er trug, hervorquoll und bis auf die Schulter fiel, und den Bart trug er trotz der frühen Tageszeit sorgfältig gekämmt. Sein purpurblaues Wickelgewand, das bis zu den Füßen reichte, war von Goldfäden durchwirkt und mit bunten Fransen gesäumt. Eine glitzernde Halskette und schimmernde Armreifen vervollständigten seine Audienzerscheinung.

Jehu setzte zu seiner eingelernten Begrüßung an, nachdem ihn der Sprecher aufgefordert hatte, sein Begehren zu nennen: „Lang lebe König Salmanassar, der Geliebte seines Gottes Assur, der Herrscher der Assyrer. Vor dir, mein Herr, steht Jehu, der König der Israeliten. Mich und mein Reich lege ich in tiefer Ergebenheit zu deinen Füßen nieder."

Salmanassar musterte ihn eingehend. Als ihm die Rede übersetzt worden war, huschte ein mokantes Lächeln über seine strenge Miene, und er äußerte irgendetwas. Seine Stimme klang in Jehus Ohren, als knarrte eine Tür in den Angeln. Dem Übersetzer war anzusehen, daß die Worte seines Königs nicht jene huldreiche Antwort enthielten, die hier jeder erwartet hatte. „Zu meinen Füßen?" hatte Salmanassar gesagt. „Ich sehe dort niemanden."

Bevor Jehu die boshafte Bemerkung verstand, war schon sein assyrischer Begleiter neben ihm und flüsterte ihm aufgeregt zu: „Wirf dich nieder, er will es so!" Jehu tat es, seinen Zorn unterdrückend, denn am Abend zuvor war ihm gesagt worden, daß er sich nur zu verbeugen brauche, weil er sich dem König freiwillig unterwerfe.

Salmanassar lächelte erneut, was Jehu mit dem Gesicht am Boden natürlich nicht sehen konnte, und forderte dann den Gedemütigten auf, sich wieder zu erheben. Nun erklärte der Assyrerkönig endlich, was alle von ihm erwarteten, nämlich daß er Jehus Unterwerfung annehme und Israel dem Reich der Assyrer angliedere. Und sofort stellte er die Frage, die ihn seit Jehus Angebot beschäftigte: „Du hast eine große Streitmacht und starke Festungen. Sag mir, warum du dich mir kampflos ergibst!"

Jehu war auf eine Frage dieser Art vorbereitet und erwiderte: „Eines mächtigen Königs Freund zu sein ist besser als sein Feind zu sein."

„Das nenne ich weise gesprochen", urteilte Salmanassar, und er stellte Jehus kluge Entscheidung der feindseligen Haltung seiner Vorgänger Ahab und Joram gegenüber. Aber bei sich überlegte er: Entweder ist dieser Jehu ein Feigling, und er hat einfach Angst vor mir. Oder Israel und Damaskus haben sich entzweit und sind nun Gegner, und er wollte, daß ich seinen Feind schwäche, damit er ihn jetzt leichter bekriegen kann. Aber die Frechheit, mich zu benutzen, wird er wohl doch nicht gewagt haben. Trotz dieser Einschätzung hielt Salmanassar eine Ermahnung seines neuen Vasallen für angebracht: „Höre! Weil du Damaskus nicht gegen mich beigestanden hast, wird dessen Vorsteher, dieser Sohn eines Niemand, der sich anmaßend König nennt, sich an dir rächen wollen. Falls er dazu noch die Kraft hat. Wenn er dich angreift, darfst du dich verteidigen. Aber zieh nicht in sein Land und vor seine Stadt! Ich verbiete es dir! Damaskus gehört mir! Gegen deine anderen Nachbarn hingegen magst du Krieg führen wie es dir beliebt."

Er forderte Jehu nun auf, seine Geschenke sehen zu lassen. Den Trägern der Schalen und Becher aus Gold, der Gold- und Silberbarren, der übrigen wertvollen Gerätschaften schmerzten

schon die Arme, und sie atmeten auf, als Diener einen weiteren Teppich entrollten und zwei der Gefolgsleute des Assyrerkönigs zu ihnen traten und ihnen zeigten, wie sie die gleißenden Kostbarkeiten aufstellen sollten. König Salmanassar machte zwei kleine Schritte zum Teppich hin und warf einen Blick darauf, der gelangweilt wirken sollte. Er wußte, daß er in allen Königreichen, die er bezwungen hatte, als gieriger Räuber gehaßt wurde. Außer vielleicht in den Handelsstädten der Küste, in Tyros, Sidon und den anderen. Deren Herrscher waren froh, daß ihr Reichtum erlaubte, sich von Zerstörung und Verwüstung loszukaufen, ohne daß sie wesentlich ärmer wurden.

„Wenn ich in einem Jahr wiederkomme“, wandte sich Salmanassar an Jehu, „wirst du dich mir erneut dafür erkenntlich zeigen, daß ich dir deinen Feind in Damaskus vom Halse halte.“

Jehu war es, als ob er die Kette der Demütigungen nicht mehr länger ertragen könne. Was für Gesichter hinter ihm Nahum und Schemaja wohl machten? Er hätte sich gern zu den beiden umgedreht, aber das war selbstverständlich nicht möglich. Und die furchtbarste Erniedrigung stand ihm noch bevor. Salmanassar forderte ihn nämlich auf, am Abend gemeinsam mit ihm seinem Gott Assur zu opfern. Damit war die Audienz beendet, und er durfte sich rückwärts gehend entfernen.

Als er dann mit Nahum und Schemaja und Rafus Mannschaft auf dem Rückweg zum Heerlager war, hätte er die Mienen seiner Begleiter prüfen können, doch er schaute starr geradeaus. Aber auch der Heerführer und der Kanzler vermieden es, ihren König anzusehen oder gar anzusprechen.

Erst am nächsten Morgen, als die Assyrer ihr Lager abbrachen und Rafus Männer schon den Packeseln ihre Lasten aufschnürten, versuchten die beiden Beamten, Jehu zu einer Äußerung zu bewegen. Denn seit der Rückkehr gestern abend von Salmanassars Opfer hatte er noch kein Wort gesprochen. Schemaja sagte: „Daß du dem Assyrerkönig Tribut gezahlt hast, wird Gott Jahwe dir nachsehen, denn er weiß ja, warum du es getan hast. Aber ob er dir auch verzeihen wird, daß du dem Gott der Feinde Israels geopfert hast?“ Als Nahum das hörte, knurrte er irgendetwas und blickte den Kanzler grimmig an. An Jehu gewandt meinte er: „Wichtig ist jetzt, nach Galiläa, dorthin, wo wir durchgezogen sind, Weizen zu liefern. Die Leute dürfen nicht Hunger leiden, sonst werden sie aufsässig. Dein Kanzler soll sich gefälligst um die Menschen sorgen, nicht um die Götter.“

Jehu gab weder dem einen noch dem anderen eine Antwort. Sein Gesicht war grau, seine Augen blickten verschleiert. Er schwang sich auf sein Maultier und ritt davon, ohne sich umzusehen. Sein Gefolge holte ihn erst ein, als er anhielt und auf die Männer wartete. Nahum betrachtete ihn mit Sorge. Sah so einer aus, dem sein Vorhaben gelungen war? Und es war doch gelungen! Jetzt konnte es Jehu mit dem kraftlos gewordenen Feind Hasael aufnehmen. Begriff er das etwa nicht?

32

Das Häuflein der Israeliten zog mit seinem schweigsamen König am Meeresufer entlang nach Süden. Nicht etwa, weil die Männer plötzlich Zuneigung zur endlosen Wasserwüste empfanden, sondern weil ihr Proviant fast völlig aufgezehrt war und Schemaja deshalb vorgeschlagen hatte, nach Akko zu marschieren, wo sie auf die Hilfe des Statthalters König Baalasors vertrauen konnten. Daß sie überdies den Rückweg durch den verwüsteten Landstrich Galiläas scheuten, wagten sie sich kaum einzugestehen.

Die Israeliten hatten schon die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, da verließ endlich auch die Nachhut des Assyrerheeres den Lagerplatz am Vorgebirge. König Salmanassar führte seine Armee auf dem schmalen Uferstreifen zu Füßen des Felsmassivs nach Norden, um sich gegenüber der Inselstadt Tyros mit König Baalasor zu treffen und dessen Tribut entgegenzunehmen. Zurück am einsamen Kap blieben nur die Steinmetzen und Bildhauer, die der König auf diese Heerfahrt mitgenommnen hatte, sowie ein Trupp Soldaten zu ihrem Schutz. Auftragsgemäß meißelten die Künstler in den Fels das Bildnis ihres Herrn sowie eine Inschrift, die von seinem siegreichen Feldzug bis an dieses Vorgebirge kündete.

König Jehu und sein Gefolge erfuhren nichts von dieser Verewigung ihres Feindes, und wäre ihnen davon erzählt worden, hätten sie ihre Ohren zugesperrt. Sie wollten sich am liebsten gar nicht mehr an die selbstgewählte Erniedrigung durch den Völkerschrecken Salmanassar erinnern. Zumal der Preis für die beabsichtigte Schwächung des Aramäerreiches durch den Unmenschen, darin waren sich Jehu und seine zwei Beamten einig, allzu hoch war. Der Kniefall vor dem Feind, der gezahlte Tribut, das war zwar einkalkuliert gewesen. Aber die Verwüstung galiläischer Feldfluren hatte niemand vorausgesehen, ja auch gar nicht für möglich gehalten. Das war eine Schandtat, die man keinem König antun durfte, der sich freiwillig unterwarf. Schemaja begann im stillen erneut, Jehus Entscheidung anzuzweifeln. Im Gegensatz zu Nahum, denn der Heerführer war noch immer der Meinung, daß trotz aller Widerwärtigkeiten das Ziel der Unterwerfung erreicht war. Hasael war kein gefährlicher Gegner mehr, er konnte nicht mehr daran denken, Israels König wie seinen Vasallen zu behandeln.

Jehu machte vor allem das Verbot Salmanassars zu schaffen, Damaskus anzugreifen. Wenn er Hasael nicht zeigen durfte, daß jetzt er der Mächtigere von ihnen beiden war, was war dann überhaupt erreicht worden? Gewiß, der ursprüngliche Zweck der Tributzahlung an den Assyrerkönig war erfüllt. Baschan war wieder in seinem Besitz, und Hasael hatte jetzt mit sich selbst zu tun, er war vorerst nicht mehr gefährlich. Aber blieb er nicht trotzdem der eigentliche Gegner Israels? Der irgendwann, falls ihn die Assyrer nicht doch noch entmachteten, zum großen Schlag gegen Israel ausholen würde? Er mußte gezwungen werden, die Macht Israels zu fürchten. Und man mußte ihn weiter schwächen. Warum sollten die Abgaben aus den fruchtbaren Ländereien im Haurangebiet statt nach Damaskus nicht nach Israel fließen? Vieles war denkbar, aber möglich war vorläufig leider nichts. Denn wenn König Salmanassar ihn, Jehu, auf einer Übertretung seines Verbots ertappte, das Aramäerreich anzugreifen, dann würde kein Tribut hoch genug sein, sich von der Bestrafung durch die Assyrer freizukaufen. Noch immer befand sich Israel in der Zwangslage zwischen beiden Feinden – wo war ein Ausweg?

Erst in Akko, wo sich mit der erhofften Hilfe das Bündnis zwischen Israel undTyros bewährte, wurde Jehu bewußt, daß jetzt viel näherliegende Fragen zu beantworten waren. Wohin wollte er eigentlich? Nach Samaria zog es ihn nicht. Sollte er dort Achan, dem Zweifler, Ira, dem Zuversichtlichen, Eran, dem Haßerfüllten, einen vollen Erfolg des Unternehmens verkünden, obwohl er seine Hände gebunden fühlte? Aber auch Jesreel war für ihn kein Reiseziel, denn dort wartete Scheba auf die Rückgabe des väterlichen Erbbesitzes. Und welches waren die nächsten Maßnahmen, die zu ergreifen waren? Was war mit dem Heer, das unter Abihus Führung ins Haurangebirge gezogen war? Jehu wußte ja nicht, daß die Assyrer auch jene Region ausgeplündert und verwüstet hatten und daß seine Streitmacht nach Baschan zurückgezogen war und nun auf einen neuen Befehl wartete. Der Bote, den Abihu nach Hazor geschickt hatte, war dort erst eingetroffen, als Jehu bereits mit den Assyrern abgezogen war. Und er war vorerst in Hazor geblieben, denn er hatte sich gefürchtet, das Assyrerheer einzuholen. Die Besatzung von Hazor hatte ihm nämlich berichtet, daß der König wie ein Gefangener weggeführt worden war.

Als Jehu mit seinen Getreuen von Akko aufbrach, war seine Entschlußkraft wiederhergestellt. Zwei Aufgaben erkannte er als vorrangig. Die Grenze zum Aramäerreich mußte stärker gesichert werden, das hieß, auch im Gebiet der Jordanquellen Truppen zu stationieren. Und die Bewohner Galiläas, deren Speicher ausgeraubt und deren Äcker verwüstet worden waren, mußten vor einer Hungersnot bewahrt werden. Beide Erfordernisse bestimmten das weitere Reiseziel. Das konnte nur Baschan sein. Dort oder weiter im Osten befand sich die gesamte Streitmacht und dort gab es sicherlich Getreide und Vieh, um damit die Not in Galiläa zu lindern. Nahum und Schemaja sahen die gegenwärtige Lage und was sie erforderte ebenso, und auch das trug dazu bei, daß Jehu seinen Gleichmut wiederfand. Obwohl ihm bewußt war, daß er nicht sehr lange damit warten durfte, Jahwe wegen des Opfers für Assur, den Gott der Feinde Israels, zu versöhnen. Im Grunde war das noch wichtiger als die Grenzsicherung und die Notlinderung. Denn wenn er das Opfer an jenem Vorgebirge auch unter Zwang vollzogen hatte, so konnte er doch Schemajas Skepsis, ob Jahwe ihm die Anbetung des Gottes der Räuber verzeihen werde, nicht als grundlos abtun. Und was nutzte es, seine Herrschaft gegen Unruhen im Innern Israels und gegen den Feind in Damaskus zu sichern, wenn ihm der Gott Israels grollte? Aber was nun am wirksamsten wäre, um Jahwes Zorn abzuwenden, blieb ihm noch verborgen. Mit einer einfachen Abbitte war es bestimmt nicht getan.

Wieder auf heimischem Boden, in Megiddo, genoß Jehu mit seinen Gefährten einige Tage der Ruhe. Die Nachricht vom Marsch des Assyrerheeres quer durch Galiläa war bereits bis hierher gedrungen. Der amtierende Festungskommandant konnte nicht verheimlichen, daß in den Dörfern der Umgebung darüber allgemeine Aufregung herrschte. Niemand verstand, was König Jehu bewogen hatte, sich dem Feind zu ergeben, statt ihn gemeinsam mit den Aramäern zurückzuschlagen. Und die Leute befürchteten, daß die Assyrer im nächsten Jahr wiederkommen würden, und sie fragten sich, was der König dann wohl tun werde, um Israel zu beschützen, wie es seine Aufgabe war. Am liebsten hätte Jehu nun für den weiteren Weg seine verkleinerte Leibgarde von 20 Mann durch Soldaten aus Megiddo verstärkt, zumal er den Kanzler nach Hazor schicken wollte, und der brauchte ebenfalls eine Schutztruppe. Aber weil in der Festungsstadt ja nur noch eine Mindestbesatzung zurückgeblieben war, konnte er diese nicht weiter reduzieren.

So bemühte sich Jehus Trupp auf dem Weitermarsch, die Dörfer zu umgehen. Insbesondere seinem alten Freund Jonadab, dem Ältesten der seßhaften Zeltbewohner, wollte Jehu nicht unter die Augen kommen. Wie war das doch vor einem Jahr gewesen! Überall hatten die Menschen ihrem neuen König hoffnungsvoll zugejubelt. Und jetzt war zu befürchten, daß sich die Leute verdrückten, wenn sie den König oder seine Würdenträger erblickten, um sich nicht grüßend verbeugen zu müssen, oder daß sie vielleicht sogar Schimpfworte murmelten. Jehu war drauf und dran, seine Gelassenheit wieder zu verlieren, denn er wollte doch von seinen Untertanen geliebt sein.

Aber ohne Zwischenfälle erreichte der Trupp jenen Hügel, wo sich Schemaja von Jehu und Nahum trennen mußte, denn er sollte in Hazor auf die Hilfslieferungen warten, die Jehu für die notleidenden Dörfer Galiläas jenseits des Jordans zusammenzubringen gedachte. Von Hazor aus

sollte dann alles verteilt werden. Jehu und die Beamten trafen letzte Absprachen, und Rafu gab den fünf Soldaten, die den Kanzler begleiten sollten, noch einige Anweisungen, als plötzlich aus der Schar, die mit Jehu und Nahum weiterziehen sollte, einer rief: „Da vorn hockt einer und beobachtet uns!“

Rafus Kopf fuhr herum. Lauerte da etwa eine Bande, um den König zu überfallen? Er sah, daß Jehu den Ruf des Soldaten gar nicht beachtet hatte, und machte ihm Meldung. Und sofort schickte er zwei Mann los, die sollten erkunden, was das für einer war, der da hockte und sie anglotzte. Als die zwei Soldaten sich dem Verdächtigen näherten, erhob der sich und kam auf sie zu. Jetzt sahen alle, daß der vermeintliche Attentäter keine Schreckgestalt war, sondern ein schmächtiges Männlein, halbnackt, mit einem Lumpen notdürftig umhüllt. Die Soldaten nahmen ihn in ihre Mitte, aber nicht wie einen Festgenommenen, sondern wie einen guten Bekannten, und als sie näherkamen, löste sich das Rätsel: Der Aufgegriffene war Elischa.

Er trat vor den erstaunten Jehu und verbeugte sich artig vor ihm, mit einer Hand den Lumpen festhaltend, damit der nicht herunterrutschte und ihn völlig entblößte. „Wo kommst du denn her?“ fragte Jehu, halb argwöhnisch, halb belustigt. „Und wie siehst du denn aus?“

Elischa war um eine Antwort nicht verlegen: „Ich habe dich gesucht, mein König, und bin erfreut, dich hier gefunden zu haben, wo ich dich suchte.“ Er machte eine Pause, die Verblüffung der Umstehenden genießend. Da er sich als Vertrauten des Königs sah, durfte er sich das seiner Meinung nach trotz seines abgerissenen Aufzugs erlauben. Aber nun beeilte er sich doch, die zweite Frage Jehus zu beantworten: „Und daß ich dir derart unschicklich unter die Augen trete, kommt daher, daß ich deine Taten vor verstockten Ohren gepriesen habe.“

Nun wollte Jehu Genaueres wissen. Er ließ eine der mitgeführten Decken herbeibringen, damit der vermutlich Überfallene seine Blöße verhüllen konnte, und ging mit ihm und den beiden Beamten ein wenig abseits, während die Eskorte sich der unerwarteten Rast hingab. Jehu forderte Elischa auf zu berichten, was er seit dem vergangenen Sommer getrieben hatte, denn sein Auftrag war ja gewesen, in Galiläa den Wechsel im Königtum als ein Geschenk Jahwes an sein Volk Israel zu preisen.

Elischa erzählte, daß er zunächst im Dorf Schunem hier ganz in der Nähe einige Zeit verbracht hatte, im Hause eines wohlhabenden Mannes, dem zu seinem Glück nur ein Erbe fehlte. Obwohl ihn seine junge Frau diesbezüglich enttäuscht hatte, wollte er sie doch nicht verstoßen. Er hatte zu seinen verstorbenen Vätern und auch zum Gott des Berges Tabor gebetet, damit sie den Leib seines Weibes aufschlossen, aber es war alles vergeblich gewesen. Um ihm zu helfen, hatte Elischa gemeinsam mit ihm mehrfach Gott Jahwe und gemeinsam mit seiner Frau die Göttin Aschera angefleht. Daraufhin war die Frau tatsächlich schwanger geworden. Elischa aber hatte, wie Jehus Auftrag lautete, seine Wanderung nach Norden angetreten. „Kreuz und quer bin ich durch das untere und das obere Galiläa gewandert und habe überall deinen Ruhm verkündet, und mein Gott hat mich viele Wunder tun lassen“, prahlte er. „Und so glaubten mir die Leute, und die Ältesten baten mich in ihre Häuser, wo sie mich reich bewirteten.“ Als die Regenzeit nahte, war Elischa zurück nach Schunem gegangen, wo ihn der werdende Vater und seine schwangere Frau wiederum gastfreundlich aufgenommen hatten. Der Frühling war gekommen und mit ihm Gerüchte, wonach die Assyrer zwar im Anmarsch seien, aber Israel verschonen würden. Und das von seinen Gastgebern inbrünstig erflehte Kind kam zur Welt. Aber als man in Schunem erfuhr, daß das Heer der Feinde durch Galiläa gezogen war – das ganze Land hätten sie mit Duldung König Jehus verwüstet, so lauteten die Nachrichten – , da habe ihn der undankbare Gastgeber verprügeln lassen, weil er dessen Vorwürfe gegen König Jehu energisch zurückgewiesen habe. Nackt und bloß habe ihn der Königsverleumder und Jahweverächter davongejagt, und nur einen Lumpen, der da zufällig herumlag, habe er greifen und sich damit bedecken können. Mit knapper Not sei er dem Gelächter und der Verachtung der Leute von Schunem entkommen. Aber Gott Jahwe habe ihm Rettung verheißen, indem er ihn wissen ließ, daß König Jehu von Megiddo her durch die Ebene zum Jordan ziehen werde. Und so habe er hier gewartet, um sich in die schützenden Arme seines Königs zu flüchten.

Jehu sah durch die Erzählung jene Warnungen bestätigt, die er in Megiddo wegen des Unmuts der Landleute erhalten hatte. Nahum aber blickte den Schwätzer, dem er zum erstenmal begegnete, zweifelnd an. „Dein Freund aus Schunem hat dich wirklich nur wegen deiner Reden gezüchtigt?“ Er schüttelte den Kopf und fragte weiter: „Wann ist denn das Kind geboren?“

Elischa konnte der klaren Frage nicht ausweichen und antwortete: „Gestern abend.“

Nahum setzte die Befragung fort: „Und während die Frau in den Wehen lag und ihre Schmerzensschreie das ganze Haus erfüllten, hat ihr Mann mit dir über die Taten des Königs gestritten? Das glaubst du doch selbst nicht!“

Elischa blickte hilfesuchend Jehu an, aber der griff in dieses aufschlußversprechende Verhör nicht ein. „Also?“ knurrte Nahum ungeduldig. Elischa gab zu, daß er während der Geburt gar nicht mit dem Kindesvater gesprochen hatte. Und dann rückte er unter dem fordernden Blick des Heerführers mit der Wahrheit heraus: „Als man dem Vater das Kind gezeigt hatte, kam der zu mir ge-

stürmt und schrie, der Junge sehe ihm selbst gar nicht ähnlich, dafür aber mir. Ehe ich mich verteidigen konnte, hetzte er seine Knechte auf mich."

Über Nahums langes Gesicht zog ein breites Grinsen, als er zu Jehu gewandt meinte: „Und vor neun Monaten hat er mit dessen Frau zur Aschera um einen Sohn gebetet!" Auch Jehus Gesicht verzog sich nun zu einem höhnischen Lachen über den Hereingefallenen. Wahrscheinlich hatte ihn die Frau seines Gastgebers verführt, vermutete Jehu, um ihrem impotenten Mann endlich einen Sohn zu schenken, und Elischas Mißgeschick war, daß gerade das Neugeborene dem geprellten Ehemann die Untreue verraten hatte. „Sieh an!" sagte Jehu. „Auch einer, der Jahwe besonders nahezustehen meint, kann Böses tun." Zu Jehus froher Laune trug bei, daß Elischa nicht Opfer einer gegen ihn, den König, gerichteten Aufsässigkeit war, wie er anfangs vorgelogen hatte. Vielleicht grollten die Leute in diesem Landstrich hier ihrem König doch nicht so heftig, wie man in Megiddo zu wissen geglaubt hatte.

Schemaja teilte die Schadenfreude des Königs und des Heerführers nicht. Rohe Krieger! schimpfte er sie im stillen. Die Ehebrecherin und diesen jungen Narren da hätte man steinigen sollen! Das war seine Meinung. In Fragen wie diesen war er ein sittenstrenger Mann, und er war stolz darauf.

Jehu winkte Rafu zu sich und befahl ihm, einen seiner Männer auszuwählen, um Elischa nach Jesreel zu bringen, wo man den Gezüchtigten mit ordentlicher Kleidung versehen sollte. Und Elischa wies er an, von Jesreel aus abermals Galiläa zu durchwandern und überall die Wahrheit über den Besuch König Jehus beim Assyrerkönig zu verbreiten, nämlich daß der König von Damaskus – Jahwe möge ihn mit unheilbarer Krankheit schlagen! – vorgehabt hatte, nach einem Sieg über die Assyrer Israel zu unterjochen und daß König Jehu eben das verhindert habe. Denn die Aramäer seien nun durch die Assyrer derart geschwächt, daß Israel sie nicht mehr fürchten müsse. Elischa war anzusehen, daß ihm dieser neue Auftrag nicht paßte, denn seine vorjährigen Begegnungen in Galiläa waren bei weitem nicht so einträchtig verlaufen, wie er Jehu hatte glauben machen wollen. Aber er widersprach nicht, denn er durfte seinen Schutzherrn und Wohltäter nicht erzürnen. Mußte er doch froh sein, daß der König über seine Untat in Schunem gelacht hatte, statt über diese zu richten.

Jehu befahl den Aufbruch. Schemaja begab sich auf den Schultern seiner Träger und mit der kleinen Eskorte auf den Weg nach Norden, Elischa und sein Begleiter wanderten nach Süden, Jehu, Nahum und Rafus Restmannschaft setzten ihren Marsch nach Osten fort, der Jordansenke zu. Sie rasteten in der Stadt Bet-Schean und erfuhren dort, daß das Hochwasser des Flusses im Sinken begriffen sei und die Furt in zwei oder drei Tagen wieder passierbar sein würde. Nachdem jener Soldat, der Elischa in Jesreel abgeliefert hatte, wieder bei ihnen war, zogen sie weiter und kamen glücklich über den Jordan, wenn auch tüchtig durchnäßt. Nachdem ihre Kleider getrocknet waren, stiegen sie hinauf ins Bergland von Gilead und erreichten endlich Ramot, wo sie auf Nachricht von Abihu hofften. Allerdings vergeblich. Sollten die Streitkräfte etwa noch im Haurangebirge sein? Jehu und Nahum grauste es, an die Möglichkeit zu denken, daß die Heeresmacht von den Assyrern angegriffen und vernichtet sein könnte.

Sie entschlossen sich, keine Zeit durch ausgeschickte Suchtrupps zu verlieren, sondern sich sogleich selbst auf den Weg zu machen. So zogen sie nach der Stadt Edrei und fanden dort die vorgesehene Besatzung. Vom Kommandeur erfuhren sie, daß Abihu von den Assyrern aus dem Hauran vertrieben worden war und das Heer daraufhin nach Norden geführt hatte. So marschierten sie in die gewiesene Richtung. In den Dörfern, wo übrigens niemand daran dachte, dem König zuzujubeln, klagte man, daß schon die Aramäer Getreide und Vieh bei ihrem Abzug mitgenommen hatten. Nur die neue Ernte könne eine Hungersnot verhindern. Jehu fragte Nahum unwirsch, ob er das beim Einmarsch in Baschan vor ein paar Wochen nicht festgestellt habe. „Du ziehst mit mir hierher, um Nahrung für Galiläa zu beschaffen, obwohl du wußtest, daß hier nichts zu holen ist?"

Nahum wies den Vorwurf verärgert zurück: „Erinnere dich daran, daß ich gemäß deinem Befehl Abihu in den Hauran geschickt habe, wo es Getreide im Überfluß gab! Wären die Assyrer nicht auch dort eingefallen, hätte er mit der Beute ganz Baschan und dazu Galiläa ernähren können."

„Wären! Hätte!" schimpfte Jehu. „Ich bin von dir mehr Umsicht und Sorgfalt gewohnt." Nahum knurrte zurück: „Ich bin Heerführer, kein Korneinsammler!" Mißgelaunt über die angetroffene Lage im Lande und über ihren Streit darüber zogen König und Heerführer mit ihrer Begleitmannschaft weiter. Die aus Ramot mitgeführten Vorräte teilten sie vorsorglich in knappe Tagesrationen je Mann ein.

In der Stadt Aschtarot bestätigte die Besatzung, die Nahum selbst dort eingesetzt hatte, den Mangel an Nahrungsmitteln. Der Kommandeur berichtete, daß Abihu seine Krieger westwärts zum See Kinneret geführt habe. Und dort fanden König und Heerführer endlich die Gesuchten. Die Mannschaften lagerten in kleinere Trupps aufgelöst entlang dem Seeufer, die beiden äußersten Vorposten voneinander über eine Tagereise entfernt. Die Soldaten ernährten sich fast ausschließlich von den Fischen, die ihnen die Einwohner tagtäglich fangen mußten, und die Pferde und Esel

weideten das frische Grün ab, das die Winterregen hatten sprießen lassen. Diese Versorgungslage erklärte die im Prinzip unverantwortliche Zerstreuung der Streitmacht.

Abihu fiel ein Stein vom Herzen, als Jehu und Nahum im Hauptquartier eintrafen. Jehu ließ die anderen Befehlshaber heranholen, und am nächsten Morgen beriet er mit allen die Gesamtlage und die anstehenden Aufgaben. Sie saßen zu sechst vor seinem Zelt: er selbst, Nahum, Abihu, Hiddai, Mattan und Elkana. Als erstes informierten sie sich wechselseitig über die Ereignisse seit dem Erscheinen der Assyrer. Dann faßten sie zusammen, was sich an Israels Lage seitdem verändert hatte. Baschan gehörte wieder zum Reich, und Damaskus war vorerst kein Gegner mehr, der zu fürchten war. Die Streitkräfte Israels waren intakt, wenn sie auch nicht mehr, wie Nahums Inspektion im vergangenen Jahr aufgedeckt hatte, jene Stärke aufwiesen wie unter König Ahab, bevor er gemeinsam mit König Hadadeser von Damaskus in der Schlacht bei Karkar die Assyrer zurückgeschlagen hatte. Alles in allem: Das Königreich war mächtiger als beim Herrschaftsantritt Jehus, und in nicht zu ferner Zeit, das verkündete Jehu zum erstenmal, würden auch die Gaditer wieder zu Israel gehören und die Moabiter erneut tributpflichtig sein. Aber dieses hoffnungsvolle Bild wurde nun dadurch getrübt, daß Teile des Landes vom Hunger bedroht waren. Baschan und auch Gilead, wo Abihu für das Heer, bevor es zum See Kinneret gezogen war, die Getreidevorräte beschlagnahmt hatte, konnten wenigstens auf die neue Ernte hoffen, aber in dem verwüsteten Landstrich Galiläas konnten die Menschen nur durch Hilfe von außerhalb überleben.

Jehu gab seine Entschlüsse bekannt, die er in der Nacht gefaßt hatte. Die Streitkräfte aus Hazor sollten zurück in ihre Garnison ziehen, und dort sollte eine Truppe zusammengestellt werden, die in Dan als Grenzkommando gegen Damaskus Stellung bezog. Die Streitwageneinheit aus Megiddo sollte ebenfalls zurück an ihren Standort. Hiddais Mannschaft aber erhielt die unangenehme Aufgabe, unter Nahums Oberkommando im Gebiet von Bet-Schean und im angrenzenden Teil des Jordantals alles Getreide, was dort in größeren und kleineren Speichern noch lagerte, einzusammeln und nach Hazor zu transportieren, von wo aus der Kanzler die Hilfssendung an die Notleidenden verteilen werde. Jehu selbst wollte mit Mattan und Elkana nach Hazor ziehen und die Errichtung der neuen Garnison in Dan persönlich leiten.

Hiddais Miene verlor ihre gewöhnliche Unbekümmertheit, als Jehu den Auftrag für seinen Truppenteil formulierte, und Nahums langes Gesicht wurde noch länger. Es sah aus, als wollte der Heerführer den Befehl verweigern. Aber dann preßte er die Zähne aufeinander und schwieg.

Als die Beratung zu Ende war, bat er Jehu jedoch um eine Unterredung unter vier Augen. Sie gingen ein Stück abseits, und Jehu fragte unfreundlich, denn er ahnte nichts Gutes: „Was willst du?“

„Du willst etwas von mir!“ hielt ihm Nahum entgegen. „Ohne mir vorher etwas anzudeuten, hast du mich vor den anderen erniedrigt! Bin ich denn ein Knecht deines Kanzlers? Du hast mich zum Heerführer ernannt, also behandle mich auch als einen solchen! Meine Aufgabe wäre es, die neue Garnison in Dan einzurichten, nicht deine. Kümmere du dich doch um die Hungernden in Galiläa, du hast sie schließlich den Assyrern ausgeliefert!“

Jehu wurde aschfahl, aber sofort schoß ihm das Blut ins Gesicht. Ein aufsässiger Heerführer war gefährlicher als ein Befehlsverweigerer aus der Mannschaft. Jehus Rechte fuhr zum Gürtel, wo der Dolch steckte, der übrigens auch nachts nie außer Reichweite lag. Die beiden Männer belauerten einander, zum Angriff gespannt der eine, zur Abwehr bereit der andere. Endlich spürte Jehu, wie ihm die Fähigkeit zur Überlegung zurückkehrte. Nahum war ein geachteter Mann, auch ein König konnte ihn nicht einfach mit einem Dolchstoß niederstrecken. Falls das überhaupt gelang, denn der Heerführer war ein kräftiger und gewandter Krieger. Aber was war überhaupt in ihn gefahren? Bisher hatte er doch stets seine Treue und Zuverlässigkeit bewiesen. War das nur Tarnung gewesen, und in Wirklichkeit war er ein Feind? Man mußte ihn prüfen. Sein Auftrag war eine solche Prüfung. Vielleicht wollte der Eitle nur gebeten sein? Jehu entspannte sich. „Ich will deine Rede vergessen“, sagte er. Seine Stimme klang gepreßt von der Anstrengung, seine Erregung niederzukämpfen. „Ich vergebe sie dir, nicht weil du recht hast, sondern weil du zu glauben scheinst, daß deine Ehre beschädigt ist. Aber da irrst du dich.“ Er holte tief Luft und fuhr fort: „Ich habe dir den Auftrag erteilt, weil du als erster erkannt hast, wie dringend es ist, den Hungernden zu helfen, damit sie nicht rebellieren. Du bist der Mann, der eine Aufgabe ernst nimmt, das hast du bewiesen. Hiddais Krieger können nur erfolgreich sein, wenn du Hiddai zur Seite stehst.“ Er hatte den Eindruck, daß Nahums Widerstand schmolz, und so setzte er hinzu: „Sagt den Männern in den Dörfern, daß wir Israeliten allesamt Söhne Jakobs sind, unseres gemeinsamen Ahnvaters, und daß die Leute in Galiläa deshalb ihre Brüder sind. Wer kann dem eigenen Bruder die Hilfe verweigern?“

Nahum schnaufte verächtlich. „Laß das durch deine Priester erklären, wenn irgendwo eine Mißernte war! Jetzt weiß ganz Israel, daß an den Verwüstungen in Galiläa du schuld bist! Keine Dürre und keine Heuschrecken. Da will niemand was von deinem Jakob hören.“

„Schluß jetzt!“ bellte Jehu wütend. „Warum verdrehst du die Wahrheit? Meinst du, wenn du mich als Schuldigen hinstellst, dann nehme ich meinen Auftrag zurück? Ich habe ihn dir erteilt, weil

du der Zweite in Israel nach mir bist. Du gehst mit Hiddai! Und du wirst die Wahrheit über meinen Frieden mit den Assyrern verkünden und allen, die so wie jetzt du lügen, das Maul stopfen!“

Nahum öffnete ein paarmal den Mund und schloß ihn wieder, ehe er eine Antwort fand: „Die Assyrer haben zwar Damaskus geschwächt und so deiner Absicht gedient. Aber daß sie dich werden ungeschoren lassen, das war dein Irrtum. Als dein Heerführer sage ich dir jetzt: Du darfst dich nicht noch einmal dem Assyrerkönig unterwerfen! Wenn er uns abermals bedroht, dann müssen wir den Krieg gegen ihn wagen. Und zwar gemeinsam mit deinem anderen Feind, mit König Hasael. Der kann uns nicht mehr berauben oder gar unterwerfen. Du wirst ihn als Verbündeten brauchen, und er genauso dich. Deshalb ist er gar nicht mehr dein Feind. Und noch eins sage ich dir: Ich werde jetzt mit Hiddai Korn einsammeln, weil kein Unfrieden zwischen uns beiden sein soll. Aber gib mir nie wieder einen Auftrag, der mich entehrt! Du wirst noch froh sein, daß du mich hast. Als Heerführer. Vergiß das nicht!“

Jehu mußte seine Wut erneut bezwingen, als er die stolze Belehrung des früher Gleichrangigen zu hören bekam. „Wir sehen uns in Galiläa wieder, in Hazor oder in Dan“, war alles, was er noch sagte. Mit langen Schritten ging er zu seinem Zelt, ohne sich noch einmal umzudrehen. Nahum sollte seine Nichtachtung spüren. Rafu, der auf ihn und auf einen Befehl wartete, wies er an, ihn allein zu lassen.

Drinnen im Zelt hockte er sich auf sein Lager. Das Gespräch von soeben schwirrte durch seinen Kopf. Was für ein Dickschädel war dieser Nahum, rechthaberisch und widersetzlich, ohne Respekt vor seinem König! Aber er hatte das ja gewußt, als er den Amtsbruder von ehedem zum Heerführer machte. Hätte er nicht dessen Unterstützung zuerst gegen König Joram und dann für sein eigenes Königtum gebraucht, dann wäre dessen Rangerhöhung gar nicht nötig gewesen. Denn eigentlich bedurfte er gar keines Heerführers, die Streitkräfte konnte er ganz gut allein befehligen. Er vergaß bei dieser Überlegung, daß er selbst einst König Joram geraten hatte, sich einen Heerführer an die Seite zu stellen. Jetzt kam er zu dem Schluß, daß es nur eine Lösung im Zerwürfnis mit Nahum gab: Er mußte diesen eitlen Besserwisser irgendwie loswerden. Der war zwar kein Gegner wie der Priester Eran, aber vielleicht wurde er es noch.

Beim weiteren Nachdenken mußte sich Jehu allerdings eingestehen, daß Nahum in manchem recht hatte. Er, Jehu, war tatsächlich davon ausgegangen, daß König Salmanassar die freiwillige Unterwerfung eines früheren Gegners achten werde. Und daß die Einrichtung der neuen Garnison in Dan eigentlich Sache des Heerführers war, auch das war nicht von der Hand zu weisen.

Aber Jehus Entscheidung, selbst nach Dan zu gehen, hatte einen tieferen Grund – die Besatzung, die dort stationiert werden sollte, war ihm nur Mittel zum Zweck seiner Reise. Deren vorrangige Absicht bestand darin, die verwahrloste Kultstätte wiederherzustellen, die einst König Jerobeam Jahwe geweiht und neben Bet-El als zweites Reichsheiligtum eingerichtet hatte. Damit wollte Jehu den Gott Israels versöhnen, denn sein Opfer für den assyrischen Gott Assur, wenn auch unter Zwang dargebracht, hatte Jahwe zweifellos tief gekränkt. Er mußte Israels Gott beweisen, daß er unerschütterlich zu ihm stand und als Israels König sein demütiger Diener war. Und daß er überdies nicht ruhen werde, bis er ihm den Feind Hasael zu Füßen werfen konnte. Gerade das war jedoch weit schwieriger, als den Kultplatz in Dan neu zu weihen, hatte doch König Salmanassar einen Angriff auf das Aramäerreich strikt verboten. Mit Waffengewalt war vorläufig nichts auszurichten. Und sollten die Assyrer im nächsten Jahr wie angedroht wiederkommen, Damaskus erobern und Hasael zu ihrem Gefangenen machen, dann blieb er, Jehu, sogar Jahwes Schuldner. Er mußte also eine andere Möglichkeit finden, um den Todfeind Hasael zu bezwingen. Aber welche? Daß der Aramäerkönig ihm in der Schlacht bei Karkar vor zwölf Jahren das Leben gerettet hatte, das war ihm nicht mehr bewußt. Seit er glaubte, daß Hasael Israel unterjochen und ihn zu seinem Gefolgsmann machen wollte, so wie einst Hasaels Vater Talmai der Gefolgsmann König Ahabs gewesen war, seitdem hatte er die Erinnerung an die ehemalige Waffenbruderschaft mit seinem Lebensretter hartnäckig verdrängt.

Jehu seufzte vor Unbehagen. Wenn jetzt Bidkar bei ihm wäre und er dem Freund wie in früheren Zeiten sein Herz ausschütten könnte! Aber Bidkar verstand ihn nicht mehr. Wahrscheinlich lag es daran, so überlegte er, daß Bidkar trotz seiner Erhebung zum königlichen Würdenträger mit dem Titel „Freund des Königs“ noch immer der einfache Krieger war wie ehedem. Wie sollte ein solcher den Gedanken eines Königs folgen können? Die Entfremdung war eingetreten und nicht mehr zu ändern. Schade!

Jehu erhob sich, trat nach draußen und befahl Rafu, das Zelt abzubrechen und die Truppe marschfertig zu machen. Dem Gardehauptmann war es sehr recht, daß sie nach Hazor zogen. Denn dort würde die Leibgarde des Königs endlich wieder vollzählig sein. Statt über lächerliche 15 würde er dann wieder über alle seine 50 Krieger gebieten. Jehu erfreute sich an Rafus Eifer. Ein brauchbarer Mann! Der hatte ihm noch nie widersprochen. Solche Leute wollte er um sich haben, keine Besserwisser und Querulanten.

33

Was Jehu in Megiddo über die Aufregung der Dorfbewohner in der Umgebung der Festung erfahren hatte, das traf weit eher für die Bewohner Galiläas zu. Hatten sie dem neuen König vor einem Jahr, als er nach Hazor gezogen kam, zugejubelt, weil sie geglaubt hatten, er würde sie gerechter regieren und zuverlässiger vor den Assyrern beschützen als König Joram, so war jetzt die damalige Zuneigung in Abneigung und Abscheu umgeschlagen, und in jenem Landstrich, den das Heer des Feindes durchzogen hatte, haßte man Jehu sogar. Am nordöstlichen Ende Galiläas, im Lande der Jordanquellen, wo die Daniten siedelten, war jedoch der Stimmungsumschwung nicht in dieser Schärfe spürbar, denn hier waren die Bewohner dem Nachfolger Jorams von Anfang an zurückhaltender begegnet. Jehu bemerkte vom Groll der Menschen in seinem nördlichen Reichsteil zunächst allerdings nichts. Er zog nämlich mit Mattans und Elkanas Mannschaften nach dem Aufbruch vom Ufer des Sees Kinneret östlich des Jordans nordwärts, und erst gegenüber der Festung Hazor überschritt das Heer den Fluß. So mußten die Bewohner Galiläas nicht erneut einen Truppendurchmarsch erleiden, wenn dieser auch kaum jenes Gebiet berührt hätte, das Salmanassars Horden durchzogen hatten. Jehu konnte sich ausmalen, wie ganz Galiläa jetzt über ihn dachte. Er wollte sein Volk nicht noch mehr reizen. Da der Erntebeginn bevorstand, würden die Menschen jedoch, so hoffte er, bald nicht mehr ständig an die bösen Ereignisse dieses Frühjahrs denken.

In Hazor traf er wieder mit seinem Kanzler zusammen. Schemaja wartete ungeduldig auf das Getreide, das er verteilen sollte. Er hatte bereits jenen Eilboten, den Abihu nach seiner Vertreibung durch die Assyrer aus dem Haurangebiet nach Hazor geschickt hatte, nunmehr nach Samaria gesandt, und der hatte seine Söhne und einige Knechte zu ihm geholt. Sie sollten unter seiner Anleitung die Verteilung des Getreides an die Notleidenden unmittelbar durchführen.

Jehu wußte die bevorstehende Aktion bei seinem Kanzler in bewährten Händen und widmete sich lieber gemeinsam mit Mattan und Elkana der Zusammenstellung jener Mannschaften, die in Dan als Wach- und Schutztruppe stationiert werden sollten. Und er bereitete seine beabsichtigte Rechtfertigung vor Gott Jahwe auf dem Kultplatz in Dan vor. Der Bote, der Schemajas Söhne geholt hatte, mußte erneut nach Samaria reiten. Er sollte den Schreiber Achan und den Palastverwalter Otniel nach Dan bringen. Jehu wollte wenigstens diese beiden Würdenträger bei der Opferzeremonie in Dan um sich haben, wenn er schon den Kanzler und den Heerführer dabei entbehren mußte. Vor einem Jahr hatte er einzig mit Bidkar die Stadt der Daniten besucht, fast wie ein einfacher Israelit war er mit ihren Oberen zusammengetroffen. Dieses Mal wollte er sich ihnen jedoch schon von seinem Anblick her als der König Israels darstellen, und deshalb forderte er in Samaria auch sein Diadem und eines der Prachtgewänder an.

Als die für Dan vorgesehene Besatzung zusammengestellt war, brach Jehu auf, ohne die Ankunft der ersten Hilfslieferung abzuwarten. Die neue Garnisonstruppe umfaßte eine Hundertschaft zu Fuß und 20 Streitwagen mit den zugehörigen Kriegern sowie den Troß beider Einheiten. Selbstverständlich zog auch die königliche Leibgarde mit. Es war also eine ansehnliche Kolonne, die den Marsch nach Norden antrat. Jehu hatte die Befehlsgewalt über die Garnisonstruppe Elkana übertragen, während Mattan in Hazor zurückgeblieben war mit dem Auftrag, seine Streitwagen nach Damaskus hin umherstreifen zu lassen, um herauszubekommen, was der Aramäerkönig zur Behebung der Kriegsschäden unternahm. Jehu hoffte, Elkana, diesen lästigen Kritiker, der dennoch immer wieder einknickte, wenn ihm die Absetzung drohte, während des gemeinsamen Unternehmens stärker an sich binden zu können. Und weil Elkana glaubte, daß der Einsatz einer seiner Hundertschaften als Grenzwache eine Schlußfolgerung Jehus aus der Assyrerbegegnung war, hielt er sich mit Nörgeleien und bissigen Bemerkungen zurück. Er konnte sich nicht vorstellen, daß Jehu noch immer Hasael für gefährlicher hielt als den brutalen Räuber und Landverwüster Salmanassar.

Als den Daniten der Anmarsch eines israelitischen Heeres mit dem König an der Spitze gemeldet wurde, erschraken sie. Sollte ihnen etwa Ähnliches widerfahren wie den Nachbarn im Bergland, zwar nicht durch einen Feind, aber durch den eigenen König? Würden die Soldaten auch ihnen die letzten Vorräte wegnehmen? Und das Korn der neuen Ernte obendrein? Was wollte König Jehu, er war doch erst vor einem Jahr hier gewesen? Ulam, der Einarmige, den die Ältesten der Stadt zu ihrem Sprecher gemacht hatten, nachdem sein Vorgänger gestorben war, versuchte seine Mitbürger zu beruhigen. Jetzt in der Erntezeit werde der König sicherlich nicht lange bleiben. Warum er aber soviele Soldaten bei sich hatte, dafür hatte weder er noch sonst jemand in Dan eine Erklärung.

Als die Stadtoberen ihren König begrüßt und willkommen geheißen hatten, bestätigte sich allerdings, daß ihr Erschrecken berechtigt gewesen war. Denn Jehu eröffnete ihnen ohne Umschweife, daß er gekommen sei, um hier an der Nordgrenze des Reiches eine ständige Grenzwacht einzurichten. Die zweihundert Soldaten, die er mitführe, würden den Daniten und ganz Galiläa ein

sicherer Schutz sein, denn jeder Feind, der sich nähere, sähe sogleich, daß sich Israel gegenüber Räubern zu wehren wisse und daß es jeden Eroberer zurückschlagen werde.

Später, als unterhalb der Stadt die Mannschaften ein vorläufiges Lager errichtet hatten, saßen die Ältesten im Königszelt, um zu hören, was der König von ihnen erwartete. Jehu hatte ihnen Kissen reichen lassen, er selbst thronte auf einem Stuhl und sah auf sie herab. Neben ihm standen Elkana und einer von dessen Hauptleuten, der als Kommandeur der neuen Garnison vorgesehen war, hochmütig über die ergrauten Köpfe hinwegsehend der eine, jedes der verwitterten Gesichter aufmerksam musternd der andere. Jehu bemühte sich, freundlich dreinzublicken und einen vertrauenerweckenden Gesprächston zu finden. Wenn er diesen Männern schon keine Sympathien für sich abringen konnte, wie er von seinem vorjährigen Besuch her wußte, so wollte er wenigstens versuchen, sich ihre Loyalität zu erhalten.

Zunächst erklärte er ihnen, warum er sich zur Tributzahlung an den Assyrerkönig entschlossen hatte. Er begründete das aber nicht wie bisher damit, daß er auf diese Weise gegenüber zwei Feinden der schadenfrohe Dritte sein konnte, der seinen Zweck erreicht sieht, sondern er berief sich auf die außergewöhnliche Stärke des Assyrerheeres, dem auch die vereinten Streitkräfte der Israeliten und der Aramäer nicht gewachsen gewesen wären. Elkana hätte beinahe verwundert den Kopf geschüttelt, als er das hörte. Er sah seine Meinung bestätigt, daß Jehu die Dinge stets wendete, wie er sie brauchte. Und die Daniten überzeugte die Erklärung auch nicht, denn sie wußten, daß die Stadt Damaskus dem Assyrersturm standgehalten hatte. Aber ihren verschlossenen Mienen war die Ablehnung nicht anzusehen.

Jehu hielt sich nicht lange mit dem Vergangenen auf. Die Assyrer seien abgezogen, und dort, wo sie unbeabsichtigt, er wiederholte, wo sie unbeabsichtigt beim Durchzug zur Meeresküste Schaden angerichtet hatten, werde auf seinen Befehl hin bereits Hilfe geleistet. Jetzt gelte es, den Blick nach vorn zu richten. Und damit kam er auf die Einrichtung der neuen Garnison zu sprechen. Eine feste Unterkunft für Mannschaften, Pferde und Wagen sei nötig, und bei deren Bau müßten die Daniten Hand anlegen, wie es seit jeher zur Erhöhung der Wehrhaftigkeit des Landes üblich gewesen sei. Natürlich erst nach Abschluß von Ernte und Drusch. Solange würden die Soldaten in Zelten wohnen. Und die Versorgung der Truppe müßten die Daniten sicherstellen, das entspreche ebenfalls dem Brauch, weil es selbstverständlich sei.

Die Ältesten verstanden jedoch nicht, wieso diese vielen Soldaten überhaupt ihre neuen Nachbarn sein sollten. Sie würden Unruhe ins Land bringen, keine Rücksicht auf die Ansässigen und ihre Äcker und Gärten nehmen, und außerdem mußten sie ernährt werden, der König hatte es ja gesagt. Ein Feindesheer erschien doch nicht von einem Tag zum anderen, sondern die Händler, die Nachricht aus fernen Gegenden brachten, die Kundschafter, die von der Festung Hazor aus umherstreiften, sie alle würden rechtzeitig den Anmarsch eines Feindes melden, so daß dem König genügend Zeit blieb, sich zur Abwehr zu rüsten. Die Ältesten nahmen natürlich an, daß die Maßnahme des Königs sich gegen die Assyrer richtete, falls die im nächsten Jahr ein weiteres Mal Israel bedrohten. Sie kamen gar nicht auf den Gedanken, daß es die Aramäer waren, deren plötzlichen Einfall Jehu fürchtete. Und so erklärten sie sich nach einigem Hin und Her bereit, die festen Häuser für die Soldaten bis zum Winter zu errichten und die Männer mit noch zu vereinbarenden Mengen an Lebensmitteln zu beliefern. Nachdem ihnen Jehu noch angekündigt hatte, daß er demnächst ein Ganzopfer für Jahwe darbringen wolle und sie aufgefordert hatte, den Kultplatz von Unkraut und Schmutz zu reinigen und insbesondere den Restschutt des früheren Tempelhauses wegzuräumen, waren sie entlassen.

Die Anweisung, das Heiligtum zu säubern, machte den Stadtältesten kein Kopfzerbrechen, denn eine Reinigungsaktion hatte bereits im vergangenen Jahr nach dem damaligen Besuch des Königs stattgefunden. Doch warum hätten sie ihm das jetzt sagen sollen? Um sich in gutes Licht zu setzen? Wozu? Sie erörterten vielmehr, warum ihnen Jehu nicht mitgeteilt hatte, wann er zu opfern gedachte, wie er sich die Feier vorstellte und warum er dem Gott ein Ganzopfer darbringen wollte, wie es nur aus seltenem Anlaß üblich war. Zürnte ihm Jahwe etwa wegen des Kniefalls vor dem Assyrerkönig, und er versuchte nun, seinen Gott zu versöhnen? Doch warum hier in Dan, fernab von seiner Stadt Samaria? Wollte er, wie er versprochen hatte, das Heiligtum wieder so aufbauen, wie es König Jerobeam einst errichtet hatte?

Auch an den nächsten Tagen gewannen die Stadtoberen keine Klarheit darüber, wann und wie der König die Opferfeier abzuhalten gedachte. Sie fanden es auch merkwürdig, daß Jehu überhaupt nicht zur Stadt heraufkam. Sie beobachteten, wie er täglich mit irgendwelchen Truppenführern im Gelände umherstreifte und dabei die Stadtbürger beunruhigte, die auf den Feldern ihr Getreide ernteten. Sie vermuteten richtig, daß er nach einem geeigneten Standort für die Garnison suchte, aber sie hätten es lieber gesehen, daß er das seinen Offizieren überließ und selbst so schnell wie möglich wieder abreiste.

Sie wußten nicht, daß Jehu auf Achan und Otniel wartete, die er zu sich befohlen hatte. Endlich, nachdem auch der Standort der Truppenunterkunft festgelegt war, erschienen die beiden Würdenträger, begleitet von einer Schar Soldaten aus Hazor. Ulam war hinab in die Feldflur zu

seiner Familie gegangen und bemerkte von weitem die Ankunft der kleinen Karawane im Lager der ungebetenen Gäste. Er atmete auf, denn nun würde wohl endlich in Gang kommen, was der König angekündigt hatte. Er suchte seine Mitältesten auf und berichtete ihnen, was er gesehen hatte. Sie waren sich einig, nun nicht diensteifrig bereitzustehen, bis der König sie rief, sondern weiterhin ihren Beschäftigungen nachzugehen wie an ganz normalen Tagen.

Jehu bestellte sie tatsächlich nicht zu sich, als er jetzt doch zur Stadt hinaufstieg. Otniel war bei ihm und, weil er den Einwohnern der Stadt nicht traute, Rafu mit ein paar Leibwächtern. Er wollte den Kultplatz besichtigen, um zu prüfen, ob er wirklich von Unrat und Schutt gereinigt war, aber vor allem auch, um mit Otniel zu besprechen, was zum Wiederaufbau des Heiligtums erforderlich war. Otniel sollte später die Arbeiten leiten, denn weil diese Kultstätte seit König Jerobeam den Königen Israels gehörte, war der Palastvorsteher für deren Einrichtung und Erhaltung zuständig.

Die Männer durchquerten die beinahe menschenleere Stadt, nur von ein paar Uralten und einigen jungen Frauen mit Kleinkindern auf dem Arm mißtrauisch beäugt, denn ansonsten befand sich ganz Dan unten auf den Feldern. Als sie den Kultplatz erreichten, blieb Jehu plötzlich verdutzt stehen. Jener Altar, auf dem er vor einem Jahr zwei Lämmer geopfert hatte, stand zwar noch da, aber nicht weit von ihm war ein zweiter Altar errichtet, höher als der alte und ebenmäßiger gebaut. Neben diesem Altar war ein Steinquader senkrecht aufgestellt. Die ganze Anlage war durch aneinandergereihte Lesesteine von der übrigen Fläche abgetrennt. Schließlich entdeckten die erstaunten Betrachter am hinteren Rand des Platzes eine winzige Hütte, wohl zur Aufbewahrung von Geräten, die zum Opfer benötigt wurden. Hatten die Daniten hier eine neue, schönere Kultstätte Jahwes errichtet? Wollten sie damit Gott und König erfreuen, sich für ihre Frostigkeit entschuldigen?

Jehu übertrat die Steinsetzung und ging zu der Hütte. Er rüttelte an der Tür, aber die war verschlossen. Er betrachtete die steinerne Stele und prallte zurück. Erst jetzt erkannte er, daß unbeholfene Hände versucht hatten, eine Figur in den Stein hineinzumeißeln. Eine Männergestalt war zu erraten, deutlicher waren deren erhobene Arme herausgearbeitet. Mit der Rechten schwang die Figur ein Beil, mit der Linken ein Blitzbündel. Der Stein zeigte unverkennbar Hadad, den Gott der Aramäer. Jehu winkte Otniel heran und wies auf die Figur. „Du erkennst, zu welchem Gott hier die Daniten beten?“ flüsterte er, als ob ihm die Gestalt auf dem Stein Furcht einflößte. Es war jedoch eher der Zorn Jahwes, vor dem er sich ängstigte. Die Hadad-Anbeter hatten sich den Kultplatz, der dem Gott Israels geweiht war und dem König gehörte, einfach angeeignet, zumindest zur Hälfte. „Eine Schandtat!“ flüsterte Jehu etwas lauter als vorhin. Er zog Otniel mit sich fort von diesem Ort des Frevels.

Jehu wußte, daß einige der Einwohner dieser Stadt den Gott Hadad verehrten, und dagegen war ja auch nichts einzuwenden, solange sie Jahwe als den Herrschergott Israels und somit die Könige Israels als ihre Herren anerkannten. Er selbst hatte vor einem Jahr eine bescheidene Kultstätte für Hadad entdeckt und sich bei Ulam darüber erkundigt. Jetzt hastete er mit Otniel und den Leibwächtern zu jener Stelle, wo damals der Altar des Aramäergottes gestanden hatte. Seine Ahnung bestätigte sich: Der Platz war leer, aufgegeben zugunsten des neuen Standorts. „Sie haben sich von Israels Gott abgewandt und sein Heiligtum geschändet!“ rief Jehu wütend. „Und die Ältesten haben es geduldet!“ Ihn schauderte es vor dem Verdacht, daß vielleicht ganz Dan sich dem Gott des Todfeindes Hasael zu Füßen geworfen hatte. Zwei der Leibwächter schickte er aus, um Ulam zu holen. Der sollte ihm Rede und Antwort stehen, was es mit dieser Freveltat auf sich hatte. Er und Otniel gingen zurück zum geschändeten Jahwekultplatz. Dort nahmen sie sich jeder einen Stein von der Einfassung des Hadad-Platzes, trugen ihn auf die für Jahwe übriggebliebene Fläche und hockten sich darauf nieder. Die Leibwache postierte sich am Zugang zum Kultplatz.

Der König und sein Palastvorsteher mußten längere Zeit warten, und Jehu beruhigte sich ein wenig. Als dann endlich der Herbefohlene erschien, kam er nicht allein, sondern sein Sohn Micha begleitete ihn. Einer der Soldaten, die Vater und Sohn hergebracht hatten, meldete, daß sie bis hinab zu den Äckern hatten gehen müssen, um den Gesuchten aufzufinden.

Ulam rang nach Luft, das Eiltempo den Stadthügel hinauf hatte ihn erschöpft. Neben seinem hochgewachsenen Sohn wirkte er klein und unscheinbar. „Du hast mich gerufen, hier bin ich“, keuchte er und beugte sich ächzend nieder. Auch Micha krümmte den Rücken, aber nur ein wenig. Sich aufrichtend wies Ulam auf den Sohn und stellte ihn vor. „Er wollte mich nicht allein gehen lassen“, erklärte er und fügte hinzu: „Wenn er dir mißfällt, beachte ihn gar nicht!“

Jehu war auch ohne Ulams Aufklärung sofort im Bilde, wer den Alten begleitete, denn aus Schebas Bericht über seine Wanderung hierher nach Dan wußte er von der Hünengestalt Michas. Er stand auf, was auch Otniel dazu veranlaßte, und befahl Vater und Sohn, ihm ein paar Schritte zu folgen. In der hintersten Ecke des Platzes blieb er stehen, wo er so weit wie möglich vom Hadad-Heiligtum entfernt war. Er bezog sich auf die Entschuldigung Ulams, daß er Micha mitbrachte: „Ulam, du erinnerst dich, daß ich schon vor einem Jahr den kennenlernen wollte, der König Joram zu trotzen gewagt hat.“ Er schaute nun Micha herausfordernd an und erwartete, daß der die Augen niederschlug. Aber der Hüne tat es nicht, sondern blickte den neuen König, den er zum

erstenmal sah, fragend an. Da Jehu kleiner als er war, kam dieser Blick ein wenig von oben herab, aber keinesfalls aufsässig, wenn auch nicht eben demütig. Jehu knurrte: „Hast du Angst um deinen Vater? Das hieße ja, daß du kein Vertrauen zu mir hast."

Ulam warf mit besorgter Miene ein: „Er wollte seinen König sehen. Deshalb ist er mitgekommen. Soll ich ihn wegschicken?"

Jehu wartete eine Antwort Michas nicht ab, sondern wandte sich wieder dem Vater zu. Er meinte, ein bißchen weniger mürrisch als vorhin: „Nein, laß ihn hier, er soll hören, weshalb ich dich rief." Plötzlich wurde seine Stimme schneidend scharf, als er auf das Hadad-Heiligtum wies: „Was ist das da?"

Ulam hatte sich längst gedacht, warum er vom König herbefohlen worden war. Schon vor Tagen hatte ihn Jehus Ankündigung, ein Opfer darbringen zu wollen, mit Sorge erfüllt. Aber seine Amtsgefährten waren trotz seiner Befürchtungen der Auffassung geblieben, daß der Kultplatz groß genug sei, um dem Dienst zweier Götter Raum zu bieten, und daß es nicht notwendig sei, dem König die Teilung des Platzes mitzuteilen oder gar die neue Andachtsstätte zu beseitigen. Einer der Männer hatte sogar gemeint, daß Jahwe und Hadad vielleicht nur unterschiedliche Namen für ein und denselben Gott seien. Jetzt versuchte Ulam, mit einer treuherzig-naiven Antwort der gefährlichen Frage des Königs zu begegnen: „Das ist ein Altar für Hadad. Ich sagte dir, als du mich vor einem Jahr durch deinen Besuch ehrtest, daß einige unserer Mitbewohner diesen Gott anbeten. Sie haben den Altar hier errichtet, weil hier genügend Platz ist."

Jehus Miene verdüsterte sich. „Wie konntet ihr Daniten das gestatten?" rief er aufgebracht. „Dieser Platz ist Gott Jahwe geweiht, Israels Gott! Ihr wißt das!"

Ulam hielt es für das beste, sich weiterhin zu geben, als verstehe er den Zorn des Königs nicht recht. „Aber unserem Gott ist doch nichts genommen worden!" verteidigte er die Zweiteilung der Kultstätte. „Hier steht sein Altar, auf dem du zu opfern gedenkst."

Jehu schrie den Alten an: „Läßt du deinen Nachbarn in deinem Ofen sein Brot backen, obwohl er selber einen Ofen hat?"

Otniel wollte die Befragung wieder ein wenig versachlichen, und so schaltete er sich ein: „Der König weiß, daß die Hadad-Anbeter schon einen eigenen Kultplatz hatten. Genügte der ihnen nicht mehr? Warum nicht?"

Ulam hätte sich gern um eine klare Auskunft gedrückt, denn er fürchtete sich vor dem Zorn des Königs. Aber weil auch sein Sohn, zu dem er sich ratsuchend umwandte, ihn auffordernd anblickte, gab er die Wahrheit preis: „Als die Assyrer Damaskus belagerten, glaubten alle, die große und feste Stadt würde fallen. Aber Damaskus hat standgehalten, und die Feinde mußten unverrichteterdinge abziehen. Unsere aramäischen Mitbürger sagen nun, Gott Hadad hat die Stadt und deren König beschützt, und so hat er sich als ebenso mächtig erwiesen wie Jahwe. Und sie baten uns, sein Heiligtum hier neben demjenigen von Israels Gott einrichten zu dürfen."

Dieses Geständnis traf Jehu wie eine Beschimpfung. Damaskus war entscheidend geschwächt, aber hier schien man das umgekehrt zu sehen und hielt die Schwäche für Stärke. Hatte der Aramäergott ganz Dan den Verstand verwirrt? Noch lauter als vorhin schrie Jehu: „Dient etwa auch ihr Daniten jetzt dem Gott Hadad? Wollt ihr euch von Israel lossagen? Wollt ihr Knechte des Vorstehers von Damaskus werden, dieses Thronräubers, der sich anmaßend König nennt?"

Otniel erschrak, als er Jehus maßlose Verdächtigungen hörte. Mußten seine Anwürfe die Daniten nicht geradezu ins Lager des Gegners treiben, auch wenn sie das gar nicht vorgehabt hatten?. Ulam aber wich unwillkürlich einen Schritt zurück, den leblosen rechten Arm mit der gesunden linken Hand fassend, als könne diese Geste den wütenden König von einer Tätlichkeit abhalten. Er stand nun neben seinem Sohn. Michas Haltung ließ keinen Zweifel zu, daß er den Vater beschützen werde, falls der König seine Bewaffneten auf ihn hetzte. Ulam war klar, daß er die gefährlichen Verdächtigungen nicht mit einem einfachen Nein abstreiten konnte. So erinnerte er Jehu mit ruhigen Worten, die ihm in der bedrohlichen Situation nicht leicht fielen, an ihr Gespräch vor einem Jahr. „Damals habe ich dir erzählt, wie wir Daniten nach unserem Aufbruch aus den alten Wohnsitzen, wo man uns feindlich gesonnen war und uns von Acker und Weide verdrängte, hier am Fuße des Schneegebirges seßhaft geworden sind. Wir haben uns Israel freiwillig angeschlossen, und Jahwe, der Gott Israels, ist seitdem auch unser Gott. Wir haben König Jerobeam gegen seine Feinde unterstützt, und er hat uns geehrt, indem er hier sein nördliches Reichsheiligtum einrichtete. Wir haben zu König Omri gestanden, als er sich seines Nebenbuhlers Tibni erwehren mußte, und auch König Ahab sind wir treu gewesen, obwohl er meiner Familie Böses angetan hat. König Omri hat mit den Aramäern von Damaskus Frieden geschlossen, die zur Zeit König Baschas unsere Kultstätte verwüstet hatten, und die Könige Ahab und Joram haben gemeinsam mit dem damaligen König von Damaskus die räuberischen Assyrer zurückgeschlagen. Gott Jahwe hat sich als siegreich gegenüber den Feinden Israels und als hilfreich gegenüber uns erwiesen. Warum also sollten wir jetzt Gott Jahwe den Dienst aufkündigen und Israel, dem wir angehören, verraten? Übrigens fühlen sich auch jene, die hier auf diesem Platz Gott Hadad anbeten, Israel zugehörig. Aber das weißt du ja, wie auch alles andere, woran ich dich jetzt erinnert habe. Verzeih

meine Geschwätzigkeit, doch deine Anschuldigung hat mich und Micha und alle Daniten hart getroffen!“

Die lange Rede und das Stehen in der prallen Sonne hatten Ulam erschöpft. Er wankte sogar ein wenig, weil ihm der rechte Arm nicht dienlich sein konnte, um das Gleichgewicht zu halten. Micha stützte ihn und verlangte von Jehu, den Vater zu entlassen, damit er sich ausruhen könne. „Er hat dir die Auskunft gegeben, die du gefordert hast“, erklärte er, und seine Stimme klang trotz des Königs Zorn gereizt. Aber er versuchte doch, Jehu versöhnlicher zu stimmen, und so fügte er hinzu: „Auch ich sage dir: Meine Freunde und ich sind bereit, als deine Krieger gegen Israels Feinde in den Kampf zu ziehen.“

Jehu hatte aus Ulams Rechtfertigungsrede, die er sich zwar ungeduldig, aber ohne sie zu unterbrechen angehört hatte, entnommen, daß die Daniten nach wie vor die Assyrer für Israels Todfeinde, die Aramäer aber für Israels natürliche Verbündete hielten. Und die gleiche Einstellung hörte er aus Michas gut gemeintem Bekenntnis heraus. Deshalb fauchte er den jungen Hünen an: „Ich habe euch nicht hergerufen, damit ihr euch über die Feinde Israels auslaßt!“ Und übergangslos befahl er: „Eure Aramäer sollen ihren Altar und alles, was dazugehört, schleunigst abreißen! Am alten Platz können sie meinetwegen die Opferstätte wieder aufbauen. Die Ältesten der Stadt sind mir für den Abriß verantwortlich!“

Wortlos verneigten sich Ulam und Micha und eilten davon, so rasch der Alte gehen konnte. „Unzuverlässiges Pack!“ schimpfte Jehu, als die beiden außer Hörweite waren. Otniel sagte nichts, und als Jehu nachher, während auch sie den Platz verließen, meinte, daß es wirklich dringend sei, hier die neue Garnison einzurichten, nickte er nur stumm.

Trotzdem die Ernte alle Hände brauchte, beseitigten die danitischen Aramäer zähneknirschend ihr Hadad-Heiligtum vom Jahwe-Kultplatz, und als Otniel im Auftrag Jehus den Ort des Frevels inspizierte, fand er ihn in einem Zustand, der ein würdiges Opfer für Jahwe zuließ. So setzte Jehu den Tag der Versöhnungsbitte an seinen Gott fest. Da es hier keinen Priester mehr gab, stand außer Frage, daß er auch bei diesem bedeutsamen Brandopfer wie vor einem Jahr beim Mahlopfer das Priesteramt selbst wahrnehmen mußte. Zu seinen Gehilfen bestimmte er boshafterweise Ulams Sohn Micha und drei seiner Freunde, er hoffte aber zugleich auch, daß die jungen Männer durch den Dienst am Altar, umweht von der Heiligkeit der Kulthandlung, ein wenig gezähmt würden. Achan, Otniel, Elkana und der Kommandeur der neuen Garnison sollten seine Ehrenbegleiter sein. Zum Publikum der Kultfeier bestellte er einerseits die Ältesten und alle übrigen Hausväter der Stadt, also auch die Hadad-Anbeter, und andererseits seine Leibgarde und die Garnisonstruppe.

Es war kurz nach Sonnenaufgang, als Jehus Prozession das Militärlager verließ und gemessenen Schrittes zur Stadt hinaufzog. Voran marschierten 30 Mann der Leibgarde unter Rafus Führung – die übrigen 20 waren bereits oben in der Stadt und sicherten die Vorbereitungsarbeiten auf dem Kultplatz. Hinter Rafus Männern schritten der König und seine Begleiter, dann folgten die Garnisonssoldaten. So glich der Zug eher einer Militärkolonne auf dem Marsch zu ihrem Einsatz als einem Bittgang zum Heiligtum. Jehu schaute gut gelaunt drein, denn er war froh, daß er nun endlich das Gelübde, dieses Opfer zu vollziehen, einlösen und danach die ungastliche, ja beinahe unheimliche Stadt verlassen konnte. Otniel teilte den Frohmut seines Herrn nicht, denn er dachte an den Neubau des Jahwetempels, den er mit diesen widersetzlichen Menschen hier bewerkstelligen sollte. Und auch Achan war mißgelaunt, aber aus ganz anderem Grund. Er trug dem König nach, daß der ihn nicht zum Assyrerkönig mitgenommen hatte. Deshalb fehlte seinem Bericht über diese Begegnung, den er für die königlichen Annalen abfassen wollte, die eigene Anschauung. Der entworfene Text schien ihm nichtssagend. Elkana dagegen freute sich, daß er als einziger der obersten Befehlshaber an der heutigen Zeremonie teilnehmen konnte. Die Daniten, so bildete er sich ein, würden ihn für den Heerführer des Königs halten. Außerdem war er neugierig, wie Jehu sich vor Jahwe für seinen schändlichen Kniefall vor dem Assyrerkönig rechtfertigen würde.

Auf dem Kultplatz drängten sich die Daniten, die schon versammelt waren, enger zusammen, als sie sahen, was für eine große Begleitmannschaft der König mitbrachte. Und sie riefen ihre Kinder zu sich, die gebettelt hatten, das seltene Schauspiel auch sehen zu dürfen, und die bisher ungeachtet der Heiligkeit der Stätte aufgeregt umhergerannt waren. Sie bekamen große Augen, als sie ihren Herrscher betrachteten, denn heute trug er sein goldverziertes Königsdiadem, dessen Smaragd im Sonnenlicht funkelte, und ein bunter Prunkmantel umhüllte seine Gestalt. Es zeigte sich, daß die Soldaten gar nicht alle Platz auf der Kultstätte hatten, so daß ein Teil von ihnen in der herführenden Gasse stehenbleiben mußte. Auf dem Altar brannte bereits das Feuer, und Micha und seine Freunde, die vier zwangsverpflichteten Hilfspriester, standen bereit, Holzscheite nachzulegen, damit es immerzu hell loderte. Sie wußten, daß sie von den königlichen Leibwächtern, die sie noch bei Dunkelheit hergebracht hatten und die jetzt abseits vom Altar standen, scharf bewacht wurden.

Jehu trat vor den Altar, die vier Würdenträger nahmen seitlich von ihm Aufstellung. Nun führten Troßknechte das Opfertier heran, einen fehllos gewachsenen Widder, den sie von Hazor her

mitgeführt hatten. Jehu scherte sich nicht um die überlieferten Formeln, die Abiram und Netanja in Bet-El beim Opfer zu sprechen pflegten, denn er erinnerte sich der Worte nur vage. Er war gewiß, daß Jahwe ihn, seinen Erwählten, hören würde, wenn er ihn anrief, auch wenn hier nicht alles dem Brauch gemäß ablief. So stemmte er wortlos mit festem Griff seine Hand auf den Kopf des Widders, den die Knechte an Stricken mühsam festhielten, ergriff mit der anderen Hand das scharfe Messer, das ihm Micha reichte, und schnitt dem angstvoll schreienden Tier kraftvoll die Kehle durch, dem hervorschießenden Blut geschickt ausweichend. Zwei der Gehilfen fingen das Blut in einer Schüssel auf. Danach ergriff Jehu das Gefäß und schüttete den Inhalt rings um den Altar aus, auf diese Weise das Leben des Tieres dem Gott zurückgebend, der Herr allen Lebens war. Unterdessen lösten die Gehilfen mit schnellen Handgriffen dem Widder die Haut ab und zerlegten ihn, ohne sich um Regeln zu kümmern, die sie nicht kannten. Ohnehin sollte ja das gesamte Tier verbrannt werden.

Jehu ergriff das erste Fleischstück, das ihm Micha reichte, warf es ins knisternde Feuer, das sich aufkreischend in die Gabe fraß, und rief: „Jahwe, mein Gott, du Herr Israels, höre mich, deinen Knecht Jehu, den du zum König Israels erwählt hast!“ Er nahm das zweite Stück und rief das gleiche, und noch einmal, als er das dritte Stück den Flammen übergab. Die weiteren Opfergaben mußten Micha und seine Gefährten selbst auf den Altar legen, denn nun begann Jehu sein Gebet, die Arme hoch erhoben, Gesicht und Hände dem Himmel zugewandt, zu dem der schwärzliche Rauch des heiligen Feuers emporwirbelte. Er sprach mit lauter Stimme, denn alle sollten seine Rede vernehmen. Zunächst erging er sich im Lobpreis Jahwes, der am ägyptischen Schilfmeer Israel aus Verfolgung und Tod errettet hatte, indem er den Pharao und sein Heer elend in den Meeresfluten umkommen ließ.

Die Ältesten der Stadt erinnerten sich, daß er ihnen vor einem Jahr von Jakob, dem Wanderhirten , erzählt hatte, dem Jahwe erschienen war und dem der Gott den Ehrennamen Israel verliehen und ihn zum Stammvater der Israeliten gemacht hatte. Und sie wunderten sich nun, daß er jetzt diesen Jakob gar nicht erwähnte, obwohl sich doch Jahwes Hinwendung zu Israel angeblich an seine Gestalt knüpfte. Stattdessen nannte er das kriegerische Meerwunder im fernen Ägypten als den Beginn der Bindung Israels an seinen Gott Jahwe. Sie wußten, daß einst schon König Jerobeam das Heiligtum hier in Dan dem Gott der Befreiung Israels vom ägyptischen Joch geweiht hatte. Bereute Jehu etwa, daß er die Assyrer ins Land gelassen hatte, und wollte nun durch die Berufung auf das rettende Eingreifen Jahwes andeuten, daß er beim nächsten Raubzug der Feinde aus dem Norden gegen sie ins Feld ziehen werde, und beschwor er den Gott Israels, seine Rettungstat aus der Frühzeit Israels zu wiederholen, wie er es schon unter König Ahab in der Schlacht bei Karkar getan hatte?

Alle Daniten, ja auch Jehus Soldaten nahmen wie die Stadtoberen an, daß der König mit dem ägyptischen Pharao den Assyrerkönig meinte. Elkana, der Jehus Unterwerfung eine Schande für Israel genannt hatte, freute sich, daß ihm Jehu jetzt recht gab, und er hoffte, daß der König im weiteren Verlauf des Gebets seinen Fehler noch ausdrücklich bereuen werde. Nur Achan, der Scharfsinnige, ahnte, daß Jehu keineswegs die Assyrer, sondern die Aramäer meinte und daß er um Jahwes Hilfe gegen Hasael, den angeblichen Todfeind, flehte.

So hingen die Zuhörer des Gebets Jehus ihren eigenen Gedanken nach, und die Einheimischen vergaßen sogar für kurze Zeit, daß draußen auf den Feldern ihre Söhne und ihre Frauen sich ohne sie abmühten, um mit der Erntearbeit voranzukommen. Jehu redete unentwegt weiter, sich auch wiederholend, weil er nicht wußte, wie er die Bitte an Jahwe, ihm sein Opfer für den Gott Assur zu vergeben, aussprechen sollte, ohne daß die Versammelten von dieser seiner Freveltat etwas mitbekamen. Er hatte angenommen, daß ihm eine verhüllende Bezeichnung schon noch einfallen würde, aber nun suchte er vergeblich nach Andeutungen, die zwar der Gott verstand, die den Menschen jedoch unklar blieben. Er verwünschte seine mangelnde Sorgfalt bei der Vorbereitung auf das Gebet – eine solche Gedankenlosigkeit war ihm doch eigentlich fremd. In seiner Ratlosigkeit fügte er an die Lobpreisung unbestimmte Dankesworte an, die er gar nicht vorgesehen hatte, so als ob Jahwe Israel vor einem grimmigen Feind bereits bewahrt hätte. Unruhe befiel ihn, weil er fürchtete, daß er Jahwe mit nichtssagenden Worten ermüdete und auch an den Zuhörern vorbeiredete.

Das Publikum fragte sich tatsächlich, wofür denn der König dem Gott dankte, aber plötzlich erstarrte die Menge. Der König war nämlich verstummt und hatte sich vor dem Altar in den Staub geworfen. Seine Würdenträger sahen einander erschrocken an und blickten dann betreten zu den Daniten hinüber. Wirkte diese unerwartete und peinliche Geste ergreifend oder lächerlich aufs Volk? Rafu, der bei der Leibwache stand, wäre beinahe dem König beigesprungen, weil er im ersten Moment glaubte, Jehu sei gestürzt. Auf einmal krähte drüben bei den Daniten ein kleines Mädchen staunend in die eingetretene Stille: „Seht, der König ist umgefallen!“ Der Großvater hielt dem Kind erschrocken den Mund zu, aber einer der halbwüchsigen Jungen drängelte jetzt nach vorn und rief wißbegierig: „Ist er tot?“ Ihm hielt sein Vater nicht nur den Mund zu, sondern schlug ihn

klatschend auf die Wange. Rafu ließ seine Männer einige Schritte nach vorn tun, worauf bei den Kopf an Kopf stehenden Daniten wieder Ruhe einkehrte.

Unbeeindruckt vom Anblick des liegenden Königs und dem Anflug von Unruhe auf dem Platz warfen Micha und seine Freunde mit stumpfen Mienen die Fleischstücke ins Feuer. Jehu, mit dem Gesicht am Erdboden und sich jetzt endlich in Jahwes Nähe wähnend, bekam von der Wirkung seiner Demutsgeste gar nichts mit. Völlig versunken in sein Reuegefühl erflehte er flüsternd die Verzeihung seines Gottes und gelobte, ihm auch fernerhin ein treuer und gehorsamer Diener zu sein. Und als er Jahwe um wirkmächtige Hilfe zur Abwehr der Bedrohung Israels durch den Aramäerkönig bat, kam ihm plötzlich die Erleuchtung, wie er den Todfeind nicht nur unterwerfen, sondern vom Thron stoßen konnte. Diese Idee konnte ihm nur Jahwe eingegeben haben, davon war er überzeugt. Also hatte ihm der Gott seine Sünde am Altar der Assyrer verziehen.

So unvermittelt, wie er sich niedergeworfen hatte, erhob er sich. Mit heiterer Miene klopfte er den Staub von seinem Prunkmantel, was ihm aber nur unvollkommen gelang, und rückte sein verrutschtes Diadem gerade. Dann hob er die Hände und rief: „Mein Gott, ich danke dir!“ Er winkte den widerwilligen Helfern, rasch die letzten Reste des geopferten Widders ins Feuer zu werfen. Noch einmal kreischte die Glut gewaltig auf. Jehu wartete stumm, bis alles zu Asche verbrannt war. Dann verneigte er sich tief vor der Opferstätte und wandte sich nun an seine Ehrenbegleiter: „Jahwe hat mein Opfer gnädig angenommen. Alles ist gut. Wir können gehen.“

Elkana und der Garnisonskommandeur eilten zur Mannschaft und befahlen den Abmarsch. Jehu und die beiden Beamten folgten ihnen, den Schluß bildete die Leibgarde. Achan und Otniel, ein wenig hinter dem König schreitend, blickten einander an und schüttelten die Köpfe. Einer solch seltsamen Kultfeier hatten sie noch nie beigewohnt. Und dieses Opfer sollte Jahwe gnädig angenommen haben?

Als der König und all die Fremdlinge den Platz geräumt hatten, gingen auch die Einwohner ihrer Wege. Dieser Kultakt war nicht der ihre, sie empfanden es als reine Willkür, daß der König sie herbestellt hatte. Sie eilten aus der Stadt hinaus in die Feldflur zu ihren Familien, fast freuten sie sich auf die schwere Arbeit, die dort auf sie wartete.

34

Jehu kehrte gut gelaunt mit Achan, Otniel und Elkana, beschützt von seiner Leibgarde, nach Hazor zurück. Er war überzeugt, daß Jahwe ihm vergeben hatte und seine weiteren Entscheidungen guthieß. Daß ihm Schemaja berichtete, das angelieferte Getreide habe für die notleidenden Dörfer kaum gereicht, und daß Nahum ergänzte, nun hungere auch das obere Jordantal, konnte ihm die gute Stimmung nicht wesentlich trüben. Eher schon das unerwartete Erscheinen Elischas.

„Was willst du nun schon wieder?“ empfing er den jungen Gottesmann. „Habe ich dich nicht ausgeschickt, um die Wahrheit über mein Treffen mit dem Assyrerkönig zu verbreiten?“ Er musterte den Ankömmling und fand, daß er nach seiner Neueinkleidung in Jesreel sogar ein wenig männlicher wirkte als früher.

„Deine Bitte war mir wie ein Befehl, und ich bin Tag für Tag auf den Beinen, um mir dein Lob zu verdienen“, erwiderte Elischa, und es klang nicht wie eine Rechtfertigung, sondern eher wie eine bloße Randbemerkung vor seinem eigentlichen Anliegen.

„Also, warum bist du hier?“ fragte Jehu unwirsch. Bereitete ihm dieser Eigenwillige nur noch Ärger, statt ihm zu nützen?

Elischa berichtete, wie er in Jesreel auf die königliche Anweisung hin mit neuer Kleidung versehen worden war, und dankte Jehu jetzt noch einmal dafür. Und er sei erstaunt gewesen, dort Scheba zu begegnen, dem Nabotsohn, den er vor zwei Jahren kennengelernt habe, als er und Natan ins Land jenseits des Jordans gewandert waren, weil König Joram Natan zu sich ins Feldlager gerufen hatte. Scheba sei ja nun seinem Wunsch entsprechend ein Soldat König Jehus geworden, und mehr als das. „Weil du erkennst, welche Männer zu deinen engsten Dienern taugen, hast du ihm große Befehlsgewalt gegeben.“ Elischas Augen leuchteten, als spreche er von seinem eigenen Aufstieg in die Umgebung des Königs. Aber sogleich schaute er betrübt drein, als er fortfuhr: „Trotz seines hohen Ranges wirkte Scheba jedoch bedrückt, und als ich ihn bat, mir sein Herz zu öffnen, nannte er mir den Grund seines Kummers. Bisher vergeblich wartet er darauf, daß du ihm den Erbbesitz seines unschuldig hingerichteten Vaters zurückgibst. Er hat sich bitter über dich beklagt. Er hört von dir nichts als Versprechungen, denen keine Taten folgen. Da mir seine Klage zu Herzen ging, habe ich sie im Gebet Jahwe vorgelegt. Und jetzt stehe ich vor dir, um dir seine Antwort zu verkünden. So spricht Jahwe: Ich habe dich, Jehu, zum König gemacht, damit Israel wieder wie vor Zeiten zum Hort der Gerechtigkeit wird. Gib Scheba, was ihm zusteht! Und er und alle, die davon hören, werden deine Gerechtigkeit preisen.“ Elischa verbeugte sich und blickte dann Jehu an, als könne dessen Antwort nur ein reuiges Ja sein.

Jehu spürte jedoch statt Reue nur Unmut. Hätte der alte Natan ihn an die unerledigte Rückgabe des Nabotbesitzes an Scheba erinnert, so wäre das als ernste Mahnung aufzufassen gewesen. Aber dieser Schandbube hier, der die Frau seines Gastgebers geschwängert und eigentlich die Steinigung verdient hatte, was maßte der sich denn an? Sollte er tatsächlich Schebas Anliegen Jahwe vorgetragen haben, so hatte der Gott diesen Sünder doch kaum einer Antwort gewürdigt. Elischas Jahwewort war frei erfunden, dessen war Jehu sicher. Jahwe würde ihn dafür strafen, vielleicht aber auch nicht, was ging es ihn, den König, an. Und im übrigen rannte Elischa offene Türen ein. Denn sowieso war die Zeit gekommen, in der die ungelösten Fragen geklärt werden mußten, darunter Schebas berechtigter Anspruch. Jehus Unmut legte sich, es lohnte nicht, sich wegen des eingebildeten Jüngelchens aufzuregen. „Dein Gott hat dir sicherlich auch mitgeteilt“, erwiderte er, „daß ich noch in diesem Jahr meinen Kommandeur Scheba, den ich überaus schätze, zufriedenstellen werde. Daß du hierher nach Hazor gekommen bist, als ob du mich daran erinnern müßtest, war also unnötig. Tue das, was ich dich geheißen habe, und ich werde dir meine Gunst weiterhin zuwenden! Heute magst du dich ausruhen, aber morgen setzt du deine Wanderschaft fort! Und nun laß mich an Wichtigeres denken!“

Elischa nahm Jehus Antwort nicht als Zurechtweisung auf. Er hatte prüfen wollen, ob ihm der König seine Schandtat von Schunem nachtrug und ihn von seinem Angesicht verbannte. Es war ein Wagnis gewesen, entgegen dem erhaltenen Auftrag ungerufen als Mahner vor ihn zu treten, aber es war geglückt. Jehu hatte ihm erneut seine Gunst zugesagt. Elischa fand bestätigt, daß er die Gottesnähe, zu der ihm der alte Natan verholfen hatte, zu Recht in den Dienst Jehus stellte. Indem Gott Jahwe ihm, dem drittgeborenen Bauernsohn Elischa, als erstem offenbart hatte, daß er Jehu zum König Israels erkoren hatte, war ihm zugleich der göttliche Auftrag erteilt worden, sich für immer an den Erwählten Jahwes zu binden. Und dieses Band konnte niemand und nichts zerreißen, auch der König selbst nicht. Elischa verließ Hazor als ein glücklicher Mensch.

Jehus heitere Stimmung, mit der er in Hazor eingezogen war und die Elischas Auftritt nur ganz kurz eingetrübt hatte, hielt allerdings nicht an. Denn die Aufgaben, die er nach der Rückkehr in seine Residenz sogleich anpacken wollte, erwiesen sich bei näherer Betrachtung als unangenehm und schwierig. Wie er mit Schebas Anspruch verfahren wollte, war ja noch einigermaßen klar. Er würde Schemaja, dem der Nabotbesitz zur Zeit gehörte, auffordern, dieses Landgut gegen ein anderes aus den königlichen Ländereien einzutauschen. Aber welchen Platz sollte künftig Bidkar einnehmen, der Freund, der ihm fremd geworden war? Man konnte ihn ja nicht einfach wegschicken, das wäre ehrlos, und die Beamten und Befehlshaber würden sich darüber das Maul zerreißen. Und was sollte mit dem Priester Eran geschehen, dem haßerfüllten Hetzer? Ihm gebührte der Tod wie Efron, dem Palasthauptmann, aber durfte man einen Priester ohne die Zustimmung des Gottes, dem er diente, so einfach umbringen?

Am meisten beschäftigte Jehu jedoch die Idee, die ihn überkommen hatte, als er auf dem Kultplatz in Dan vor Jahwe im Staub gelegen hatte. Er war noch immer überzeugt, daß dieser Einfall nur von seinem Gott stammen konnte. Er hatte plötzlich die Joramwitwe Tabita zu sehen gemeint, und eine Gedankenkette war in ihm abgespult. War Tabita nicht eine aramäische Prinzessin, nämlich die Großnichte des Königs Hadadeser von Damaskus, mit dem vor zwölf Jahren König Ahab in die Schlacht gegen die Assyrer gezogen war? Mußte Tabita nicht Hasael, den Mörder Hadadesers, abgrundtief hassen? Hatte das gestürzte Königshaus nicht noch Anhänger in Damaskus, und gab es zwischen Tabita und diesen heimlichen Feinden Hasaels nicht irgendwelche Verbindungen? Wenn er, Jehu, Tabita zur Frau nahm, dann würden die Gegner Hasaels in ihm ihren Hoffnungsträger erkennen. Mit Tabitas Hilfe konnte er die Stellung Hasaels in Damaskus untergraben, so daß der Todfeind Israels in einem künftigen Krieg gegen ihn nicht nur von außen besiegt, sondern mit Unterstützung seiner inneren Feinde ein für allemal gestürzt werden konnte. Und vielleicht gebar ihm Tabita sogar einen Sohn, und der könnte dann der künftige König von Damaskus werden, so daß die Herrschaft des Hauses Jehu zwei Königreiche umfassen würde, das Reich der Israeliten und das der Aramäer von Damaskus.

Leider fand Jehu jetzt diese gottgegebene, kühne Idee mit zwei Widerhaken besetzt. Es war leider so, daß ihn die Joramwitwe als Frau eigentlich gar nicht reizte, auch wenn sie von sanftem Wesen zu sein schien, anders als ihre bösartige Eheschwester Haggit, und wußte, was sich im Umgang mit einem König gehört. Häßlich war sie zwar keineswegs, aber auch schön war sie nie gewesen. Zudem lag ihre Jugendblüte schon hinter ihr. Doch war es mit Ada anders? Auch sie war mit jeder Geburt ein wenig breiter geworden, auch sie war keine junge Frau mehr, sie zählte sogar einige Lebensjahre mehr als Tabita – er kannte deren Alter von Achan. Aber Adas Aussehen und ihre Art, sich zu geben, eigentlich alles an ihr schien frischer als an Tabita. Er ließ bei diesem Vergleich allerdings die Schwermut außer acht, die Ada befallen hatte, seit er König geworden war.

Indem er an Ada dachte, die er noch immer liebte, trotz allem, was sich an Trennendem zwischen sie beide geschoben hatte, spürte er den zweiten Widerhaken seiner Idee, Tabita zu heiraten. Wie würde Ada es aufnehmen, ihren Mann künftig mit der Witwe König Jorams teilen zu müssen? Ja wenn er sich irgendeine beliebige Frau würde zugesellen wollen, das ertrüge sie vielleicht

mit Fassung, war es doch für einen Wohlhabenden nützlich, durch zwei Frauen möglicherweise zu mehr Söhnen zu kommen als mit einer, und daher nicht unüblich. Aber Tabita war eben nicht irgendeine Zweitfrau. Ada würde sich, egal wie ihr die Aramäerprinzessin als ihre Eheschwester begegnete, zurückgesetzt, entrechtet, verstoßen fühlen. Jehu erinnerte sich, welchen Auftritt es gegeben hatte, als sie in Samaria ins Frauenhaus des Palastes einziehen mußte, Wand an Wand mit der ehemaligen Königsfrau. Doch all diese Bedenken, die er hin und her wälzte, konnten seinen Entschluß, Tabita zu seiner zweiten Ehefrau zu machen, nicht ins Wanken bringen. Vielleicht, so redete er sich ein, begriff Ada, daß er so handeln mußte, um Israel von dem Todfeind zu befreien, der in Damaskus lauerte. Sie war doch eine kluge Frau.

Er setzte den Tag des Aufbruchs nach Samaria fest. Die Streifscharen, die östlich des Jordans zu Fuß und im Streitwagen die Lage erkundeten, meldeten nichts Verdächtiges, und so hoffte Jehu, daß er für den Rest des Jahres Ruhe haben werde. Elkana und Nahum blieben in Hazor zurück, Elkana, weil er dort hingehörte, Nahum, um die neue Garnison in Dan zu kontrollieren und, wenn nötig, zu unterstützen. Mit Jehu und der Leibgarde zogen Schemaja und seine Söhne, Achan und Otniel sowie die Dienerschaft der drei Beamten.

Während des Marsches hätte Jehu Gelegenheit gehabt, mit Schemaja über die Herausgabe des Nabotbesitzes zu sprechen. Er hatte es sich auch vorgenommen, doch der Kanzler brachte die Rede immer wieder auf die Eintreibung der Abgaben von der diesjährigen Ernte. Trotz der soeben vorgenommenen Beschlagnahmungen drängte er auf Erhöhung der Abgaben, weil er wußte, daß der König die Streitkräfte auf den früheren Stand bringen wollte, was ohne eine Vermehrung der dafür notwendigen Mittel nicht möglich war, auch wenn Jehu sich das vielleicht vorstellte. Jehu wies allerdings für das laufende Jahr eine Abgabenerhöhung zurück und beendete das ihm lästige Gespräch darüber. Die Erörterung dieser ernsten und weitreichenden Angelegenheit ließ es ihm jedoch geraten erscheinen, die Aussprache über Schebas Anspruch auf später zu vertagen.

Der Kanzler und seine beiden Amtsbrüder legten mit Jehus Erlaubnis im Palast von Jesreel eine Rast von einigen Tagen ein. Jehu überließ ihnen sogar die Hälfte seiner Leibwache, damit sie auf der Weiterreise nicht schutzlos waren. Er selbst aber scheute erneut eine Begegnung mit Scheba und bog nach Megiddo ab, der Stadt, die ihm noch immer vertrauter war als seine Residenz Samaria. Aber nur einen halben Tag und eine Nacht hielt er sich bei den Freunden Abihu und Hiddai auf – trotz seiner Abneigung zog es ihn nun doch nach Samaria, weil er das, was er dort zu klären gedachte, hinter sich bringen wollte.

Er hatte sich entschieden, den Priester Eran entgegen früheren Bedenken doch umzubringen. Denn der Haßerfüllte würde nie aufhören, ihn als den Mörder König Jorams und der Königsmutter Isebel zu verleumden. Sein Plan war, Eran angeblich nach Dan zu versetzen, wo er fortan des Priesteramtes am dortigen Jahweheiligtum walten sollte. Rafus Männer würden ihn auf der Reise begleiten und sich unterwegs abermals als treue Diener des Königs bewähren.

Als Jehu mit Rafu und der anderen Hälfte von dessen Mannschaft in Samaria anlangte, stellte sich sein Plan jedoch als überholt heraus. Ira, der Kommandeur der Palastwache, empfing ihn am Stadttor und erstattete ihm Meldung. Zu seiner Bestürzung hörte Jehu, daß der Priester Eran mit seiner Familie nach Bet-El gereist sei, zu einem Besuch bei seinem Amtsbruder Abiram. Man warte seit längerem auf seine Rückkehr. Auf Nachfrage erfuhr Jehu, daß die Abreise des Priesters schon vor vielen Wochen, nämlich kurz nach der Entnahme des Tributs für die Assyrer aus dem Tempelschatz erfolgt sei. Ira verstand Jehus Erschrecken über das Verschwinden des Gegners. Als der König gegen Wintersende den Beamten seinen Entschluß mitgeteilt hatte, sich dem Assyrerkönig zu unterwerfen, war er selbst ja Zeuge gewesen, mit welchem Haß Eran Jehu entgegengetreten war. Und natürlich ahnte er, daß der Priester sich für immer von Samaria und dem neuen König, den er nicht anerkannte, verabschiedet und sich so dem Gericht über ihn entzogen hatte. Doch was hätte er selbst tun sollen? Er verteidigte sich: „Hätte ich ihn gefangensetzen sollen? Ohne einen Befehl von dir?“

„Du wußtest doch, daß er dem Heiligtum in Bet-El nicht gut gesonnen war“, hielt Jehu dem Palasthauptmann entgegen. „Wie konntest du glauben, daß er Abiram besuchen will?“

„Ich habe ihm nicht geglaubt.“ Ira wehrte sich gegen den Verdacht einfältiger Gutgläubigkeit. „Was hätte ich tun sollen? Eran war dein Priester und somit einer der Großen unter deinen Dienern. Wie hätte ich ihn hindern dürfen, wenn er sagt, daß er sich mit Abiram von Bet-El versöhnen wolle, denn Jahwe habe ihm das angesichts der Bedrohung Israels befohlen?“

Jehu sah ein, daß Ira keine Schuld traf und daß er selbst sich ins Unvermeidliche fügen mußte. Mürrisch betrat er seine Räume im Palast. Er schickte zu Ada und ließ ihr mitteilen, daß er zurück sei. Sie selbst aufzusuchen fehlte ihm angesichts der Absicht, Tabita zu heiraten, der Mut. Er begrüßte aber seinen Sohn Joahas, der ihn bestürmte, beim nächsten Feldzug ihn begleiten zu dürfen. Und er sprach mit Bidkar und erzählte ihm manches, was sich begeben hatte. Aber der Freund schien kein großes Interesse daran zu haben. Das Wichtigste wußte er ja auch schon, denn der Bote aus Hazor, der erst von Schemaja und dann von Jehu nach Samaria gesandt worden war, hatte vieles berichtet.

Am nächsten Tag ließ sich Jehu von dem Tempelknecht, der zurückgeblieben war und in Erans Auftrag das Heiligtum bewachte, den Tempelschatz zeigen. Bidkar hatte er mit sich genommen. Noch einmal durchfuhr ihn der Schreck, und sogar heftiger als am Vortag. Die vier oder fünf hier aufbewahrten Gold- und Silberbarren, an die sich Jehu genau erinnerte, fehlten. Der geflohene Priester hatte sie offenbar mitgenommen. Der Knecht wußte darüber nichts zu sagen, Eran hatte ihm lediglich den Schlüssel der Schatzkammer ausgehändigt mit der Weisung, diesen dem König zu übergeben. Was an wertvollen Beute- und Schenkungsstücken noch vorhanden war, reichte gerade noch für den nächsten Tribut an den Assyrerkönig. Danach würde die Schatzkammer leer sein. Weil Jehu des Diebes und Verräters nicht habhaft werden konnte, es ihn in seinem Zorn aber nach einer Vergeltungstat verlangte, ließ er kurzerhand den unschuldigen Knecht durch Ira hinrichten.

Mit Bidkar beriet er, wohin Eran entwichen sein könnte. Sie waren auf die Ummauerung der Burg gestiegen und schauten nach Süden in Richtung Bet-El, wohin der Priester angeblich hatte reisen wollen. Es war lange her, daß Jehu den Freund eines ernsten Gesprächs gewürdigt hatte, und Bidkar glaubte, den Grund für die jetzige Unterredung zu kennen. Der Kanzler, der Schreiber, der Palastvorsteher, der Heerführer, alle diese neuen Ratgeber des Königs weilten außerhalb, zur Zeit war er neben dem Stadthauptmann Ira der einzige von Rang, mit dem Jehu sich austauschen konnte. Aber er versagte sich dem Gespräch nicht. Beide waren sich schnell einig, daß nur das kleine Reich Juda als Zuflucht für den Tempelräuber in Frage kam. Dort herrschte nach dem Tod König Ahasjas seine Mutter Atalja, die Schwester König Jorams, und dort diente man gleichfalls Gott Jahwe wie hier im Reich Israel, allerdings nicht einem Jahwe, der am Schilfmeer Israel vor dem Pharao errettet hatte, und auch von dem Ahnvater Jakob wußten sie in Jerusalem nichts. Jehu und Bidkar machten sich Gedanken, ob nun ein Überfall der Judäer drohte. Aber Bidkar meinte, daß diese Gefahr wohl gering sei. Eran würde kaum ein einflußreicher Mann in Jerusalem werden. Jehu nahm sich trotzdem vor, einige Männer der Palastwache als Spione über die judäische Grenze zu schicken, um zu erkunden, ob dort irgendetwas auf kriegerische Absichten hindeutete. „Wenn ich mich der Aramäer erwehrt haben werde“, verkündete Jehu, „dann werde ich dieses lächerliche Juda dem Reich Israel hinzufügen.“

Bidkar wagte die Entgegnung: „Auch wenn du mich in dieser Sache nicht um Rat fragst wie früher, sage ich dir: Es wird nicht gut gehen, wenn du weiterhin Hasael für deinen Todfeind hältst und nicht Salmanassar. Auch wenn es dir scheint, als habe dir unser Gott deinen Kniefall vor dem Assyrer verziehen, ich zweifle daran. Du wirst an meine Warnung denken, aber dann wird es für dich zu spät sein.“

Jehu schaute Bidkar schweigend an, mit einem Blick, der den Freund irritierte. Der hatte Widerspruch erwartet, aber Jehus Miene drückte Gelassenheit aus, und schließlich stahl sich sogar ein Lächeln hinein. Er blickte wie einer, der mehr weiß, als er sagt, und dem allein schon dieses geheime Wissen Überlegenheit über die Nichtwissenden verleiht. Und dann wandte er sich um, sagte: „Es ist schade um dich“, und stieg abwärts. Es war für lange Zeit das letzte Gespräch Bidkars mit seinem König, das etwas von der alten Vertraulichkeit an sich gehabt hatte.

Nachdem sich eine Entscheidung über Eran erübrigt hatte, wollte Jehu nun seine Verbindung mit Tabita in die Wege leiten. Wenn er die Aramäerin als Türöffnerin in Damaskus benutzen und zur Mutter eines künftigen Vasallenkönigs in der Aramäerstadt machen wollte, duldete das keinen Aufschub. Es schien ihm das beste, zuerst Ada seine Absicht mitzuteilen. Die Entfremdung zwischen ihm und ihr konnte kaum noch größer werden, als sie seit Adas Ankunft in Samaria vor einem Jahr und ihrem Einzug ins Frauenhaus der Königsresidenz ohnehin schon war.

Jehu wählte die Zeit der lastenden Mittagshitze, als sich alles in der Burg hinter kühlende Mauern zurückgezogen hatte, für den Besuch bei seiner Frau. Ada wußte nicht, was sie davon halten sollte, als ihr Mann zu so ungewöhnlicher Zeit bei ihr erschien. Jehu rief ihre Dienerin herbei, an die sie sich noch immer nicht gewöhnen konnte, und übergab der Frau Kilab und Schifra, die Kinder. Joahas war nicht da, er trieb sich mit Altersgefährten irgendwo draußen herum, und Bidkars Frau Schimat hatte sich mit ihrer Tochter zur Mittagsruhe hingelegt. Ada war jetzt allein. Jehu langte nach einem der bequemen Sitzpolster und ließ sich neben seiner verwunderten Frau nieder, die sich auf ihr Ruhebett gesetzt hatte. Er zog es vor, nicht viele Worte zu machen. In dürrer Rede erklärte er ihr, daß Israels Sicherheit es erfordere und es deshalb Gott Jahwes Wille sei, den Todfeind Hasael in Damaskus niederzuwerfen. Trotz Israels Stärke sei jedoch allein mit Waffengewalt kein dauerhafter Erfolg zu erreichen. Nur von innen heraus könne Hasael gestürzt werden. Die Joramwitwe Tabita sei diejenige, die zwischen den inneren Gegnern Hasaels und ihm, dem König Israels, das Bündnis herstellen könne, denn Tabita sei eine Angehörige des früheren Königshauses von Damaskus, nämlich die Großnichte jenes Königs, den Hasael ermordet hatte, um selbst auf den Thron zu gelangen. Kurzum, weil es Israels Heil gebiete, werde er die Aramäerin zur Ehefrau nehmen. Ada solle sich schon jetzt darauf einstellen, Tabita nach der Eheschließung wie ihre Schwester anzusehen.

Adas Kopf war während Jehus Eröffnung immer tiefer gesunken. Sie hatte es ja schon seit einem Jahr irgendwie geahnt, daß sie als Königsfrau Jehu enttäuschen mußte. Damals in Ramot, nach König Jorams tödlicher Verwundung, hatte sich Jehu als Heeresoberst von ihr verabschiedet, ohne ihr zu sagen, daß er ihr beim Wiedersehen als König gegenüberstehen werde. Er hatte sie nicht ins Vertrauen gezogen, und seither war aus ihm, was sie befürchtet hatte, ein wirklicher König geworden, der die Menschen nur noch einteilte in solche, die ihm nützten und die er um sich scharte, in solche, die ihm schadeten und die er umbringen ließ, und in solche, die ihm gleichgültig waren. Sie gehörte zu letzteren. Die aramäische Joramwitwe aber war nun aufgerückt in die Gruppe der ihm Nützlichen.

„Sieh mich an, wenn ich dir Wichtiges mitteile!“ verlangte Jehu. Sein Tonfall war eher mild, aber für Ada klang die Aufforderung herrisch wie alles, was er vor ihren Ohren von sich zu geben pflegte. Sie hob den Kopf und blickte ihn an, wie er verlangt hatte. Da trat Jehu plötzlich ein Jagderlebnis vor Augen, das er einst als junger Mann im Wald, der sich am Hang des Karmels hinaufzog, gehabt hatte. Eine Hirschkuh war ihm zur Beute geworden. Wie ihn damals das Tier angeblickt hatte, bevor es starb, so sah Ada ihn jetzt an. Er wollte etwas sagen, aber er wußte nicht was.

Im Gegensatz zu ihm standen Adas Gedanken nicht still. Wenn er sich ein junges Mädchen nehmen wollte, dachte sie, das hätte sie wahrscheinlich nicht so schwer verletzt, wie sie sich jetzt fühlte. Mehrere Frauen zu haben war sein gutes Recht, und sie selbst war mit ihren 30 Lebensjahren nicht mehr so jung, wie sich ein Mann die Frau wünschte. Aber mußte es ausgerechnet die Witwe des letzten Königs aus dem Hause Omri sein, die er sich zulegen wollte? Die nie aufgehört hatte, hier einherzuschreiten, als sei sie noch eine Königsfrau? Die nur wenig jünger war als sie, und deren Schönheit man vergeblich suchte? Ada fühlte Wut in sich aufsteigen. Sie war die Mutter seiner Kinder – was zählte das eigentlich für ihn? Aber zugleich wußte sie, daß es aussichtslos war, sich zu wehren. Jehu war ihr entrückt, er würde tun, was er vorhatte. Sie mußte sich auf irgendeine Art von ihm lösen, nur das würde ihr helfen. Und dazu brauchte sie ihre Kraft, nicht für ein sinnloses Aufbegehren.

Jehu bemerkte, wie es in ihr arbeitete, und wollte etwas Versöhnliches sagen, sie tröstend berühren, sie seiner unverbrüchlichen Liebe versichern, aber seine Kehle war wie ausgetrocknet, und seine Arme schienen ihm nicht zu gehorchen. Statt dessen krächzte er: „Du bist eine Priestertochter, du wirst mich noch verstehen.“ Er erhob sich und ließ sie allein. Er wußte, daß er vor ihr floh.

Tagelang wagte er nicht, Tabita, seine unwissende Zukünftige, aufzusuchen und ihr sein Ansinnen mitzuteilen. Wenn sie mit ihren Töchtern zur Stadt hinunterging, verbarg er sich. Auch Ada ging er aus dem Weg. Nachts geisterte ihr vorwurfsvoller Blick durch seine Träume. Endlich raffte er sich auf, sein Zaudern, das er lächerlich fand, zu beenden. Er meldete Tabita seinen Besuch an.

Die Joramwitwe war über seine Förmlichkeit verwundert, denn wenn er ihr irgendetwas mitteilen wollte, dann konnte er es doch tun, wenn sie sich zufällig im Burghof oder im Elfenbeinhaus begegneten. Daß er sie zur Ehefrau begehrte, das lag ihrer Vorstellungswelt so fern, daß sie darauf von selbst keinesfalls kommen konnte. Aber etwas Ungewöhnliches schien er mit ihr besprechen zu wollen, das war ihr klar. So ließ sie sich kunstvoll schminken und mit Duftwasser betupfen, und auch ihren kostbaren Schmuck legte sie an. Als Jehu sie so erblickte, schien sie ihm auf einmal entgegen seiner bisherigen Einstellung anziehend und begehrenswert. Und dieser plötzliche Gefühlswandel verlieh seiner Rede einen Schwung, wie er ihn gewöhnlich nur verspürt hatte, wenn er im Streitwagen dahinjagte und die Kämpfer in den Wagen, die ihm folgten, zu Mut und Kühnheit anspornte. Doch das Befehlshaberleben war ihm nur noch eine ferne Erinnerung an jene schöne Zeit, als er noch kein König gewesen war, sondern, wie es ihm schien, ein freier Mann.

Jetzt also trug er der Aramäerprinzessin in nicht allzulanger, aber lebhafter Rede seinen Wunsch vor, sie zur Ehefrau zu nehmen. Er habe, als König Joram noch lebte, nie gewagt, sie unziemlich anzuschauen, obwohl er sie schon damals heimlich begehrt habe. Aber nun sei der König schon über ein Jahr tot, und sie werde den schlimmsten Schmerz über seinen Verlust verwunden haben. Deshalb wage er nun, ihr vorzuschlagen, an seiner Seite wieder jenen Rang einzunehmen, der ihr als einer Frau aus königlichem Haus zukomme. Und er freue sich auf den Tag, an welchem sie beide ihr Ruhelager miteinander teilen werden.

Tabita war aufs äußerste verblüfft über das, was sie zu hören bekam. Jehu, der für sie nur einer der rauhbeinigen Kriegsmänner gewesen war, ein Heeresoberst, der sich von seinen Soldaten hatte zum König machen lassen, der als Mann sie nie interessiert hatte, der gab sich plötzlich als einer aus, der einer Frau nicht nur Gebieter, sondern Liebhaber sein wollte, der sprach wunderlicherweise von Gefühlen, ob er sie nun tatsächlich hatte oder sie sich bloß einbildete. Aber ihr war schon als Kind beigebracht worden, niemals die Fassung zu verlieren, und so hatte sie sich auch jetzt sofort in der Gewalt. „Deine Worte gleichen dem süßen Blütenhonig, den ich so mag“, sagte sie, ein verbindliches Lächeln andeutend. „Doch wer bin ich, daß ich sie ernst nehmen dürfte? Ich bin eine Witwe, die noch immer um den Mann ihrer Liebe trauert, dem der Pfeil seines Gegners den frühen Tod gebracht hat. Ich werde dir immer dankbar dafür sein, daß du mich hier in Samaria,

wo ich seit meiner Jugend lebe, weiterhin duldest, denn ein anderes Zuhause habe ich nicht. Die Heiterkeit ist mir jedoch abhanden gekommen, und ein Glück kann ich nicht mehr erwarten."

Jehu war klar gewesen, daß sie nicht sogleich in seine Absicht einwilligen würde, das tat keine Frau, und eine Königswitwe gleich gar nicht. So enttäuschte ihn ihre Ablehnung nicht. „Du sollst hier nicht länger eine Geduldete sein", widersprach er ihr. „Daß du um Joram trauerst, kann ich dir nachfühlen, denn auch ich tue es noch. Er würdigte mich seiner Freundschaft, wie du sicherlich weißt. Doch jetzt müssen wir tun, was uns auferlegt ist. Mich hat unser Gott erwählt, Israel vor seinen Feinden zu beschützen, und dabei sollst du an meiner Seite sein. Du wirst mich lieben lernen und deine Heiterkeit wiederfinden."

Tabita senkte den Blick und wandte ein: „Warum sollte ich dich lieben – liebst du doch die Mutter deiner Kinder! Ada ist die Mutter deines Sohnes Joahas, der nach dir auf dem Thron König Omris sitzen wird."

Jehu gefiel ihre Anspielung auf den Begründer der Königsdynastie, die von ihm abgelöst worden war, ganz und gar nicht. Aber mehr als eine Korrektur war jetzt unangebracht. „Du hast recht", sagte er ein wenig verstimmt. „Joahas wird nach mir den Thron König Jehus besteigen. Und deine Töchter werden seine Schwestern sein, weil sie auch meine Töchter sein werden." Und dann gönnte er sich doch noch eine milde Zurechtweisung: „Übrigens sprechen wir beide doch jetzt nicht über Ada, sondern über uns." Aber er merkte, daß er sich beinahe im Ton vergriff. Und so versuchte er noch einmal einen strahlenden Blick. Er umfaßte so sanft er es vermochte ihre Schultern und beschwor sie: „Tabita, ich liebe dich! Werde meine Frau!"

Die so heftig Umworbene rettete sich aus seiner angedeuteten Umarmung mit einem Lächeln, das ihm zeigen sollte, daß er sie nicht weiter bedrängen müsse, und mit der Bitte, die seiner Hoffnung einen gewissen Abstand gebot: „Mein König, glaube nicht, daß mich deine unerwartete Werbung kalt gelassen hat! Ich weiß, daß du es gut mit mir meinst. Aber laß mir ein klein wenig Zeit, so daß ich aus meiner Trauer um den Getöteten herausfinden kann! Wenn das geschehen ist, soll dich meine Antwort erfreuen."

Jehu ließ sie los und nickte ihr freundlich gewährend zu. Er sah ein, daß mehr im Moment nicht zu erreichen war. Und weil sie ihr Ja in Aussicht stellte, war er mit ihrer Antwort zufrieden. „Ich verstehe dich, Tabita", sagte er, „den Aufschub gewähre ich dir gern. Falls du mich nicht allzulange auf dein Ja warten läßt."

Als er gegangen war, zog sich Tabita in ihr Ruhegemach zurück und warf sich dort auf ihr Bett mit den kostbaren Elfenbeineinlagen, um über die seltsame Unterredung nachzusinnen, ohne Haltung bewahren zu müssen. Sollte sie die Verwegenheit dieses Emporkömmlings ernst nehmen oder über dessen wunderliches Liebesbekenntnis einfach lachen? Doch eine Entscheidung darüber schien ihr sogleich entbehrlich, denn von vornherein war eines gewiß: Falls sie nicht freiwillig Jehus Drängen nachgab, würde der brutale Machtmensch, für den sie ihn hielt, sie zur Ehe zwingen. Denn zweifellos verbarg er hinter seinem Antrag eine bestimmte Absicht. Nachdem sie sich ein wenig beruhigt hatte, versuchte sie, diese Absicht herauszufinden. Und ziemlich rasch durchschaute sie sein Begehren. Nicht als Witwe seines Vorgängers wünschte er sie zur Ehefrau, sondern als Angehörige des gestürzten Königshauses von Damaskus. Als solche wollte er sie benutzen, um Damaskus gegen Hasael aufzuwiegeln. Doch seine diesbezüglichen Hoffnungen würden sich nicht erfüllen. Ihre Verbindung nach ihrer Geburtsstadt war im Grunde schon abgerissen, als sie als Vierzehnjährige hierher nach Samaria gekommen war. Und sie hatte sowieso keine Lust, sich ins Spiel der Männer um Macht und Eroberung hineinziehen zu lassen. Sollte sie sich nun über Jehus Ansinnen empören? Aber waren die Töchter der Königshäuser nicht seit jeher nur dazu da, um für irgendwelche Zwecke an andere Könige verheiratet zu werden? War auch sie nicht König Joram gegeben worden, um das Bündnis zwischen Damaskus und Israel zu festigen? Es lohnte nicht, sich über Jehus mit Liebesheuchelei umflochtene Forderung aufzuregen.

Ihre Gedanken glitten zur Frage, wie es sein würde, wenn sie sich diesem ihrem zweiten Gemahl hingeben mußte. Schon rein äußerlich glich Jehu dem hochgewachsenen, strahlenden Helden Joram in keiner Weise. Jehu blickte stets drein, als könne er niemandem vertrauen, und seine Hände hatten einen harten Griff, das hatte sie soeben gespürt. Er war eben einer dieser rauhen Kriegsleute, die sich wahrscheinlich nur unter ihresgleichen wohl fühlten. Joram hatte zwar manche Schwäche gehabt, aber sie hatte ihn geliebt. Jehu zu lieben konnte sie sich nicht vorstellen. Und dann waren ja obendrein auch noch die Gerüchte, mit denen der Priester Eran sie immer wieder geängstigt hatte, nämlich daß es kein anderer als Jehu gewesen sei, der Joram umgebracht hatte, und daß Jehu auch für den Tod der Königsmutter Isebel verantwortlich sei. Weil die Ermordung Ahasjas von Juda durch Jehu ihr sehr wahrscheinlich erschien, hatte sie nicht selten auch den anderen Gerüchten Glauben schenken wollen. Und daß Jorams Sohn von Haggit und Haggit selbst den Tod erlitten hatten – war das nicht ebenso Jehu anzulasten? Den Mord am Palasthauptmann Efron hatte er ganz sicher veranlaßt. Und zu einem solchen Blutmenschen sollte sie sich ins Bett legen? Tabita schauderte es.

Aber ein wenig später nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. Gab ihr eine Ehe mit Jehu nicht viel mehr Sicherheit, als sie jetzt genoß? Es stimmte ja, daß sie seit Jorams Tod hier wirklich nur geduldet war. Das Haus Omri gab es nicht mehr, und damit gehörte sie nicht mehr nach Samaria. Doch Damaskus war ihr verschlossen. Sie war heimatlos. Aber die Ehe mit Jehu würde ihrem ungewissen Zustand und vor allem auch dem ihrer Töchter ein Ende bereiten. Und was Ada anbetraf, der konnte sie wie bisher aus dem Wege gehen. Vielleicht war Jehu gar nicht so schlimm, wie sie sich das jetzt einbildete, und wahrscheinlich hatte er Joram nicht umgebracht. Und mit einer Frau aus königlichem Haus konnte er sowieso nicht umspringen wie mit einer gewöhnlichen Israelitin. Ada war ja so eine, auch wenn ihr Vater Priester in Bet-El war.

Tabita beschloß, Jehu ein paar Wochen warten zu lassen und ihm dann zu sagen, daß sie bereit sei, im Herbst zum Fest der Weinlese seine Frau zu werden.

Jehu hielt es für das beste, erst einmal Samaria wieder den Rücken zu kehren. Vielleicht tat es den beiden Frauen, denen er wahrscheinlich schlaflose Nächte bereitet hatte, ganz gut, wenn sie ihn für eine Weile nicht sahen. Ada würde sich beruhigen, und Tabita konnte überlegen, wie sie ihre Zustimmung formulieren sollte, ohne sich etwas zu vergeben. Er machte sich also in Richtung Süden auf den Weg, um im Grenzland zum Judäerreich die Kundschafter zu kontrollieren, die er dorthin geschickt hatte.

Aber zunächst kehrte er bei seinem Vater Joschafat ein. Er fand ihn im Bett liegend. Die Schmerzen des Alten hatten sich verschlimmert, und das Gehen bereitete ihm Mühe. Jehu tröstete ihn, so gut er es vermochte, und erzählte von seiner Begegnung mit dem Assyrerkönig. Aber das schien den Vater wenig zu interessieren. Eindringlich fragte er nach Ada und den Kindern, und Jehu hätte nun eigentlich dem Vater sagen müssen, daß er eine zweite Frau zu nehmen gedachte. Aber er verschwieg es.

Er tat es auch Abiram gegenüber, dem Vater Adas, der sich beschwerte, daß er die Tochter und die Enkelkinder so selten zu sehen bekam. Und Jehu erzürnte ihn geradezu, als er ihm mitteilte, er werde seinen Neffen Netanja, den Zweitpriester, nach Samaria mitnehmen. Der solle fortan dort das Priesteramt versehen. Abiram hörte zwar gern, daß Eran, dieser anmaßende und bösartige Mensch, wie er ihn nannte, das Weite gesucht hatte. Aber nun fürchtete er, daß ihm im Rangstreit der Heiligtümer von Bet-El und Samaria der eigene Neffe ein Gegner werden könnte. Außerdem war Netanja als sein Nachfolger vorgesehen, wenn er selbst sich dereinst zu seinen Vätern legte. Aber Jehu ließ nicht mit sich handeln und versprach lediglich, einen geeigneten Mann zu finden, den er als zweiten Priester einsetzen konnte. Abiram beschwor Netanja, sich Jehus Forderung zu versagen, obwohl er selbstverständlich wußte, daß ein Nein gegenüber dem König gar nicht möglich war. Aber Netanja erwog das ohnehin nicht, im Gegenteil, er war froh, daß er seinen Platz in dem im Grunde doch abgelegenen Bet-El und neben dem launischen und oft absonderlichen Onkel gegen das hohe Amt in der Königsstadt eintauschen durfte.

Nachdem Jehu an der Grenze zum Reich Juda alles ruhig gefunden hatte, kehrte er nach Samaria zurück, mit Netanja, in dem er einen weiteren Vertrauten zu finden hoffte. Seine Familie wollte der Priester später nachholen.

Einige Tage nach seiner Ankunft in Samaria erhielt Jehu durch eine Dienerin Nachricht von Tabita, die ihm seither noch nicht unter die Augen gekommen war. Sie ließ ihm ausrichten, daß sie ihn, falls er sie zu sprechen wünsche, sehr gern empfangen wolle. Normalerweise hätte Jehu über diese Umständlichkeit den Kopf geschüttelt, denn es waren doch nur wenige Schritte, die zwischen ihnen lagen. Aber in diesem besonderen Fall fand er Tabitas Förmlichkeit nicht überspannt. Er wartete noch einenTag, um seine Ungeduld nicht allzu deutlich zu verraten, dann ging er zu ihr. Sie zeigte sich ihm wie beim vorigen Gespräch so vorteilhaft, wie sie es vermochte, und hielt ihn nicht lange mit ihrer Antwort hin. Sie sei bereit, sagte sie, den Platz an seiner Seite einzunehmen, den er ihr anbiete. Er habe offenbar erkannt, daß einem König auch eine Frau aus königlichem Haus gebühre, und das schätze sie an ihm.

Tabita hatte mit ihren Worten ihn lediglich an ihren Wert erinnern wollen. Jehu hörte jedoch aus ihrer Antwort heraus, daß sie bereit sei, im Kampf gegen Hasael, den Todfeind auch ihrer Familie, seine Helferin zu sein. Er dankte ihr lebhaft und gab sich noch einmal als ihr erwartungsvoller Liebhaber, indem er meinte, er werde fortan ungeduldig die Tage bis zum Herbstfest zählen. Denn daran hielt sie fest, früher wollte sie seine Frau nicht werden. Aber tatsächlich war ihm der Termin nicht so wichtig, wenn sie nur überhaupt sich seinen Plänen mit ihr geneigt zeigte.

35

Von seinen drei Beamten, die sich auf der Reise von Hazor nach Samaria von ihm getrennt hatten, fand Jehu nur Achan und Otniel in Samaria vor, als er aus Bet-El zurückgekehrt war. Schemaja war noch unterwegs, weil er die Ältesten zweier oder dreier Ortschaften hatte aufsuchen wollen, um irgendwelche Dinge mit ihnen zu besprechen. Otniel, der Jehu darüber informierte,

fügte hinzu, daß der Kanzler Jesreel in großer Erregung verlassen habe. Es sei aber nicht aus ihm herauszubekommen gewesen, was ihm dort die Stimmung verdorben hatte. Jehu nahm sich vor, mit Schemaja, wenn der endlich heimkehren würde, unverzüglich über Schebas Anspruch auf den väterlichen Besitz zu sprechen. Diese unangenehme Aussprache durfte er nicht noch länger vor sich herschieben. Die schlechte Laune des Kanzlers sollte ihn nicht davon abhalten.

Es kam jedoch genau umgekehrt. Als der Erwartete eintraf, erhielt Jehu gar keine Gelegenheit, ihn zu sich zu rufen. Denn Schemaja war kaum aus dem Tragstuhl gestiegen, da erschien er schon ungerufen vor seinem König. Mit hochrotem Gesicht und verkniffener Miene forderte er, ihn sofort anzuhören. Jehu konnte den Zornigen schlecht wieder fortschicken, das hätte dessen Wut nur gesteigert. Und er ahnte ja auch bereits den Grund für den ungehörigen Auftritt des Kanzlers.

Seine Vermutung traf zu. Scheba, des Hingehaltenwerdens durch Jehu müde, hatte Schemaja bei dessen Einkehr in Jesreel offenbart, daß er Nabots Sohn sei, daß sein Vater von König Ahab unschuldig hingerichtet wurde und daß er selbst schon seit längerem von König Jehu die Rückgabe des väterlichen Besitzes fordere. Und er hatte vom Kanzler ohne Umschweife verlangt, ihm das Grundstück zu übergeben, denn er besitze es unrechtmäßig. Aus dem Verbrechen König Ahabs sei kein rechtmäßiger Besitzanspruch abzuleiten. König Jehu werde ihm das Land sowieso wegnehmen, er habe es fest versprochen. Das alles wiederholte jetzt Schemaja mit grollender Stimme, und auch Jehu erregte sich, nicht nur über den Zornigen vor sich, dessen Verärgerung sogar verständlich war, sondern mehr noch über den Nabotsohn, der doch wissen mußte, daß er mit seinem ungeduldigen Vorstoß gegenüber Schemaja ihm, dem König, der allein die Rückgabe des Landgutes anordnen konnte, großen Ärger bereitete und sich insofern auch selbst schadete.

Mit lauter Stimme polterte Schemaja: „Wie kann sich dieser Mann, den du zum Kommandeur gemacht hast, ich will gar nicht wissen warum, wie kann der sich herausnehmen, mir Lügen über Lügen zu erzählen? Nabot war ein Verräter, und sein Tod war gerecht! König Ahab hat mir Nabots Landbesitz gegeben, damit ich dort einst meinen Lebensabend genießen kann! Bestrafe diesen Scheba für seine Dreistigkeit! Oder stimmt es etwa, daß du heimlich über meinen Besitz verfügt hast?“

Jehu schnaufte verächtlich, ließ jedoch im unklaren woüber. Er blickte den Kanzler streng an und knurrte: „Mäßige dich!“ Und in herrischem Tonfall belehrte er seinen trotzigen Beamten: „König Ahab ist lange tot! Jetzt bin ich dein König! Und mein Land gebe ich, wem ich will!“

Dem Kanzler schien die Luft wegzubleiben. Sein massiger Leib wogte, und Jehu sah ihn schon von der Sitzbank fallen. Aber Schemaja erholte sich und sagte unerwartet ruhig: „Als König Ahab mich zu seinem Kanzler ernannte, gab er mir jenes Grundstück. Mein Amt und mein Besitz sind untrennbar. Vergiß das nicht, König Jehu!“

Jehu verstand sofort. Und er sah ein, daß ein Schlagabtausch seinem Anliegen nur schadete. Er zwang sich zur Sachlichkeit und legte Schemaja dar, aus welch wirklichem Grund Nabot hingerichtet worden war, daß er also unschuldig und die Aneignung seines Erbbesitzes durch Ahab unrechtmäßig war und daß deshalb die Rückgabe des Landgutes an Scheba ein Akt der Wiedergutmachung und Gerechtigkeit sei.

Aber Schemaja blieb unnachgiebig. „Scheba hat den nachgeborenen Sohn König Jorams und dessen Mutter Haggit umgebracht!“ rief er. „Oder hat er das etwa nicht? Warum sonst hast du ihn mit der Schwangeren nach Jesreel geschickt? Wofür denn hast du ihn zum Kommandeur gemacht? Ein Mörder hat keinen Anspruch auf irgendetwas!“

Dieser persönliche Angriff brachte Jehu aus der Fassung und fegte sein Bemühen um Ruhe und Sachlichkeit hinweg. „Das wagst du mir zu sagen, du Omridenknecht?“ brüllte er. „Du wirst enden, wie dein Freund Eran geendet hätte, wenn er mir nicht entkommen wäre!“ Er sprang hoch, riß die Tür auf und rief nach der Wache.

Auch der Kanzler erhob sich natürlich, es ging bei ihm nur nicht so rasch wie bei seinem König. Zwei der Leibwächter stürzten herein, und Jehu befahl ihnen: „Ins Verlies mit ihm!“ Als Schemaja das hörte, verlor sein Gesicht plötzlich die hochrote Farbe, und er wurde aschfahl. Er sah ein, daß er den Bogen überspannt hatte. Jetzt half vielleicht nur noch, der Drohung des Königs die eigene Drohung entgegenzusetzen, die er vorhin ja schon angedeutet hatte. Er zischte: „König Jehu, wie willst du ohne mich dein Königtum behaupten?“

Hätten die Wächter ihren Gefangenen nicht sogleich abgeführt, Jehu wäre dem massigen Mann an die Gurgel gegangen oder hätte ihm das Messer in den fetten Leib gestoßen. Wie ein Rasender rannte er in seinem Kabinett hin und her. Warum hatte er diesen anmaßenden, unverschämten Menschen, der doch ohne die königliche Gunst ein Niemand war, nicht schon längst aus dem Amt gejagt? Aber seine Wut erwuchs ja gerade aus der einfachen Antwort auf diese Frage: Weil er diesen Mann brauchte. Denn der sicherte all das, was seinem Königtum Bestand und Macht verlieh. Ohne die Abschöpfung dessen, was Israel an Nahrung und allerlei sonst Nützlichem hervorbrachte, keine Krieger, keine Waffen, keine Streitwagen und Pferde, keine festen Mauern und Städte und Burgen, keine Paläste, keine königlichen Landgüter, kein Tempelschatz. Und weil Jehu das stets und so auch jetzt quälend bewußt war, nahm er jene tönerne Schale, die ein Diener

allmorgendlich mit Gebäck und Früchten zu füllen pflegte, und warf sie mit Wucht auf den Boden, wo sie klirrend zersprang.

Er eilte hinaus ins Freie, überrannte beinahe Bidkar, der ihm zufällig über den Weg lief, und stieg hinauf auf die Burgmauer. Beim Blick über die Täler und Hügel, über das Land, für das er vor Jahwe verantwortlich war, kehrten ihm allmählich Selbstbeherrschung und Besonnenheit zurück.

Als er wieder in den Burghof hinabstieg, erwartete ihn unten Achan. Die Nachricht von der Gefangensetzung des Kanzlers hatte sich, während Jehu seinen Jähzorn bezwungen hatte, im Nu verbreitet. Nun wagte der Schreiber, den König um Gnade für den Festgenommenen zu bitten. Nicht aus Freundschaft für diesen, wie er betonte, sondern aus Sorge um Jehus Königtum. Er begann darzulegen, warum der Kanzler im Amt bleiben müsse, aber Jehu winkte ärgerlich ab. Die Gründe hatte er sich ja soeben selbst aufgezählt. „Einen wie Schemaja muß man ab und an das Fürchten lehren“, warf er hin und lachte gezwungen. Er schritt an der Mauer entlang bis dorthin, wo der Kanzler in jenem Verlies hockte, in das seinerzeit der Palasthauptmann Efron die Abgesandten Bidkar, Scheba und Rafu geworfen hatte. Achan mußte ihn begleiten. Er ließ den Eingekerkerten heraustreten. Der starrte ihn böse an und begann dann, den Schmutz von seinem Gewand zu klopfen. Jehu ignorierte diese absichtliche Brüskierung. „Danke Achan für deine Freilassung!“ bellte er. „Er hat mich um Gnade für dich gebeten. Im Gegensatz zu dir weiß er nämlich, wie ein Diener des Königs mit seinem Herrn zu sprechen hat.“ Sein Ton wurde etwas milder, als er fortfuhr: „Streif deinen Starrsinn ab wie jetzt den Schmutz an deiner Kleidung, der dich anekelt! Erfülle deine Pflicht wie bisher! Vor allem aber überlege dir künftig, was du sagst, bevor du den Mund aufmachst!“

Jehu erwartete keine Antwort und eilte zurück zum Palast. Da gingen auch die beiden Beamten ihrer Wege, ohne ein Wort gewechselt zu haben. Achan ärgerte sich über die Unbedachtheit des Königs, der den vorläufig unersetzlichen Kanzler gegen sich aufgebracht und dann auch noch seine Abhängigkeit von ihm vor aller Augen deutlich gemacht hatte. Schemaja aber schwor sich, die angetane Schmach zu rächen, indem er die Lasten der Israeliten schwerer machte und so das Volk gegen Jehu aufreizte. Jehu selbst fühlte sich tief gedemütigt. Im Ringen mit dem Kanzler war er gescheitert. Wahrscheinlich, so nahm er an, hielt der nur deshalb am Nabotbesitz fest, um ihn, den König, seine Macht spüren zu lassen. Scheba konnte nun das väterliche Erbe vergessen, und er selbst stand gegenüber dem Nabotsohn als Wortbrüchiger da. Beinahe hätte ihn ein neuer Wutausbruch erfaßt. Aber er nahm sich zusammen, und außerdem war auch niemand in der Nähe, an dem er seine Wut auslassen konnte. Denn wer ihn hatte vom Kerker her kommen sehen, mit verzerrter Miene und geballten Fäusten, war rasch aus seinem Blickfeld gewichen.

Selbstverständlich war zwischen König und Kanzler nie wieder vom ehemaligen Landgut Nabots die Rede.

Jehu hatte die Niederlage gegen Schemaja kaum ein wenig überwunden, da kam sein mühsam wiederkehrendes seelisches Gleichgewicht erneut ins Wanken. Er hatte noch immer kein längeres Gespräch mit Ada geführt noch gar die Nacht bei ihr verbracht, nur gewissermaßen im Vorübergehen hatte er ihr von seinem Besuch in Bet-El bei seinem und bei ihrem Vater erzählt. Nun suchte sie ihn eines Morgens im Palast auf, was ganz ungewöhnlich war, um ihm den Entschluß mitzuteilen, den sie in schlafloser Nacht gefaßt hatte. „Dein Vater ist krank und wird nicht mehr genesen“, begann sie, „du hast es mir erzählt.“ Sie hatte ruhig bleiben wollen, aber nun schluckte sie doch aufgeregt, weil sie jetzt das aussprechen mußte, was Jehu sicherlich zornig machte. „Joschafat braucht Pflege“, fuhr sie fort. „Soll er aber fremden Händen ausgeliefert sein? Laß mich zu ihm reisen! Ich will ihn wie eine Tochter umsorgen.“ Sie blickte ihn unschlüssig an, weil er nichts sagte. So sprach sie weiter: „Kilab und Schifra möchte ich mit mir nehmen. Joahas soll bei dir bleiben. Er ist dein Erbe im Königtum und alt genug, daß du ihn darauf vorbereitest.“ Jehu schwieg noch immer, aber seine Miene war nicht zornig, sondern eher nachdenklich. „Jehu, um deines Vaters willen, laß mich gehen!“ bat Ada. „Es ist so das beste für ihn – und auch für uns beide.“

Endlich tat Jehu den Mund auf. „Was werden meine Beamten, meine Truppenführer dazu sagen? Eine Königsfrau gehört in den Königspalast.“ Wie eine Ablehnung klang das gar nicht. Trotzdem irritierte Ada sein Einwand. Das also bewegte ihn: Der Eindruck ihrer Trennung von ihm auf seine Amtleute! Nicht etwa die Trennung selbst! War er ihrer schon dermaßen überdrüssig, daß ihn ihr Weggang nicht mehr bedrückte? Aber andererseits: Im Grunde war es doch gut, wenn er sie ohne zornige Gegenwehr ziehen ließ. Sie versuchte, seine Bedenken zu zerstreuen: „Warum soll eine Königsfrau nicht den Vater des Königs pflegen dürfen, wenn der weder Tochter noch Enkelin hat, die um ihn sein können?“

„Ja, warum eigentlich nicht?“ Jehu nahm ihre Erklärung an. „Es sei, wie du vorschlägst“, bestätigte er. „Und es ist ja auch keine Trennung für immer. Ich selbst werde dich und die Kinder nach Bet-El bringen.“ Ada bedankte sich für seine Einsicht, erhob sich und verneigte sich vor ihm, was sie noch nie, wenn sie allein waren, getan hatte.

Sein Atem ging schwer, als sie ihn erleichtert verlassen hatte. Schmerzhaft verspürte er den Riß in seiner Seele, der nie mehr heilen würde. Ada war immer wie ein Teil von ihm selbst gewe-

sen, und nun sollte er ohne sie leben. Denn ihre Trennung von ihm war endgültig, das wußte er. Künftig würde sie weiter von ihm entfernt sein als die zwei oder drei Tagereisen, die zwischen Samaria und Bet-El lagen. Aber andererseits war es angesichts seiner bevorstehenden Verbindung mit Tabita das beste, wenn sie Palast und Stadt verließ. Denn sie würde sich seiner Ehe mit der Aramäerprinzessin niemals anpassen können, nie zu verstehen suchen, daß ihn diese Ehe sowohl mit der untergegangenen Dynastie Israels als auch mit der gestürzten Dynastie von Damaskus verband. An diesem Punkt setzte ihre Klugheit aus. Jehu seufzte laut. Erschrocken lauschte er, ob jemand dieses Zeichen seiner Schwäche gehört hatte.

Zwei Tage später bereute er seine Zusage an Ada, daß er selbst sie nach Bet-El begleiten werde. Was sollte er Joschafat sagen? So sehr sich der Vater sicherlich freute, daß die Schwiegertochter künftig um ihn war, so gewiß würde er doch auch die wirkliche Ursache für die Entscheidung des Sohnes erahnen und nicht ruhen, bis er der Trennung von König und Königsfrau auf den Grund kam. Und dann erst Abiram! Dessen Vorwürfe würden nichts von der gewohnten Schärfe verlieren, auch wenn sein Schwiegersohn der König war. Nein, Jehu war gewillt, sein Versprechen an Ada zu brechen. Was machte das schon aus, da sie ihn doch verließ? Außerdem mußte er selbst ja dringend nach Jesreel. Dort wartete Scheba, den er nun gleichfalls mit dem Bruch seiner Zusage enttäuschen mußte.

Er rief Bidkar zu sich. „Ich brauche dich“, eröffnete er ihm. „Du mußt mich vertreten. Und nur du kannst das für mich tun.“ Bidkar wußte selbstverständlich bereits von seiner Frau Schimat, daß Jehu Tabita zur Frau zu nehmen gedachte und daß Ada mit den Kindern nach Bet-El übersiedeln würde. Als er die gewundene Ankündigung Jehus hörte, konnte er sich denken, daß der Auftrag mit Adas Umzug zu tun hatte. Er war also nicht überrascht, als ihn Jehu bat, statt seiner Ada nach Bet-El zu bringen. „Ich muß dringend nach Jesreel“, erklärte Jehu, „und ich bin untröstlich, daß ich meine Zusage an Ada nicht einhalten kann.“

„Geh du beruhigt nach Jesreel zu Scheba, der auf dich und den Erbbesitz seines Vaters wartet!“ erwiderte Bidkar. „Ich werde deine Frau und die Kinder ungefährdet zu deinem Vater bringen. Es ist ja nicht das erstemal, daß ich mich um deine Familie kümmere. Du weißt, daß du mir vertrauen kannst.“

Jehu kannte Bidkar zu gut, als daß er in der Antwort des Freundes die versteckten Vorwürfe hätte überhören können. Aber er verzichtete auf einen Wortwechsel und dankte Bidkar lapidar für den Freundschaftsdienst. Den Tag der Abreise wollte er erst festlegen, wenn er mit Joahas und Kilab gesprochen hatte. Die Söhne sollten seine Entscheidungen verstehen. Er verabschiedete Bidkar, aber der blieb sitzen und sagte, daß auch er ein Anliegen habe, und er bitte Jehu, ihn anzuhören. „Was willst du?“ fragte Jehu. „Deine Förmlichkeit läßt Unangenehmes vermuten.“

„Mein Ersuchen wird dir weder unangenehm noch angenehm sein“, erwiderte Bidkar. Er sprach wie einer, der sich genau überlegt hat, was er vorbringen will. „Seit der Zeit, da ich als dein Schildträger mit dir im Streitwagen dahinjagte, ist vieles anders geworden. Du bist nun der König Israels, und dir dienen viele, denen du ihr Amt bestätigt oder neu übertragen hast. Wir wissen beide, und nicht erst seit Tagen oder Wochen, daß du mich nicht mehr brauchst. Außer vielleicht zu Diensten, wie du mir soeben … Ich bitte dich: Entlasse mich aus deiner Nähe, so daß ich aus Samaria weggehen kann! Was soll ich hier? Und dir bin ich doch sowieso nur noch ein wandelnder Vorwurf, weil du weißt, daß ich in wichtigen Fragen, die dein Reich betreffen, anders denke als du. Läßt du mich gehen, so kann ich mich manchmal an unsere gemeinsame Jugendzeit erinnern, ohne daß mir dabei das Herz weh tut. Und ich wage zu hoffen, daß es dir ähnlich gehen könnte.“

Jehu erkannte sogleich, daß Bidkars Vorschlag ihm entgegenkam. Das Verhältnis zwischen ihnen beiden war ja genauso, wie der Freund es beschrieb. Dessen ziellosem Umherirren in Burg und Stadt Samaria hatte er ja ohnehin ein Ende machen wollen. Die Bitte seines alten Freundes enthob ihn der Mühe, sich selbst eine Lösung einfallen zu lassen, ohne Bidkar damit wiederum zu verletzen. So versuchte er jetzt gar nicht erst, den Betroffenen zu spielen und dem geäußerten Wunsch zu widersprechen. „Du hast recht, Bidkar, unsere Freundschaft haben wir verloren, und wir werden sie auch nicht wiederfinden. Wir können sie nur bewahren, indem wir uns an sie erinnern. Ich werde dich gehen lassen, nachdem du meine Familie zu meinem Vater gebracht hast.“

Bidkar dankte Jehu, und der fragte ihn nun, was er künftig tun wolle. Ob er etwa ein kleines Landgut bewirtschaften möchte. Aber Bidkar verneinte das. Er sei ein Streitwagenmann, und das wolle er bleiben. Mit Jehus Erlaubnis werde er nach Megiddo gehen, wo er sich zu Hause fühlen könne, und dort werde ihm Abihu gewiß irgendeine Aufgabe zuweisen.

„Wir gehen gemeinsam nach Megiddo“, versprach Jehu. „Ich selbst werde für dich sorgen.“ Sie kamen überein, daß Bidkar, wenn er Ada und die Kinder nach Bet-El brachte, sogleich seine Frau und seine Tochter mitnehmen und von Bet-El aus mit beiden nach Megiddo kommen sollte. Dort wollte ihn Jehu erwarten, nachdem er seinen Kontrollbesuch in Jesreel beendet hatte.

Als Bidkar gegangen war, kam Jehu, indem er über eine passende Aufgabe für Bidkar nachdachte, eine weitere Idee. Wäre es für Joahas, seinen Erben, nicht die beste Vorbereitung für sein künftiges Königtum, wenn er zunächst einmal ein tüchtiger Wagenkämpfer würde? Er war jetzt 14

Jahre alt und schon so groß wie er, sein Vater. Wenn er noch weiter wuchs, erreichte er vielleicht sogar König Jorams ragende Gestalt.

Am Abend rief er ihn zu sich und teilte ihm mit, daß die Mutter mit den Geschwistern nach Bet-El reisen werde, um den kranken Großvater zu pflegen. Er aber dürfe ihn, den König, nach Jesreel begleiten, um danach in Megiddo bei Abihu zu bleiben, der aus ihm einen Wagenkämpfer machen werde. Auch Bidkar werde künftig wieder in Megiddo wohnen.

Joahas war begeistert von den Abenteuern, die ihn, wie er sich einbildete, in den nächsten Jahren erwarteten. Die Trennung von der Mutter und den Geschwistern schien ihm angesichts der verlockenden Zukunftsaussichten wenig auszumachen. Nur eine Frage hatte er: „Wird mein Lehrer auch mit nach Megiddo kommen, damit ich dort weiter schreiben und lesen lerne?“

Jehu machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ein König muß vor allem besser als alle seine Krieger Lanze, Schwert und Bogen führen können. Und er muß lernen, wie man dem Volk gegenüber gerecht und dem Feind gegenüber unerbittlich ist. Zum Lesen und Schreiben hat er seine Diener.“ Joahas freute sich über diese gewandelte Ansicht des Vaters, denn der Unterricht des Schreibers, den Achan aus der Gruppe seiner Gehilfen als Lehrer für ihn ausgesucht hatte, war ihm ein Greuel gewesen.

Als Ada mit den beiden Kindern und Bidkar mit Frau und Tochter Samaria unter großem Aufsehen in Burg und Stadt verlassen hatten, hielt es auch Jehu nicht länger hier. Der Abschied von seiner Frau und Joahas’ Geschwistern war ihm näher gegangen, als er vorher angenommen hatte, und daß er seine Familie nicht selbst zum Vater brachte, bereute er nun. Er rief seine Beamten und Ira zu sich und erklärte ihnen, was es mit Adas Reise auf sich hatte, damit sie nicht etwa glaubten, er habe seine Frau verstoßen. Er teilte ihnen auch mit, daß Bidkar in Megiddo eine neue Aufgabe übernehmen werde. Schließlich informierte er sie über seine eigene Reise nach Jesreel, die unaufschiebbar sei, so daß er leider nicht selbst habe seine Familie nach Bet-El bringen können. In Schemajas lauernde Miene stahl sich, als er von Jehus Reise zu Scheba hörte, ein argwöhnischer Zug. Dachte der König vielleicht immer noch daran, ihm das ertragreiche Landgut wegzunehmen und es diesem Emporkömmling zu geben, der behauptete, Nabots Sohn zu sein?

Der Verdacht des Kanzlers war jedoch abwegig. Jehu war es zur festen Gewißheit geworden, daß er zwar gegebenenfalls auf Scheba verzichten konnte, aber nicht auf Schemaja. Gerade deshalb ritt er sorgenvoll nach Jesreel. Denn jetzt mußte er dem Nabotsohn klipp und klar sagen, daß er dessen Forderung trotz früherer Zusage nicht erfüllen konnte, aber er war im unklaren darüber, wie der so lange Hingehaltene das aufnehmen würde, weil er Scheba noch immer nicht völlig durchschaute. War dessen Treue aufrichtig oder diente er ihm nur um des väterlichen Erbes willen? Den eigenmächtigen Vorstoß dem Kanzler gegenüber wollte er auf jeden Fall ungerügt lassen, um nicht noch zusätzlich Öl ins Feuer zu gießen. So schwankte Jehu zwischen der Hoffnung auf Schebas Einsicht und der Befürchtung seiner Auflehnung mit unabsehbaren Folgen. Wäre nicht Joahas an seiner Seite gewesen, so hätte der Hauptmann Rafu Anlaß gehabt, sich über die griesgrämige Schweigsamkeit des Königs zu wundern. Aber der Sohn durchschnitt immer wieder die bohrenden Gedankengänge des Vaters, und dem war das gar nicht unangenehm.

In Jesreel war alles für einen längeren Aufenthalt des Königs vorbereitet, denn Jehu hatte Botschaft geschickt, daß er mit seinem Sohn kommen werde, aber nicht hinzugefügt, daß er nur ganz kurz zu bleiben gedachte. Scheba empfing seinen Herrn freundlich, denn er glaubte, daß er nun, da der König sich so förmlich angemeldet hatte und sogar den Sohn und Nachfolger mitbrachte, endlich seinen Erbbesitz erhalten werde.

Seine Enttäuschung war deshalb unsäglich, als er am nächsten Tag Jehu und dem Thronfolger gegenübersaß und seine Absage erhielt. Jehu erklärte ihm mit seltener Ehrlichkeit, die ihn entwaffnen sollte, daß der Kanzler sich weigere, auf das Grundstück, das ihm schon König Ahab verliehen hatte, zu verzichten. Und weil er, König Jehu, ohne die Dienste dieses Beamten das Reich nicht zusammenhalten und verteidigen könne, sehe er sich außerstande, das strittige Landgut einzuziehen und neu zu vergeben. Und um seine Nachgiebigkeit dem Kanzler gegenüber noch ein bißchen verständlicher zu machen, versuchte er sogar eine Art Ehrenrettung des Starrsinnigen. Von der Wahrheit abweichend behauptete er, Schemaja habe gebeten, seinen Posten aufgeben und sich auf sein Landgut zurückziehen zu dürfen, da er sich seit längerem krank fühle. Aber dann habe er doch Einsicht gezeigt und erklärt, weil er wisse, daß der König ihn brauche, werde er weiterhin seines Amtes walten, auch wenn darunter seine Gesundheit leide.

Jehu glaubte tatsächlich, durch seine sich selbst geradezu bloßstellende Erklärung Scheba zum Einlenken zu bewegen. Er bot an, ihm ein gleichwertiges Landgut zu geben, und er könne sogar einen Wunsch äußern, in welcher Gegend er seinen künftigen Besitz haben wolle.

Schebas athletische Gestalt sackte ein wenig zusammen, als er die langatmige Absage zu hören bekam. Er starrte den König an, sagte jedoch nichts. Jehu forderte ihn auf, sich zu äußern. Er hoffte, daß der Geprellte im Beisein des Jungen nicht ausfällig oder gar gewalttätig werden würde. Für den Notfall hatte er vor der Tür einige Leibwächter postiert, die beim ersten lauten Wort hereinstürmen würden.

Endlich fand Scheba zu einer Antwort auf die gebrochene Zusage. Er straffte sich, und sein Blick erhielt etwas Herausforderndes. „Mein König, ich zögerte, den Mund aufzutun, weil ich zweifelte, ob ich recht gehört habe“, begann er. Er sprach auffallend leise, denn selbstverständlich ahnte er, daß draußen Bewaffnete auf einen Wutausbruch von ihm warteten. Und im selben Tonfall kam er zur Sache: „Du hast mich solange mit der Rückgabe meines Erbteils hingehalten, daß ich deinen Wortbruch hätte voraussehen müssen. Aber ich habe dir vertraut. Jetzt sprichst du davon, was dein Kanzler dir wert ist. Ich frage dich: Wie schwer wiegen meine Dienste, die ich dir geleistet habe? Ohne sie stünde dein Thron nicht so fest, wie es der Fall zu sein scheint. Soll ich dir im Beisein deines Sohnes, dessen Hände noch unbefleckt von Blut sind, aufzählen, was ich für dich getan habe?“

Die Drohung, die Mordtaten an der Königsmutter Isebel sowie an der Königswitwe Haggit und ihrem Neugeborenen zu nennen, schreckte Jehu nicht, denn er hatte Joahas auf der Reise hierher von der Herkunft Schebas und seinen Verdiensten um das Königtum unterrichtet. Der Junge sollte, wenn er dem Gespräch beiwohnte, wissen, worum es dabei ging. Und Joahas hatte durchaus verstanden, daß die königliche Macht die Tötung ihrer Widersacher notwendig einschließt. Deshalb erwiderte Jehu jetzt mit überlegener Ruhe: „Spare dir die Mühe! Joahas kennt deine Verdienste. Und er weiß auch, daß du dabei zuerst deine Rache für den Mord an deinem Vater vollzogst. Natürlich schulde ich dir Dankbarkeit. Deshalb habe ich dich, der du noch vor zwei Jahren ein heimatloser Wanderer ohne irgendeine soldatische Ausbildung warst, zum Kommandeur der hiesigen Palastwache ernannt. Selbstverständlich nicht ohne zu wissen, daß du der Richtige für diesen Posten bist. Aber sicherlich gibt es auch andere, die dafür geeignet sind und nach Iras Versetzung vielleicht sogar die Nachfolge für ihn erwartet hatten. Du wirst mir also zugeben, daß ich dich deinen Verdiensten gemäß belohnt habe. Und nun sage mir, ob du mein großzügiges Angebot eines Ersatzgrundstücks annehmen willst!“

Scheba schwieg abermals eine kleine Weile. Er mußte seine Erregung bezwingen, und es gelang ihm, so daß sich seine Miene entspannte. Er räumte ein: „Du hast recht, daß mich vor allem die Rache für meinen Vater dazu trieb, dir deine gefährlichsten Widersacher vom Halse zu schaffen. Aber mir wäre als Dank lieber gewesen, daß du mir, statt mich zum Palasthauptmann zu machen, den Erbbesitz meines Vaters zurückgegeben hättest. Damit wäre dem Ermordeten Gerechtigkeit widerfahren und seine Ehre sichtbar wiederhergestellt worden. Weil du nun aber sagst, daß die Nützlichkeit deines Kanzlers schwerer wiegt als die Ehre meines Vaters, so muß ich schweigen. Es soll alles so bleiben, wie es ist. Und ein Ersatzgrundstück will ich nicht.“

Jehu hatte Scheba, der unerschrocken seine Forderung verteidigte, schon als einen seiner Widersacher gesehen und ihm heftig antworten wollen, damit er merkte, daß die Geduld seines Königs nicht endlos war. Aber die unerwartete Verzichtserklärung am Schluß der Rede besänftigte ihn. Er lobte nun Scheba sogar für seine Einsicht, ließ sich ein bißchen in allgemeinen Betrachtungen darüber aus, daß man Wünsche und Ansprüche oft aufgeben müsse, weil die Umstände ihre Preisgabe erzwingen, und versicherte zum Schluß dem so offensichtlich zur Vernunft Gekommenen, daß er auch fernerhin zu den engsten Dienern und Vertrauten des Königs gehören werde. Scheba dankte für die Gunstbezeugung mit einer stummen Verneigung.

Noch am selben Tag verabschiedete sich Jehu und ritt hinüber nach Megiddo. Vom Maultier herab belehrte er den neben ihm schreitenden Joahas: „Du hast gesehen, wie man mit Dienern, die zum Widerspruch neigen, sprechen muß, nämlich offen und ehrlich. Das entwaffnet sie. Auflehnung darf man gar nicht erst zulassen. Dann zeigen sich die meisten einsichtig, und man erreicht, was man will, ohne Gewalt.“ Jehu hatte sein Gleichgewicht, das Scheba beinahe ins Wanken gebracht hatte, wiedergefunden. Der Fall um den Nabotbesitz war gelöst, nur das zählte. Dem Vierzehnjährigen aber schien, daß der Vater in der Auseinandersetzung keine so gute Figur gemacht hatte, wie der sich das anscheinend einbildete. Er bedauerte das, denn Jehu war sein Vorbild, dem er nacheifern wollte. Aber ehrlich gestand er sich ein, daß Scheba, dieser enttäuschte Rächer, der vor der Macht des Königs hatte zurückweichen müssen, ihn beeindruckt hatte. Aber natürlich behielt er das für sich.

In Megiddo verlief alles nach Wunsch. Abihu war stolz darauf, daß Jehu den künftigen König zu ihm in die Lehre gab, und er versprach, einen tüchtigen Wagenkämpfer aus ihm zu machen. Und als Bidkar mit seiner Familie eintraf, war bald auch für ihn ein Amt gefunden. Er sollte Vorsteher des Wagenparks und der Pferde werden. Bidkar war einverstanden. Er freute sich sogar, was er lange nicht mehr getan hatte, denn von Pferden und Wagen verstand er etwas, und vor allem würde er hier wieder gebraucht werden.

Zufrieden machte sich Jehu auf die Rückreise nach Samaria. Drei der offenen Fragen, die ihn gequält hatten, waren nun gelöst. Ada stand der Verbindung mit Tabita nicht mehr im Wege. Bidkar stapfte nicht mehr mit mürrischer Miene ziellos in Samaria umher. Und Schebas Treue hatte ihre Bewährungsprobe bestanden. Der Nabotsohn war offenbar mit Leib und Seele Kommandeur und setzte seine Stellung wegen eines Landstücks nicht aufs Spiel. Außerdem war er heimatlos, und das knüpfte die Bindung an seinen König zweifellos fester als bei anderen. Und zu all diesen gelös-

ten Fragen kam noch hinzu, daß auch die Heranbildung von Joahas zum Thronfolger in die Wege geleitet war. Sollte Jehu also nicht guter Laune sein? Ihm kam sogar schon wieder eine neue Idee. Warum sollte nicht Kilab, sein Zweitgeborener, Abirams Nachfolger als Oberpriester im Heiligtum von Bet-El werden? Jetzt war er zwar noch ein Kind, aber in einigen Jahren könnte er bei dem Alten in die Lehre gehen. Und vielleicht hielt Abiram solange durch, bis Kilab sein Amt ausfüllen konnte.

Waren das nicht gute Aussichten in die Ferne? Der Erstgeborene König von Israel, der Zweite höchster Priester im Reich, der künftige Sohn von Tabita König von Damaskus und als solcher Vasall des Königs von Israel! Jehu, der sonst so Nüchterne, geriet ins Träumen, und er merkte es nicht einmal.

36

Menschenkenntnis hatte Jehu bisher fast immer vor unbesehenem Vertrauen, vor Gutgläubigkeit und Fehleinschätzungen bewahrt. Aber im Falle Schebas versagte seine Wachsamkeit, weil ihm sein Einknicken vor dem unentbehrlichen Kanzler und seine Ohnmacht Schebas gerechtem Anspruch gegenüber den gewohnten mißtrauischen Blick trübten. Indem er Schebas Erklärung, daß er auf den väterlichen Besitz verzichte, glaubte, konnte er sein Versagen verdrängen und sein Gewissen beschwichtigen.

Aber Scheba hatte sich nur unter dem Druck der königlichen Gewalt, der er im Moment nichts entgegensetzen konnte, für überwunden ausgegeben. Er war nicht der Mann, sein Lebensziel, wenn er Widerstand spürte, kurzerhand und leichten Herzens preiszugeben. Denn seit seinem Aufbruch aus dem Land seiner Mutter hatte er einzig dafür gelebt, den Tod seines Vaters und seiner Halbbrüder an den Schuldigen und deren Nachkommen zu rächen und vor aller Augen die Wiederherstellung der Ehre des Vaters zu erreichen, und zwar durch die Rückgabe des väterlichen Landbesitzes an ihn, seinen der Tötung entgangenen Sohn.

Nachdem König Jehu Jesreel verlassen hatte, zog Scheba die Bilanz seines bisherigen Lebens. Ohne Wenn und Aber gestand er sich ein, daß er sein Ziel nur zur Hälfte erreicht hatte und daß sich daran auch nichts mehr ändern würde. Außer vielleicht, wenn der Kanzler starb. Aber krank hatte Schemaja gar nicht ausgesehen. Oder falls Jehu starb. Doch wäre eine Besitzrückgabe lediglich umständehalber überhaupt das, was er, Scheba, wollte? Nein, nur eine mit bewußter Absicht und aus freien Stücken erfolgte Rückgabe des Nabotbesitzes durch König Jehu und die öffentliche Aufdeckung des Verbrechens von Ahab und Isebel konnte die Ehre Nabots wiederherstellen. Doch wie sehr hatte er sich in dem neuen König getäuscht! Er hatte geglaubt, der Nachfolger König Jorams würde ihm und damit seinem Vater Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber wo war nun der Unterschied zwischen König Jehu und König Ahab? Auch für Jehu war die Gerechtigkeit nur ein Lippenbekenntnis, keine Tatwirklichkeit.

Scheba schauderte es ein bißchen, als er mit seinen Überlegungen soweit gekommen war. Es war deren Konsequenz, die er klar vor Augen sah. Wenn nämlich König Jehu unwillens war, das Verbrechen König Ahabs zu sühnen, so schlug er sich auf die Seite von Nabots Mörder. Und dann mußte er genauso der Rache verfallen wie die leiblichen Nachkommen Ahabs. Scheba fiel diese Einsicht schwer, denn das Verhältnis zwischen ihm und Jehu war ja nicht schlechthin eines zwischen König und Gefolgsmann gewesen, sondern eher so etwas wie zwischen dem wünschenden Kopf und der willig ausführenden Hand. Aber das war vorbei! Scheba war entschlossen, sich den Rest von Sympathie für Jehu aus dem Herzen zu reißen. Auch Jehu mußte sterben, damit der Geist Nabots endlich die Totenruhe fand, die er sicherlich ersehnte.

Aber nun quälte den Rächer die Frage, wie ihm seine Rachetat gelingen sollte. Jehu war doch stets von Rafu und dessen Totschlägern abgeschirmt. Ein blitzschneller, gut gezielter Dolchstoß war zwar nicht unmöglich, aber die Flucht danach war ausgeschlossen. Die Tötung des Königs war ohne den eigenen Tod nicht zu haben. Doch für die Ehre des Vaters das eigene Leben hinzugeben, das ging Scheba allerdings zu weit. Er wollte sich ja an seiner geglückten Rachetat erfreuen.

Tage und Wochen vergingen, und er fand keinen Ausweg aus der Sackgasse, in der seine Absicht festsaß. Irgendwann fragte er sich, warum er bei seiner Rache an Jehu eigentlich die eigene Hand einsetzen und den eigenen Kopf riskieren mußte. Eine ungeheuerliche Idee kam ihm ein. Bestand zwischen Israel und Damaskus nicht seit Jehus Kniefall vor dem Assyrerkönig Todfeindschaft? Mußte König Hasael nicht darauf brennen, es Jehu heimzuzahlen, daß er ihn im Stich gelassen und den Assyrern ausgeliefert hatte? Wenn er, Scheba, nach Damaskus ginge und Hasael zum Überfall auf Israel ermunterte, jetzt, wo Jehu einen solchen nicht erwartete, wäre das nicht ein Vergeltungsschlag, wie er größer kaum sein konnte? Jehus Verrat am alten Bündnispartner Damaskus und sein Verrat an ihm, Scheba, würden auf diese Weise in ein und demselben Waffengang gerächt, und wenn Israels Gott der Gerechtigkeit zum Durchbruch verhalf, würde Jehu auf dem Schlachtfeld umkommen. Scheba verliebte sich in seine Idee, und er sah sich schon als

Kommandeur einer Truppe aramäischer Krieger an der Seite König Hasaels die Festungen Israels erstürmen und zerstören.

Doch die verlockende Idee hatte einen Haken. Scheba zerbrach sich den Kopf, wie er nach Damaskus gelangen sollte. Die heimliche Reise dorthin, nachts, damit er keiner Streifschar der eigenen Seite in die Fänge geriet, schreckte ihn zwar nicht, denn er war einsame Wanderungen gewöhnt. Die Schwierigkeit bestand darin, hier aus Jesreel fortzukommen. Als Kommandeur konnte er ja nicht einfach aus dem Festungstor hinausspazieren, allein und ohne einleuchtende Begründung. Außerdem brauchte er mindestens eine Woche Vorsprung, bevor nach ihm gesucht wurde. Wie sollte er seinen Soldaten erklären, daß er ohne Begleitschutz ins Land hinaus wollte? Sein Alleingang mußte ihnen als ganz und gar unmöglich und rätselhaft, vielleicht sogar verdächtig erscheinen.

Der Besuch einiger Wanderhirten, die vereinbarungsgemäß drei Schafe ablieferten und mit denen er ein wenig plauderte, brachte ihn auf die Erfindung einer halbwegs glaubhaften Begründung dafür, daß er Jesreel ohne Begleitmannschaft verließ. Er teilte seinen Unterführern mit, die Hirten hätten ihm berichtet, daß sich in der Gegend am Berg Tabor zwei Männer herumdrückten, die miteinander aramäisch gesprochen hätten. Er selbst werde dieser Meldung nachgehen. Er bestimmte einen der Soldaten, der aus einer Nomadensippe stammte, die im Norden Baschans ihre Schafe weidete, und der leidlich Aramäisch sprach, ihn zu begleiten. Die Truppführer blickten verständnislos und wiesen auf die Gefahr hin, in die er sich begeben wollte. Und sie fragten, wieso er selbst nach diesen Aramäern suchen wolle, das könnten doch einige der Soldaten tun. Sie schlugen sogar vor, Megiddo zu benachrichtigen, denn zwei oder drei Streitwagen würden die Verdächtigen leichter und schneller aufspüren als zwei Mann zu Fuß. Aber Scheba lehnte alle Einwände ab. Er selbst könne am besten einschätzen, ob die Umherstreunenden gefährlich seien, und falls sie harmlos wären, würde er sich vor dem Streitwagenoberst Abihu nur lächerlich machen.

Am nächsten Tag verließ er mit seinem Begleiter Jesreel. Beide führten Bogen und Pfeile mit sich, um sich als Jäger auszugeben, ein Esel trug ihre Ausrüstung und Verpflegung. In spätestens zehn Tagen seien sie zurück, versicherte Scheba seinem Stellvertreter, und der wunderte sich über diese lange Zeitspanne. Zügig marschierten die beiden Wanderer auf den Berg Tabor zu. Dort angekommen, erklärte Scheba seinem Kameraden, daß die Mitteilung über die umherstreunenden Aramäer eine Erfindung sei, damit niemand in Jesreel den geheimen Auftrag errate, den ihm der König Jehu erteilt habe. Ihr wirkliches Ziel sei Damaskus. Er solle dort auskundschaften, ob König Hasael einen Überfall auf Israel vorbereite. Sie beide müßten im Aramäerreich als Flüchtlinge auftreten, die als Aramäerfreunde von König Jehu verfolgt seien. Nachdem sie erfahren hätten, was sie wissen wollten, würden sie sich aus Damaskus heimlich davonstehlen und nach Israel zurückkehren. Ihn, seinen Begleiter, habe er deshalb ausgewählt, weil er sicherlich einsame Schleichwege nach Damaskus kenne und Aramäisch spreche.

Der überraschte Soldat fühlte sich durch die Teilhabe an dem königlichen Geheimauftrag, als sei ihm eine Rangerhöhung gewährt worden, und seine Bewunderung für seinen Kommandeur wuchs. Er glaubte, immer schon gewußt zu haben, daß Scheba bei König Jehu in besonderer Gunst stehe. Diensteifrig machte er sogleich Vorschläge für den weiteren Marsch in die ferne Aramäerresidenz.

Schebas Vertrauen in den Nomadeninstinkt seines Kameraden wurde nicht enttäuscht. Sie stiegen hinab zum See Kinneret und ließen sich von einem Fischer übersetzen, zogen am Ostufer des Sees nach Norden, stiegen dann hinauf ins Hochland von Golan und marschierten nun in nordöstlicher Richtung direkt auf ihr Ziel zu, weit entfernt von den Heerstraßen, die von der Festung Hazor in Galiläa und von der Garnison Ramot in Gilead her nach Damaskus führten. Meist waren sie nachts unterwegs, um möglichst niemandem zu begegnen, und ihre Furcht vor wilden Tieren und vor Dämonen unterdrückten sie tapfer. Daß sie nicht so schnell vorankamen, als wenn sie bei Tageslicht gereist wären, mußten sie in Kauf nehmen.

Am Morgen des sechsten Tages, als sie vor einer Bodenwelle haltmachten und Scheba den Abhang hinaufkletterte, um Ausschau zu halten, fand ihre einsame Wanderung ein Ende, das sie aber eigentlich erwünscht hatten. Ein aramäischer Streitwagen, der auf Erkundungsfahrt war, entdeckte sie und nahm sie fest. Schebas Kamerad erzählte den Aramäern das Flüchtlingsmärchen, das ihm von Scheba aufgetragen worden war. Sein Gefährte sei ein hoher Offizier König Jehus, dem in Israel als Freund von Damaskus der Tod drohe. Er habe wichtige Nachrichten für König Hasael und müsse ihn dringend sprechen. Die Aramäer nahmen sie daraufhin mit in die Residenz.

König Hasael war allerdings wenig erfreut von dem Fund, den seine Streifschar gemacht hatte. Selbst falls es stimmte, wofür die Israeliten sich ausgaben, was sollte er mit ihnen anfangen? Sein ganzes Denken und Tun war zur Zeit darauf gerichtet, die Verwüstungen, die die Assyrer bei ihrer Belagerung angerichtet hatten, zu heilen, so daß die Damaskus-Oase nach der bevorstehenden Regenzeit wieder aufblühen und die Stadt einem erneuten Ansturm der Assyrer wiederum standhalten konnte. Sich mit König Jehu anzulegen, der ihn an den Assyrerkönig verraten hatte,

lag vorläufig außerhalb seiner Planungen. Und daß Jehu ihn angreifen würde, solange er damit rechnen mußte, daß die Assyrer wiederkamen, war unwahrscheinlich. Mürrisch befahl er, die beiden angeblichen Flüchtlinge aus Israel unter einem Vorwand an seinem Palast vorüberzuführen, damit er sie sich anschauen konnte, ohne daß sie ihn sahen. Die beiden wurden also zum Tor des Palastes gebracht, und sie rätselten, ob der König sie etwa sofort empfangen wollte. Hasael spähte aus einer Mauernische nach ihnen und war erleichtert, daß die Ankömmlinge ihm unbekannt waren.

Er ließ sie einen Tag warten, dann empfing er jenen, der ein Truppenführer sein sollte. Allerdings gab er sich nicht zu erkennen, und das Gespräch fand deshalb in einem Raum der Kasernenanlage statt, nicht im Palast. Scheba war ungehalten, weil er nicht zum König geführt worden war, denn dieser unsympathische, schmächtige Mann mit dem strähnigen, langen Haar im Kittel eines königlichen Dieners, dem er sich gegenübersah, konnte nur ein untergeordneter Beamter sein. Der Dolmetscher, der seine Beschwerde übersetzte, bestätigte das sogar, versicherte jedoch, daß jedes seiner Worte heute noch dem König übermittelt werde. Scheba hielt nun eine Anklagerede gegen Jehu. Als Kommandeur der Palastwache von Jesreel wisse er, daß Jehu ein fanatischer Gegner des Königs von Damaskus sei. Deshalb habe er sich lieber dem Assyrerkönig zu Füßen geworfen als mit König Hasael gegen den gemeinsamen Feind zu ziehen. Er habe gehofft, daß die Assyrer Damaskus erstürmen und dessen König töten würden. Aber das habe sich ja, Gott Hadad sei Dank, als Irrtum erwiesen. Doch nun könne nur ein schneller Angriff der Aramäer auf Israel das Reich von Damaskus retten. König Hasael müsse König Jehu zuvorkommen, denn Jehu vermute, daß Damaskus aufs äußerste geschwächt und daher eine leichte Beute für ihn sei. Er, Scheba, sei bereit, König Hasael alles, womit König Jehu sich verteidigen werde, zu verraten, damit der Krieg König Hasaels erfolgreich sei und Israel das Reich der Aramäer nie mehr bedrohen könne.

Hasael fand, daß dieser israelitische Überläufer, was Jehus Sinnen und Trachten anbetraf, sicherlich recht hatte. Aber ein Krieg stand zur Zeit wirklich nicht an, diese Überzeugung konnte ihm der Mann nicht ins Wanken bringen. Überdies war zu vermuten, daß der offenkundige Haß dieses Palasthauptmanns gegen Jehu seinen Grund in einem persönlichen Zerwürfnis zwischen ihm und Jehu hatte. Eine frühere enge Bindung beider war wohl zerrissen, und nun wollte dieser Scheba ihn, Hasael, für seine Rache benutzen. Er versprach Scheba, dessen wichtige Informationen dem König vorzutragen, und der werde entscheiden, ob er weitere Aussagen persönlich entgegennehmen werde. Scheba gab sich nun der Hoffnung hin, daß er nicht vergeblich nach Damaskus geflohen war. Und tatsächlich bestellte ihn der vermeintliche Beamte schon am nächsten Morgen wieder zu sich.

König Hasael wollte nämlich die unwillkommenen Flüchtlinge, die ihm nicht ganz geheuer waren, so schnell wie möglich wieder loswerden. Und ihm war über Nacht der Gedanke gekommen, daß deren Flucht aus Israel und der Haß auf Jehu vielleicht nur vorgetäuscht seien, und in Wirklichkeit waren sie von Jehu ausgesandte Spione. Als Scheba vor ihm stand, versuchte er eine mitleidige Miene. „Der König hat deine Auslassungen aufmerksam angehört und sie in seinem Herzen erwogen“, verkündete er. „Leider sieht er sich außerstande, deinen Worten zu glauben, wie er dir zuliebe gern möchte. Denn er und König Jehu sind Freunde von Jugend an, und was auch König Jehu bewogen hat, Damaskus im Krieg gegen die Assyrer nicht beizustehen, Haß gegen König Hasael war es sicher nicht.“

Scheba stierte den Sprecher ungläubig an. Sprach der überhaupt im Namen seines Königs? Aber es kam noch schlimmer. Denn sein Gegenüber fuhr fort: „Weil nun der König deine Worte als unwahr verworfen hat, kam er zu dem Schluß, daß du ein Verleumder deines Herrn bist. Knechte, die ihrem Herrn entlaufen sind, haben jedoch in Damaskus keinen Platz. König Hasael hat deshalb befohlen, dich und deinen Begleiter dorthin zurückzubringen, wo du hergekommen bist.“

Das war für Scheba zuviel. Von Jehu betrogen und von diesem Schwachkopf hier verhöhnt! Er schrie: „Du wagst es, die Worte König Hasaels umzudrehen? Nie und nimmer wird er das gesagt haben!“ Aber bevor der Dolmetscher seine Antwort übersetzen konnte, stürzten schon mehrere Leibwächter herbei, denen Scheba trotz seiner Körperkraft nicht gewachsen war. Er wurde hinausgezerrt, und draußen erblickte er seinen Kameraden, der gleicherweise von starken Armen festgehalten wurde. Die Leibwächter fesselten beide. Zwei Streitwagen, mit je zwei Kriegern bemannt, fuhren vor, auf jeden wurde einer der Gefangenen geworfen, und schon ging es im Galopp aus der Stadt hinaus. Die Habseligkeiten der zwei Flüchtlinge sowie ihr Packesel blieben in Damaskus zurück.

Die Streitwagen jagten auf der Karawanenroute dahin, die zum Jordan und nach Israels Festung Hazor führte. Die Wagenlenker hieben auf die Pferde ein, als ob der Feind hinter ihnen und nicht vor ihnen war. Nur am Mittag gönnten sie den Tieren eine Pause, und auch die Nacht erzwang natürlich eine Rast, in der die Aramäer abwechselnd wachten. Am nächsten Tag tauchten in der Ferne Wagen auf, die nur aus Hazor stammen konnten. Die Aramäer hielten an, zerschnitten den Gefangenen hastig die Fesseln und stießen sie hinab auf den staubigen Erdboden. Ehe sich

Scheba und sein Gefährte aufrichten konnten, rollten die Wagen schon wieder, so schnell die ermatteten Pferde liefen, zurück in Richtung Damaskus. Als sie in die Gegenrichtung blickten, sahen sie die beiden israelitischen Wagen heranpreschen. Zum Weglaufen war es zu spät, man schien sie schon entdeckt zu haben. Und was hätten sie hier in der Einöde auch anfangen sollen, ohne Trinkwasser und Nahrungsmittel, wußten sie doch nicht, wo das nächste Dorf lag oder wo wenigstens ein Hirtenbrunnen zu finden war.

Die Streitwagen aus Hazor, die hier täglich zu patrouillieren pflegten, was die Aramäer offenbar gewußt hatten, waren heran. Die beiden gescheiterten Flüchtlinge hatten Glück, denn den ermüdeten Wagenkriegern war es zu anstrengend, die Geschichte, die Scheba ihnen erzählte, anzuzweifeln. Er und sein Gefährte kämen aus einem Dorf oberhalb des Sees Kinneret, so sagte er ihnen. Auf einem Jagdausflug seien sie von zwei aramäischen Streitwagen entführt und ausgeraubt und dann, als sich die Aramäer verfolgt sahen, hier einfach hilflos zurückgelassen worden. Er schloß seine Aussage mit der verwegenen Bitte, sie bis in Jordannähe mitzunehmen, damit sie noch vor dem Dunkelwerden das Seeufer erreichen und dort bei Fischern übernachten könnten. Am kommenden Tag würden sie dann nach Hause wandern. Ohne viel zu fragen entsprachen die Krieger dem Wunsch, denn die Aufgegriffenen schienen tatsächlich harmlos zu sein, und zumal bei diesen Erkundungsfahrten die Wagen nur zu zweit bemannt und so je ein Platz frei war. Als sie ihre Mitfahrer absetzten, wiesen sie ihnen sogar den Weg hinab zum Seeufer.

Aber nachdem Scheba mit seinem Kameraden allein war, wurde er nun von ihm mit Fragen bedrängt. Warum er das Märchen von ihrer Herkunft aus dem Golan und dem aramäischen Überfall erfunden und ihren Rettern verschwiegen habe, wer sie wirklich seien. Warum sie nicht mit bis nach Hazor gefahren seien. Und warum man sie in Damaskus wie Eindringlinge behandelt habe. Scheba tat sehr geheimnisvoll und erwiderte, er werde die Fragen erst dann beantworten, wenn sie an der Jordanfurt südlich des Sees Kinneret angelangt seien, wo die Straße hinauf nach Jesreel und Megiddo führe. Der Kamerad mußte sich also gedulden, aber sein bewunderter Kommandeur wurde ihm nun allmählich unheimlich.

Sie nahmen sich Zeit zu ihrer Wanderung nach Süden. Zweimal baten sie in Dörfern um Essen und Nachtlager. Scheba zermarterte sich den Kopf, wohin er sich nach dem schmählichen Fehlschlag seines Plans wenden sollte. Wo lauerte noch ein Feind darauf, König Jehu anzugreifen? Die Moabiter hatten mit der Eroberung des Landes Gad ihr Ziel erreicht, mehr wollten sie gar nicht. Die Judäer verhielten sich trotz der Ermordung ihres Königs in Israel ruhig. Auch die Philister regten sich nicht. Es schien also, daß Israel zur Zeit von keinem seiner Nachbarn bedroht wurde. Scheba sah ein, daß er mit seinem Verlangen nach Rache an Jehu völlig allein stand. Gewiß war nur seine eigene Ungewißheit. Eines aber war ihm klar: Er mußte seinen Weg allein fortsetzen, er durfte den Gefährten nicht länger an sich binden.

Als sie an der Jordanfurt anlangten, forderte dieser die versprochenen Antworten. Scheba hatte sich bereits eine Erklärung zurechtgelegt, mit der er sein Gesicht zu wahren und den Gefährten vor Bestrafung zu schützen gedachte. Er gab zu, daß er keinen Auftrag des Königs gehabt habe. Aber er wisse, wie dringend König Jehu Nachrichten aus Damaskus brauche, und er habe sie ihm beschaffen und damit in seiner Gunst weiter aufsteigen wollen. Daß der Versuch gescheitert sei, war nicht vorauszusehen gewesen. Aber nun könne er nicht nach Jesreel zurückkehren, denn der König würde seine Eigenmächtigkeit mißdeuten und ihn als vermeintlichen Verräter töten. Sie beide müßten sich jetzt trennen.

Den Soldaten befiel Ratlosigkeit. Er fürchtete sich, nach Jesreel zurückzukehren, womöglich hielt sich der König an ihn, wenn er schon Schebas nicht habhaft werden konnte. Aber ein anderes Ziel fiel ihm nicht ein, denn Eltern und Geschwister hatte er nicht mehr, und wo die Hirtengruppe, aus der er stammte, sich jetzt aufhielt, wußte er nicht. Und wohin wollte Scheba? Warum durfte er selbst nicht weiterhin bei ihm bleiben?

Scheba sah die Bestürzung des anderen. Er machte ihm Mut, nach Jesreel zurückzukehren und dort die Wahrheit, die er soeben gehört hatte, zu berichten. Eine Bestrafung brauche er nicht zu befürchten, denn er habe ja die Lüge vom Geheimauftrag des Königs glauben müssen, und erst hier am Jordan habe er erfahren, wie es sich mit der Reise zum Feind wirklich verhielt. „Und was mich betrifft“, fügte Scheba hinzu, „sage, daß ich hinauf ins östliche Bergland steigen wollte, um das Land der Gaditer zu erreichen, wo ich herstamme und wo ich bleiben möchte!“

Der Fluß führte jetzt am Ende des Sommers wenig Wasser, und so konnten sie ihn gefahrlos durchwaten. Der Soldat wunderte sich, daß Scheba mit ihm kam, obwohl er doch nach seiner Heimat wollte, die drüben lag. Aber er fragte ihn nicht. Möglichst wenig zu wissen war jetzt, wo er zu seiner Truppe zurückkehren würde, das beste. Am westlichen Ufer angekommen, trennten sie sich nun doch. Scheba blieb zurück und blickte dem Gefährten besorgt nach, der eilig davonmarschierte, denn er wollte vor Abendeinbruch in Jesreel sein.

Dort hatte man die Tage seit dem Aufbruch des Kommandeurs exakt gezählt. Spätestens gestern hätte Scheba zurück sein müssen. Heute früh hatte sein Stellvertreter einen Suchtrupp losgeschickt. Der war soeben ergebnislos heimgekehrt, als Schebas Gefährte anlangte. Der amtie-

rende Kommandeur ließ sich berichten. Er schenkte dem Soldaten, den er als ehrlich und zuverlässig, aber auch ein wenig einfältig kannte, Glauben. Am nächsten Morgen sandte er zwei Mann, schnelle Läufer, nach Samaria, um dem König zu melden, was geschehen war. Über einen der berittenen Eilkuriere verfügte er nicht, was er bedauerte.

Scheba aber hatte sich entschlossen, zum Gottesmann Natan nach Gilgal zu wandern. Er erinnerte sich lebhaft an den Alten, den er getroffen hatte, als er aus dem Lande Gad aufgebrochen war, um den Mord an seinem Vater zu rächen. Vielleicht konnte der ihm wie damals so auch jetzt raten, was er tun sollte. Er marschierte also im Jordantal nach Süden und bog, als der Tag sich neigte, zum nächstgelegenen Dorf ab, um dort ein Nachtlager zu erbitten. So kam er nach Mehola, wo sich seit Tagen die halbe Einwohnerschaft darauf vorbereitete, zum heiligen Berg Tabor zu ziehen, um dort gemeinsam mit jenen, die aus den Gegenden von Megiddo und Schunem her kamen, dem Gott des Berges ihre Opfergaben darzubringen und das Herbstfest zu feiern. Die Männer des Dorfes entschieden, dem einsamen Wanderer Gastfreundschaft zu gewähren, aber als Entgelt forderten sie, daß er ihnen seine Geschichte erzähle. Scheba vertraute den Bauern, die nicht den Eindruck machten, ihn an den König zu verraten, und so gab er ihnen voller Verbitterung seine Herkunft und Abstammung preis und berichtete von seinem Lebenswunsch, die Ehre seines von König Ahab getöteten, unschuldigen Vaters wiederherzustellen, von seinem Zutrauen zu König Jehu und von seiner Enttäuschung über dessen Wortbruch. Die einzige Unwahrheit in seiner Erzählung war, daß er sich als einfacher Soldat ausgab und sowohl seine Untat an Haggit und ihrem Kind als auch seinen Aufstieg zum Kommandeur der Palastwache verschwieg.

Die Zuhörer waren empört über König Ahabs und seiner Frau Isebels Verbrechen an Nabot und über König Jehus Weigerung, dem Kanzler den Erbbesitz Nabots wegzunehmen und diesen an Scheba zurückzugeben. Schafat, der sich von Jehu gleichfalls persönlich geschädigt fühlte, weil sein Sohn Setur nun dem König als Soldat diente, schlug vor, daß sie Scheba zum Tabor mitnehmen sollten, damit er dort allen erzählte, was die Könige Israels seiner Familie angetan hatten. Scheba sträubte sich energisch gegen das Ansinnen, auf seinem Fluchtweg wieder kehrtzumachen. Da konnte er sich ja gleich dem Strafgericht in Jesreel stellen. Aber seine Gastgeber hielten Schafats Einfall für gut. Sie versicherten Scheba, er werde in ihrer Mitte allen als ihr Dorfgenosse gelten und bei Gefahr ihren Schutz genießen. Schließlich gab der Flüchtling ihrem Drängen nach. Vielleicht, so dachte er, konnte er die Leute in ihrem Argwohn gegen den einst bejubelten König bestärken.

Erst am übernächsten Morgen brachen die Dorfbewohner endlich auf. Sie marschierten jedoch zügig und trieben die mitgeführten Schafe und die Packesel mit der Verpflegung und Ausrüstung immer wieder energisch an. Die kleineren Kinder waren in der Obhut derer geblieben, die das Dorf vor Dieben behüteten, und bremsten nicht das Marschtempo. Aber Scheba ging es noch zu langsam, er begann seine Zusage zu bereuen und wollte seinen Auftritt schnell hinter sich bringen. Was hatte er mit diesen Menschen hier noch zu schaffen? War er denn überhaupt noch ein Israelit? Er rechnete die Tage zusammen, die er schon unterwegs war. Heute war der dreizehnte Tag. Am zehnten hatte er angeblich zurück sein wollen. Sicherlich war bereits ein Kurier nach Samaria abgesandt, um dem König sein Verschwinden zu melden. Und schon vor zwei Tagen war sein Gefährte nach Jesreel zurückgekehrt. Nun gut, seine Truppe wähnte, er wandere im östlichen Bergland nach Süden, und wenn sie ihn dort suchen ließ, dann konnten keine Streitwagen zum Einsatz kommen. Er fühlte sich also einigermaßen sicher. Aber sobald er den Feiernden am Tabor seine Geschichte erzählt hatte, wollte er auf und davon.

Am selben Abend, an dem die Leute von Mehola mit ihrem Schützling am Berg eintrafen und ihre Zelte aufschlugen, standen die Boten aus Jesreel in Samaria vor König Jehu und berichteten ihm das unerhörte Vorkommnis. Jehu erschrak. Er hatte sich also in dem Nabotsohn gründlich getäuscht. Warum nur hatte er dessen Ergebenheitsbeteuerung geglaubt! Aber die war ihm eben höchst willkommen gewesen, hatte ihn in seinem Selbstgefühl, in seiner Eigenliebe bestärkt. Mit deren Erzwingung war er sich der Bewunderung seines Sohnes sicher gewesen. Jetzt hieß es rasch handeln. Die Eheschließung mit der Witwe Tabita, die er in diesen Tagen hatte vollziehen wollen, mußte warten.

Am nächsten Morgen jagten zwei Eilkuriere auf ihren Pferden nach Norden. Der eine sollte in Megiddo Abihu anweisen, mit einigen Streitwagen nach Jesreel zu kommen. Der andere ritt nach Dan, um dem Heerführer Nahum, der dort die Einrichtung der neuen Garnison überwachte, aufzutragen, sich unverzüglich nach Megiddo zu begeben, wo ihn der König erwarte. Jehu selbst schwang sich auf sein Maultier, scharte seine Leibgarde um sich und machte sich auf den Weg nach Jesreel.

Noch am Abend seiner Ankunft dort verhörte er jenen Soldaten, den Scheba mit sich genommen hatte. Er ließ sich aufs genaueste berichten, was sich in Damaskus begeben hatte, aber der Mann war ja bei den beiden Begegnungen Schebas mit dem vermeintlichen Königsdiener nicht dabeigewesen und konnte nur aussagen, was ihm Scheba mitgeteilt hatte. Jehu entnahm aus dem Wenigen, was er hörte, daß Hasael an einem Krieg gegen Israel zur Zeit kein Interesse hatte, und

darin sah er seine Annahme bestätigt, daß der Gegner nach dem Assyrerfeldzug entscheidend geschwächt war. Aufhorchen ließ ihn, daß Scheba an der Jordanfurt gemeinsam mit seinem Kumpan aufs diesseitige Ufer gekommen war, obwohl er doch angeblich drüben in den Bergen Gileads nach dem Land der Gaditer hatte wandern wollen. War dieses Ziel Schebas nur eine weitere Lüge gewesen, und der Verräter trieb sich noch hier in der Gegend herum? Aber weshalb?

Da Jehu fast sein ganzes bisheriges Leben lang in Megiddo gewohnt hatte, wußte er, daß sich Einwohner der Ebene im Herbst am Tabor zu versammeln pflegten. Es war üblich, daß sich Geschichtenerzähler und Sänger bei den Herbstfesten einfanden, um die Feiernden zu unterhalten. Sollte Scheba etwa vorhaben, sich auch unter die Festgesellschaft zu mischen und die Leute gegen ihn aufzuhetzen? Jehu schickte zwei seiner Leibwächter aus, sie sollten Augen und Ohren aufsperren. Verdächtiges sollten sie zwar aufspüren, aber dabei Begegnungen mit den Feiernden vermeiden.

Daß der König seine Absicht erraten könnte, kam Scheba nicht in den Sinn. Weil er Jehu bei ihrem letzten Gespräch so leicht übertölpelt hatte, unterschätzte er jetzt dessen Scharfblick. Das Abenddunkel senkte sich aufs Land, als er sich inmitten der Zuhörer seiner Geschichte niederließ. Es waren die Angesehensten der Festteilnehmer, Dorfälteste und Sippenvorsteher, die seinen Enthüllungen lauschen wollten. Schafat und dessen Dorfgenossen waren tagsüber von Gruppe zu Gruppe gegangen und hatten die Männer neugierig gemacht. Ein abgeflachter Steinblock war herbeigewälzt worden, auf den stellte sich nun Scheba, damit er im Schein der Fackeln von allen gut gesehen und besser gehört werden konnte. Er begann zu erzählen, wie die Königsfrau Isebel zuerst seinen Vater Nabot mit einem Zauber verführt und ihn nachher vor König Ahab als Verräter angeklagt hatte, so daß der König ihn und alle seine Söhne außer ihm, Scheba, hinrichten ließ. Er berichtete von der Flucht seiner Mutter mit ihm nach ihrem Heimatland und von seinem Versprechen an ihrem Sterbebett, den Mord am Vater zu rächen. Nun schilderte er seine eigene Geschichte, wie es ihm gelungen war, in die Nähe der Mörderin Isebel zu kommen und schließlich an ihr seine Rache zu vollziehen. Er sprach von seiner Forderung an König Jehu, ihm den Erbbesitz Nabots zurückzugeben, von dessen Zusage und seinem Wortbruch. Das Joch, das der Kanzler Schemaja Israel auferlegt habe, gelte Jehu mehr, als die Ehre eines unschuldig Hingerichteten.

Scheba hatte sich immer mehr in seine Verbitterung hineingesteigert. Die Männer um ihn lauschten seiner Rede aufmerksam, und seine Erregung teilte sich ihnen mit. Als der Name des verhaßten Kanzlers fiel, machten sie ihrem Abscheu vor diesem in haßerfüllten Reden Luft. Scheba hatte noch hinzufügen wollen, daß er den König nun fürchten müsse und deshalb auf der Flucht sei, aber er kam gar nicht mehr zu Wort. Schafat hatte sich ächzend erhoben und war, vom Sitzen steif geworden, zum Rednerstein gehumpelt. Als Scheba ihn sah und erkannte, daß er gleichfalls sprechen wollte, räumte er seinen Platz und half dem Alten auf den Stein hinauf.

Schafat machte nicht viele Worte. Mit grollender Stimme berichtete er, daß König Jehu ihm seinen Sohn Setur geraubt und zum Soldaten gemacht hatte. Aber Setur hatte ihm doch neben dem älteren Sohn Asa die Stütze seines Alters sein sollen. Er schilderte, wie er sich den weiten Weg zum König geschleppt hatte und vor ihn getreten war, um die Rückgabe des Sohnes zu erflehen, und wie ihm statt königlicher Gnade eine höhnische Antwort geworden war. Überwältigt von seinem Zorn, rief er auf, dem König, der sich von den früheren Königen gar nicht unterscheide, den Gehorsam aufzukündigen und die Abgaben zu verweigern.

Als er vom Stein herabstieg, empörten sich die Zuhörer lautstark über die Ungerechtigkeiten des Königs, die dem Vater Seturs und dem Sohn Nabots widerfahren waren. Es sei eine Schande, wie sich König Jehu verhalten habe. Weil sie vor einem Jahr große Hoffnungen in ihn gesetzt hatten, äußerte sich jetzt ihre Entrüstung um so heftiger.

Da trat ein Dritter aus ihrer Mitte auf den Stein. Es war Jonadab, der Vorsteher der seßhaft gewordenen Zeltbewohner und einstige Freund des Streitwagenobersten Jehu. Er pflegte stets ein wenig gebeugt zu gehen, aber jetzt hielt er seine dürre Gestalt sehr aufrecht und ließ seinen lebhaften Blick über die Köpfe gleiten, die sich ihm erwartungsvoll entgegenreckten. Den König zu verteidigen hatte er nicht vor, aber allerdings auch nicht, in die Anklagen einzustimmen. Mit listiger Miene warf er eine Frage auf, wie sie vielleicht ein Spaßmacher hätte stellen können: „Was ist, wenn ein Krummer sich aufrichten will, um in den Himmel zu schauen?“ Die Zuhörer stutzten und lauerten auf die Antwort, die der dürre Alte sogleich selbst geben würde. Und da war sie schon: „Er fällt auf den Arsch, und alle lachen ihn aus.“

Schon bei der komischen Frage war der Zorn aus den Gesichtern der Sitzenden gewichen, und jetzt brach die Runde in Gelächter aus. Die Männer stellten sich bildhaft vor, wie der Dumme, der sich überschätzte, hinpurzelte. Schadenfreude war es, was ihr Lachen prägte. Sie erwarteten, daß Jonadab weitersprach und ihnen erklärte, warum er seine Rede mit diesem Witzwort begann, aber der Redner saß schon wieder in ihrer Mitte. Der Stein war leer. Die Männer fragten Jonadab, wen er mit dem Krummen meine und warum er ihn verspotte, aber er gab zur Antwort, er habe ihnen nur ein Gleichnis vorgelegt, und sie selbst sollten es sich deuten. Eine Verhöhnung sei es gar nicht, es sei einfach eine Feststellung. Laut gähnend und damit weitere Fragen abwehrend

stand er auf und verließ die Runde. Die anderen aber begannen zu ahnen, daß hinter dem lustigen Gleichnis ein ernster Sinn steckte. Sie tauschten ihre Ansichten darüber aus, und so wie die Fackeln allmählich niederbrannten, wurden ihre Stimmen leiser. Nur Schafat sträubte sich, das Bild vom Krummgewachsenen als ehrliche Warnung zu verstehen, und er nannte Jonadab einen Gefolgsmann Jehus, den dieser hier eingeschmuggelt habe, um das Aufbegehren der Getretenen zu ersticken und lächerlich zu machen.

Scheba war froh, daß die Aufmerksamkeit der Männer ihm nicht mehr galt. Er hatte Jonadab, den er wiedererkannt hatte, sogleich verstanden. Diese Bauern hier würden genauso wie die Leute in Dan keine Rebellion gegen den König wagen. Jonadab hatte sie durchschaut, sein Gleichnis war wie eine Regenpfütze, in der sie sich spiegelten. Sie hatten darüber gelacht, ohne zu merken, daß sie sich selbst auslachten. Als Jonadab gegangen war, verdrückte sich still und leise auch Scheba. Unbeachtet marschierte er hinaus in die Nacht, um irgendwie und irgendwann nach Gilgal zu gelangen.

Am frühen Morgen hörte sich Jehu an, was ihm seine beiden Späher berichteten. Viel war es nicht. Von weitem war ihnen eine Männerrunde aufgefallen, die einigen Rednern zu lauschen schien, aber verstanden hatten sie nichts, und ins Zeltlager der Wallfahrer einzudringen hatten sie sich entsprechend ihrer Anweisung gescheut.

Für Jehu stand nun allerdings fest, daß Scheba sich in der Taborgesellschaft befand und einer jener Sprecher gewesen war, die seine Kundschafter beobachtet hatten. Er schickte Abihu, der schon vor ihm mit zehn Streitwagen in Jesreel eingetroffen war, mit seinen Männern auf Streife, damit sie Scheba einfingen, ob am Tabor oder auf dem Weg hinab zum Jordan. Ihm selbst war der Palast von Jesreel unheimlich. Schebas Soldaten schienen ihrem geflüchteten Kommandeur noch immer anzuhängen, und ihn, Jehu, bedachten sie als dessen Verfolger mit bösen Blicken. Und überdies war ihm, als ob hier die Totengeister von Isebel und Joram umherspukten. So zog er mit seiner Leibgarde hinüber nach Megiddo und wartete dort die Rückkehr des Suchtrupps ab.

Schon am nächsten Tag fanden sich die Häscher wieder ein. Scheba lag wie ein gefangenes Stück Wild auf einem der Wagen. Jehu dankte Abihu für die erfolgreiche und rasche Erledigung des Auftrags und ließ den Abtrünnigen sicher verwahren. Er vermied es, sich in dessen Nähe zu begeben, geschweige denn, daß er ihn zur Rede stellte. An einem der nächsten Tage traf endlich der aus Dan zurückgerufene Heerführer ein. Jehu betraute ihn mit dem Verhör des Verräters. Was ihm Nahum jedoch als Ergebnis berichtete, konnte er sich kaum als Bestätigung seiner Überzeugung von Schebas verräterischem Treiben zurechtbiegen. Scheba war nämlich dabei geblieben, daß er nur deshalb nach Damaskus gegangen sei, um die dortige Lage zu erkunden, mit den Informationen darüber zum König zurückzukehren und erneut die Rückgabe des väterlichen Erbbesitzes als Dank für seinen Kundschafterdienst zu fordern. Und am Tabor bei den Festgenossen sei er gar nicht gewesen. Schließlich, als Nahum ihm Stockschläge und allerlei andere Quälereien angedroht hatte, damit er seine Lügen widerrufe und den Verrat am König zugebe, habe er noch einmal jeden Verdacht von sich gewiesen und wütend ausgerufen, König Jehu unterscheide sich nicht von König Ahab, denn er decke dessen Verbrechen. Israel sei auch unter ihm ein Sumpf der Ungerechtigkeit und Bedrückung.

„Was für ein widerlicher Verleumder!“ schrie Jehu. „Ich habe ihn aus dem Nichts emporgehoben, und er verrät mich an den Todfeind Israels!“

Nahum blieb gelassen. „Aber er konnte dich doch gar nicht verraten“, widersprach er. „König Hasael hat ihn doch als deinen vermeintlichen Spion weggeschickt.“ Aber Jehu hörte gar nicht hin, sondern befahl Rafu zu sich. Der Hauptmann eilte diensteifrig herbei, und Jehu befahl ihm, mit 20 seiner Männer Scheba zur Schlucht zu bringen, wo man Verbrecher, die in Megiddo abgeurteilt worden waren, hinabzustürzen pflegte. Aber völlig unerwartet weigerte sich Rafu. „Nimm diesen Befehl von mir!“ bat er, selbst erschrocken über seinen Mut. Er erinnerte Jehu daran, wie Bidkar, Scheba und er als seine Unterhändler in die Festung Samaria gegangen und wie sie dort eingekerkert worden waren. Das habe ihn für alle Zeiten mit Scheba verbunden. „Mag er sich nun an dir verschuldet und den Tod verdient haben“, flehte er, „so beauftrage doch einen anderen, dein Urteil zu vollstrecken!“

Jehu knirschte wütend mit den Zähnen, aber er verspürte ein gewisses Verständnis für Rafus ehrliche Bitte. Und seinen obersten Leibwächter konnte er nicht auch noch verlieren, er war ihm unentbehrlich geworden. Also entband er Rafu von dem Hinrichtungsbefehl und entließ ihn. Er wandte sich an Nahum: „Jetzt ist es an dir, den Verräter zu richten! Der Heerführer Israels kann nicht dulden, daß einer seiner Kommandeure zum Feind überläuft.“

Nahums Miene erstarrte. Er fühlte sich hoch über solchen Totschlägern wie Rafu stehend und sah es für weit unter seiner Würde an, ein Hinrichtungskommando zu befehligen. Aber vor allem hielt er Scheba zwar für einen Verirrten, aber keinesfalls für einen Verräter und Aufrührer. Und das sagte er Jehu. „Mach ihn meinethalben wieder zum einfachen Soldaten oder, wenn du lieber willst, gib ihn Otniel als Knecht für eines der königlichen Güter! Aber den Tod hat er nicht verdient. Ich sage es, dein Heerführer, dessen Wort etwas gelten sollte.“

Jehus Blick verfinsterte sich noch mehr. Wozu hatte er diesen Hochmütigen, einen seiner früheren Rivalen, zum Heerführer gemacht? Der Mann war fehl am Platze. Und er verstand gar nicht, worum es eigentlich ging. Natürlich hatte Scheba in Damaskus nichts erreicht. Aber der Nabotsohn war die wandelnde Mahnung, daß für einen König sein Kanzler wichtiger war als ein vor vielen Jahren unschuldig Getöteter und dessen Erbe. Der lebendige Scheba würde mit seiner Forderung nie Ruhe geben und selbst als Knecht die Hetze gegen seinen König fortsetzen.

Noch immer blickten König und Heerführer einander feindselig an. „Geh!“ befahl Jehu mit eisiger Miene. „Wenn ich dich erneut zu sprechen wünsche, werde ich dich rufen.“ Nahum machte schweigend kehrt, und Jehu befahl nun Abihu zu sich. „Du bist mein Freund“, schmeichelte er ihm, aber seine noch immer grimmige Miene paßte gar nicht so recht dazu. „Ich weiß, daß du Israels Sicherheit höher achtest als Nahum, der zur Zeit noch Heerführer ist.“ Abihu horchte auf. Jehu befahl nun ihm, was Rafu und Nahum verweigert hatten. Und Abihu wußte, was er Jehu schuldig war, damit der ihn zu Nahums Nachfolger machte. Er übernahm den scheußlichen Auftrag, und nun lächelte Jehu sogar.

So erlitt Scheba durch König Jehu den gleichen schimpflichen Tod wie sein Vater Nabot durch König Ahab. Und er hatte keinen Bluträcher mehr, wie ihn sein Vater an ihm gehabt hatte.

37

Der Winter kam, und die Israeliten schritten zur Bestellung ihrer Felder. Die Regengüsse, die den ausgetrockneten Ackerboden aufweichten und empfänglich machten für Hacke und Pflug, hätten allerdings reichlicher ausfallen sollen. Und je weiter die kalte Jahreszeit voranschritt, um so deutlicher wurde, daß die kommende Ernte eine schlechte sein würde. Denn als die Saat im Boden war, trieben erst einmal nur trügerische Wolken über den Himmel. Die schließlich doch noch einsetzende Hauptregenzeit rettete das Land vor einer völligen Mißernte.

Auch Jonadab und seine Sippengenossen hatten wochenlang täglich zum Himmel gestarrt und gehofft, daß der Baal vom Tabor oder Jahwe oder welcher Gott auch immer, der das lebenspendende Naß zurückhielt, sich endlich der dürstenden Saaten erbarmen würde. Als sich dann das Schreckgespenst einer großen Hungersnot verflüchtigt hatte, war Jonadab zwar eine große Sorge los, aber der übrige Kummer, der ihn bedrückte, konnte der Aussicht auf eine gerade noch erträgliche Ernte nicht weichen. Die Erlebnisse vom vergangenen Herbstfest am Tabor gingen ihm nicht aus dem Kopf. Schebas und Schafats Berichte über die Ungerechtigkeiten König Jehus hatten seine eigene Enttäuschung über Jehus Königtum vertieft. Und als er Schebas schmähliche Hinrichtung erfahren hatte, war von seiner Hoffnung, die er einst in Jehu gesetzt hatte, nichts mehr übriggeblieben.

Es war Bidkar, der ihm Schebas Ende erzählt hatte. Sie waren sich nämlich begegnet, als Jonadab, während alles auf die großen Regenfälle wartete, in Megiddo dies und das zu tun gehabt hatte. Jonadab war erstaunt gewesen, den Freund Jehus hier als untergeordneten Beamten zu finden, und so waren sie ins Gespräch gekommen. Bidkar hatte aus dem Zerwürfnis zwischen ihm und Jehu kein Hehl gemacht. Und hatte Jonadab bis dahin Jehu nur angelastet, daß er, statt gegen die Assyrer zu ziehen, sich ihrem König unterworfen und das Feindesheer sogar ins eigene Land hereingelassen hatte, so war ihm durch das Taborerlebnis und das Gespräch mit Bidkar klargeworden, daß Jehu seinem Volk gegenüber in die Fußstapfen Ahabs und Jorams zu treten sich anschickte.

Es war gegen Ende der Hauptregenzeit, als die beiden Männer erneut zusammentrafen. Da Bidkar als Vorsteher der Pferde und Wagen auch verantwortlich dafür war, daß stets das Futter für die Tiere ausreichte, war er zu seinem alten Bekannten gegangen, dessen Sippengenossen einen beträchtlichen Teil des Pferdefutters lieferten, um ein sachkundiges Urteil über die Ernteaussichten zu hören. Beide saßen sie in Jonadabs Zelt, jeder eine Schale Ziegenmilch vor sich, die der Alte hatte bringen lassen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie bald wieder über Jehus Tun und Lassen sprachen, bis sie einander ihre Ratlosigkeit eingestanden, was Israels Zukunft anbetraf. Falls die Assyrer abermals gegen die aramäischen und kanaanäischen Königreiche gezogen kamen, wollte dann Jehu sich ihnen wiederum unterwerfen? Würde er ihnen erneut Israel öffnen, so daß sie die Kornspeicher leerten und die Saatfelder zu Ödland zertrampelten?

Bidkar äußerte die leise Hoffnung, daß sich vielleicht das Volk entgegen Jehus Willen bewaffnen und gegen den Feind ziehen werde, so daß Jehu gezwungen wäre, auch die Soldaten zu mobilisieren und Israel zu verteidigen.

„Daran glaube ich nicht“, meinte Jonadab dazu, „und auch du weißt im Grunde, daß dein Wunsch unerfüllt bleiben wird.“ Und als Bidkar nachdenklich schwieg, setzte er seine Erklärung fort: „Du weißt besser als ich, daß die Israeliten zwar um ihr Dorf bangen und um die Nachbardörfer und eventuell die nächstgelegene Stadt, aber um das Königreich als Ganzes bangen sie nicht. Wenn sich Männer gegen den König verbünden, dann sind es vielleicht 50, wenn es hoch kommt

100. Und wenn sie dann tun, was sie beschlossen haben, schickt der König seine Soldaten, und bald schimpft jeder des Häufleins nur noch leise in seinen eigenen Wänden.“ Er erzählte Bidkar das Gleichnis vom Krummen, mit dem er am Tabor die Leute vor einer Rebellion gewarnt hatte, weil es ihnen hinterher noch schlechter gehen würde als vorher. „Zuerst haben sie gelacht wie über ein Witzwort“, berichtete er, „aber ich glaube, später haben sie begriffen, daß sie über sich selbst gelacht hatten.“

Bidkar staunte über die weitgespannten, hellsichtigen Gedankengänge des Alten. Er kannte ihn zwar als Gesprächspartner oder gar Freund Jehus, aber an den Plaudereien, die beide ab und zu miteinander geführt hatten, war er ja kaum jemals beteiligt gewesen. So beschränkte er sich jetzt aufs Zuhören. Denn Jonadab drängte es, seine Überlegungen weiterzuführen, er war froh, einen gefunden zu haben, der ihn womöglich verstand. Seine Augen glänzten, als trinke er Wein und nicht Milch, als er davon sprach, daß Jehu ihm einst von dem Wanderhirten Jakob erzählt hatte, der angeblich der Stammvater aller Israeliten sei. Gott Jahwe habe Jakob den neuen Namen Israel verliehen, und von ihm habe das Königreich seinen Namen, und seine Bewohner nenne man deshalb Israeliten. Bidkar erinnerte sich, daß es in Bet-El gewesen war, wo Jehu und er die Geschichte von diesem Ahnvater Jakob gehört hatten. Jonadab behauptete, wenn alle Israeliten wüßten, daß sie Söhne eines Vaters sind, dann würden sie auch zusammenhalten und vielleicht als ein einiges Volk den Assyrern entgegentreten. Oder auch dem eigenen König, wenn er ungerechte Forderungen erhebe. „Aber das alles wird nie geschehen“, meinte er resignierend. „Jehu hat nun sein Herz an Samaria gebunden, und in Samaria weiß man wohl nicht, woran Jehu einst glaubte, daß nämlich der Gott Jahwe Israel als ein Ganzes erschaffen hat, indem er Jakob zum Vater aller Israeliten machte. Jehu hat Jakob vergessen, und vielleicht will er gar nicht, daß sich die Bauern in Efraim und in Galiläa und hier in der großen Ebene und drüben in Gilead als ein Volk verstehen. Denn wenn jeder für sich ist, kann der König sie alle leichter beherrschen.“

Bidkar schien es fast ein wenig unheimlich, wie dieser alte Bauer Jehu durchschaute. Kein Wunder, daß Jehu früher, als er noch einen offenen Blick für Israel und die Israeliten gehabt hatte, manches Gespräch mit einem so weisen Mann geführt hatte. Er hätte Jonadab zu seinem Berater machen sollen. Aber wahrscheinlich wäre er jetzt gar nicht mehr gewillt, ihn anzuhören.

Jonadab kam ins Fabulieren. „Jehu hätte, als er König wurde, Samaria als seine Residenz aufgeben sollen. Aus Samaria kommt nichts Gutes. Warum hat er seinen Thron nicht in Jesreel aufgestellt? Der Palast von Jesreel ist doch kaum weniger prächtig als der in Samaria, habe ich sagen hören. Und Jesreel liegt in der Mitte seines Reiches, er hätte es gleich weit bis nach Bet-El im Süden und bis nach Dan im Norden. Sein mächtiger Gott Jahwe, der Herr und Beschützer Israels, wäre doch darüber erhaben, daß der Gott des Tabor von seinem Berg aus auf Jesreel herabschaut.“ Jonadab atmete tief durch, nahm einen Schluck aus seiner Schale und verkündete: „Hätte Jehu seine Versprechungen gehalten, den Israeliten ein weiser und gerechter König zu sein, der die Abgaben und Arbeitsdienste maßvoll beschränkt und den die Feinde Israels fürchten, so hätte ihn sein Gott Jahwe nicht verlassen. Denn das scheint mir so zu sein. Möge Jahwe trotzdem seinem Volk Israel gegen all und jeden beistehen!“

Bidkar hätte Jonadabs vernichtendes Urteil über Jehu beinahe mit einem lauten „Amen!“ bekräftigt. Aber der Alte schien ihm doch über das Ziel hinausgeschossen zu sein. Gewiß, Jehu war nicht mehr Jehu, seit er auf dem Thron von Samaria saß, aber daß Gott Jahwe ihn verworfen haben sollte wie einst König Joram, das war wohl ein Irrtum Jonadabs. Sicherlich blickte Jahwe streng und prüfend auf seinen Erwählten, aber noch konnte Jehu ja den eingeschlagenen Weg verlassen und gemeinsam mit König Hasael den Assyrern eine Niederlage bereiten, wenn sie erneut heranzögen, und danach konnte er auch die Lasten der Israeliten erleichtern. Aber all das, was ihm da ungerufen durch den Kopf schoß, sagte Bidkar Jonadab nicht, denn auch er hatte keine Beweise für seine Ansicht. Statt dessen fragte er erst jetzt, wieso hier nur noch zwei kleine Zeltsiedlungen stünden, es seien früher doch drei gewesen, und sogar ein wenig größere.

Jonadab erwiderte, daß einige seiner Sippengenossen ihr Kleinvieh genommen hätten und zu ihrer früheren Lebensweise als Wanderhirten zurückgekehrt seien. „Ein Teil unserer Äcker liegt nun brach“, räumte er auf Bidkars diesbezügliche Frage ein, „unsere Lieferungen an euch nach Megiddo werden also in diesem Jahr nicht nur wegen der voraussichtlich schlechten Ernte geringer ausfallen.“

Bidkar erschrak, und sein Abschied von Jonadab fiel weniger herzlich aus, als es die Vertraulichkeit zwischen den beiden Enttäuschten hätte erwarten lassen. Ob etwa auch Jonadab und der Rest seiner Leute daran dachten, das seßhafte Bauernleben aufzugeben und sich umherwandernd den königlichen Ansprüchen weitgehend zu entziehen? Bidkar bedauerte, daß er Jonadab nicht danach gefragt hatte.

Als der Streitwagenoberst Abihu von der Abwanderung eines Teils der Zeltbewohner hörte, sank seine Stimmung weiter, die sowieso nicht die beste war. Denn er hatte Jehus Andeutung ernst genommen, daß er an Stelle Nahums zum Heerführer ausersehen sei, doch nichts hatte sich

seitdem getan. Aber vielleicht war es auch nur die Winterszeit, die einer Einlösung der Zusage Jehus entgegenstand.

Gut aufgelegt in Megiddo war dagegen Hiddai, der sich um die Verpflegung seiner Soldaten, unbekümmert wie er war, kaum Sorgen machte, weil es bisher ja daran nie gefehlt hatte. Und auch Jehus Sohn Joahas freute sich unbeschwert und vergnügt auf jeden neuen Tag. Er fühlte sich, als habe er das Leben, das er später führen wollte, hier gefunden. Dem nächsten Feldzug, der bestimmt kommen würde, fieberte er bereits jetzt entgegen, weil er daran unbedingt teilnehmen wollte. Daß es seinem Vater Jehu in Samaria an dieser Hochstimmung mangelte, wußte er natürlich nicht, und den Hauptgrund dafür hätte er auch gar nicht begriffen, denn die geheimen Pläne des Königs kannte er ja nicht.

Jehu hatte nach seiner Heimkehr von Schebas Hinrichtung die Ehe mit der Joramwitwe Tabita vollzogen und sich den ganzen Winter über bemüht, den ersehnten Sohn mit ihr zu zeugen. Monat hatte sich an Monat gereiht, aber Tabita war nicht schwanger geworden. Allmählich kamen Jehu Zweifel, ob die Ehe mit der Aramäerin am Ende nicht sinnlos war, Zweifel, die er verdrängen wollte, aber nicht konnte. Denn mittlerweile wußte er auch, daß Tabita schon lange keine Verbindungen mehr nach Damaskus hatte. Ob es dort nach der Machtergreifung Hasaels noch Anhänger des gestürzten Königshauses gab, war ihr unbekannt. Wenn Tabita nicht doch noch schwanger wurde und einen Sohn zur Welt brachte, den er den Aramäern nach einem Sieg über sie und nach Ausrottung der Hasael-Bande als ihren künftigen König präsentieren konnte, der die Herrschaft des früheren Königshauses fortsetzte, dann war ihm die Aramäerprinzessin nutzlos. Dann hatte er Ada, die Frau, die er liebte, völlig umsonst verloren. Schon jetzt konnte er mit Tabita nur schlafen, wenn er sich einbildete, daß es Ada sei, deren warme Haut er an der seinen fühlte.

Die Nachricht, daß der Assyrerkönig gemäß seiner Drohung vom vergangenen Jahr erneut beschlossen hatte, sein Heer in die Länder der Aramäer und Kanaanäer zu führen, hellte Jehus Stimmung auf. Der neue Feldzug des Feindes war ja zu erwarten gewesen, und die Maßnahmen, die nun getroffen werden mußten, würden die trüben Gedanken aus seinem Kopf vertreiben, da war sich Jehu sicher. Der Bote aus Tyros, der die Nachricht überbrachte, hatte sogar einen Brief König Salmanassars in seinem Gepäck. Der Text war von den Assyrern in aramäischer Sprache abgefaßt worden. Jehu rief Achan zu sich, und der Gehilfe, den der oberste Schreiber mitbrachte, machte sich daran, die Schrifttafel ins Kanaanäische zu übersetzen. König Salmanassar kündigte den Israeliten sein Kommen an, doch die eigentlichen Aussagen des Schreibens waren zum einen die Anweisung an Jehu, seinen Tribut nach der Stadt Hamat zu schicken, weil er, Salmanassar, dort residieren werde, bis Damaskus gefallen sei, und zum anderen das erneute Verbot zu versuchen, das Reich von Damaskus zu überfallen. „Damaskus gehört mir“, hieß es im Brief wörtlich. Der Assyrerkönig vermutete in der Aramäerstadt offenbar gewaltige Schätze, von denen er niemandem einen Anteil gönnte.

Der Bote ds Königs von Tyros übermittelte außer dem assyrischen Brief und selbstverständlich herzlichen Grüßen seines eigenen Herrn auch dessen Vorschlag, den Tribut mit dem Boten sogleich nach Tyros mitzuschicken, denn dann könnten die Gesandten von Tyros und Samaria gemeinsam nach Hamat reisen, um König Salmanassar die Ergebenheit ihrer Herren zu bestätigen und die geforderten Geschenke zu übergeben. Jehu war einverstanden, einmal mehr erwies sich die von den Omridenkönigen ererbte Freundschaft mit dem König von Tyros, so stellte er erfreut fest, als überaus hilfreich. Die Frage war nur, wer nach Hamat reisen sollte. Vor einem Jahr hatte er Nahum losgeschickt, um Salmanassar seine Unterwerfung anzutragen. Aber jetzt schied der Heerführer als Gesandter aus, denn einen, den man loswerden wollte, konnte man nicht durch einen wichtigen Auftrag ehren, und dann hatte sich der Widersacher ja auch eindeutig gegen eine abermalige Tributzahlung ausgesprochen, statt dessen den Krieg gegen die Assyrer gefordert. Schemaja und Achan, die auf ihren Tragstühlen zu reisen pflegten, kamen auch nicht in Frage, sie waren zu unbeweglich. Blieb nur Otniel, der Vorsteher der Palastverwaltung, denn Abihu und Hiddai, die Befehlshaber in Megiddo, wollte Jehu für eine so lange Zeit nicht entbehren, zumal die weite Reise bis Hamat nicht ohne Gefahren aller Art war. Er rief Otniel zu sich, und der war bereit, seine geplante Inspektionsreise ins Land hinaus zu den königlichen Gütern zurückzustellen und den Auftrag des Tributüberbringers zu übernehmen. Und gegen die erneute Unterwerfung Israels unter die Allgewalt Assurs hatte er genauso wie der Kanzler Schemaja nichts einzuwenden. Beide forderten Jehu lediglich auf, dafür zu sorgen, daß nicht etwa das assyrische Heer wiederum ins Land einmarschierte.

Jehu hatte sich bereits vorsorglich überlegt, womit er König Salmanassars Gier nach Israels angeblichen Reichtümern befriedigen konnte. Das Silber, das durchreisende Karawanen, ausgenommen tyrische Kaufleute, in Megiddo oder in Hazor als Zollgebühr zu entrichten hatten, war bereits eingeschmolzen und in Barren gegossen. Diese und den Rest des Tempelschatzes von Samaria packten nun Otniel und der Priester Netanja in Körbe, und schon am nächsten Tag begab sich der Palastvorsteher mit seinen Packeseln und den zugehörigen Knechten sowie einer Eskorte aus der Palastwache Samarias an der Seite des Tyrers auf die weite Reise.

Jehu konnte absehen, daß sein Königtum und auch sein Leben in Gefahr geriet, falls der gefürchtete Feind trotz der Tributzahlung aus welchem Grund auch immer abermals ins Reich Israel eindrang und auf seinem Marsch ausgeraubte Kornspeicher und verwüstete Äcker und Weiden zurückließ. Denn dann würde ihn Gott Jahwe wohl als König fallenlassen, weil er Israel nicht nur nicht beschützt, sondern es mutwillig dem Feind ausgeliefert hatte. Und er konnte sich vorstellen, was infolgedessen geschah. Das Volk würde aufbegehren, und die Streitkräfte Hazors würden ihn stürzen und Nahum zum König ausrufen. Falls also die Assyrer wirklich in Israel einfielen, hatte er keine Wahl mehr, er mußte den Abwehrkampf gegen sie wagen. Deshalb galt es, sämtliche Streitkräfte schon jetzt an der Grenze Israels im Norden und im Nordosten zu postieren. Sollten sie sich dem Ansturm der Feinde nicht gewachsen erweisen, konnte man überdies das Volk zu den Waffen rufen.

Er beriet mit Nahum, den er in der gegebenen Situation nicht seines Amtes entheben konnte, die Lage und die nötigen Maßnahmen. Weil der Heerführer zu sehen glaubte, daß der König aus dem Unheil vom vergangenen Jahr gelernt hatte und aus seiner gefährlichen Vertrauensseligkeit gegenüber dem Feind erwacht war, kam er ihm entgegen und war zur Zusammenarbeit bereit, obwohl er die erneute Tributzahlung verdammte. Sie kamen überein, Abihus und Hiddais Truppen nach Baschan zu verlegen, wo sie sich auf die im Vorjahr eingerichteten Stützpunkte verteilen konnten. In Megiddo sollten nur 50 Mann die Stellung halten und wie immer die Süd-Nord-Straße kontrollieren. Für die Hälfte der Garnison Hazor sahen Jehu und Nahum eine Verlegung nach Dan in den dortigen neuen Standort vor. Jehu legte fest, daß Nahum die Truppen in Baschan befehligen sollte, er selbst wollte das gleiche in Galiläa tun. Er hatte dabei den Hintergedanken, Nahum von dessen Machtbasis Hazor möglichst weit zu entfernen und ihm in Abihu einen Gegenspieler an die Seite zu stellen. Er selbst wollte verhindern, daß der unberechenbare Elkana und Mattan, der frühere Stellvertreter Nahums, etwa die Assyrer reizten, wenn diese vor Damaskus lagen. Allerdings hatte auch Nahum geheime Absichten, als er ohne Widerrede einverstanden war, nach Baschan zu gehen. Er wollte versuchen, Abihu, den engen Freund Jehus, von dem er wußte, daß auch er gerne Heerführer geworden wäre, auf irgendeine Weise kaltzustellen, und danach je nach der Lage vor Damaskus entscheiden, ob er die Assyrer angreifen und so die sich verteidigenden Aramäer entlasten könnte.

Binnen zwei Wochen waren die Vorbereitungen der Verteidigungsmaßnahmen abgeschlossen, und die Streitkräfte Megiddos marschierten unter dem Oberkommando des Heerführers ab nach Baschan. Nahum hatte sich eine eigene Leibwache zugelegt, die ihm Mattan und Elkana hatten stellen müssen, bestehend aus drei Streitwagen und zehn Soldaten zu Fuß. Jehu erfuhr davon erst, als er in Hazor eintraf. Die Eigenmächtigkeit Nahums bekräftigte seinen Entschluß, nach dieser Kampagne den Heerführer abzusetzen. Der Mann war nicht nur widerborstig, sondern direkt gefährlich. Vielleicht schielte er gar schon nach dem Königsdiadem.

Jehus Gesandter Otniel war soeben erst in Hamat angekommen, da fielen die Assyrer schon ins Reich von Damaskus ein. Ihr Heer war kleiner als im Vorjahr, denn es hatte ja nur noch einen einzigen Feind niederzuwerfen. Als König Hasael die Verteidigung seines Landes vorbereitete, kannte er jedoch die Truppenstärke des Gegners noch nicht. Sein oberstes Ziel war, die eigenen Streitkräfte zu schonen, damit er, wenn sich das Reich von den Menschenverlusten und Schäden des vergangenen und des jetzigen Jahres erholt haben würde, in der Lage war, die Assyrer zu schlagen und danach Israel für seinen Verrat zu züchtigen. Seine Elitetruppen hatte er deshalb ins Haurangebirge geschickt, sie vor den Assyrern gewissermaßen versteckt. Dort war zwar infolge des vorigen Raubzugs der Assyrer die Versorgung noch schwierig, aber die Kamelnomaden der Wüste lieferten auf Grund eines Abkommens mit Hasael den Soldaten Lebensmittel. Der verbleibende Teil der aramäischen Streitmacht war dem Assyrerheer entgegenmarschiert, hatte sich aber nach der Begegnung mit dem Feind weisungsgemäß stetig zurückgezogen und eine Schlacht vermieden. Endlich war die Truppe hinter den Mauern von Damaskus verschwunden, und die Assyrer, die den Aramäern gefolgt waren, ohne sie einholen zu können, sahen sich erneut vor die Notwendigkeit gestellt, die Stadt zu belagern.

Ihr Heerführer schickte eine Botschaft ins ferne Hamat und erbat von König Salmanassar neue Befehle. Bei seiner Rückkehr brachte der Abgesandte die Order mit, das Umland von Damaskus zu verwüsten, danach jedoch abzuziehen. Salmanassar wollte nämlich wie im Vorjahr eine langwierige und entbehrungsreiche Belagerung vermeiden, und er vermutete, daß im Haurangebiet kaum noch etwas zu holen sein würde. Außerdem war die Lage im Zweistromland beim Aufbruch nicht absolut ruhig gewesen, so daß es ihn zurück ins eigene Land zog. Die Tribute der Vasallenkönige waren ja abgeliefert worden, und Damaskus hatte man abermals geschwächt, und überall, wohin das Heer sich wandte, war erneut Angst und Schrecken verbreitet worden. Der Feldzug war also erfolgreich gewesen und konnte beendet werden.

Was sich indessen im Land Baschan begab, konnte Salmanassar nicht ahnen, aber wahrscheinlich hätte es seinen Rückzugsbefehl auch nicht mehr beeinflußt. Als nämlich Nahum, der mit Abihu und Hiddai und der reichlichen Hälfte der mitgeführten Truppen bei der Stadt Aschtarot im

Norden Baschans lagerte, durch die ausgesandten Kundschafter erfahren hatte, daß die Assyrer seltsam untätig vor Damaskus lagen und sie offenbar auch nicht die Absicht hatten, sich gegen das Haurangebiet oder gar gegen Israel zu wenden, beschloß er, Jehus strikte Defensivanweisung zu mißachten, was er ja ohnehin vorgehabt hatte. Gemeinsam mit den Verteidigern von Damaskus wollte er die Assyrer vertreiben und im günstigsten Fall vernichten. In seiner Selbstüberschätzung nahm er an, daß Abihu und Hiddai zwar widersprechen, aber schließlich sich seiner Befehlsgewalt beugen würden, zumal sein Plan wirklich aussichtsreich war. Doch die beiden Befehlshaber weigerten sich standhaft, ihm zu gehorchen, obwohl er sie einzuschüchtern versuchte, indem er seine Leibwächter vor dem Zelt postierte, so daß die beiden Königstreuen in der Falle saßen. Aber ihre Unterführer waren wachsam, konnten doch auch sie den hochmütigen Heerführer nicht sonderlich leiden. Als die beiden Befehlshaber verdächtig lange im Zelt des Heerführers verblieben, sammelten sie ihre Mannschaften und zogen vor Nahums Zelt. Es kam zum Wortwechsel mit den Leibwächtern und zum Handgemenge mit ihnen, um den Zutritt ins Zelt zu erzwingen. Als Nahums Männer ihre Waffen zückten, wurden sie überwältigt, wobei einige zu Tode kamen. Als drinnen Nahum den Lärm hörte, stürzte er aus dem Zelt, hinter ihm die beiden von ihm Bedrängten. Als Abihu die Situation überblickte, befahl er den Soldaten, den Heerführer wegen Auflehnung gegen den König festzunehmen und ihn und seine noch lebenden Leibwächter zu fesseln. „Du wirst im König deinen Richter finden!“ knurrte er Nahum haßerfüllt an.

Die israelitischen Streitkräfte in Galiläa unter dem Oberbefehl König Jehus und in Baschan nunmehr unter dem Kommando Abihus, verharrten weiterhin in gespannter Erwartung, was die Assyrer vor Damaskus beginnen würden. Niemand von den Befehlshabern wußte etwas von den aramäischen Kriegern im Haurangebirge. König Hasael aber hatte nun diese nicht nur verborgen, sondern ihrem Führer auch einen Befehl erteilt für den Fall, daß die Assyrer nicht weiter als bis Damaskus vorstießen. Hasael war nämlich von seinen Spionen berichtet worden, daß Jehu Truppen nach Baschan entsandt hatte. Als nun Kamelnomaden der Hauranstreitmacht meldeten, daß die Assyrer sich zum Abmarsch rüsteten, führte deren Befehlshaber entsprechend dem Befehl Hasaels seine Abteilungen in nächtlichen Eilmärschen nach Baschan. Dort überfielen sie, im Süden beginnend, die israelitischen Stützpunkte und machten deren Besatzungen bis auf den letzten Mann nieder. Bevor eine Meldung davon nach Aschtarot zu Abihu und Hiddai mit der Hauptmannschaft gelangte, waren die Aramäer schon da und fielen wie der Sturmwind über die Israeliten her. Sie, die niemand erwartet hatte, waren den Überfallenen zahlenmäßig überlegen, und hinzu kam der Überraschungseffekt. Die Israeliten erlitten eine vernichtende Niederlage. Zwei Drittel von ihnen blieben auf dem Schlachtfeld. Auch Abihu, der sich schon als Jehus Heerführer gesehen hatte, fand den Tod, von einem Wurfspeer durchbohrt.

Die überlebenden Israeliten flüchteten noch in der Nacht in Richtung des oberen Jordans und flehten zum Gott Israels, daß er sie vor einer Verfolgung durch die Aramäer am nächsten Tag bewahren möge. Abihus Leichnam und alle anderen Toten mußten sie unbestattet zurücklassen. Hiddai hatte Nahum und dessen Leibwächtern die Fesseln der Not gehorchend abnehmen lassen, denn man konnte die Häftlinge ja nicht in die Hände des Feindes fallen lassen. Weil nun Nahum im Unterschied zu Hiddai die Gegend kannte, durch die sie hasteten, glitt er sogar wieder in die Rolle des Anführers hinein. Ob Jahwe oder der Aramäergott die Sieger hinderte, sie zu verfolgen und auch noch niederzumachen und vielleicht gar über den Jordan zu setzen und in Galiläa einzufallen, war den Fliehenden erst einmal egal. Sie konnten nicht wissen, daß König Hasael gar nicht die Absicht hatte, ganz Israel mit Krieg zu überziehen. Zumindest jetzt noch nicht. Er wollte nur Baschan den Israeliten wieder entreißen und damit den Verräter Jehu zugleich davor warnen, seinem neuen Oberherrn Salmanassar nicht nur Tribut zu entrichten, sondern mit ihm gemeinsam Damaskus zu bestürmen.

Die Geschlagenen erreichten die Festung Hazor, wo sie ihren König noch antrafen. Jehu wußte bereits, daß die Assyrer sich auf den Rückmarsch nach Norden begeben hatten. Als Nahum und Hiddai ihm die furchtbare Niederlage und Abihus Tod meldeten, fühlte er einen schneidenden Schmerz im Herzen und von da ausgehend durch seinen ganzen Körper jagen, und der steigerte das Entsetzen noch, in das ihn der Bericht stürzte. Wie sollte er nun Hasael, diesen heimtückischen Erzfeind, schlagen und vernichten? Und Abihu, sein Freund, der seine Pläne nie in Frage gestellt hatte, der ihm bedingungslos ergeben gewesen war, der Heerführer hatte werden sollen, der war nun tot! Niemand würde ihn als engsten Vertrauten ersetzen können! Auch Hiddai nicht. Warum war statt Abihus nicht Nahum umgekommen? Er schickte Nahum und Hiddai weg und versank in dumpfes Brüten.

Erst am Abend rief er Hiddai erneut zu sich, ihn allein, damit er ihm das gesamte Geschehen im Zusammenhang schilderte. Hiddai fand ihn mit zerrissenem Gewand und Asche auf dem ergrauenden Haar. Er berichtete ausführlich und verschwieg auch nicht, wie Nahum den königlichen Befehl hatte mißachten wollen und wie Abihu und er den Heerführer tatunfähig gemacht hatten sowie daß er dessen Fesseln hatte lösen müssen, damit er nicht den Aramäern in die Hände fiel.

Jehu hörte sich alles mit aschfahlem Gesicht reglos an. Er sagte nichts und fragte auch nicht, wieso Nahum nach der geglückten Flucht nicht wieder gefesselt worden war, sondern erneut als Heerführer vor ihm gestanden hatte. Seine verschlossene Miene verriet nicht, welche Gefühle ihn bewegten und welche Gedanken ihn durchzogen. Als er Hiddai mit einem Wink entließ, machte sich der junge Befehlshaber Sorgen um seinen König. So niedergeschlagen und entschlußlos hatte er ihn noch nie erlebt.

Am nächsten Morgen befahl Jehu Nahum zu sich. Der Heerführer sah, daß der König auch die drei Befehlshaber Elkana, Mattan und Hiddai zu sich gerufen hatte, und er ahnte, daß er jetzt als Angeklagter vor ihm stand. Jehu hielt ihm seinen Ungehorsam gegenüber dem Befehl vor, die Assyrer nicht anzugreifen, setzte ihn als Heerführer ab und verbannte ihn nach der Garnison Geser ganz im Süden an der Grenze zu den Königreichen der Philister, als Nachfolger des dortigen Kommandeurs, dessen Ablösung von ihm selbst vorgeschlagen worden war. Nahum hatte Schlimmeres erwartet. Sollte er sich rechtfertigen? Und damit Jehu reizen? Er verzichtete auf eine Verteidigungsrede. Aber zwei Sätze wollte er doch noch loswerden. „Ich bin zu stolz, um den von vornherein erfolglosen Versuch zu wagen, dir mein Tun zu erklären“, sagte er, und: „Ich unterwerfe mich deiner Entscheidung.“ Er verbeugte sich, aber nicht tief, und fügte, zwei Schritte zurücktretend, hinzu: „Du bist der König.“ Es kommen wieder andere Zeiten, dachte er, wer weiß, was Gott Jahwe mit Israel uund seinem jetzigen König vorhat.

Nachdem sich die Restmannschaft der geschlagenen Streitmacht noch zwei Tage erholt hatte, zog sie zurück zu ihrem Standort Megiddo. Jehu begleitete sie, nachdem er Elkana und Mattan zu äußerster Wachsamkeit an der Nordgrenze ermahnt hatte. Abihus Witwe wollte er selbst die Todesnachricht überbringen und dann, falls es der Wasserstand des Jordans zuließ, nach Ramot ziehen, um sich von der Lage an der Grenze zum abermals verlorenen Baschan ein Bild zu machen, die Gefahrensituation einzuschätzen und Maßnahmen für den Fall eines aramäischen Angriffs festzulegen.

Jehu hatte kein Geschick, Hinterbliebene zu trösten, und so stand er der Witwe seines Freundes Abihu ziemlich hilflos gegenüber, die mit den anderen Frauen Megiddos der heimkehrenden Kriegerschar hügelabwärts entgegengelaufen war. Und weil auch viele andere Frauen ihre Männer vermißten, erhob sich bald ein allgemeines Heulen und Jammern statt des Jubels, der gewöhnlich den Einzug der Rückkehrer begleitete. Jehu löste sich so schnell wie möglich von der Menge und verschwand mit seiner Leibgarde in dem stattlichen Bau, in welchem die Könige Israels zu wohnen pflegten, wenn sie sich in Megiddo aufhielten. Er begrüßte seinen Sohn, der ihm bei Feldzugsbeginn gram gewesen war, weil er mit Abihus Männern nicht mitgedurft hatte, und der nun angesichts der eingetretenen Katastrophe trotz seiner Trauer um Abihu doch froh war, daheimgeblieben zu sein. Jehu erklärte ihm, was geschehen war, und schärfte ihm ein, niemals einem Aramäer zu trauen und, wenn er dereinst König sein würde, nie ein Bündnis mit Damaskus einzugehen.

Einen Tag darauf ernannte Jehu den neuen Oberst der geschrumpften Streitwagentruppe, einen Mann seines Alters mit Namen Dibri, der schon damals, als er selbst der Befehlshaber gewesen war, eine Abteilung kommandiert, aber keinen Ehrgeiz aufzusteigen gezeigt hatte. Jehu war gewiß, daß dieser Mann einen gehorsamen und zuverlässigen Befehlshaber abgeben werde. Sodann gab er Rafu den Auftrag, mit zehn seiner Männer Nahum nach Geser zu geleiten, dort im Namen des Königs den bisherigen Garnisonskommandeur altershalber zu entlassen und Nahum als dessen Nachfolger einzusetzen. Der Hauptmann konnte es kaum fassen, daß er als Vertreter des Königs auftreten sollte, und er glaubte beinahe, daß er nun selbst zu den obersten Befehlshabern gehöre. Nahum war selbstverständlich wütend, daß er den Totschläger, wie er Rafu voller Verachtung stets nannte, in Geser als Wortführer akzeptieren sollte. Dessen Ernennung zu seinem Begleiter, oder genauer, zu seinem Bewacher galt ihm als eine neuerliche Demütigung, und er schwor, sich am König, den er mehr und mehr für unfähig und bösartig hielt, irgendwann und irgendwie zu rächen.

Jehu hätte nun nach Ramot aufbrechen, zumindest bis nach Bet-Schean am Rand des Jordangrabens ziehen können, wo Rafu mit der Nahum-Eskorte wieder zu ihm stoßen sollte. In Megiddo hielt ihn nichts mehr, seit Abihu tot war, nicht einmal sein Sohn Joahas oder sein Freund Hiddai. Wenn sie ihn anblickten, war es ihm, als ob sie den Tod Abihus ihm anlasteten, ihm überhaupt die Schuld für die Katastrophe von Baschan gaben. Ob auch Bidkar diesen unbehaglichen Blick hatte? Obwohl er dem früheren Freund am liebsten aus dem Weg gegangen wäre, denn sicher hatte auch er diesen vorwurfsvollen Blick, hatte er ihm bei der Begrüßung doch versprochen, später ein paar Worte mit ihm zu wechseln. Und dieses Versprechen wollte er noch einlösen, bevor er abreiste.

Sie verließen die enge, laute Stadt und wanderten hinab in die Feldflur, wo ringsum trotz der ungünstigen Regenfälle die Saaten schüchtern aus dem Boden lugten. Jehu beklagte die Niederlage in Baschan, die niemand hatte voraussehen können, und er sprach von seiner Trauer um Abihu. Er prüfte, was für eine Miene Bidkar dazu machte, aber er fand nichts, was ihn irritierte. Er kam auf die Verluste an Wagen und Pferden zu sprechen und mutmaßte nicht ganz ernsthaft, daß

sich Bidkar nun vielleicht langweilen werde, weil er zuwenig Arbeit habe. Ein Einfall durchzuckte ihn plötzlich: „Bidkar, ich brauche in Jesreel einen neuen Kommandeur der Palastwache. Willst du nicht?“ Noch nie hatte er bei Ernennungen nach der Zustimmung des Anwärters gefragt, und daß er es jetzt tat, verwunderte ihn selbst. Stand ihm etwa Bidkar noch immer näher als jeder andere seiner Krieger? Hing das mit Abihus Tod zusammen?

Bidkar, der sich zu Jehus Tun und Lassen dessen Feinden gegenüber nicht geäußert hatte, blickte nun den König überrascht an. Ging es doch um den Posten Schebas, des Glücklosen, dessen Hinrichtung er für einen ebensolchen Mord hielt wie diejenige seines Vaters Nabot. Am liebsten hätte er jetzt seine Zweifel an Jehus Gerechtigkeit ausgesprochen, aber er mußte die an ihn gestellte Frage beantworten. „Dein Angebot zeigt mir“, sagte er, „daß du noch unserer gemeinsamen Zeiten gedenkst.“ Er machte eine kleine Pause, als ob er unschlüssig wäre. „Da du mich fragst“, meinte er dann, „kann ich auch nein sagen, und ich tue es. Nicht um dich zu ärgern, sondern weil ich das, was du mir zutraust, nicht kann. Ich bin kein Anführer. Du wirst sicher einen Geeigneteren finden, der andere zu kommandieren versteht.“

Jehu bedauerte die Absage, aber er nahm sie hin und war, wie er jetzt spürte, sogar froh darüber. Hatte er Bidkar, seinen einstigen Schildträger, wirklich für fähig gehalten, 150 Krieger zu befehligen? Und selbst wenn er es könnte, war denn einer, dessen Feindbild dem eigenen völlig widersprach, als Palastoberst überhaupt denkbar? Jehu hätte beinahe den Kopf über seine rührselige Anwandlung geschüttelt.

Er wollte das Gespräch, diese Geste guten Willens seinem früheren Freund gegenüber, beenden, da setzte Bidkar erneut an: „Ich soll dich von Jonadab grüßen. Seit ich hier bin, habe ich ihn ein paarmal getroffen. Er fragte nach dir.“

„Ach ja, Jonadab“, erwiderte Jehu gedehnt, als ob er sich erst besinnen müßte, wer dieser Mann war. „Wie geht es ihm?“

„Er wünscht sich seit langem, daß du ihn einmal besuchst wie früher“, gab Bidkar zur Antwort, und er ergänzte nach einem vorsichtigen Seitenblick auf den König: „Er fragt sich, wann du beginnen wirst, gerechter zu regieren als König Ahab und dessen Sohn Joram.“

Jehu fuhr herum. Er hätte es wissen müssen, durchfuhr es ihn, daß dieses Gespräch nur mit Verdruß enden konnte. „So?“ sagte er mit drohend gefurchter Stirn, aber sogleich gab er sich versöhnlicher: „Ja, ja, Jonadab war schon damals einer, dem es kein König recht machen konnte.“

Bidkar war es, als wehe ihn ein kalter Luftzug an. Gerade deshalb wollte er es nun nicht bei einer Andeutung belassen. Er erklärte: „Jonadab hatte gehofft, daß du die Abgaben der Israeliten verringern wirst und daß du die Feinde schlagen wirst, statt dich vor ihnen zu beugen. Du hättest Samaria, diese Zwingburg, aufgeben und dich in Jesreel niederlassen sollen, in der Mitte deines Königreiches. Und es wäre sicher nützlich, den Israeliten klarzumachen, daß sie allesamt Söhne des Ahnvatewrs Jakob sind, also Brüder.“

Jetzt schaute Jehu überrascht drein. Sieh an, dachte er, der alte Jonadab kann es wirklich nicht lassen, über Kornacker und Schafherde hinauszublinzeln. Er zwang sich ein Lächeln auf und meinte: „Das ist ja eine ganze Liste guter Taten!. Ich muß Jonadab wirklich wieder einmal besuchen. Denn über all das zu sprechen lohnt sich. Aber das wird ein andermal sein. Im Herbst vielleicht. Jetzt muß ich nach Ramot.“

Bidkar blickte Jehu und den fünf Leibwächtern, die sich auf Geheiß des Königs in einiger Entfernung gehalten hatten, nach, als sie zur Stadt zurückkehrten. Er hatte vorgeschützt, hier unten noch einen Bekannten aufsuchen zu wollen. Ob Jehu sich tatsächlich irgendwann mit Jonadab treffen würde? Bidkar glaubte nicht daran. Sein Herz war schwer, und er ärgerte sich darüber. Denn wie der König die Erinnerung an Jonadab und dessen Überlegungen aufnehmen würde, war ihm doch von vornherein klar gewesen.

Obwohl Jehu die Wünsche des alten Bauern, die ja eigentlich Klagen waren, leichtfertig abgetan hatte, gingen sie ihm doch nicht aus dem Kopf. Und das auch nicht, als er mit seiner reduzierten Leibgarde nach Ramot aufbrach. Und das erboste ihn, waren es doch nichts als Spinnereien eines Mannes, der sich lieber um die kommende Ernte sorgen sollte statt um Dinge, die dem König oblagen. Die kommende Ernte! Ja, er mußte trotz der ungünstigen Aussichten die Abgaben nicht nur im alten Maß belassen, sondern erhöhen! Die Verluste an Soldaten, Pferden, Ausrüstungen mußten ersetzt werden. Und das war nur mit Hilfe des Handelsfreundes Baalasor von Tyros möglich. Und womit sollte er die Lieferungen bezahlen, wenn nicht mit Weizen und Gerste, mit Wein und Öl und Honig? Der alte Jonadab würde noch unzufriedener werden als bisher, und ganz Israel mit ihm. Doch Jahwe würde sehen, daß er, Jehu, den er zum Hirten der Herde Israel bestellt hatte, alles Schlechte mit reinem Herzen tat, weil es notwendig war.

Selbst wenn Jehu im Herbst Jonadab hätte besuchen wollen, so wäre dazu gar keine Gelegenheit mehr gewesen. Als die Äcker abgeerntet, das Korn ausgedroschen und die erhöhten Abgaben zähneknirschend entrichtet worden waren, hatten nämlich Jonadabs Sippengenossen einen Vorschlag ihres Ältesten in die Tat umgesetzt, nachdem sie diesen gründlich erwogen und für gut befunden hatten. Wie ihre Verwandten vor einem Jahr hatten auch sie ihre Zelte, die viele Jahre

lang an ein und derselben Stelle gestanden hatten, abgebrochen, ihre Habe auf Esel gepackt und ihr Kleinvieh zusammengetrieben, und dann waren sie losgezogen, die andere Sippenhälfte unter Führung von Jonadabs jüngerem Bruder zu suchen, um gleichfalls ins Nomadenleben zurückzukehren, das sie einst erwartungsvoll aufgegeben hatten. Wozu noch länger im Schweiße des Angesichts den Boden bebauen, wenn der König, ob er nun Joram oder Jehu hieß, immer mehr von der Ernte für seine Streitmacht, seine Beamten und Diener wegnahm? Wozu freiwillig in diesem Spinnennetz hängen, das sich Israel nannte? Die Jonadableute hatten sich ihres Ahnherrn Rechab erinnert, der, so war Jonadab nun überzeugt, keinesfalls ein Sohn des Israelstammvaters Jakob gewesen sein konnte. Rechabs Nein zur Daseinsweise der Seßhaften hatten sie mit neuem Leben erfüllt.

König Jehu erfuhr irgendwann davon. Er erinnerte sich, was ihm Bidkar von Jonadabs Ansichten erzählt hatte. „Einer weniger, der klüger sein will als sein König“, war alles, was er dazu bemerkte.

38

Im ganzen Land hatte der Kanzler Schemaja auf König Jehus Anordnung hin die Abgaben erhöht. Die Bauern Israels verstanden aber nicht, weshalb und wofür sie auf einmal noch mehr als bisher von den Ergebnissen ihrer schweren Arbeit hingeben sollten. Man sagte ihnen, der König brauche das alles, um Israel noch wirksamer vor seinen Feinden schützen zu können. Aber wenn er jetzt in Megiddo weniger Soldaten und Pferde hatte – das Gerücht von der großen Niederlage in Baschan war nämlich überallhin gedrungen – , warum brauchte er dann mehr Weizen und Gerste? Und das, obwohl die Ernte, wie zu erwarten gewesen, nur mäßig ausgefallen war? Falls die Assyrer oder die Aramäer erneut Israel bedrohten, warum rief er dann nicht wie die früheren Könige das Volk zu den Waffen? Soviele Soldaten würde er doch ohnehin nie haben können, wie er Bauernkrieger gegen den Feind schicken konnte. Hatte er etwa Angst vor denen, die ihn und seine Soldaten ernährten, wenn sie ihm als sein Heer gegenüberstanden? Solche und ähnliche Fragen stiegen aus der allgemeinen Verdrossenheit und Gereiztheit, die sich in den Städten und Dörfern ausbreitete, wie der Dampf aus kochendem Wasser, und so wies der Kanzler seine Eintreiber an, ihres Amtes mit Strenge zu walten, den Druck auf die Ortsgemeinden zu erhöhen und, wo nötig, die königliche Anordnung mit Gewalt durchzusetzen.

All das erzeugte natürlich Gegendruck. Es kam zu Verweigerungen, mitunter zum Handgemenge mit den Knechten des Kanzlers, vereinzelt auch zu Gewalttaten ihnen gegenüber. In Samaria erschienen Bittsteller und Beschwerdeführer, die den König zu sprechen verlangten. Anfangs hörte sich Jehu gemeinsam mit Schemaja die Klagen an, und meist versprach er eine Überprüfung der ungerecht genannten Forderungen, aber dann wurde er seiner Rolle als guter Hirt seiner Herde überdrüssig, und er überließ dem Kanzler allein die Anhörung der Hilfesuchenden. Schemaja fühlte sich im Stich gelassen, denn nun mußte es so aussehen, als wäre er und nicht der König Urheber des Ungemachs. Deshalb sparte er nicht mit Andeutungen, daß er Einspruch erhoben habe, als der König die Erhöhung der Abgaben anordnete, ohne jedoch bei ihm Gehör zu finden.

Jehu nahm den Unwillen der Israeliten zwar ernst, aber da es nirgends zu wirklichem Aufruhr kam, hoffte er, daß sich die Stimmung bald wieder glätten werde. Man müßte den Leuten besser erklären, so ging es ihm durch den Kopf, warum er höhere Leistungen verlangte. Eine Schar von Männern wie Elischa brauchte er, die ins Land hinauszögen und an den Kultstätten, wenn überall das Herbstfest gefeiert wurde, des Königs Willen darlegten und sein Tun begründeten. Als Geschichtenerzähler müßten sie auftreten, um das Ohr der Menschen wirklich zu erreichen. Aber woher sollte er diese Sendboten nehmen, ihm treu ergeben, redegewandt und vertrauenerweckend? Hirngespinste! rief er sich zur Ordnung. Es gab Wichtigeres zu bedenken.

Es sah nämlich so aus, daß sich Israel erneut seiner Feinde erwehren mußte. In Ramot, wohin er nach der Katastrophe der Megiddo-Streitmacht geeilt war, hatte er zwar die Lage beruhigt angetroffen – Hasael schien mit dem abermaligen Raub Baschans vorerst zufrieden zu sein. Aber im Sommer hatte er, Jehu, sich mit seinem Handelsfreund, dem König von Tyros, getroffen, um die nächsten gegenseitigen Lieferungen zu besprechen, und bei dieser Gelegenheit hatte ihm König Baalasor mitgeteilt, daß er bereits jetzt Kunde aus dem Zweistromland habe, das kommende Jahr betreffend. König Salmanassar plane einen weiteren Feldzug nach Süden in die Länder der Aramäer. Ob er bis Damaskus vorstoßen wolle, konnten die Gewährsleute Baalasors allerdings noch nicht in Erfahrung bringen.

Jehu hatte lange darüber nachgedacht, wie er sich verhalten sollte, kämen die Assyrer wieder in bedrohliche Nähe zum Reich Israel und verlangten erneut ihren Tribut oder sogar doch noch Waffenhilfe gegen Damaskus. Mit niemandem hatte er sich beraten. Es gab ja auch kaum noch einen Vertrauten, Abihu war tot, Hiddai schien ihm einer Frage solchen Gewichts noch nicht gewachsen, Nahum und Bidkar kamen als Berater nicht mehr in Betracht. Auch seine Beamten

schienen ihm ungeeignet. Und der alte Natan in Gilgal, den er über seine Absicht, sich den Assyrern zu unterwerfen, befragt hatte? Natan würde irgendetwas stammeln, was man so oder so auslegen konnte, es war unnütz, an ihn zu denken. Jehu war zu der Auffassung gelangt, daß er ganz allein einen Entschluß fassen mußte. Und dieser lautete, keinen Tribut mehr an König Salmanassar zu entrichten und den Abwehrkampf gegen dessen Heer zu wagen. Da seine Streitwagenkämpfer und Soldaten zu Fuß dafür selbstverständlich nicht ausreichten, würde er jedoch nicht umhin können, auch das Aufgebot der israelitischen Bauernschaft ins Feld zu führen. Wegen der empfindlichen Mannschaftsverluste durch die verfluchten Aramäer wäre die Schlagkraft der Bauernkrieger sogar von größerer Bedeutung denn je.

War es dann aber klug, auf einen so bewährten Befehlshaber wie Nahum zu verzichten? Jehu fand, daß er sich überwinden und den Abgesetzten zurückrufen mußte. Um sein Unbehagen darüber zu beschwichtigen, sagte er sich, daß er Nahum in Samaria besser unter Kontrolle hatte als im abgelegenen Geser. Vielleicht war es sowieso unvorsichtig gewesen, ihn dorthin zu schicken. Und wenn es glückte, den Assyrern standzuhalten, würde es mit Rafus Hilfe sicherlich gelingen, den gefährlichen Machtmenschen loszuwerden, ohne daß seine Anhänger in Hazor auf Rache sinnen konnten.

Als sich die Aufregung im Land wegen der Abgabenerhöhung ein wenig gelegt und die Wein- und Olivenernte begonnen hatte, brach Jehu mit seinem Sohn Joahas, von der Leibgarde beschützt, nach Geser auf. Er hatte sich vorgenommen, den Fünfzehnjährigen zu wichtigen Unterredungen nun stets mitzunehmen und ihn auch an allen militärischen Einsätzen teilhaben zu lassen. So wollte er ihn auf die Nachfolge im Königtum vorbereiten, und er hoffte, in ihm in den nächsten Jahren einen Beistand zu erhalten, dem er zunehmend Aufgaben übertragen und dem er vertrauen konnte wie sich selbst.

Er nutzte die Zeit, die sie unterwegs waren, um dem Sohn seine Strategie gegen den voraussichtlichen Angriff der Assyrer zu erklären und ihm die bevorstehende Aussöhnung mit dem abgesetzten Heerführer zu begründen. Joahas hielt sich deshalb auf seinem Esel dicht neben dem Maultier des Vaters, denn er war froh, daß ihn Jehu nun als Erwachsenen zu behandeln begann. Hoffentlich gab ihm der Vater auch bald eines der königlichen Reittiere, damit jeder, der ihn sah, sogleich seinen hohen Rang erkannte. Jetzt hatte er viele Fragen, besonders das Verhältnis von Israel und Damaskus betreffend, und Jehu erzählte ihm, wie Hasael einst als israelitischer Wagenkämpfer sein Freund gewesen war, wie er dann aber in Damaskus den damaligen König ermordet und sich selbst auf dessen Thron gesetzt hatte und wie er seitdem danach trachtete, Israel zu unterwerfen und ihn, Jehu, zu seinem Vasallen zu machen. Als Joahas das alles hörte, war er mehr denn je davon überzeugt, daß Hasael der Todfeind Israels sei, und ihm kam gar nicht der Gedanke, ob es etwa doch geraten sei, daß Israel und Damaskus als Bündnispartner gemeinsam die grausamen Assyrer schlugen.

Irgendwann kam Joahas auf Bidkar zu sprechen. Jehu war klar, daß sich der Sohn nun, wo Abihu nicht mehr lebte, in Megiddo besonders an den früheren Schildträger hielt, den er ja genauso wie Abihu seit der Kindheit kannte. Auch deshalb wollte er Joahas so oft wie möglich an seiner Seite haben, ohne ihn für ständig wieder nach Samaria zu holen, denn eine Ausbildung zum Wagenkämpfer konnte er nur in Megiddo erhalten. Jetzt horchte er auf. Joahas gab wieder, was ihm Bidkar von den Ansichten Jonadabs erzählt hatte, der ja nun irgendwo seine Schafe über abgeerntete Felder trieb, die nicht die seinen waren. So vernahm Jehu die Vorschläge des Alten zum zweitenmal, und sie wurden ihm im Mund des Sohnes nicht hörenswerter. Als Joahas, wie Jehu meinte, alles aufgezählt hatte, woran auch er sich erinnerte, fuhr der Sohn mit wichtiger Miene fort, als komme er jetzt erst zum Wesentlichen: „Und dann hat Jonadab noch etwas gesagt, wofür du ihn als Verleumder bestrafen müßtest. Er hat behauptet, daß unser Gott dich verlassen hat, weil du das nicht gemacht hast, was Jonadab sich wünschte."

Dieser Satz traf Jehu. Er wunderte sich, daß Bidkar nicht schon ihm diese freche Nachrede wiederholt hatte. „Du hast recht", erwiderte er, „es ist eine böse Schmähung. Damit beleidigte Jonadab nicht nur mich, sondern auch Jahwe, der mir das Königsamt verliehen hat. Wir werden dem Besserwisser seine doppelte Lästerung ins Maul zurückstopfen! Sollte er sie öffentlich wiederholt haben, hat er den Tod verdient! Sag das auch Bidkar, wenn du wieder in Megiddo sein wirst!" Und bevor Joahas fragen konnte, wie sie den Wanderhirten Jonadab denn finden wollten, erzählte Jehu, wie die Gottesmänner Natan und Elischa zu ihm nach Ramot gekommen waren – drei Jahre war das jetzt her – und wie sie ihm feierlich verkündet hatten, daß Gott Jahwe König Joram verworfen und ihn, den Streitwagenoberst Jehu, zum König Israels erwählt habe. Und seitdem sei Jahwe stets mit ihm gewesen, und mit göttlicher Hilfe sei ihm alles, was er getan habe, letztendlich zum Guten ausgeschlagen. Bevor er sich entschlossen habe, den Assyrern Tribut zu zahlen, damit sich ihr Angriff nur gegen den Todfeind Damaskus richte, habe er Jahwe um Erlaubnis gefragt. Als dann die Assyrer ihn gezwungen hatten, ihrem Gott Assur zu opfern, habe er in Dan durch ein Brandopfer Gott Jahwe um Vergebung gebeten, und Jahwe habe sie ihm in seiner Gnade gewährt.

„Und die Niederlage in Baschan?" warf Joahas ein.

„Damit hat unser Gott mich gewarnt“, erklärte Jehu. „Ich darf mich nicht noch einmal König Salmanassar unterwerfen. Deshalb werden wir im nächsten Jahr Israel verteidigen und den Angriff der Assyrer abwehren. Ich sagte es dir schon.“

Joahas fragte sich einen Moment lang, ob die Katastrophe von Baschan für eine bloße Warnung nicht doch zu gewaltig gewesen war, aber da der Vater sie so erklärte, gab er sich mit der Antwort zufrieden. Er wußte ja noch kaum, wie der Gott und der König miteinander umgingen. Die Blicke von Vater und Sohn trafen sich. Aus Jehus Miene war die Empörung über Jonadabs anmaßende Äußerung längst entwichen, und so sah Joahas einen König, der von seinem göttlichen Erwähltsein und der Nähe zu seinem Gott überzeugt war. Wenn er selbst dereinst König sein würde, sagte sich Joahas, wollte er genauso gottergeben regieren wie der Vater und niemals von dessen vorgezeichnetem Weg abweichen.

Jehus Trupp gelangte nach einem Marsch zwar ohne Jubelrufe am Weg stehender Israeliten, aber auch ohne Anpöbeleien oder gar Feindseligkeiten seitens Enttäuschter am dritten Tag in Sichtweite der Festung Geser. Übernachtet hatten sie in Zelten auf freiem Feld, denn in Siedlungen Station zu machen und auf die Gastfreundschaft der Bewohner zu bauen war Jehu wegen der gegenwärtigen Stimmung im Lande zu riskant gewesen. Jetzt verhielten sie eine Weile, bis eine kleine Schar aus dem Tor der Festung herauskam, um den König zu begrüßen. Die Soldaten hatten ihn trotz der Entfernung an der vorangetragenen bronzenen Stierbildstandarte erkannt. An der Spitze des Zuges ritt einer auf einem Pferd, Jehu und Joahas sahen es mit Befremden. Dem König anders als zu Fuß entgegenzuziehen war eine grobe Unhöflichkeit. Nahum war eine solche allerdings zuzutrauen. Doch wieso saß er auf einem Pferd, wo doch in Israel nur die königlichen Eilkuriere auf diesen schnellen Tieren unterwegs zu sein pflegten?

Selbstverständlich war es Nahum, der hierher Verbannte, der seinem König wie ein Gleichrangiger entgegenritt. Als er meinte, Jehu ausreichend geärgert zu haben, schwang er sich gewandt von seinem ungewöhnlichen Reittier, übergab es einem seiner Männer und ging dem König zu Fuß entgegen. Fünf Schritte vor ihm blieb er stehen und verbeugte sich, bis ihm erlaubt wurde, sich aufzurichten. Mit schmetternder Kommandostimme machte er seine Meldung und hieß den König in den Mauern der Festung willkommen. Und seine Begleiter riefen: „Lang lebe König Jehu!“ Es war nichts zu beanstanden an der Begrüßung. Aber Jehu blieb dennoch auf seinem Maultier sitzen, musterte Nahum streng, und statt einem Dankeswort für den Gruß höhnte er: „Auf dem Pferderücken gibst du auch keine bessere Figur ab als im Straßenstaub!“ Nun erst saß er ab, und dann knurrte er bissig: „Ich sehe, daß es dir hier in Geser noch besser geht als früher in Hazor. Und wie du dich über mein Kommen freust.“ Aber schließlich dankte er doch noch für den Willkommensgruß und fand einige freundliche Worte für die Besatzung dieser seit langem nicht mehr umkämpften Festung. Aber während er sprach, zweifelte er, ob er sich zur geplanten Aussöhnung mit dem hochmütigen Widersacher überhaupt würde durchringen können.

Nahum beherrschte seinen Haß gegen Jehu besser als jener den seinen gegen ihn. Er war überzeugt, daß die Zeit der Rache für seine Abschiebung auf diesen entlegenen Kontrollposten noch kommen würde. Vielleicht leitete der Besuch des Königs schon die Wende ein, denn bloß der weiten Aussicht auf die Küstenebene wegen fand der sicherlich nicht statt.

Jehu war noch nie in Geser gewesen, es hatte sich einfach nicht ergeben, weder zu Jorams Zeit noch seit er selbst König war. So besichtigte er zunächst die Befestigungsanlagen, und Nahum zeigte ihm, wo Reparaturen nötig waren und wo sich Erneuerungen anboten. Voller Stolz wies er auch auf die drei Streitwagen und die zugehörigen Gespanne, die hier für Erkundungsfahrten stationiert waren, und in diesem Zusammenhang erzählte er, daß er sich das eine der Pferde als Reittier abgerichtet habe, aus Langerweile, denn er könne ja nicht ständig mit seinen Soldaten am Spielbrett hocken. Er grinste, wußte er doch, daß er Jehu, der sich auf kein Pferd traute, mit dem erneuten Hinweis auf seine Reitkünste noch einmal reizen konnte. Und das um so mehr, als Joahas, der selbstverständlich am Rundgang teilnahm, meinte, daß er gern einmal einen Pferderitt wagen würde.

Erst am nächsten Tag eröffnete Jehu dem Verbannten, warum er gekommen war. Seine Miene verriet, daß er sich dazu zwingen mußte. Sie saßen zu dritt in der milden Morgensonne, eine Schale voll saftiger Spätfeigen vor sich, die ihnen Nahums Frau hingestellt hatte. Als ob die Früchte mit ihrer Süße die Schärfe der Aussprache lindern sollten, dachte Nahum, als er hörte, worum es dem König mit seinem unvermuteten Besuch eigentlich ging. Jehu sprach von dem nach dem Winter zu erwartenden neuerlichen Assyrereinfall und seinem Entschluß, Israel zu verteidigen und dafür das Aufgebot aller Waffenfähigen einzusetzen. Er glaube, daß die Strafe, die er ihm, Nahum, wegen seines Ungehorsams auferlegt habe, nun verbüßt sei, und er wolle ihm nun wieder seine königliche Gnade zuwenden. Heerführer werde er zwar nicht mehr sein, weil dieses Amt abgeschafft sei, aber er solle im Abwehrkampf gegen den Feind das Heer der Bauernkrieger befehligen. Dieses bedürfe eines fähigen Kommandeurs, und das sei er. So könne er die Gunst seines Königs wiedererlangen.

Nahum hätte am liebsten geschmunzelt über die hochtrabende Redeweise, die sich sein früherer Amtsbruder offenbar zulegte, aber das verbot sich, denn jetzt galt es, ein höchstmögliches Maß an Zugeständnissen einzufordern. Jehu brauchte ihn, das war klar. Jetzt mußte er die eigene Überlegenheit, an die er glaubte, ausspielen und sich eine Stellung verschaffen, von der aus er Jehu stürzen und selbst nach dem Königsdiadem greifen konnte.

Nachdem er seine Befriedigung darüber geäußert hatte, daß der König sich endlich zum Krieg gegen den Todfeind Salmanassar entschlossen habe, was ja von jeher schon seine, Nahums, Überzeugung gewesen sei, sagte er, daß er das angetragene Befehlshaberamt nur dann annehmen könne, wenn Jehu sich mit König Hasael zum gemeinsamen Abwehrkampf verbünde. Denn allein werde sich Israel wohl nicht der Assyrer erwehren können. Hasaels heimtückischer Überfall auf die Megiddo-Steitmacht und der neuerliche Raub Baschans dürften kein Hindernis für das Zusammengehen mit ihm sein. Nach dem Sieg über das Assyrerheer könne Jehu dann von Hasael eine Wiedergutmachung für die Folgen seines Anschlags und die Rückgabe Baschans verlangen. Aber das setze eben den Sieg über die Assyrer voraus, und der sei nur gemeinsam mit Damaskus möglich.

Jehu war es, als höre er Bidkars unerbetene Ratschläge, und er lehnte die Forderung als ungeheuerliches Ansinnen selbstverständlich ab. Ein zähes Feilschen zwischen den beiden aufeinander angewiesenen Widersachern begann. Die Sonne stand schon hoch und ließ es den Streitenden geraten erscheinen, einen Schattenplatz aufzusuchen, da fanden sie endlich einen Kompromiß, den beide für halbwegs annehmbar hielten. Nahum ließ seine Forderung nach der Aufnahme von Bündnisverhandlungen mit König Hasael fallen, setzte aber durch, daß er seine Aufgabe im kommenden Feldzug von Hazor, nicht von Samaria aus wahrnehmen konnte und daß er noch vor dem Winter Geser verlassen und in seinen alten Dienst- und Wohnort übersiedeln durfte. Jehu erreichte Nahums Einverständnis, nach dem Sieg über die Assyrer die Garnison in Penuel jenseits des Jordans zu übernehmen und von dort aus die Moabiter aus dem Land Gad zu vertreiben und sie wieder der Herrschaft Israels zu unterwerfen.

Schon am nächsten Morgen verließen Jehu und Joahas Geser. Wie alles das im einzelnen ablaufen sollte, was vereinbart worden war, hatten sie noch am Nachmittag des Vortages mit Nahum besprochen, und auch ein neuer Kommandeur für Geser war aus den Männern der Besatzung ausgewählt worden. Jehu und Nahum schieden äußerlich als Versöhnte, aber natürlich war beiden ihre fortbestehende Gegnerschaft nur allzu bewußt. Jehu glaubte, sich Nahums zunächst gefahrlos bedienen zu können, und plante, sich seiner danach im Krieg gegen die Moabiter ein für allemal zu entledigen. Nahum dagegen hoffte, aus den bevorstehenden Kämpfen gegen die Assyrer als Befreier Israels hervorzugehen und im Anschluß daran Jehu als feigen Assyrerknecht stürzen und selbst den Thron Samarias einnehmen zu können.

Die Ältesten der Wohnstadt Geser hatte Jehu übrigens keines Gesprächs gewürdigt. Er hatte es ihnen bei der Begrüßung zwar versprochen, aber nun sollte Nahum ihnen ausrichten, daß der König dringend abreisen mußte und erst beim nächsten Besuch in Geser ihre Bitten anhören könne.

Jehu hatte von vornherein vorgehabt, die unangenehme Reise nach Geser mit einem kaum erfreulicheren Besuch in Bet-El zu verbinden. So zog er nun mit dem Sohn und der Leibgarde entlang der Grenze zum Königreich Juda hinauf zum Wohnort seiner Angehörigen. Joahas freute sich auf das Wiedersehen mit der Mutter und den Geschwistern, und er wurde denn auch von Ada aufs herzlichste begrüßt, und Kilab und Schifra hüpften fröhlich um den großen Bruder herum. Zu Jehu gab sich Ada allerdings, als begrüße sie einen entfernten Verwandten, und er bemerkte zu seiner Bestürzung, daß er ihr in dem einen Jahr, das sie sich nicht mehr gesehen hatten, tatsächlich fremd geworden zu sein schien.

Was ihn genauso oder beinahe noch mehr verstörte, das war, daß sich auch sein Vater und er anscheinend nichts mehr zu sagen hatten. Schon bei seinem letzten Besuch hatte Joschafat kaum Interesse für die Begebenheiten im fernen Norden Israels gezeigt. Jehu hatte damals den Grund dafür im Krankenlager des Vaters vermutet. Aber auch jetzt, wo es Joschafat dank Adas Pflege und Gesellschaft sichtlich besser ging und er wieder umherhumpelte, wehrte er alle Gespräche über die Bedrohungen Israels durch Assyrer und Aramäer ab mit der Klage, daß er zu alt sei, um all das noch zu verstehen. Sagte er das etwa, weil er sein, Jehus, Tun ablehnte und ihm, da er ja der König war, nicht widersprechen wollte? Oder war er wirklich schon so lebensmüde, wie er vorgab? Und warum warf er ihm nicht vor, Ada, die Mutter seiner Kinder, von sich gestoßen zu haben, indem er ihr Tabita als weitere Ehefrau beigesellte? Jehu rätselte über die Teilnahmslosigkeit des Vaters und fand keine Antwort.

Konnte Jehu von Joschafat weder Zuspruch erfahren noch sich mit ihm streiten, so hielt den Priester Abiram die Königswürde seines Schwiegersohnes nicht davor zurück, ihm ins Gesicht zu sagen, was ihm nicht gefiel und was er für falsch hielt. Joschafat hatte ihn auf des Sohnes Bitte hin eingeladen – Jehu fürchtete nämlich die Vorwürfe des Alten wegen der angeblichen Verstoßung Adas und scheute sich deshalb, ihm allein gegenüberzusitzen. Aber Abiram wollte eben das, und

so hatte er heftige Zahnschmerzen vorgeschützt und die Einladung ausgeschlagen. Jehu konnte jedoch nicht abreisen, ohne dem Priester des Reichsheiligtums, zumal der auch noch sein Schwiegervater war, ein Gespräch gewährt zu haben, und so saß er nun bei dem galligen Greis und ließ dessen Redeschwall über sich ergehen.

Abiram begann wie vermutet mit dem Vorwurf, daß Jehu Ada, seine geliebte Tochter, wegen der Joramwitwe, dieser hochmütigen und häßlichen alten Ziege, verstoßen habe. Seine Enkel wüchsen nun vaterlos heran. Die nächste Anklage des Priesters betraf die Versetzung seines Neffen Netanja nach Samaria. Er, Abiram, sei nnun ohne einen Vertreter und Nachfolger im Amt des Oberpriesters. Ob Jehu das Heiligtum, das der große König Jerobeam zum Reichsheiligtum erhoben habe, zu einer lokalen Kultstätte verkommen lassen wolle. Und dann kam Abiram auf das ganze Israel zu sprechen. Er fragte Jehu unumwunden, ob die Assyrer, die ihre besiegten Feinde, wie man allgemein wisse, zu verstümmeln und deren Schwangeren die Bäuche aufzuschlitzen pflegten, ihm näher stünden als die Israeliten, die er bedrücke und ausraube, als seien sie seine Feinde und nicht die Assyrer.

Jehu hörte sich die Beschuldigungen einigermaßen reglos an und wartete, bis Abiram zu Ende gekommen war und erschöpft verstummte. Dann erst ließ er sich zu einer Äußerung herbei, aber nicht, um sich zu verteidigen und seine Entscheidungen zu begründen. Er fragte: „Bist du nicht wie ich der Meinung, daß du maßlos übertreibst?“

Abiram hatte sich unterdessen den Schweiß von Glatze und Stirn gewischt, und während er sein Kopftuch, das er ja selten abnahm, sich wieder umlegte, blinzelte er, als sei ihm eine Mücke ins Auge geflogen. Und dann sagte er, ganz ohne Ereiferung, sondern so ruhig wie sonst kaum: „Jehu, versteh mich doch! Ich sehe, wie Ada leidet. Ich weiß auch nicht, wielange ich noch die Kraft haben werde, mein Amt auszuüben. Und ich mache mir Sorgen um Israel, das dich nicht mehr umjubelt. Und um dich. Bist du noch der, den ich im Namen Jahwes zum König gesalbt habe, der Jahwe hier am heiligen Altar versprochen hat, der Herde Israel ein guter Hirte zu sein?“

Diese Worte trafen Jehu mehr als die vorherigen Anklagen. Obwohl er gar nicht vorgehabt hatte, darauf einzugehen, setzte er nun doch zu einer längeren Rechtfertigung an. Als er sein Tun und Lassen, wie er meinte, überzeugend begründet hatte, fürchtete er allerdings, daß ihm Abiram erregt entgegnen und damit einen ermüdenden Wortwechsel auslösen würde. Aber das geschah seltsamerweise nicht. Abiram sagte nur: „Ich wünsche mir, daß dir unser Gott Jahwe, der wahre Herr Israels, zugewandt bleibt. Nicht was du willst, sondern was er will sollst du tun, dann wird es dir und deinem Volk an nichts fehlen.“ Jehu verblüffte die Rede, so weise Worte hatte er von dem Alten sonst nur beim Opfer am Altar sprechen hören. Ihm blieb nur übrig, die Ermahnung mit einem „Amen“ zu bekräftigen.

Sie sprachen dann über Abirams Alter und die dringende Frage, wer sein Amt übernehmen sollte. Als Jehu seine seit längerem gehegte Idee vortrug, daß Kilab, sein Zweitgeborener, den Priesterdienst erlernen und ihn dereinst ablösen sollte, wies das der Alte zunächst weit von sich. Kilab war doch erst elf Jahre alt! Es war doch nicht zu erwarten, daß er selbst mit seinen sechs vollendeten Lebensjahrzehnten noch weitere zehn Jahre lang lebte und gesund blieb! Aber als Jehu auf seine Rüstigkeit trotz des hohen Lebensalters verwies und andererseits er begriff, welche Einflußmöglichkeit auf den König sich eröffnete, wenn er den Königssohn in die Lehre nahm, stimmte er dem Vorschlag zu. Kilab sollte die nächsten Jahre von Abiram im Schreiben und Lesen unterrichtet werden und dann, wenn er 14 Jahre alt war, seine eigentliche Lehrzeit antreten.

Die Auseinandersetzung mit Jehu ging Abiram auch nicht aus dem Kopf, als dieser wieder abgereist war. Irgendwann suchte er sich eine große Tonscherbe, die geeignet war, um darauf zu schreiben, und versuchte, die Empfindungen in ein anschauliches Bild zu fassen, die das aufschlußreiche Gespräch mit dem Schwiegersohn, der unvermutet König geworden war, in ihm geweckt hatte. Er saß einige Tage über dem Text, kratzte Worte aus und ritzte dafür andere in das spröde Schreibmaterial. Als er nichts mehr zu verändern fand, schrieb er das Ganze mit Tinte auf ein sorgsam geschnittenes Stück Leder und verwahrte es dann. Was ihm, wie er glaubte, letztendlich Jahwe eingegeben hatte, lautete:

Israel rief: Weg mit dem Pferd! Her mit dem Esel!
Was soll mir ein stampfendes Pferd?
Ein folgsamer Esel sei mein!
Er sah den Esel und freute sich seiner,
doch dann reute ihn der Erwerb.
Denn siehe: Der Esel lahmte.

39

Wenn auch die Aramäerprinzessin Tabita kine Verbindung mehr nach Damaskus hatte, weil sie nicht in die Machenschaften der Könige hineingezogen werden wollte, so waren doch zwischen

aramäischen Bewohnern der Stadt Dan und Einwohnern von König Hasaels Residenz die Kontakte nie ganz abgerissen, auch nicht, seit zwischen Israel und Damaskus Feindschaft herrschte. Natürlich hatte Ulam, der Sprecher der Stadtältesten, beim letzten Besuch König Jehus in der Stadt solche Verbindungen geleugnet, obwohl er davon wußte. Und so erfuhren nun die Daniten als erste in Israel die Nachricht, die sich offenbar von Jahr zu Jahr wiederholte, daß nämlich die Assyrer den Euphrat überschritten und sich zum Feldzug in die aramäischen Länder aufgemacht hatten. Was für eine neuerliche Schreckenskunde, während in der Luft der Geruch von frischem Grün lag und eine Ahnung von Sommerwärme durchs Land zog! Konnte man denn nicht endlich wieder einmal in Ruhe und Frieden beobachten, wie die Saat heranwuchs, und sich auf die Ernte freuen, auch wenn der Anteil, der dem König gebührte, erhöht worden war?

Die Einwohner Dans, ob sie nun zu Jahwe oder zu Hadad beteten, waren einer Meinung darüber, was Israel nun wohl erneut bevorstand. König Jehu würde wiederum dem Räuber Salmanassar Tribut zahlen und dafür vielleicht die Abgaben seiner Untertanen noch einmal steigern, und wenn es ganz schlimm kam, fiel die Assyrerhorde trotz der Unterwerfung Jehus in Israel ein, trampelte über Äcker und Weiden und rief eine Hungersnot hervor. Konnte sich der König nicht endlich mit Hasael von Damaskus versöhnen und gemeinsam mit ihm den Feind schlagen und ihn ein für allemal vertreiben? Was konnte man hier im Norden Israels, im gefährdetsten Gebiet von Jehus Reich, denn gegen die Kriegsgefahr tun? Konnte man überhaupt etwas tun?

Micha, der Sohn Ulams, der einst die Meuterei gegen König Jorams Moabiterkrieg angeführt hatte, war nicht bereit, noch länger untätig zu bleiben und lediglich ängstlich zu hoffen, daß die Assyrer wieder abzogen, ohne den Israeliten etwas anzutun, und daß auch die Aramäer von Damaskus es König Jehu nicht heimzahlten, daß er ihnen Jahr für Jahr in den Rücken fiel. Eines Abends meinte er zu seinem Vater, als sich der Bruder schon mit seiner Frau zur Ruhe gelegt hatte: „Ich möchte meine Freunde um mich scharen und nach Damaskus ziehen. Wir wollen König Hasael helfen, die Assyrer abzuwehren."

Ulam blickte ihn an, aber überrascht schien er nicht. „Du hast recht", erwiderte er. „Wenn König Jehu sich vor dem Assyrerkönig duckt, müssen wir es ihm ja nicht nachmachen." Es sah aus, als ob er über etwas nachsann. Micha glaubte, daß sie beide jetzt beratschlagen würden, wie sie die Hilfe für Damaskus schnell in die Wege leiten wollten. Aber Ulam war durch den Kopf gegangen, wie unterschiedlich doch die Könige Joram und Jehu auf die Assyrereinfälle reagierten. „Es ist seltsam", sagte er auf den fragenden Blick des Sohnes hin. „Joram, den wir ja wahrlich nicht mochten, der ist mit den Aramäern gemeinsam gegen die Assyrer gezogen wie sein Vater Ahab, wenigstens am Anfang seines Königtums. Aber Jehu, von dem wir einen noch besseren Schutz vor dem Feind erwartet haben, für den ist Hasael der eigentliche Feind, und dem Assyrerkönig wirft er sich zu Füßen. Sollen wir denn nun im Guten an Joram denken, obwohl er später seine Kraft bei den fernen Moabitern verschwendete, und Jehu als Feigling verachten?"

Micha interessierten die Überlegungen des Vaters wenig. Ob Jehu bloß feige war oder vielleicht eher durchtrieben, war ihm egal. Und bei den eingeforderten Abgaben von Feldfrüchten und Jungtieren unterschieden sich beide Könige ohnehin nicht, das hatte sich ja gezeigt. Wenn Micha überhaupt einen Vergleich hätte anstellen wollen, dann zwischen den Moabitern und den Assyrern. Wenn ein Feind das Land der Daniten bedrohte, dann selbstverständlich nur die Assyrer. Und gegen die wollte er kämpfen. „Wann wirst du mit den anderen Stadtältesten über unser Vorhaben sprechen?" fragte er ungeduldig, ohne auf die Rede des Vaters einzugehen.

Er mußte lange auf eine Antwort warten. Ulam bat ihn erst einmal, in der Lampe das Öl aufzufüllen, damit sie die Nacht über durchhielt. Er liebte es nicht, im Dunkeln zu schlafen. Erst als Micha was ihm geheißen getan hatte, ließ sich der Alte zu einer Erwiderung herbei. Es waren jedoch nichts als Fragen, die er aneinanderreihte: „Wie willst du deine Kriegerschar sammeln und mustern, ohne daß es die Soldaten, die uns der König ja vor die Nase gesetzt hat, bemerken? Und falls ihr euch doch in aller Heimlichkeit marschbereit zusammenfinden könnt, mit all dem Gepäck, das ihr mitnehmen müßt, wie wollt ihr nach Damaskus kommen? Die Soldaten kontrollieren doch alle Wege! Aber angenommen, ihr kommt durch, wie wollt ihr nach eurer Heimkehr der Bestrafung entgehen, die euch vom König treffen wird? Hast du für all das schon Antworten?"

Micha war enttäuscht. „Du hast doch vorhin meine Absicht gutgeheißen! Warum kommst du mir jetzt mit all diesen Fragen? Nimmst du dein Ja zurück? Es wird sich doch alles finden, wenn wir uns erst einmal einig sind."

„Ich nehme nichts zurück!" entgegnete Ulam schroff. „Ich mache dir nur klar, daß das eine ist, was du willst, und das andere, was du kannst. Sprich mit deinen Freunden, bedenkt alles, worauf ich dich hinwies, macht einen Plan! Und dann komm und erkläre mir diesen! Wenn er gut ist, werden wir Alten euch helfen."

Mehr konnte Micha an diesem Abend nicht erreichen. Und noch vor dem Einschlafen begriff er, daß der Vater ja nicht so unrecht hatte. Wenn er mit seinen Gefährten blind drauflosstürmte, war ihr Unternehmen möglicherweise zu Ende, bevor es recht begann. Etwas Entscheidendes konnte er allerdings nicht wissen, nämlich daß sich ja König Jehu im Gegensatz zu den beiden

vorangegangenen Jahren entschlossen hatte, Israel zu verteidigen und dazu auch die waffenfähigen Israeliten aufzubieten. Mit dieser Entscheidung bestanden für Michas Vorhaben natürlich ganz andere Bedingungen, als sie sich an diesem Abend Vater und Sohn vorgestellt hatten.

Auch in Samaria war unterdessen die Nachricht vom Aufbruch der Assyrer eingetroffen. Wie nun schon üblich, überbrachte sie ein Bote des Königs von Tyros, und auch diesmal schlug er vor, daß der Überbringer von Jehus Tribut ihn begleiten sollte. Erstaunt nahm er die Antwort entgegen, daß Israel die Unterwerfung unter König Salmanassar nunmehr beende und sich gegen dessen zu erwartenden Angriff verteidigen werde. Sein Herr, König Baalasor, spürte nur eine einzige Sorge, als ihm sein Abgesandter Jehus Entscheidung berichtete: Hoffentlich verwüsteten die Assyrer Israel nicht dermaßen, daß König Jehu viele Jahre lang nicht in der Lage war, die ihm gewährten Kredite samt Zinsen zurückzuzahlen. Denn daß der Handelspartner dem herausgeforderten Feind unterliegen würde, war für Baalasor selbstverständlich.

Jehu wußte, welches Wagnis er mit seiner Tributverweigerung einging. Aber da ihn Jahwe, wie er sich einbildete, mit der Niederlage in Baschan davor gewarnt hatte, sich weiterhin dem Assyrerkönig zu unterwerfen, glaubte er, daß ihm der Gott im Abwehrkampf gegen den grausamen Feind machtvoll beistehen werde. Ja im Grunde war er der Meinung, Jahwe sei in seiner Schuld und müsse deshalb Israel ohne Wenn und Aber beschützen. Seine Stimmung war zuversichtlich, als er nun daranging, die Verteidigung zu organisieren. Als erstes wollte er mit Nahum, den er gerade deshalb zurückgerufen hatte, den Aufmarschplan ausarbeiten.

Nahum lebte seit dem Herbst wieder in Hazor, wie es ihm Jehu hatte erlauben müssen, aber ohne irgendein Kommando, gewissermaßen nur auf Abruf, denn damals war ja noch keinesfalls klar, wie weit die Assyrer vorstoßen, ob sie überhaupt Israel ernsthaft bedrohen würden. Nahum hatte sich jedoch den Winter über nicht auf die faule Haut gelegt. Das entsprach auch gar nicht seinem Naturell. Er hatte getan, weshalb er von Jehu gefordert hatte, wieder nach Hazor zurückkehren zu dürfen. Mattan, seinen Nachfolger als Streitwagenoberst, hatte er in seine Absicht, Jehu zu stürzen, vorsichtig eingeweiht und die Zusage unbedingter Treue von ihm erlangt. Elkana, den Befehlshaber der Mannschaften zu Fuß, hatte er in dessen eingewurzelter Abneigung gegen Jehu bestärkt. Er konnte also davon ausgehen, daß ihm bei seinem Griff nach dem Königsdiadem die Garnison Hazor eine sichere Machtbasis sein konnte.

Um mit Nahum zu beraten, gedachte Jehu, das ungeliebte Samaria zu verlassen und den Mißliebigen in Hazor aufzusuchen. Aber dann überlegte er, daß das Nahum in seinem Hochmut bestärken könnte, und er befahl den ehemaligen Heerführer zu sich. Nahum kam, und als sich beide über den Umfang der Aushebungen in den Städten und Dörfern und über die Truppenaufstellung einig geworden waren, berief Jehu die Befehlshaber aus Megiddo und Hazor und den Palasthauptmann von Jesreel nach Samaria, erklärte ihnen den Verteidigungsplan und teilte ihnen ihre Aufgaben zu. Die Hauptverteidigungslinie war im Norden Galiläas vorgesehen, zwischen Hazor und Dan, wo der Hauptstoß des Feindes zu erwarten war. Von Osten her schien die Gefahr eines Angriffs gering, denn die Aramäer, die ja gleichfalls zu fürchten waren, wurden durch die Assyrer gebunden, und die Assyrer selbst kamen kaum über den Jordan unterhalb des Sees Kinneret, zumal der Fluß dann vielleicht schon Hochwasser führte.

Das Volksaufgebot Galiläas und der Ebene um Jesreel sollte sich bei der Garnison Dan sammeln, die Garnison selbst mit Abteilungen aus Hazor verstärkt werden. Jenseits des Jordans in Ramot, also an der Grenze zum aramäisch besetzten Baschan, sollten die Streitkräfte aus Megiddo, die ja nur noch über ein Drittel ihrer früheren Stärke verfügten, außerdem die Hälfte der Palastwache aus Jesreel und das Volksaufgebot aus Gilead auf Wacht stehen. Das Aufgebot des Landes Efraim war als Reserve vorgesehen, lagernd am Berg Tabor. Als Befehlshaber in Dan wurde Elkana bestimmt, in Ramot Hiddai. Nahum sollte, nachdem er überall die Einheiten der Bauernkrieger aufgeboten und ihre Kommandeure eingesetzt und eingewiesen hatte, in Hazor den Befehl übernehmen. Jehu selbst wollte sich ebenfalls in Hazor einquartieren und die Abwehraktionen, soweit das während der Kämpfe noch möglich war, koordinieren. Und natürlich wollte er Nahum überwachen, damit der keine falschen Befehle gab, etwa Damaskus zu unterstützen. Deshalb ließ er den Rivalen nicht von seiner Seite.

Da sich Jehu wie im letzten Jahr für das Warten entschieden hatte, machte sich, als der Truppenaufmarsch abgeschlossen war, in den Garnisonen und Feldlagern Langeweile breit. Besonders den Bauernkriegern fiel das Untätigsein schwer, sie verstanden nicht, warum sie aufgeboten worden waren, wo doch kein Assyrer weit und breit aufgespürt wurde. Einzig die Streitwagen waren tagsüber in Bewegung. Sie streiften von Hazor und Dan aus in Richtung Damaskus umher und von Ramot aus ins aramäisch besetzte Baschan hinein.

Aber war Baschan überhaupt noch besetzt? Mit Erstaunen stellten die Spähtrupps fest, daß die Aramäer das geraubte Land abermals aufgegeben hatten, wohl weil sie die Besatzungen mit zur Abwehr der Assyrer eingesetzt hatten. Aber das verlassene Baschan war ausgeplündert, die Dörfer lagen teilweise wüst, deren Bewohner waren weggezogen, des dauernden Wechsels von israelitischer und aramäischer Gewalt überdrüssig. Hiddai sandte einen Boten nach Hazor, und so

erfuhr Jehu rasch, daß ihm das umstrittene Land wiederum zugefallen war und nun erneut mit eigenen Besatzungen versehen wurde. Die Masse der Streitkräfte im Osten blieb auf Wacht, damit nicht etwa vom Haurangebiet her eine Aramäerbande unbemerkt einfiel wie im Vorjahr.

Im Norden hatten die israelitischen Streifscharen unterdessen festgestellt, daß sich die Stadt Damaskus zur Verteidigung eingerichtet hatte. Die Tore blieben geschlossen, die Mauertürme waren mit Wachposten besetzt, und das, obwohl doch kein Assyrerheer in der Nähe zu sein schien. Für Jehu war klar: Damaskus hatte sich nicht nur auf eine assyrische Belagerung eingerichtet, sondern auch auf die Abwehr eines möglichen Angriffs Israels. Und Hasaels Heer war offenbar nach Norden marschiert, den Assyrern entgegen.

Für die Einwohner Dans war kein Kontakt mehr mit denen von Damaskus möglich. Und so war auch Micha, der mit seinen Gefährten wie die anderen Aufgebotenen im Feldlager bei Dan darauf wartete, daß irgendetwas geschah, in Unkenntnis, wie weit das Heer der Aramäer gezogen war, um auf den Feind zu treffen. Jehu und seinen Befehlshabern ging es jedoch nicht besser. Sie konnten nur vermuten, daß Hasaels Streitmacht wie sonst auch vor den Assyrern zurückweichen werde, um dann in Damaskus auszuharren, bis der Feind wieder abzog. Oder in diesem Jahr sich gegen Israel wandte.

Was niemand hier wußte: In Hamat, dem nördlichen Nachbarreich von Damaskus, das vor Jahren mit Damaskus im Bündnis gewesen war und sich dann den Assyrern unterworfen hatte, war es beim Herannahen von Hasaels Heer zu einem Umsturz gekommen, und die Streitkräfte des neuen Herrschers hatten sich mit denen Hasaels vereinigt. Als die Assyrer an der Grenze Hamats erschienen, war es zu einer für beide Seiten verlustreichen Schlacht gekommen, die keinen eindeutigen Sieger hatte. Das assyrische Heer schlug ein festes Lager auf, ohne einen zweiten Waffengang zu wagen, und schickte König Salmanassar, der sich im Norden anderer Gegner erwehren mußte, einen Bericht über die neue Situation im Süden. Die beiden Aramäerheere harrten ebenfalls in der Nähe des Schlachtfeldes aus, denn sie mußten ja gewärtig sein, daß die Assyrer den Durchbruch nach Süden versuchen würden. So hatte Jehus Heeresmacht weitere Wochen nutzlosen Wartens vor sich. Denn hier im Süden tat sich ja nichts, weder im guten noch im schlechten Sinn.

Die lange Untätigkeit machte Jehus Soldaten sorglos. Die Wachdienste wurden nachlässig durchgeführt. Micha und seine Freunde, an die 50 junge Leute wie er, bemerkten das und kamen zur Auffassung, daß sie sich vielleicht doch noch heimlich davonschleichen könnten. Auch sie nahmen an, daß die Assyrer abermals versuchen würden, Damaskus zu erstürmen. Und bevor es soweit war, wollten sie nach der Aramäerstadt marschieren und sich dort in die Verteidiger einreihen. Sie hatten es satt, noch länger die Tatenlosigkeit zu ertragen, wußten sie doch nicht einmal, ob König Jehu überhaupt vorhatte, gegen die Assyrer zu kämpfen. Dagegen König Hasael, der wußte, was not tat! Wenn Jehu sie nicht brauchte – Hasael würde jeder Beistand willkommen sein.

In einer dunklen Nacht, als Wolken Mond und Sterne verdeckten, zogen die Verschworenen los. Die Wachposten fürchteten sie nicht, denn jener Schleichweg zum Gebirge hin, den früher die Botengänger zwischen Dan und Damaskus benutzt hatten, wurde gar nicht mehr kontrolliert. Aber die eigenen Leute, Aufgebotene wie Michas Trupp, erwachten durch den Aufbruch der schwer bepackten Aramäerfreunde und erhoben ein Geschrei, weil sie glaubten, der Feind sei ins Lager eingedrungen. Zwei der Wachposten, die draußen am Rand des Feldlagers vor sich hin dösten, hörten den Lärm, sprangen auf und weckten jene Soldaten, die ihnen am nächsten waren. Die Mannschaft rannte tiefer ins Lager hinein, dorthin, von wo das Geschrei erscholl. Eine zweite Mannschaft, die ebenfalls auf die Beine kam, lief außen um die Zeltstadt herum. Sie stieß auf Michas Trupp und rief die erste ausgeschwärmte Mannschaft zur Hilfe herbei. Die Ausreißer erkannten, daß an erfolgreichen Widerstand nicht zu denken war und gaben sich als israelitische Krieger zu erkennen. Die Soldaten kesselten den Trupp ein, Fackeln wurden entzündet, und die Festgenommenen mußten ihre Waffen von sich werfen. Der Befehlshaber Elkana wurde informiert. Er war bereits durch das laute Hin und Her aus dem Schlaf erwacht und eilte nun zum Ort des Geschehens. Micha blieb bei der Wahrheit, aber Elkana nannte ihn einen Lügner und befahl, die Gefangenen scharf zu bewachen. Bei Tageslicht werde man weitersehen.

Micha und seine Gefährten hofften, daß sich der aus dem Schlaf gerissene Befehlshaber beruhigen werde und daß sie mit einer Verwarnung davonkämen. Aber am Morgen erkannte einer der Soldaten Micha als den Anführer jener Krieger, die vor einigen Jahren während eines der Moabiterfeldzüge gemeutert und den Feldzug zum Scheitern gebracht hatten. Er zog Kameraden von damals hinzu, und die bestätigten seine Erinnerung. Sie gingen zu Elkana und meldeten ihm, jener Hüne, der die Festgenommenen anführe, sei ein gefährlicher Aufrührer, schon gegen König Joram habe er einen Aufstand angestiftet. Daraufhin verzichtete Elkana auf eine weitere Befragung, sondern sandte einen Eilboten mit der Meldung des Vorkommnisses nach Hazor.

Der Bote traf im Hauptquartier ein, als Mattans Streifscharen endlich einen Spähtrupp aus Damaskus aufgegriffen hatten. Nach der Schilderung des Boten war Jehu klar, wer der Anführer der festgenommenen Daniten war. Dieser Micha war ihm ja sogleich verdächtig gewesen, als er

ihm an der Seite seines Vaters Ulam auf dem entweihten Kultplatz von Dan begegnet war. Denn er und Ulam hatten sich doch damals als Aramäerfreunde verraten. Zweifellos hatte jetzt Micha mit seinen Kumpanen zu Hasael überlaufen wollen. Weil aber nun Jehu die hier gefangenen Aramäerspione selbst verhören wollte, schickte er Nahum nach Dan. Er wies ihn an: „Es sind dieselben Meuterer wie damals gegen König Joram. Verurteile diesen Micha als Aufrührer zum Tode und vollstrecke das Urteil sogleich! Die anderen, die lediglich von Micha verführt wurden, können weiter als Krieger dienen, aber man soll sie nicht zurück zu den Aufgebotenen lassen, sondern sie den Soldaten zuteilen, damit sie unter Bewachung bleiben. Ich komme dir nach, sobald ich hier die gefangenen Aramäer verhört habe.“ Jehu war zwar besorgt, daß Nahum Michas Rotte etwa begnadigte, wenn er ihre wahre Absicht erfuhr, aber Mattan konnte er statt seiner nicht nach Dan schicken, den brauchte er in Hazor.

Nahum war über seine Aufgabe zugleich froh und unfroh. Er konnte sich zwar endlich der ständigen Überwachung durch Jehu und dessen Leibwächterbande entziehen, aber gerade jetzt hätte er gern gewußt, wo eigentlich die Assyrer und die Aramäer aufeinandergestoßen waren. Die ergriffenen Kundschafter aus Damaskus wußten das sicherlich und gäben es auch preis, wenn man sie scharf befragte. Aber er würde es eben nicht erfahren, dabei wollte er doch in Dan nicht nur seinen Auftrag erfüllen, sondern sich zugleich mit der dortigen Lage vertraut machen. Da wären ihm die Aussagen der Aramäer nützlich gewesen.

Nahums Vermutung traf zu, und so hörte Jehu zu seiner Freude, daß die Assyrer schon weit im Norden aufgehalten worden waren und vermutlich auch nicht mehr in bedrohliche Nähe kommen würden. Er gelobte Gott Jahwe ein großes Dankopfer, wenn er ihn nun auch noch vor einem Angriff der siegestrunken heimkehrenden Aramäer bewahrte.

Nahum hatte sich entschieden, den Weg nach Dan auf seinem Pferd zurückzulegen, das er beim Umzug von Geser nach Hazor mit sich genommen hatte. Alle sollten sehen, daß er kein gewöhnlicher Befehlshaber war, sondern ahnen, daß er noch von sich reden machen würde. Als er im Feldlager bei Dan eintraf, wollte er so schnell wie möglich seinen Auftrag hinter sich bringen, um dann, bevor Jehu anlangte, seinerseits irgendwie herauszubekommen, wo die Assyrer standen. Elkana hatte Michas Trupp an einen Platz außerhalb des Lagers bringen lassen, der zur Hälfte von undurchdringlichem Gestrüpp umwachsen war und deshalb nicht allzu großen Bewachungsaufwand erforderte. Trotzdem hatte er eine halbe, schwerbewaffnete Hundertschaft und zehn Streitwagen dafür abkommandiert. Er wollte sich keinerlei Nachlässigkeit vorwerfen lassen.

Nahum stieg nicht vom Pferd, weder als ihn Elkana und einige der untergebenen Kommandeure begrüßten noch als er sich sofort zu den Festgenommenen begab. Die Wachmannschaft machte ihm den Weg ins Innere des Kessels frei, wo die verhinderten Aramäerfreunde mürrisch auf dem steinigen Boden hockten. Elkana schrie ihnen zu, gefälligst aufzustehen, wenn sie ihre Befehlshaber kommen sähen. Als die angeblichen Aufrührer sich auf die Beine stellten, erkannte Nahum mit einem Blick, an wen er sich zu halten hatte, denn ganz ohne eine Befragung wollte er diesen Micha nicht hinrichten lassen, auch wenn es Jehu so befohlen hatte. Er rief den Ulamsohn zu sich. Elkana winkte einige Soldaten heran, denn er traute diesem hochgewachsenen Kraftmenschen jede Art von Gewalttat zu.

Aber wenn hier einer der Daniten zu fürchten war, dann nicht Micha, der ruhig die Fragen Nahums beantwortete. Einer aus dem Grüppchen seiner engsten Freunde, das mit ihm vor den Reiter getreten war, schob sich nämlich unbeachtet hinter Nahums Pferd, das angesichts der still stehenden Menschenmenge, die ihm bedrohlich erschien, unruhig den Kopf hin und her warf und zu tänzeln anfing. Er wollte den Hochmütigen, der seinen Freund verhörte, von seinem hohen Roß herunterholen, und allgemeines Grinsen über sein Ungeschick sollte ihn demütigen. Blitzschnell zückte er ein winziges Messer, das die Soldaten bei seiner Entwaffnung nicht gefunden hatten, und stach dem nervösen Pferd in die Flanke. Das Tier bäumte sich laut wiehernd auf, und Nahum fiel hinterrücks zu Boden. Alles stob auseinander, um nicht unter die Hufe des Pferdes zu geraten, das wie rasend davongaloppierte. Nach der Schrecksekunde stürzten Elkana und die Soldaten, die Micha hatten bewachen sollen, zu dem Abgeworfenen, um ihm auf die Beine zu helfen. Aber Nahum lag reglos da, Blut rann ihm aus Nase und Ohren. Elkana befahl, den Schwerverletzten in sein Zelt zu tragen, und die Bewachungsmannschaft schloß erneut den Ring um die verhafteten Daniten. Niemand hatte den Anschlag des Missetäters, der selbst erschrocken war über die Auswirkung seines Schelmenstreichs, mitbekommen. Ein Bote wurde nach Hazor abgesandt, um dem König den schweren Unfall Nahums zu melden.

Jehu und Joahas, auch der Sohn nun auf einem Maultier, befanden sich schon mit der Leibgarde auf dem Weg nach Dan, als sie die Unglücksnachricht erreichte. Doch Jehu fühlte sich nach dem ersten Schreck, als habe er eine Glücksbotschaft erhalten. Wer nach einem Sturz so dalag, wie es der Bote von Nahum geschildert hatte, der blieb nicht am Leben. Aber Jehu unterdrückte die Freude über das Unheil, das den Rivalen getroffen hatte, denn er wollte Joahas kein schlechtes Beispiel bieten. Doch den Verdacht, daß Nahum nicht einfach so mir nichts dir nichts vom Pferd gefallen war, besprach er mit dem Sohn. Denn er wußte ja, wie man einen Reiter von seinem Tier

herunterholt, und so erzählte er Joahas, wie er damals, als er der Eskorte für den toten König Joram, der von Ramot nach Jesreel gebracht wurde, nachgejagt war, einen Krieger des Judäerkönigs Ahasja zu Fall gebracht hatte.

Als Jehu mit seinem Gefolge in Dan ankam, meldete ihm Elkana, daß Nahum inzwischen gestorben sei. Na also! wäre es Jehu beinahe entfahren. Er und Joahas ließen sich den Toten zeigen. Jehu betrachtete ihn voller Interesse. Da lag nun der einstige Amtsbruder, der gern selbst König geworden wäre, der hier in Dan im Grunde das Gleiche gewollt hatte wie diejenigen, aus deren Schar sein Totschläger stammte. Er lag da, bleich wie Kalkstein, das lange Gesicht seltsam welk, obwohl er nur einige Jahre älter gewesen war als Jehu. Der fand, daß es sehr gut war, wie dieser Gegner da lag. Ob es nicht letztendlich Jahwe war, der ihn von diesem Machthungrigen befreit hatte? Er befahl, den Leichnam transportfähig zu machen, und er verkündete, er selbst werde seinen lieben Freund nach Hazor bringen und ihn dort zur letzten Ruhe betten.

Während die Troßknechte noch das Zelt des Königs aufbauten, für die eine Nacht, die er hier verweilen mußte, ließ sich Jehu Nahums Pferd vorführen, das längst wieder eingefangen war. An der rechten Flanke des Tieres fand er die kaum sichtbare Wunde, die der Einstich, den er vermutete, hinterlassen hatte. „Siehst du das?“ fragte er Elkana streng. Und als der schuldbewußt nickte, wollte er wissen, wieso einer der Gefangenen, die doch entwaffnet worden waren, ein Messer bei sich haben konnte. Elkana wußte darauf keine Antwort und schlug nun vor, Micha und dessen Kumpane, die mit ihm vor Nahum gestanden hatten, hinzurichten. Er mußte Jehu zum Schauplatz von Nahums Sturz führen und ihm genau zeigen, wo der Reiter und wo Micha und seine Kameraden gestanden hatten. Es war klar, daß Micha nicht selbst das Pferd Nahums gestochen haben konnte. Aber es war auch so gut wie sicher, daß nicht herauszubekommen sein würde, wer es getan hatte, denn der Täter hatte sein Messer sicher längst weggeworfen, und die Daniten würden schweigen wie der von ihnen Getötete. „Es war ein Unfall!“ stellte Jehu nun sachlich fest, in einem Ton, der keinen Einspruch zuließ. Elkana und Joahas blickten ihn irritiert an, sie verstanden die schroffe Wendung in seiner Beurteilung des Todesfalls nicht.

Das königliche Zelt stand, und Jehu bestellte Elkana und die anderen Kommandeure zu sich. Er befahl, wie er noch in Hazor schon Nahum angewiesen hatte, die Festgenommenen in die Soldatenmannschaften einzureihen und ihnen ihre Waffen zurückzugeben. Micha aber sollte nach Dan gebracht und dort als begnadigter Aufrührer seinem Vater Ulam übergeben werden. Als die Offiziere gegangen waren, sprach Joahas sein Unverständnis über die Entscheidung aus: „Warum hast du diesen Micha nicht hingerichtet, wie du es Nahum befohlen hattest?“ Jehu fragte zurück: „Soll ich mir die Daniten, diese Aramäerfreunde, zu offenen Feinden machen?“ Über seine Dankbarkeit, daß ihn die Beinahe-Meuterer von einem persönlichen Gegner, vermutlich dem letzten ernstzunehmenden, befreit hatten, sprach er nicht. Joahas fragte nicht weiter, obwohl er den Vater gern verstanden hätte. Denn er wollte ja lernen, wie ein König zu denken und zu handeln.

Am nächsten Tag zog Jehu mit Sohn und Leibgarde, den Leichnam Nahums im Troß, zurück nach Hazor. Den in Dan lagernden Streitkräften hinterließ er den Befehl, weiterhin wachsam zu sein und angreifende Feinde energisch abzuwehren. Daß die Assyrer wahrscheinlich gar nicht mehr kommen würden, hatte er nicht einmal Elkana verraten. Denn bevor er die Mobilmachung aufhob, wollte er sichergehen, daß die heimkehrenden Aramäertruppen sich nicht etwa sogleich gegen Israel wandten.

Er mußte noch zwei Wochen in Ungewißheit ausharren, dann meldeten seine Kundschafter, daß Hasaels Armee vom Feldzug zurück sei. Aber nichts Bedrohliches geschah. Nicht einmal Baschan erneut zu besetzen machte König Hasael Anstalten. Daraus folgerte Jehu, daß die Verluste der Aramäer erheblich sein mußten, und er hob alle Verteidigungsmaßnahmen auf. Die Soldaten marschierten zurück in ihre Standorte, die Aufgebotenen in ihre Heimatorte. Jehu und Joahas verließen Hazor und zogen nach Samaria, und diesmal nicht ungern, denn in Hazor trauerte noch immer alles um Nahum, und in der Königsresidenz wollte Jehu sein Dankopfer darbringen, das er seinem Gott ja gelobt hatte, wenn der ihn vor Assyrern und Aramäern beschützte. Er wußte schon genau, was er Jahwe im Gebet versprechen wollte, nämlich Israel wieder so stark zu machen, wie es unter den Königen Omri und Ahab gewesen war, und dann den Erzfeind Hasael anzugreifen und Damaskus zu unterwerfen.

In Dan aber feierten die Einwohner die unversehrte Heimkehr ihrer Söhne. Auch sie brachten ein Opfer dar, aber nicht Jahwe, sondern Hadad, dem Gott der siegreichen Aramäer, der die gefürchteten Assyrer nun vielleicht ein für allemal verjagt hatte. Ulam sagte: „Es wäre wahrscheinlich besser, wenn unsere Abgaben statt nach Samaria nach Damaskus gingen.“ Und die Daniten, die ihm zuhörten, nickten und antworteten: „Amen.“ Den Altar Hadads jedoch wieder im Jahweheiligtum aufzustellen wagten sie nicht. Noch nicht.

Schon im Vorjahr hatten die Bauern von Mehola die vom König erhöhten Abgaben nicht aufbringen können. Eigentlich war das bereits vor zwei Jahren absehbar gewesen. Als damals das Korn auf den Äckern heranwuchs, waren in der gesamten Gegend Soldatenscharen erschienen und hatten große Mengen der Vorräte beschlagnahmt, von denen sich die Familien bis zur Ernte ernähren wollten. Es hieß, daß damit jenen Israeliten, denen die Assyrer die Saatfelder zertrampelt und die Speicher ausgeraubt hatten, geholfen werden sollte. In Mehola und überall in der Umgebung war danach der Hunger eingezogen. Um von der neuen Ernte eine ausreichende Ernährung zu sichern, hatten viele im Winter darauf weniger ausgesät als gewöhnlich. Und im Vorjahr war nun noch hinzugekommen, daß wegen der geringen Regenfälle die Ernte, die woanders sowieso nur mäßig ausgefallen war, hier geradezu schlecht gewesen war. Der Vorsteher des königlichen Kornspeichers in der Stadt Bet-Schean, der die Abgaben des ihm zugewiesenen Einzugsgebiets kontrollierte, hatte die Schulden Meholas notiert, die Dorfgemeinschaft verpflichtet, sie im nächsten Jahr zu begleichen, und hatte die Fehlmenge aus dem Aufkommen seiner eigenen großen Wirtschaft ersetzt. So war er nun zum Gläubiger der Leute von Mehola geworden.

Dieser königliche Amtsträger war Tola, der frühere Befehlshaber der Fußtruppen von Hazor. Nachdem er von König Jehu altershalber in Ehren entlassen worden war, hatte er sich auf seinem Landgut in Bet-Schean, das ihm bereits König Ahab als künftigen Alterssitz zugewiesen hatte, niedergelassen und die damit verbundene Amtsgewalt übernommen. Alle, die schon einmal mit ihm zu tun gehabt hatten, meinten, daß er kein Unmensch sei. Und so hatte er, als er persönlich in Mehola erschienen war, um den Kredit zu gewähren und die dafür anfallenden Zinsen festzulegen, den Hausvätern Trost zugesprochen: Im Jahr darauf würden sie mit ihren neuerlichen Abgaben sicherlich auch zugleich ihre Schulden samt den Zinsen begleichen können.

Jetzt war die Zeit der Rückzahlung gekommen, und die Männer von Mehola erkannten zu ihrer Bestürzung, daß sie zwar die regulären Abgaben, die so hoch wie im Vorjahr angesetzt waren, mit Ach und Weh würden aufbringen können, daß sie die Schuld jedoch nicht abzutragen vermochten. Angesichts des drohenden Ungemachs gerieten die Hausväter sogar in Streit miteinander, denn ihr Beitrag zum Quantum an Gerste und Weizen, das der König beanspruchte, war unterschiedlich. Einige steuerten aus diesem und jenem Grund weit weniger als andere zur Gemeinschaftsleistung des Dorfes bei. Den geringsten Anteil brachte Schafat ein. Die Vorwürfe, die er deshalb zu hören bekam, wies er heftig zurück. Jeder wisse doch, daß ihm der König seinen Sohn Setur entführt habe und daß er selbst und auch seine Frau krank und arbeitsunfähig seien. Die ganze Wirtschaft laste allein auf Asa und der Schwiegertochter, die zudem wieder, Gott sei Dank, schwanger sei.

Die jüngeren Söhne des Dorfes erboste der Streit der Väter. Im Frühjahr waren sie für den Assyrerkrieg des Königs einberufen worden, aber dann hatte sich herausgestellt, daß sie völlig umsonst von der Arbeit weggeholt worden waren. Sie mochten König Jehu seit seinem Kniefall vor dem Assyrerkönig ohnehin nicht mehr, weil er sich, wie sie meinten, vor den Feinden fürchtete und auch weil er die Abgaben willkürlich erhöht hatte, aber jetzt war er ihnen mehr denn je zuwider. Schafat feuerte sie sogar noch an, wenn sie auf den König schimpften, damit sie Jehu genauso haßten wie er. Trotzdem er zu den Alten gehörte, galt er der Dorfjugend beinahe als einer der ihren, und sie nahmen ihn gegenüber jenen in Schutz, die ihm die Hauptschuld daran gaben, daß der gewährte Kredit nicht getilgt werden konnte. Hatte er nicht zwei seiner Söhne verloren, den einen an den König, den anderen an den Gott des Königs? Gebührte ihm nicht eher Hilfe statt Schelte?

In Bet-Schean wartete Tola darauf, daß die Leute von Mehola den Königsanteil am Erntegut und die vorgeschossene Menge samt den Zinsen ablieferten. Aber niemand von dort erschien. Da schickte er drei Burschen seines Hilfspersonals los, um zu hören, ob sich das Dorf etwa noch höher verschulden mußte. In Mehola aber stritt man unterdessen darüber, ob man in einem der Nachbardörfer versuchen sollte, die fehlende Menge zu leihen, denn eine Verschuldung bei ihresgleichen schien einigen Hausvätern weniger drückend und riskant als beim königlichen Amtmann. Andere hielten einen solchen Versuch von vornherein für aussichtslos. Als nun Tolas Diener erschienen, war für die jungen Männer im Dorf das Maß ihres Unmuts voll. Was ihnen gerade zur Hand war, wurde ihnen zur Waffe, und mit wütendem Geschrei jagten sie die Abgesandten davon.

Tola erbat nun vom Palasthauptmann in Jesreel eine Zehnerschaft Soldaten und machte sich unter ihrem Schutz mit den drei verjagten Dienern selbst auf den Weg nach Mehola. Die Sonne brannte vom Himmel, und die Hitze steigerte noch den Grimm des Gläubigers auf seine Schuldner, die anscheinend glaubten, sich mit einem Gewaltakt von ihrer Verpflichtung lösen zu können. Als man in Mehola den Trupp kommen sah, versammelte sich alt und jung am Pfad, der zu den Wohnhäusern führte, und angesichts der Bewaffneten dachte nun niemand mehr an eine Widerstandsaktion.

Tola stieg vom Esel, steif vom langen Sitzen, und stakste vor die wartenden Bauern. Zuerst hielt er ihnen eine Strafpredigt, weil sie die Hand gegen seine Knechte erhoben hatten, sagte ihnen dann jedoch zu, ihnen zu verzeihen, wenn sie jetzt sofort herausgäben, was dem König zustehe,

und auch ihre Schulden vom Vorjahr samt den Zinsen zurückzahlten. Der Dorfälteste entschuldigte daraufhin den Gewaltakt gegen Tolas Bedienstete, man habe die Übeltäter schon für ihren Übermut bestraft. Und was die Abgaben betreffe, so stehe alles bereit, den Zeitverzug möge der gestrenge Herr Tola ihnen nachsehen. Schafat verzerrte wütend das Gesicht, als er die unterwürfige Rede seines Dorfgenossen hörte.

„Und eure Schulden?“ fragte Tola.

Der Alte stotterte nun mit brüchiger Stimme, daß man den Kredit leider erst im nächsten Jahr tilgen könne. Was sie selbst an Korn noch besäßen, brauchten sie, um sich und ihre Familien am Leben zu erhalten sowie als Saatgut für das kommende Jahr. Wie der Dorfsprecher da stand, altersgebeugt und demütig, bot er ein Bild des Jammers. Die meisten seiner Mitbewohner verstanden, daß er Mitleid erregen und so den erbetenen Aufschub erreichen wollte.

Tola war jedoch gewillt, hart zu bleiben, denn Gewalttätern durfte man nicht entgegenkommen. Herausfordernd musterte er die Männer. Den jüngeren und den Jugendlichen wurde es unbehaglich unter dem Blick des alten Kriegsmannes. Sie fürchteten, daß er einen der ihren mitnehmen werde, damit der die Schulden abarbeite. So war es der Brauch, wenn ein Darlehen nicht getilgt werden konnte, falls nicht der Gläubiger sich kulant zeigte und die Zahlungsfrist verlängerte oder eine Rückzahlung in Raten gestattete. Aber in diesem Fall hier konnten sie auf keine Großzügigkeit hoffen, das war den Männern von Mehola klar.

Tola bestätigte ihre Furcht. Er forderte, daß sie einen aus ihrer Mitte bestimmten, der sein Knecht sein sollte, bis die Schuld als beglichen gelten konnte. „Habt keine Angst, daß ich euch übelwill!“ rief er, als ihn die betroffenen Gesichter doch ein wenig milder stimmten. „Ich verfahre nur so, wie es schon unsere Väter hielten. Euer Mann soll mir bei der Weinlese und der Olivenernte und später beim Pflügen der Felder zur Hand gehen. Es wird ihm kein Leid geschehen. Jetzt könnt ihr euch besprechen und jenen aussuchen, der euch freikaufen soll. Aber macht es kurz! Und gebt mir keinen Schwächling!“

Er wandte sich und ging zu dem wild wachsenden Feigenbaum, den er in der Nähe erblickte, und setzte sich an dessen Stamm nieder, aber der Schatten, den er hier zu finden hoffte, war spärlich. Er döste ein wenig, während seine Knechte sich gleichfalls niederhockten, eine Decke als eine Art Sonnensegel über ihre Köpfe gebreitet. Die Soldaten, Hitze wie Kälte ohne Schutz zu ertragen gewöhnt, standen beisammen und lästerten über den alten Kommandeur, der offenbar vergessen hatte, wie man mit Aufrührern verfuhr. Die Männer von Mehola aber steckten die Köpfe zusammen und waren sich bald einig, daß es ihre Selbstachtung verbot, einen der ihren freiwillig auszuliefern. Sollten die Soldaten Gewalt üben, wollten sie sich beim König beschweren.

Als Tola nach einer Weile die Augen öffnete, sah er, daß die Beratung seiner Schuldner beendet war. Er rief seine Knechte, damit sie ihm aufhalfen. Er stapfte zu den Bauern hinüber, die Soldaten folgten ihm. „Nun?“ fragte er. Die Gefragten schwiegen. Die Soldaten tasteten nach den Griffen ihrer Schwerter. Da bat der Sprecher der Dörfler noch einmal um Nachsicht und Gnade, denn man könne unmöglich einen als Knecht hergeben, weil sonst die Verschuldung noch anwachsen werde. Plötzlich schob sich Schafat einen Schritt nach vorn und rief Tola zu: „Schämst du dich nicht, uns zu bedrängen? Im Schweiße unseres Angesichts keuchen wir über unsere Äcker, damit der König sich die da halten kann!“ Er zeigte auf die Soldaten.

Jetzt sah Tola eine Möglichkeit, das ärgerliche Hin und Her rasch zum Abschluß zu bringen. Er wandte sich an den greisen Dorfältesten: „Sag ihm“ – er zeigte auf Schafat – „er soll mir seine Söhne vorstellen!“

Der Alte schaute mit flackerndem Blick Schafat an, der seiner Meinung nach eine vielleicht doch noch gütliche Einigung mit seinem unbeherrschten Zwischenruf hintertrieb und das nicht einmal zu merken schien. Denn er schrie, noch einen weiteren Schritt auf Tola zutretend: „Geh zu deinem König, du Blutsauger! Dort findest du meinen Sohn, denn er hat ihn mir geraubt!“

Auch Tola geriet nun in Zorn. „Deine freche Rede verrät dich!“ dröhnte er. Das Alter hatte seiner Kommandostimme noch nichts anhaben können. „Du warst es, der hier zur Gewalt gegen meine Knechte angestiftet hat!“ Er winkte den Soldaten. „Nehmt ihn fest! Er ist ein Aufrührer!“

Die Soldaten zückten grinsend ihre Schwerter, sie hatten ja gleich gewußt, wie man mit diesen böswilligen Erdkröten, die den König um das Seine zu betrügen versuchten, umgehen mußte. Aber bevor sie tun konnten, wie ihnen geheißen war, trat einer der Dörfler aus der Menge hervor, stellte sich neben Schafat und rief Tola zu: „Ich bin sein Sohn Asa! Verzeih meinem Vater! Er ist krank und unglücklich, denn von drei Söhnen bin nur ich ihm geblieben. Nimm mich als deinen Knecht mit dir! Ich will unsere Schuld abarbeiten, wie du gefordert hast.“

Schafat starrte seinen Sohn fassungslos an. Was sollte werden, wenn ihn auch dieser noch verließ? Seine Dorfgenossen standen unbeweglich und schwiegen, denn wenn sie Fürsprache für Schafat einlegten, konnte die Forderung des erzürnten Gläubigers einen von ihnen treffen. Natürlich waren sie bereit, dem nun völlig ohne Söhne Dastehenden zu helfen, bis Asa wieder freigelassen wurde. Tola aber war erleichtert. Die Drohung gegen den vorwitzigen alten Schreihals hatte Wirkung getan. Den Soldaten hatte er schon Einhalt geboten, als Asa vorgetreten war, und nun

befahl er ihnen, sich wieder ein wenig zurückzuziehen. Weil Asa auf ihn einen gesunden und kräftigen und überdies ehrlichen Eindruck machte, nahm er dessen Anerbieten an. Schafat würdigte er keines Blickes mehr. Er rief zwei der Soldaten herbei, damit sie den zum Knecht Gewordenen ins Dorf begleiteten, denn er wollte seinen Mantel holen und sich von der Mutter und von Frau und Kind verabschieden.

Schafat humpelte mit hängendem Kopf den dreien hinterher. Seine Dorfgenossen warteten kleinlaut, miteinander nur im Flüsterton sprechend, bis die beiden Bewaffneten mit Asa zurückkamen und der gestrenge Amtmann sich von seinem Ruheplatz unter dem Feigenbaum wieder erhob. Erst als Tola mit seinen nunmehr vier Dienstleuten und dem Vollstreckungskommando den Schauplatz ihrer Niederlage verließ, gingen auch sie wieder an ihr unterbrochenes Tagewerk, das Geschehene eifrig und jetzt lautstark erörternd.

Schafat aber verkroch sich ins Innere seines Hauses wie damals, als er vergeblich auf Seturs Rückkehr vom Kriegsdienst gewartet hatte. Ihm war, als müsse er an seinem Haß ersticken. Seine Frau, die ihn mit dem Hinweis trösten wollte, daß die Dorfgenossen ihnen helfen würden, jagte er weg. Fand sie sich etwa damit ab, daß sie beide nun womöglich als Bettler endeten? Nein, er wollte sich wehren gegen die Willkür der Gewalthaber. Sein Haß mußte Richtung und Ziel erhalten! Statt zu dulden wollte er kämpfen, trotzdem er sich leidender denn je fühlte. Doch was konnte er gegen diesen Tola schon ausrichten! Aber wieso überhaupt gegen Tola? Eine unbegleichbare Schuld zog die Knechtschaft nach sich, so war es schon immer gewesen. Insofern hatte Tola ja im Grunde gar kein Unrecht begangen – wenn er auch hätte nachsichtiger sein können. Das Unrecht ging vom König aus! Der Ausbeuter war kein Geringerer als Jehu!

Trotz seines aufgewühlten Zustands war Schafat klar, daß er als einzelner Jehu nicht zwingen konnte, die Erhöhung der Abgaben rückgängig zu machen. Wer sich dem König mit dieser Forderung allein entgegenstellen wollte, machte sich lächerlich. Aber bestehen konnte er, der Mann Schafat, darauf, ihm den Sohn Setur zurückzugeben. Der eigensinnige Raufbold Setur war zwar kein ganz vollwertiger Ersatz für den gehorsamen und fleißigen Asa, aber den Pflug verstand er zu führen, auch wenn er lieber mit Waffen hantierte. Und zur nächsten Ernte wäre ja dann Asa auch wieder da. Der Haß gegen Jehu machte Schafat kühn, er fühlte sich nun stark genug, nach Samaria zu reisen und als Ankläger vor den König zu treten.

Aber nachdem er die Nacht nach dem schrecklichen Tag zwar nicht völlig schlaflos, aber doch ab und zu wach liegend und grübelnd verbracht hatte, sah er ein, daß sein Entschluß, die Freigabe Seturs persönlich durchzusetzen, allzu verwegen gewesen war. Er kannte ja nicht einmal den Weg ins ferne Samaria, und wie sollte er mit all seinen Leiden und Schmerzen überhaupt dorthin gelangen? Und Jehu würde ihm wahrscheinlich, sobald er ihn erblickte, die schon einmal verweigerte Forderung wiederum abschlagen.

Doch wer sollte an seiner Statt dem König die Lage in Mehola schildern und Seturs Entlassung fordern? Und auch Setur selbst mußte ja erfahren, wie übel seiner Familie mitgespielt worden war. Elischa! Der war es! Er mußte als Sprecher der Familie auftreten. War er es nicht gewesen, der den König veranlaßt hatte, Setur in die Palastwache von Samaria aufzunehmen? Setur selbst hatte es ihm, seinem Vater, doch vor zwei Jahren durch einen reisenden Händler mitteilen lassen. Doch wo war jetzt Elischa? Schafat überlegte, wielange er seinen Jüngsten nicht mehr gesehen hatte. Drei Jahre war es her. Zog Elischa seitdem nicht als Lobhudler Jehus im Land umher, wie jener Händler ebenfalls gewußt hatte? Wie sollte er da zu finden sein? Schafat zerbrach sich den Kopf, wie er zu einer Nachricht über Elischa gelangen konnte, und kam auf Natan. Den hatte Elischa seinen Lehrer genannt, und vielleicht ging der Schüler noch immer in Gilgal ein und aus. Möglicherweise wußte Natan – hoffentlich war er nicht inzwischen gestorben – , wo sich Elischa herumtrieb.

Zu einer Reise nach Gilgal fühlte sich Schafat imstande. Die Wegstrecke kannte er ja. Er besprach mit den Dorfgenossen, was er vorhatte. Die fanden seinen Entschluß gut. Einer der Hausväter, ein Mann seines Alters, aber rüstiger als er, der ihm schon manchmal geholfen hatte, war bereit, mit ihm zu den Hütten der Gottesmänner zu gehen. Schafats Frau rang zwar die Hände, weil sie neues Unheil befürchtete, aber er ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. So machten sich die beiden Wanderer flußabwärts auf den Weg. Schafat auf einem Esel hockend, der Weggefährte mit einem Packesel nebenher marschierend.

Als sie in Gilgal anlangten, hielt Natan gerade seine Mittagsruhe. Sie freuten sich, daß der Alte noch lebte und sie die dreitägigen Beschwerlichkeiten nicht vergeblich auf sich genommen hatten. Sie baten seinen Pfleger, den Greis ihretwegen nicht aufzuwecken, aber das hätte der junge Mann ohnehin nicht getan. Lange dauerte es jedoch nicht, und der Gehilfe führte Natan aus der Hütte heraus und setzte ihn auf die hölzerne Bank an deren Außenwand. Schafat sah die Gebrechlichkeit des Alten und zweifelte, ob der ihn überhaupt wiedererkennen werde. Aber seine Skepsis bestätigte sich nicht. Natan erkannte ihn sogleich, nachdem er die Besucher gebeten hatte, wegen seiner schwachen Augen ihm ihre Gesichter nahezubringen. „Deinen Namen habe ich vergessen“,

gestand er, „aber ich weiß: Du bist der Vater Elischas, und dein anderer Sohn dient dem König als Soldat.“ Er lud seine Gäste ein, neben ihm Platz zu nehmen.

Schafat nannte seinen Namen und stellte seinen Gefährten vor, und dann berichtete er, wie das Dorf Mehola sich hatte verschulden müssen und was für ein Elend ihm persönlich bereitet worden war. Natan hörte aufmerksam zu, sein Interesse war ihm anzusehen, und als Schafat seufzend schwieg, meinte er: „Dein Unglück geht mir nahe. Aber was euch betroffen hat, das wundert mich nicht.“ Und nun erzählte er, zwar stockend, aber mit klarem Verstand, von seiner letzten Begegnung mit dem König. „Jehu plante, sich den Assyrern zu unterwerfen, und ich sollte ihm Gott Jahwes Zustimmung verschaffen. Ich habe es abgelehnt und ihn außerdem ermahnt, Israel ein gerechterer König zu sein als Joram und dessen Väter. Aber was hat er getan? Er hat sich nicht nur einmal vor dem Feind Israels niedergeworfen. Jahwe hat ihn dafür durch den Überfall der Aramäer auf sein Heer in Baschan gestraft. Aber er hat das gar nicht begriffen. Und jetzt plündert er Israels Bauern aus, um von dem Erlös, den er in Tyros für das Geraubte erzielt, seine Verluste zu ersetzen, also Wagen und Pferde zu kaufen und neue Soldaten anzuwerben. Es wäre mir lieber gewesen, man hätte mir das alles gar nicht erst zugetragen. Dann hätte ich jetzt, wo mein Leben zu Ende geht, im guten an Jehu denken können, so wie damals, als ich mit Elischa zu ihm ins ferne Ramot gewandert bin. Aber damals war er ja auch noch kein König.“

Er machte eine lange Pause und hing wohl seiner Erinnerung nach. Oder er gab sich seiner Enttäuschung hin. Denn jetzt murmelte er: „Seine Frau hat er verstoßen. Den Sohn Nabots hat er hingerichtet, so wie es König Ahab mit Nabot getan hat. Die mir das alles berichten, die wollen meine Meinung darüber hören. Aber was soll ich dazu sagen?“ Seine Stimme wurde klarer:

„Wo die Distel auch wächst, Distel bleibt Distel.
Und wer immer auch König ist, König bleibt König.“

Schafat und sein Weggefährte schwiegen andächtig. Es tat Schafat wohl, mit welcher Verachtung der alte Gottesmann, der einst Jehu zum König berufen hatte, jetzt von dem Jahweerwählten sprach. Der Alte würde ihm sicherlich irgendwie weiterhelfen, dessen war er gewiß.

Natan hockte wie in sich zusammengerutscht auf der Bank, aber nun richtete er sich ein wenig auf und fragte: „Bist du gekommen, weil du willst, daß ich dir helfe?“ Er schüttelte den Kopf. „Ich kann dir nicht helfen. Du siehst, ich bin dem Tode nahe. Und Jehu hat mich vergessen.“

Jetzt war es für Schafat an der Zeit, von Elischa zu sprechen. Der genieße doch, wie zu hören sei, die Gunst des Königs. Elischa müsse das Elend seiner Familie erfahren, und dann solle er es Jehu schildern und die Freigabe seines Bruders Setur fordern, damit der heimkehren und seine Eltern vor dem Bettelstab bewahren könne. „Weißt du nicht, wo mein Sohn Elischa zu finden ist?“ fragte er erwartungsvoll.

„Elischa“, flüsterte Natan. „Auch ihn hat Jehu genommen. Uns beiden. Er hat ihn verführt. Nun folgt ihm Elischa wie ein abgerichteter Hund.“

Schafat pflichtete dem Alten im stillen bei, er hatte ja selbst die Schwärmerei seines Jüngsten für Jehu erlebt. Meinte nun aber Natan etwa, daß sich Elischa der Hilfe für seine Familie verweigern könnte? Schafat sprach aus, wovon er überzeugt war: „Kein Sohn wird dem Elend seiner Eltern den Rücken zuwenden. Ihn träfe die Verdammnis seines Gottes und die Verachtung der Menschen.“ Und nun wiederholte er dringlicher seine Frage: „Weißt du, wo Elischa ist?“

Es sah aus, als ob Natan erst jetzt nicht nur den Namen Elischas nennen hörte, sondern auch die Frage vernahm. Er rief seinen Pfleger herbei und bat ihn: „Joel, erzähle du unseren Gästen, was uns Elischa berichtet hat, als er unlängst hier war! Ich muß ein wenig ausruhen.“ Seine zitternde Stimme verriet seine Müdigkeit, und schon fielen ihm die Augen zu, und sein Kopf sank ihm auf die Brust. Die gebotene Rücksichtnahme mißachtend rief Schafat überrascht: „Elischa war hier? Wann denn? Wo ist er jetzt?“

Natan regte sich zwar nicht, aber dennoch schüttelte der junge Freund des Alten tadelnd den Kopf. Und dann berichtete er, fast so leise, wie der Alte gesprochen hatte, was er über Elischa wußte, aber er machte es kurz. Schafats Jüngster lebe jetzt in Samaria. Vorher habe er längere Zeit in Dotan bei einer Witwe gewohnt. Deren Tochter sei krank gewesen, er habe sie jedoch geheilt. Als die Mutter gestorben war, sei er mit der Tochter nach Samaria gegangen. Dort war eine der Töchter König Jorams dem Tode nahe. König Jehu habe Elischa gebeten, das Kind zu erretten. Nachdem ihm das mit Jahwes Hilfe gelungen war, habe ihm König Jehu aus Dankbarkeit ein Haus geschenkt. Und so lebe er nun mit seiner Frau, eben jenem Mädchen aus Dotan, in der Königsstadt.

Schafat hörte den Bericht mit Verwunderung. Seit wann konnte sein Sohn Todkranke heilen? Sicherlich hatte er hier in Gilgal Gebete und Beschwörungsformeln erlernt, um Krankheitsdämonen auszutreiben, aber ein Krankenheiler mußte doch auch wissen, welche Umschläge oder Salben oder Heiltränke im jeweiligen Fall zusätzlich angewendet werden konnten, um die Wirksamkeit der gesprochenen Worte zu unterstützen. Hatte etwa Natan dem Elischa auch das Wissen darüber beigebracht? Aber warum hatte dann der Junge ihn, seinen Vater, nicht wieder gesund gemacht, ihm die Hüftschmerzen und die Stiche hinter dem Brustbein vertrieben? Doch wie dem auch sein

mochte, jetzt mußte Elischa in ganz anderer Weise helfen! Aber durch wen sollte er erfahren, wie es um seine Familie stand? Schafat wollte Natan um Rat fragen, aber der Gehilfe, der sich anschickte, wieder an seine Arbeit zu gehen, gebot mit Strenge: „Laß ihn ruhen!“

Schafat und sein Dorfgenosse unterhielten sich, jetzt gleichfalls flüsternd, über das, was sie gehört hatten. Beide waren sich einig, daß sie selbst keinesfalls ihre Reise noch weiter fortsetzen konnten, hinauf ins Bergland und dort oben bis zur fernen Stadt Samaria. Sie kannten ja auch den Weg dorthin gar nicht und hatten keine Ahnung, wielange sie unterwegs sein würden. Ratlos warteten sie, bis Natan aus seinem Dämmerzustand wieder erwachte. Daß der Alte als Bote nicht in Frage kam, war offensichtlich. „Unser beschwerlicher Weg hierher zu dir war nicht umsonst“, sagte Schafat. „Wir wissen nun, wo Elischa zu finden ist. Aber wie sollen wir ihm mitteilen, was in Mehola geschehen ist? Nach Samaria ziehen können wir beide nicht. Ich werde schon Mühe haben, wieder nach Hause zu kommen.“

Natan rieb sich umständlich die Augen, strich dann bedächtig über Haar und Bart und antwortete endlich: „Du erwartest, daß ich einen der Brüder bitte, als dein Bote nach Samaria zu gehen? Warum sprichst du das nicht offen aus?“ Schafat fühlte sich ertappt und wollte nun seinen Wunsch deutlicher formulieren. Aber schon fuhr Natan fort: „Weil mich dein Leid rührt, will ich versuchen, etwas für dich zu tun.“ Er rief seinen Gehilfen erneut herbei und forderte die Bittsteller auf, sich unterdessen ein wenig die Beine zu vertreten.

Die sahen, wie der Alte und der Junge aufeinander einredeten, und sie zweifelten, ob die Hilfe zustande kommen würde. Aber dann schien der in Aussicht genommene Bote seine Einwände aufzugeben, und er selbst winkte sie herbei. „Es ist der Wunsch des Vaters, daß ich dein Bote sei, und wie sollte ich ihm nicht gehorchen“, wandte er sich an Schafat. Natan fügte hinzu: „Joel wollte mich nicht allein lassen, aber solange er weg ist, werden seine Brüder sich um mich kümmern. Du kannst ihm vertrauen, er ist mir wie ein leiblicher Sohn. Er ist klug und gewandt, er wird Elischa finden, auch falls er ihn in Samaria nicht antrifft.“

Schafat dankte beiden voll Freude, zumal der junge Gottesmann wie einer aussah, der den Pflug kraftvoll über den Acker zu führen verstand. Was suchte so einer hier unter jenen, die glaubten, sie könnten Gott Jahwe mit Singsang und Trommelschlagen und wirbelndem Tanz näher sein als mit der Darbringung eines dem Gott wohlgefälligen Lamms auf dem Altar? Aber der alte Natan war ja eigentlich auch einer, bei dem man sich fragen konnte, warum er einst bei dieser Gemeinschaft hier geblieben war. Schafat erinnerte sich an seine erste Begegnung mit dem Alten, als dieser ihn durch seine Kenntnisse von Soldatentum und Kampfgetümmel in Erstaunen versetzt hatte. War das hier in Gilgal nicht eher etwas für solche wie Elischa, den Schwächlichen, den Spinner? Ob sich der Junge jetzt als Königsknecht immer noch im Gottesdienst dieser seltsamen Heiligen übte?

Schafat und sein Gefährte verbrachten die Nacht bei den Gottesmännern, nach einem kargen Abendessen in einer der winzigen Hütten auf dem bloßen Fußboden liegend. Am nächsten Morgen, als sie sich nach schlechtem Schlaf erhoben, war Joel schon fort. Schafat hatte ihn bereits am Vorabend unterwiesen, was er dem Sohn ausrichten sollte.

Der Abschied von Natan fiel herzlich aus. Schafat war zwar mit dem Alten erst zum zweitenmal zusammengetroffen, aber die gemeinsame Enttäuschung über Jehu, den einstigen Hoffnungsträger Israels, und Natans tätige Anteilnahme an seinem Elend hatte beide einander nahegebracht. Noch einmal dankte er dem hilfreichen Greis, und er wünschte ihm: „Dein Gott Jahwe möge dir alle deine Bitten gewähren, die du noch hast!“ Natan erwiderte: „Wir werden uns nicht wiedersehen. Aber es macht mich froh, daß ich vor meinem Tod für einen, der die Gewalt der Mächtigen nicht tatenlos hinnehmen will, noch etwas tun konnte, wenn auch nur ein geringes. Mögen Jahwe, der Gott Israels, und dein eigener Gott sich deiner Not erbarmen! Zieht hin in Frieden!“

Nach dieser Abschiedsrede machten sich Schafat und sein Weggefährte um so hoffnungsvoller auf den Heimweg.

41

Joel, der Bote, kam nach Samaria, fragte nach dem Haus des Elischa und fand dessen Tür zwar offen, aber niemanden, der drin seinem Rufen Antwort gab. Als er wieder hinaus auf die Gasse trat, sah er sich einer Frau gegenüber, mit einem Korb voll Wurzeln, Kräutern und Rindenstücken in der Hand. Sie schien nicht überrascht, einen Fremden aus ihrer Tür kommen zu sehen. „Die Nachbarn kündeten mir schon an“, sagte sie, „daß ein Bote nach Elischa gefragt hat. Ich bin seine Frau Dina. Sei willkommen und tritt ein!“ Es stellte sich heraus, daß Elischa schon seit dem Morgen oben im Palast weilte. „Er hat sich in den Kopf gesetzt, das Lesen und Schreiben zu erlernen“, erklärte Dina, „und so sitzt er nun an jedem Tag bei dem Schreiber, der ihn unterrichtet, und ritzt seine wunderlichen Zeichen auf irgendwelche Scherben.“ Es war ihr anzusehen, daß sie von Elischas Absicht, ein Schreiber zu werden, wenig hielt.

Sie schlug Joel vor, hier bei ihr zu warten, denn mittags komme ihr Mann nach Hause. Sie setzten sich beide im Hof einander gegenüber. Er trank in großen Schlucken von dem Wasser, das sie ihm in einer tönernen Schale gereicht hatte, denn er war durstig, und sah ihr zu, wie sie das, was sie gesammelt hatte, um sich her ausbreitete, säuberte und sortierte. Sie schien älter zu sein als Elischa, der trotz seiner Haarfülle und seines üppig wachsenden Bartes noch immer von jungenhaft schmächtiger Gestalt war. Aber reizvoll war diese Frau, und sie wußte es. Joel fragte sich, ob er nicht Elischas Argwohn herausforderte, wenn er hier seiner Frau Gesellschaft leistete, allein mit ihr und wachsamen Blicken der Nachbarn verborgen. Diese Dina schien jedoch das Unschickliche ihrer Zweisamkeit mit dem Fremden nicht zu empfinden. Er fragte sie, wozu sie all die Wurzeln und Kräuter verwenden wolle, und sie erzählte ihm von ihrer Kunst, Kranke zu heilen, und zwar mit allerlei Mitteln, die sie aus dem bereite, was sie draußen in Feld und Flur als nützlich erkenne und einsammle. Sie habe das Wissen darüber von ihrer Mutter, die aber schon gestorben sei.

Unüberlegt warf er ein: „Ich dachte soeben, daß dich Elischa die Heilkunst gelehrt haben könnte." Sie blickte ihn verständnislos an, und er ergänzte: „Weil er doch dich und hier die Königstochter geheilt hat. So hat er es erzählt, als er uns in Gilgal besuchte."

Jetzt lachte Dina laut und ungeniert. „Das sieht ihm ähnlich!" rief sie. „Er will mitunter so sein wie andere, die er bewundert, und schwindelt sich dann dies und jenes zusammen. Nicht er hat mich gesund gemacht, sondern ich ihn, als er krank im Haus meiner Mutter lag. Und auch das Kind oben im Palast habe ich geheilt. Elischa hat zwar viele Worte über dem Bett der kleinen Kranken gesprochen, aber ich glaube, meine Tränke haben ihr mehr geholfen als seine Beschwörungen und Gebete." Sie lachte erneut. Joel aber war entsetzt. Was für ein Lügner, dieser Mensch! Natan, dem früheren Lehrer Elischas, durfte er gar nichts davon erzählen, es würde ihn zu sehr aufregen. Und er fragte sich, was diese Frau, die von ihrer Heilkunst so sehr überzeugt war, an den Nichtsnutz band. Sicherlich übte sie ihr Handwerk nicht nur im Königspalast aus, und gewiß bezahlte man sie dafür nicht nur mit Korn und Öl, sondern gelegentlich sogar mit Silber. Also brauchte sie Elischa doch gar nicht als Ernährer. Womit fristete denn eigentlich dieser Taugenichts sein eigenes Leben? Ernährte etwa sie ihn?

Joel wurde bewußt, daß ihn der Eckstein dieser seltsamen Ehe vor allem deshalb interessierte, weil ihm die Frau gefiel. Aber er verdrängte dieses unzüchtige Gefühl. Daß sie früher auch vielen anderen gefallen haben und sich und ihre Mutter in erster Linie mit dem Erlös daraus ernährt haben könnte und daß sie Elischa dankbar war, daß er sie mitgenommen und aus ihr eine ehrsame Ehefrau gemacht hatte, das kam ihm gleich gar nicht in den schlichten Sinn. Er versuchte, sich seine Empörung über Elischas Lügen nicht anmerken zu lassen, aber Dina sah natürlich, wie er darüber dachte, und betonte nun, daß Elischa ein guter und frommer Mann sei, manches müßte man ihm eben einfach nachsehen. Auch der König schätze ihn und schenke ihm seit Jahren seine Gunst. Joel aber wollte kein Gespräch über jenen, den er verachtete, und sprach die Vermutung aus, daß sie hier in der großen Stadt sicherlich schon vielen Kranken habe helfen können. „Einigen ja", antwortete sie. „Aber leben könnten wir von dem, was man mir als Entgelt gibt, nicht. Uns ernährt der König.". Sie sagte es so freimütig, als liege es ohnehin klar auf der Hand.

Joel, königskritisch wie der alte Natan, geriet immer mehr in Zwiespalt zwischen seinem Gefallen an der hübschen Frau und seinem Abscheu davor, daß auch sie wie Elischa von dem lebte, was der König den Israeliten nahm. Die Heimkehr des erwarteten Hausherrn machte seiner Gefühlsverwirrung ein Ende. Jetzt wollte er sich schnell seiner Botschaft entledigen und dann unverzüglich ins einsame Gilgal zurückeilen, wo ihm keine Frau den Kopf verdrehte, die überdies ihr Brot vom Tisch des Königs aß.

Elischa, neben dem stämmigen Joel noch schmaler als gewöhnlich wirkend, erschrak, als er den Gast erblickte, den er von seinem Besuch in Gilgal her sofort wiedererkannte. „Ist Natan gestorben?" fragte er, kaum daß er den Gruß Joels erwidert hatte. „Nein, er lebt", entgegnete der. „Er schickt mich zu dir. Mit einer Botschaft deines Vaters." Elischas Miene verlor etwas von der bangen Ahnung, eine schlechte Nachricht hören zu müssen. „Aha", meinte er nur. Joel zweifelte, ob der verarmte Schafat von diesem mißratenen Sohn Hilfe erwarten konnte.

Elischa blickte auf Dinas ausgebreitetes Rohmaterial und fürchtete, der Bote aus Gilgal habe nun erfahren, daß er, Elischa, die Heilkünste seiner Frau sich selbst zuerkannt hatte, und er werde ihn jetzt als Lügner beschimpfen. Und das in Dinas Gegenwart! Reaktionsschnell wies er auf Joels kümmerlichen Wanderstock. „Bruder, was soll dir dieser krumme Ast da! Komm mit, ich führe dich zu einem, der macht Stöcke, die nicht nur als Stütze taugen, sondern auch als Waffe. Und unterwegs läßt du mich deine Botschaft hören." Es gelang ihm tatsächlich, Joel zu überrumpeln, so daß der ihm ohne Widerrede nach draußen folgte. Dina sah den beiden mit einem Seufzer nach, der kräftige Bursche aus Gilgal gefiel ihr, und sie hätte ihn gern noch ein wenig um sich gehabt. Aber sie konnte sich denken, weshalb Elischa ihn ihr entführte.

Die beiden Männer waren nach wenigen Schritten bei dem Besagten, der allerlei Nützliches anfertigte. Elischa kaufte einen Stock mit bronzener Spitze, den er später zu bezahlen vesprach, und schenkte ihn Joel mit Gönnergeste. Der wußte nicht recht, wie ihm geschah, zum zweitenmal

schon hatte ihn der zungenfertige kleine Nichtsnutz übertölpelt. Sie verließen die Stadt, und nun endlich konnte der Bote loswerden, was ihm aufgetragen war. Der gewitzte Elischa erkannte sogleich, daß er nun Jehu ein weiteres Mal als gottgesandter Mahner gegenübertreten konnte, wie er es schon einmal als Anwalt des unglücklichen Scheba getan hatte. Er wollte, seit er in Samaria dank seiner Frau seßhaft geworden war, ohnehin mehr und mehr von der blinden Ergebenheit Jehu gegenüber wegkommen, sah er doch seit dessen Kniefall vor dem Assyrerkönig und seit der Hinrichtung Schebas den König kritischer als früher, und sein Zusammenleben mit Dina hatte auch dazu beigetragen, daß sich eine gewisse Distanz zwischen ihm und Jehu eingestellt hatte. Aber seine Überzeugung, daß Jehu der von Jahwe erwählte König Israels sei und daß er, Elischa, von Jahwe neben den König als Deuter seiner Entscheidungen und Wächter über sein Hirtenamt gestellt sei, wankte dadurch nicht.

Statt Mitgefühl mit dem Vater und Empörung über die Verknechtung des Bruders zu äußern, was Joel erwartet hatte, reagierte er auf dessen Mitteilungen mit der großspurigen Ankündigung: „Noch heute werde ich den König aufsuchen, zu dem ich freien Zutritt habe. Er ist mir verpflichtet. Er wird meinen Bruder Setur freigeben, und meinem Vater ist geholfen."

Die kühle Aufnahme der Unheilsbotschaft und Elischas selbstgefällige Zusicherung machte Joel zornig. Dem alten Schafat stand ein besserer Sachwalter zu als dieser verlogene Königsknecht. „Ich werde mit dir gehen", erwiderte er in scharfem Ton. „Ich selbst werde dem König schildern, was deiner Familie angetan wurde. Du magst hernach die Forderung deines Vaters unterstützen." Elischa widersprach heftig, und Joel hielt ihm nun vor, daß er sich vor Natan als Heilkünstler gespreizt habe. Was für eine schimpfliche Täuschung des ehrwürdigen Greises und welche Schmähung der wahren Krankenheilerin, seiner Frau! „Einem Lügner wie dir traue ich nicht!" rief er aufgebracht. „Du taugst nicht dazu, die Sache deiner Familie vor dem König zu vertreten."

Elischa wies die Anklage, daß er ein Schwindler sei, erregt zurück. Er habe Dina geheilt, wenn auch in anderer Weise, die Joel sowieso nicht verstehe. Und auch das Mädchen der Königsfrau Tabita habe er gesund gemacht, mit seinen Gebeten, die Dinas Heilmitteln erst zur Wirkung verhalfen. Daraufhin schrie Joel: „Du Großmaul kannst vom König gar nichts fordern! Er hat dich doch in der Hand! Wenn er dich nicht ernährt, bist du ein Bettler, denn zu arbeiten hast du nicht gelernt!"

Elischa fürchtete, daß der Wütende, dessen Aufregung er gar nicht recht verstand, seine Drohung wahr machte. Er mußte ihn beruhigen. So setzte er unvermittelt die sanfteste Miene auf, die ihm zu Gebote stand, ignorierte die Anwürfe Joels, den er gern einen unbehauenen Klotz und groben Lümmel geschimpft hätte, und sagte, daß ihn der Hilferuf des Vaters selbstverständlich in tiefe Bestürzung versetzt habe. Aber als praktisch Denkender pflege er sich bei derlei Schreckensmeldungen stets sogleich mit der Überlegung zu trösten, was er tun könne. So habe er vorhin sofort seinen Gang zum König im Kopf gehabt. Joel möge nicht glauben, daß es ihm an Mitgefühl und Liebe für seine Familie mangele. „Wenn ich vor den König trete, werde ich sein Herz rühren. Kein König kann sich von den Tränen eines Vaters, der seine Söhne um sich braucht, damit sie sein Elend verhüten, abwenden. König Jehu wird Setur meinem Vater zurückgeben, das ist gewiß, denn ich kenne sein zartes Herz und weiß, wie ich mit ihm sprechen muß. Du aber geh in Frieden zurück zu Natan, grüße ihn von mir und sage ihm, daß meiner Familie die erbetene Hilfe zuteil wurde. Falls du heute noch hier in der Königsstadt rasten willst, so magst du die Nacht als mein Gast in meinem Hause verbringen. Wir könnten dann heute abend miteinander plaudern wie Freunde, die sich lange nicht gesehen haben."

Joel war es bei Elischas wohlberechnetem Redeschwall, als summe ihm ein lästiger Fliegenschwarm um die Ohren. „Dein Angebot ehrt mich nicht!" entgegnete er bissig. „Ich habe genug von dir und dieser Stadt hier! Meinen Auftrag habe ich erfüllt. Du aber geh und tu, was dein Vater von dir erwartet!" Den geschenkten Wanderstock mit der metallenen Spitze warf er Elischa vor die Füße und schritt eilig hügelabwärts, ohne sich noch einmal umzublicken. Elischa hob sein verweigertes Geschenk auf und wandte sich aufwärts zum Stadttor. Er war froh, daß dieser zudringliche Sittenprediger die nicht ernst gemeinte Einladung, bei ihm zu übernachten, wie erhofft abgelehnt hatte. Wo der heute abend unterkroch, war ihm egal.

Am Nachmittag ging er zum Burgtor und fragte nach Setur. Der Wachhabende mußte ihn enttäuschen. Sein Bruder sei mit einem Trupp unterwegs, um einige Raufbolde zu bestrafen, die dem König das Seinige nicht ausliefern wollten. Hatte sich Elischa sonst abfällig über derlei Aufsässige geäußert, so ließ er heute die Mitteilung unkommentiert. Er entschloß sich zu warten, denn jenes Dorf, das den Unmut des Kanzlers erregt hatte, war nicht weit entfernt.

Es dauerte auch nicht lange, da kehrten die Soldaten zurück. Elischa lief ihnen entgegen und winkte dem Bruder. Der blieb stehen, während die anderen an den beiden vorbeizogen, grinsend und anzügliche Bemerkungen rufend, denn sie kannten die Unverträglichkeit der Brüder. Setur fragte ärgerlich: „Was willst du Tagedieb? Mir etwa sagen, daß es recht ist, arme Bauern zu prügeln?" Er war ungehalten, weil ihn Elischa hinderte, schnell zum Wassertrog zu kommen, um sich den Staub vom schwitzenden Körper zu spülen. Außerdem war er seit längerem schon prinzipiell

unzufrieden mit seinem Soldatenleben, das er sich ganz anders vorgestellt hatte. Als mutiger Krieger hatte er auf die Feinde einschlagen und sich Ruhm erwerben wollen, statt dessen mußte er hier langweilige Wachdienste ableisten und ab und zu draußen im Lande, wie es hieß, die Ordnung wiederherstellen.

Elischa unterließ es, der Grobheit des Bruders wie üblich mit spitzer Zunge zu entgegnen. „Nein, es ist unrecht“, bestätigte er. Und als Setur abwinkte und weitergehen wollte, rief er: „Warte doch! Unser Vater hat uns eine Botschaft geschickt. Auch nach Mehola sind Soldaten gekommen, um Schulden einzutreiben. Und unseren Bruder Asa haben sie mitgenommen. Er muß nun Knechtsdienste leisten. Unsere Eltern aber sind zu Bettlern geworden.“

Setur blieb mit einem Ruck stehen. Das alles sollte er glauben? Bisher hatte er selten an die Eltern gedacht. In ihrem Leben wiederholte sich Jahr für Jahr das gleiche, was sollte es schon geben, das er in Gedanken an sie sich vorstellen mußte? Er packte Elischas Arm, daß der vor Schmerz aufstöhnte. „Du lügst wie üblich!“ würgte er hervor, aber die ernste Miene des Bruders schien echt und zeugte von der Wahrheit der Unheilsbotschaft. Er zerrte Elischa mit sich hinauf in die Burg. In einer stillen Mauernische mußte er ihm alles noch einmal und genauer schildern. Elischa tat es und nannte jetzt auch den Kern der Botschaft des Vaters, nämlich daß Setur zurückkommen und an Asas Statt die väterliche Wirtschaft führen müsse.

Setur war erschüttert. So hatte ihn Elischa noch nie erlebt. Und ohne Wenn und Aber war er bereit, nach Hause zu eilen und das drohende Elend der Eltern abzuwenden. Sein Entschluß bedurfte keiner Bedenkzeit. „Morgen früh breche ich auf! Und du kommst mit! Diesem Menschenräuber in Bet-Schean, dem soll die Lust vergehen, freie Männer zu Knechten zu machen!“

Elischa fürchtete, daß der Heißsporn Setur mit seiner Unbesonnenheit der Familie nicht helfen, sondern schaden werde. „Halt ein!“ rief er besorgt. „Der König muß dich doch freigeben, bevor wir aufbrechen können! Oder soll er dich als Flüchtling suchen und dich als Verräter hinrichten wie Scheba, den Palasthauptmann von Jesreel?“

In Seturs entschlossene Miene stahl sich Unsicherheit. „Ach ja, der König“, sagte er. Und dann wandte er ein: „Er wird mich nicht gehen lassen.“

Elischa reckte sich. „Er wird es tun“, tönte er. „Ich werde deine Freigabe veranlassen.“

Setur verdroß die Rede, er hörte darin den lächerlichen Hochmut des Bruders. „Du Königsknecht willst etwas veranlassen?“ höhnte er.

Elischa bezwang abermals seinen Widerspruchswillen und meinte nur: „Du wirst es sehen.“ Da verzichtete Setur darauf, selbst zum König gehen zu wollen, denn daß der kleine Bruder der Redegewandtere von ihnen beiden war, erkannte er natürlich an. Falls Elischa keinen Erfolg hatte, wollte er seinen Kommandeur Ira bitten, sein Anliegen vor dem König zu vertreten.

Die Brüder gingen auseinander, der Kraftmensch in sich gekehrt in die Kaserne, der Schmalbrüstige voller Tatendrang zum Palast. Aber für heute blieb sein Versuch, Jehu zu sprechen, unerfüllt. Der König sei ins Frauenhaus gegangen, sagte man ihm, Elischa möge morgen wiederkommen.

Am nächsten Tag hatte er Erfolg. Der Kanzler Schemaja verließ soeben den König, den wartenden Emporkömmling mit einem verächtlichen Seitenblick bedenkend. Der Diensthabende vor dem Audienzkabinett des Königs rief Elischa herein. Jehu empfing ihn, als habe er ihn zu sich gerufen: „Es ist Zeit, daß du wieder ins Land hinausziehst“, meinte er. „Die Israeliten müssen noch besser verstehen, warum ich gezwungen bin, sie für einige Zeit stärker zu belasten. Du wirst es ihnen erklären.“

Elischa gab sich angriffslustig. „Soll ich verkünden, daß unter König Jehu die Zeit der Schuldknechtschaft angebrochen ist?“

Jehu blickte unfreundlich drein. Der Kleine nahm sich wieder einmal viel heraus. Er trug überhaupt die Nase höher, seit seine Dina die Tochter Tabitas geheilt hatte. „Was unterstehst du dich!“ fauchte er. „Du dienst Gott Jahwe, indem du mir dienst! Also was soll deine Nörgelei an meiner Entscheidung? Du weißt, daß die Erhöhung der Abgaben nötig ist.“

Elischa ließ sich nicht entmutigen. „Bist du wirklich sicher, daß Jahwe gefällt, was du Israel antust? Ich bin gesandt, um dir zu erzählen, wie du eine unbescholtene, wohlhabende Familie zu Bettlern machst.“ Er sprach schnell, damit ihn der König nicht unterbrach, und schilderte die Verschuldung der Leute von Mehola, die Schuldknechtschaft Asas und das Elend Schafats. Er nannte zunächst keine Namen, erst am Schluß verriet er, daß er von seiner eigenen Familie sprach. Er berichtete, wie der Vater sich hilfesuchend an Natan, den Wächter Jahwes, gewandt hatte, weil er jetzt entweder seinen Sohn Setur wiederhaben oder sein Leben als Bettler beenden mußte, und wie ihm der Greis durch die Botschaft an ihn, Elischa, geholfen hatte. Und nun reckte sich Elischa wie gestern vor Setur, um dem Abschluß seiner Rede noch mehr Gewicht zu verleihen. „Im Namen Jahwes beschwöre ich dich, König Jehu: Gib meinen Bruder Setur frei und wende damit das Unheil von meinen armen Eltern und von meinem rechtschaffenen Bruder Asa ab! Setur kennt unser Elend und weiß, was Sohnespflicht ist. Er wartet darauf, daß du ihn in Ehren entläßt.“

Jehu fand die Geschichte wie bei Elischa üblich maßlos übertrieben, aber sie berührte ihn insofern, als er sich in diesem Fall wahrscheinlich als ein König zeigen konnte, der die Wunden, die zu schlagen er leider nicht ganz vermeiden konnte, auch wieder heilte. Aber das pathetische Gehabe Elischas ging ihm auf die Nerven. Deshalb fragte er ihn, spitzbübisch lächelnd: „Was hältst du von deiner eigenen Sohnespflicht? Warum gehst du nicht selbst nach Mehola und hilfst deinen Eltern?“

Elischa fühlte sich erniedrigt. „Ich gehöre Jahwe!“ rief er beleidigt. „Der Gott Israels hat mich an deine Seite gestellt, um den Israeliten zu erklären, warum der König dies und jenes tut, und um Israels König kundzutun, was dem Gott Israels an ihm mißfällt. Gib Setur frei, und du wirst Jahwe erfreuen! Und erlaß allen Israeliten jene Schulden, die wegen deiner hohen Forderungen auf ihnen lasten, und Jahwe wird dir nachsehen, daß du vom Pfad der Gerechtigkeit zeitweilig abgeirrt bist!“

Jehu blieb beinahe der Mund offenstehen. Mehr vor Verwunderung als vor Entrüstung. Eine derart kühne Rede hatte der kleine Gernegroß noch nie gewagt. Um ihm solche Ansprachen auszutreiben, wäre er dem kecken Burschen am liebsten über den Mund gefahren, aber irgendwie beeindruckte ihn dessen Rede doch auch inhaltlich. Vielleicht hatte er tatsächlich den Bogen ein wenig überspannt und Jahwe gereizt. Er glaubte zwar nicht, daß sich Jahwe Elischas bediente, um ihn, den König, zu ermahnen, aber ganz sicher war er sich nicht. Er setzte ein sachliches Gesicht auf und erwiderte dem fragwürdigen Gottesmann: „Du sollst sehen, daß deine Klage wegen der hohen Abgaben nicht ungehört verhallt. Der Priester Netanja wird Jahwe befragen, ob ich recht oder unrecht tat, als ich Israel notgedrungen höhere Lasten als bisher auferlegte. Komm morgen um die gleiche Zeit wieder zu mir, und ich werde dir sagen, was unser Gott davon hält.“

Elischa mußte sich mit dieser Auskunft begnügen. Als er am nächsten Tag wieder vor dem König erschien, erkannte er an Jehus zufriedener Miene sogleich, welche Antwort das Losorakel des Priesters gegeben hatte. Und Netanjas Tun anzuzweifeln lag ihm fern. Ein Jahwepriester stand für ihn, auch wenn er ein königlicher Beamter war, Gott Jahwe genauso nahe wie ein Gottesmann, wenn auch in anderer Weise. Diese andere Art von Gottesnähe, die er nicht verstand, flößte ihm Scheu ein, weshalb er Netanja, wenn es sich irgend machen ließ, aus dem Wege ging. Aber wenn der Priester nun die Auskunft erteilte, Jahwe habe gegen die erhöhten Abgaben Jehus nichts einzuwenden, dann mußte er selbst sich eingestehen, daß er seinen Gott in diesem Fall nicht verstanden hatte.

Jehu kommentierte indessen die göttliche Zustimmung zur höheren Belastung Israels: „Wie sollte Jahwe auch nicht sein Ja zu meiner Entscheidung geben? Ist es doch sein Auftrag an mich, daß ich Hasael, den Feind Israels, vernichte. Und dazu muß ich stärker sein, als ich es zur Zeit bin.“ Er hielt einen Moment inne und besann sich, daß die eigentliche Forderung Elischas ja in der Entlassung Seturs bestand. Er sah mit Genugtuung, daß die Orakelentscheidung den Hochmut des selbsternannten Mahners gestutzt zu haben schien. Warum sollte er den Unbequemen, der ihm zugleich jedoch nützlich war, nicht noch ein bißchen in Ungewißheit zappeln lassen? Er sagte: „Was nun deinen Bruder betrifft – seinethalben wollte ich Jahwe nicht bemühen. Die Sachlage ist ja klar. Er gehört mir, und ich brauche ihn. Du selbst hast damals, als mich dein Vater schon einmal um ihn bat, den Entschluß Seturs, Soldat zu sein, begrüßt. Und deinem Vater habe ich, wie du weißt, einen meiner Knechte angeboten, aber er hat mein großzügiges Entgegenkommen ausgeschlagen.“

Elischa blickte düster drein. In diesem Moment haßte er Jehu, an dem er doch wie angekettet hing. „Das war damals“, knurrte er. „Heute ist heute. Und heute sage ich: Ein Vater zeugt nicht Söhne, damit sie Königsknechte werden.“

„Willst du mich belehren?“ fragte Jehu stirnrunzelnd. Er war nahe dran, seine gute Laune zu verlieren.

Elischa war ratlos. Wenn er den König nicht doch noch umstimmte, würde Setur ihn verachten und der Vater ihn vielleicht sogar verfluchen. Seine Stimme bekam einen flehenden Klang, als er seine Bitte erneuerte: „Beim Leben von Tabitas Tochter, der vom Tode Erretteten, die dir teuer ist: Gib Setur frei! Das Leben meiner Eltern, meiner Brüder hängt an deiner Gnade!“

Jehu war bewußt: Er hatte nicht mehr viele, denen er bedingungslos vertrauen konnte. Hiddai in Megiddo, Ira und Netanja und Rafu hier in Samaria, ja und eben auch Elischa trotz seiner neuerlichen Widerborstigkeit, mehr waren es wohl nicht. Alle anderen Beamten und Befehlshaber waren ihm bloß gehorsame Diener. Auch den Querulanten Elkana, der sich seit Nahums Tod auffallend zurückhielt, zählte er jetzt zu diesen. Sie alle erkannten in ihm ihren Herrn sicherlich nur, solange er keine Schwäche zeigte. Er durfte Elischa nicht verprellen, denn der und dessen Frau Dina konnten und sollten ihm noch sehr nützlich sein. „Elischa, Elischa, du rührst an mein Herz!“ rief er, die wehleidige Redeweise des Bittstellers nachahmend. Und in sachlichem Ton entschied er: „Sag deinem Bruder Setur, ich werde seinen Kommandeur Ira anweisen, ihn freizugeben! Begleite ihn in euer Dorf und berichte dort deinen Eltern und den Dorfgenossen, daß der König Israels vor einer begründeten Klage nie sein Ohr und sein Herz verschließen wird! Zieht hin in Frieden!“

Elischa verneigte sich vor seinem König so tief und so lange wie nie zuvor. Der schaute zufrieden auf dessen gebeugten Rücken.

42

Obwohl Elischa und Setur dasselbe Anliegen einte, die Eltern zu trösten und durch Seturs Heimkehr deren Demütigung und Verarmung abzuwenden, stritten sie doch während ihrer gemeinsamen Wanderung nach Mehola unablässig miteinander. Der Hitzkopf Setur war auf Rache an dem Gläubiger der Dorfgemeinde aus, weil der kein Einsehen gezeigt und Asa in die Schuldknechtschaft überführt hatte. Elischa nahm jedoch Tola in Schutz, weil der, wenn die Folgen auch schlimm waren, rechtens gehandelt hatte. Beinahe wäre ihm herausgerutscht, daß der wirkliche Schuldige an der Knechtschaft Asas der König sei, der die Abgabenlast erhöht hatte, aber rechtzeitig fiel ihm ein, daß auch Jehu im Recht war – das Orakel des Priesters ließ keinen Zweifel daran zu. Aber einen Schuldigen mußte es doch geben! Elischa fiel endlich einer ein. „Du bist es!“ warf er dem Bruder vor. „Du bist von zu Hause weggelaufen, weil du Soldat werden wolltest! Wärst du geblieben, hättest du die Knechtschaft auf dich nehmen können, und Asa stünde noch dem Vater zur Seite! Vielleicht wäre es gar nicht erst dazu gekommen, daß die Dorfgenossen Korn leihen mußten, um die königliche Forderung erfüllen zu können.“

Setur verschlug es die Sprache. Hatte ihn der Bruder nicht vor Jahren in seinem Soldatenstand bestärkt? Hatte er nicht noch vor wenigen Tagen ihm recht gegeben, daß der König die Bauern unmäßig bedrücke? Aber auf die freche Anschuldigung einzugehen und sie zu widerlegen wäre ihm einer Erniedrigung gleichgekommen. „Deine Zunge ist gespalten, dein Gott wird dich strafen!“ zischte er nur. Und um den Verleumder zu reizen, fügte er mit rauher Stimme hinzu: „Ich werde diesen Hund umbringen, der Asa zum Knecht gemacht hat! Und du wirst mir dabei nicht in den Arm fallen!“ Er ließ Elischa zetern, der ihm vor Augen hielt, wie eine solche Rachetat an Tola ganz Mehola auslöschen werde. Die Männer würden erschlagen, die Häuser niedergerissen, die Felder und Gärten verwüstet. Setur tat, als höre er gar nicht hin. Er wußte besser als der kleine Königsknecht, wie mit Dörfern verfahren wurde, in denen der Aufruhr nistete. Und deshalb hatte er längst eingesehen, daß er seinem Rachedurst vorerst nicht nachgeben durfte. Vielleicht fand er eine Möglichkeit, diesem Mann, der sich zum Herrn Asas gemacht hatte, seinen Frevel heimzuzahlen, ohne daß der Verdacht auf ihn oder sonstwen in Mehola fiel.

Die ungleichen Brüder waren froh, als das Heimatdorf in Sicht kam und ihre notgedrungene Zweisamkeit zu Ende war. Die Dorfgenossen, denen sie zuerst begegneten, begrüßten sie freudig, und bald war das halbe Dorf um die beiden Heimkehrer versammelt. Schafat, dem man die Ankunft seiner Söhne zugerufen hatte, verdroß es, daß er nicht einer der ersten gewesen war, der sie hatte kommen sehen, aber er schloß doch sogleich mit Freudentränen in den Augen zuerst Setur und dann Elischa in seine Arme. Glücklich führte er beide ins Haus, wo seine Frau und die Schwiegertochter ihnen bereits voller Sehnsucht entgegenblickten.

Der Abend wurde lang für Schafats Familie. Fast war sie heute wieder einmal vollzählig zum Nachtmahl versammelt wie vor Jahren, nur der Platz neben dem Vater blieb leer, und Schafat hockte seitlich zur Matte, auf der die Speisen standen, damit er die schmerzenden Beine lang ausstrecken konnte. Elischa entsann sich jenes Abends nach dem Überfall Seturs und seiner Freunde auf die Knechte König Jorams. Aber nicht so sehr um den erfolgreichen Handstreich war es damals im Gespräch gegangen, so war seine Erinnerung, sondern er, der Jüngste, hatte seinen Wunsch durchgesetzt, ein Gottesmann zu werden. Und jetzt, Jahre später, war er ein wichtiger Mann bei König Jehu, und er wollte, daß heute abend darüber gesprochen wurde, wie er durch seinen Einfluß auf den König die Freigabe Seturs erreicht hatte. Aber der Vater ging kaum auf ihn ein. Für Schafat war nur wichtig, daß der Zweitgeborene, auf dem nun alle seine Hoffnung ruhte, gekommen war. Als er lang und breit erzählte, wie Asa in die schmachvolle Knechtschaft geraten war, wandte er sich im Grunde nur an Setur. Elischa war in die Rolle des stummen Zuhörers gedrängt, und das ärgerte ihn. Wie konnten Vater und Bruder ihn so vernachlässigen, wo doch eigentlich er der einzig Erfolgreiche in der Familie war!

Schafat fragte Setur: „Und du bleibst wirklich für immer?“ Der Sohn bestätigte das, und nicht nur Schafat, sondern auch die beiden Frauen, die seitlich von den Männern saßen, atmeten hörbar auf. „Ich werde eine Frau nehmen“, fügte Setur hinzu, „und Asa zur Seite stehen, wenn er wieder dasein wird.“ Und dann erzählte er von seinem Soldatenleben, das ihn enttäuscht hatte. „Die meisten meiner Kameraden, die kannten ja nichts anderes. Es war ihnen egal, was der Truppführer oder der Kommandeur befahl. Und keinem fiel ein, eine Entscheidung des Königs in Frage zu stellen. Aber ich, ich kannte ja ein anderes Leben. Als freier Mann. Als einer, der aussät und erntet. Als einer, der nicht bloß stumpfsinnig verfrißt, was dem Ackerbauern genommen wird.“

Die Augen Schafats leuchteten, als er dieses Bekenntnis hörte. Er hatte es immer gewußt, so glaubte er, daß er auf den groben Burschen eines Tages würde genauso stolz sein können wie auf

Asa, den Ältesten. Elischa aber nahm Seturs friedfertige Reden mit Mißtrauen auf. Hatte der Bruder nicht jenem Tola, der Asa zum Knecht gemacht hatte, diesen Gewaltakt heimzahlen wollen? Sollte er plötzlich seiner Rache entsagt haben? Elischa glaubte es nicht. Weil er selbst seine Äußerungen gewöhnlich so zu treffen pflegte, wie er sie gerade brauchte, verdächtigte er Setur, daß der sich jetzt nur verstellte und immer noch vorhatte, Tola zu erschlagen. Daß er mit einer solchen Mordtat die Familie und wahrscheinlich ganz Mehola in den Untergang riß, erkannte er in seiner Dummheit wohl nicht. Elischa machte also jetzt ein ungläubiges Gesicht und schüttelte energisch den Kopf, so daß seine langwachsenden Haarsträhnen flatterten, mit denen er dem Greis Natan ähnlich werden wollte. Aber Schafat und Setur achteten gar nicht auf ihn.

Endlich bot sich eine Gelegenheit, daß er sich im Gespräch Gehör verschaffen konnte. Vater und Bruder kamen auf die Schuldfrage für Asas Verknechtung zu sprechen. Schafat vertrat seine Überzeugung, daß die Erhöhung der Abgaben trotz einer mäßigen bis schlechten Ernte das Unglück ausgelöst hatte. Schuld daran sei also König Jehu. Tola und alle anderen Eintreiber seien nur seine Diener, die seine Befehle ausführten. Elischa fuhr dazwischen und verteidigte die Entscheidung des Königs. Wenn Jehu Israel vor den räuberischen Assyrern und den machtbesessenen Aramäern erretten wolle, müsse er die Verluste an Kriegern und Waffen, an Wagen und Pferden ersetzen. Der König von Tyros liefere aber nichts umsonst, und Soldaten ließen sich auch nur anwerben, wenn sie gut ernährt würden.

Der Vater und der Bruder erhoben Einwände. Schafat brachte vor allem vor, daß Jehu, statt sich mehr Soldaten zuzulegen, das Volk gegen die Feinde aufbieten solle, das koste ihn weniger. Und Setur unterstellte, daß Jehu deshalb lieber mit Soldaten als mit Bauernkriegern kämpfe, weil er das versammelte Volk in Waffen fürchte.

Nun holte Elischa sein schärfstes Argument hervor. „Auf meine Forderung hin hat König Jehu durch den Priester Netanja Gott Jahwe befragen lassen, ob seine Abgabenerhöhung rechtens war“, rief er, als habe er eine ganze Schar von Zuhörern vor sich. „Und der Gott hat mit einem klaren Ja geantwortet. Ihr wollt doch nicht etwa Israels Gott widersprechen?“

Setur blickte den Bruder böse an. Aber Schafat, der immer leicht aufbrauste, wenn ihm etwas zuwiderlief, blieb seltsam ruhig. „Du sprichst von Israels Gott“, erklärte er. „Aber meinst du nicht den Gott der Könige Israels? Ich denke, es ist doch selbstverständlich, daß Jahwe dem König recht gibt. Jehu hätte ihn doch gar nicht erst zu fragen brauchen.“ Er schmunzelte überlegen.

Elischa aber rief: „Vater, halt ein! Ich weiß, ich schulde dir Gehorsam, aber ich muß dich mahnen: Versündige dich nicht! Bedenke, daß Jahwe auch mein Gott ist! Und mich hat Jahwe beauftragt, den König zu warnen, wenn er etwas tut, was seinem Gott mißfällt. Ich sagte es schon: Ich war es, der Jehu aufforderte, sich wegen der Abgabenerhöhung dem Gottesurteil zu unterwerfen.“

Der Vater und Setur hatten keine Lust, sich mit dem Wichtigtuer auf einen Streit über Gott und König einzulassen. Ihre Ansicht dazu stand ohnehin fest, und Elischa, der Königsknecht, konnte sie darin nicht wankend machen. Schafat erinnerte sich an Natans Worte und wiederholte sie nun: „So wie eine Distel stets eine Distel bleibt, so kann ein König immer nur ein König sein, ob er nun Joram oder Jehu heißt.“ Er zog ächzend die Beine an, und Setur sprang ihm bei und half ihm beim Aufstehen. Elischa fragte, als auch er sich erhob, den Vater verwundert: „Machst du neuerdings Sprüche?“

„Der Spruch ist von einem, der wie du Gott Jahwe anhängt“, erwiderte Schafat, als er auf den Beinen stand. „Er ist von Natan, den du einst deinen Lehrer nanntest. Natan ist ein wahrhaft weiser Mann. Er hat mich sogleich verstanden, als ich ihm von Asas Knechtschaft erzählte.“

Der Spruch paßt zu dem alten Natan, dachte Elischa. Der Greis lebt fern von Samaria – was weiß er schon von Jehu! Später, vor dem Einschlafen, nahm Elischa den Gedanken von Natan wieder auf. Die Gemeinschaft von Gilgal brauchte einen als Vorsteher, der sie nicht nur Jahwe, sondern auch Jehu nahebrachte. Damit jeder der Brüder, wenn er in einem der Dörfer Israels einkehrte, den Männern dort auch die Taten des Königs erklären konnte. Gilgal brauchte einen Elischa als Vorsteher! Er würde dann teils in Samaria bei Dina, teils bei den Brüdern in Gilgal wohnen. Natans Tod durfte er auf keinen Fall verpassen, damit sich nicht etwa dieser Rüpel Joel, ein Königsgegner wie Natan, nach vorn drängte. Hoffentlich hatte der Alte den Brüdern nicht schon längst Joel als ihren neuen Vormann empfohlen. Trotz dieser Gedanken über seine eigene Zukunft ging Elischa jedoch der Spruch von den Disteln und den Königen nicht aus dem Kopf. Obwohl der Spruch das genaue Gegenteil seiner eigenen Einstellung ausdrückte, war er wohl das einzige Zeugnis, das von Natan bleiben würde. Elischa war sich bewußt, daß er dem Greis trotz ihrer späteren Entfremdung viel verdankte, ja eigentlich alles, was ihn zu jenem Mann gemacht hatte, der er jetzt war. Deshalb wollte er sich den Spruch merken und ihn später, wenn er die Schreibkunst völlig erlernt hatte, aufschreiben und sicher aufbewahren, damit er nicht in falsche Hände geriet. Schafat und Setur vergaßen ihn wahrscheinlich wieder, und daß ihn nicht etwa die Brüder von Gilgal verbreiteten, falls sie ihn kannten, dafür wollte er sorgen, wenn Natan gestorben war.

Als Elischa am nächsten Morgen erwachte, war Setur verschwunden. Elischa geriet in helle Aufregung. „Ich weiß, wohin er will!“ rief er. „Er hat gesagt, er will den, der Asa zum Knecht gemacht hat, umbringen. Ich muß ihm nach!“ Schafat wandte ärgerlich ein, das sei Unsinn. Setur wolle doch hier in Mehola bleiben und seinem Vater helfen, nicht ihn vollends zugrunde richten. Er werde vielleicht zum Kultplatz gegangen sein. Aber Elischa beharrte darauf, Setur sei unterwegs nach Bet-Schean, und er müsse den Bruder hindern, neues Unglück über die Familie zu bringen. Die Mutter geriet nun auch in Besorgnis, hielt Elischa jedoch vor, er könne Setur sowieso nicht mehr einholen, wenn der wirklich zu diesem Tola wolle, denn Setur habe doch die schnelleren Beine. Aber da war Elischa schon halb draußen.

Setur hatte sich in der Tat zum Ort der Knechtschaft Asas auf den Weg gemacht. Der Einfall war ihm nachts gekommen, als er von Asa geträumt hatte und danach aufgewacht war. Als hinter den Bergen Gileads das Morgenlicht erschien, war er aufgebrochen, leise, damit er niemanden aufweckte. Zum Abend war er ja sicherlich wieder zurück in Mehola, die Eltern würden sich schon seinetwegen keine Sorgen machen. Er nahm sich Zeit zu seiner Wanderung, denn was er vorhatte, eilte nicht. Er rastete eine Weile und kaute ein Stück Brotfladen vom Vortag, das er zu Hause schnell noch eingesteckt hatte. Da sah er in der Ferne einen einsamen Wanderer näherkommen, und bald erkannte er, daß es Elischa war. Der hatte ihm gerade noch gefehlt! Aber eigentlich hätte er es sich denken können, daß der Schnüffler das Ziel seines Ausflugs ahnte. Nun gut, mochte er mitkommen. Als der Bruder herankeuchte, rief er ihm zu: „Was willst du? Du glaubst wohl tatsächlich, daß ich diesen Tola totschlagen will. Hältst du mich für blöd?“

Elischa hütete sich, die ihm unterstellte Annahme zu bestätigen, obwohl er den Bruder wirklich schon seit jeher für einen Dummkopf hielt. Aber als solche galten ihm ja die meisten, die er kennenlernte, in jüngster Zeit Joel, der Knecht Natans – was konnte in seinen Augen dieser Holzkopf dem Alten denn anderes sein als ein Knecht? Jetzt blieb er vor Setur stehen, außer Atem vom schnellen Gang, und rechtfertigte, daß er ihm nachgeeilt war: „Kein Mann redet einfach so dahin, daß er einen anderen töten will. Und du hast sogar hinzugefügt, daß ich dir nicht in den Arm fallen soll. Aber genau das werde ich jetzt tun! Wenn es dir schon gleichgültig ist, daß hernach die Eltern und Asa deine Untat büßen müssen, mir ist es das nicht!“

Er ließ sich neben Setur zu Boden fallen. Der lachte auf, ergriff den Bruder und wälzte ihn derb hin und her, so daß dem Hören und Sehen verging. „Damit du wach wirst und zu dir kommst“, erklärte er feixend, nachdem er Elischa genug gebeutelt hatte. Und dann nannte er kurz und bündig Ziel und Zweck seiner Wanderung: „Ich gehe zu Asa. Ich will mit ihm sprechen.“ Ohne das näher zu begründen, stand er auf und setzte seinen Weg fort. Auch Elischa kam auf die Beine und stolperte hinter dem Bruder her, der absichtlich besonders lange Schritte machte. „Warte doch!“ bat er. „Ich gehe mit dir!“ Setur blieb grinsend stehen, damit ihn der Kleine einholen konnte, und höhnte: „Du bist wie eine lästige Fliege. Zehnmal jage ich sie weg, und zehnmal ist sie wieder da.“

Gegen Mittag stiegen die Brüder den Hügel hinauf, von dessen Kuppe die uralte Stadt Bet-Schean herabschaute. Beide waren froh, am Ziel zu sein, denn der gemeinsame Marsch war wenig erfreulich gewesen. Aber am Tor sagte man ihnen, hier in der Stadt wohne Tola doch gar nicht. Sein Anwesen liege unten zu Füßen des Hügels. Also trabten sie wieder abwärts und pochten ans geschlossene Tor des ummauerten Gehöfts, das man ihnen gewiesen hatte. Es war Mittagszeit, in der die Arbeit gewöhnlich zu ruhen pflegte. Und so dauerte es eine Weile, bis nach mehrmaligem Klopfen ein älterer, hagerer Mann öffnete und sie barsch fragte, was sie wollten. Setur sagte, sie seien Brüder des Knechts Asa und müßten diesen ihren Bruder sprechen.

„Kommt nachher zu gelegenerer Zeit wieder!“ beschied sie der Hagere. „Dann rüsten wir uns, in den Weingarten des Herrn umzuziehen. Vielleicht gelingt es euch, dabei zwei Worte mit Asa zu wechseln, von dem du behauptest, daß er euer Bruder sei.“ Er wollte das schwere Tor zuschlagen, aber Setur stemmte sich dagegen, den Stoß geschickt abfangend. „Verzeih mir!“ rief er, wieder einen Schritt zurücktretend, damit der andere sich nicht bedroht fühlte. „Aber unserem Vater geht es schlecht. Unsere Botschaft duldet keinen Aufschub. Schick Asa zu uns heraus! Wenn ihr nachher aufbrecht, wie du sagst, sind wir schon wieder weg.“

Der Türwächter oder was er sein mochte musterte die beiden Aufdringlichen mißtrauisch. Deren Wortführer schien ein Gewaltmensch zu sein, aber er und der Schwächliche mit den langen Haarzotteln neben ihm waren anscheinend allein, nirgends waren wartende Spießgesellen zu entdecken. Und vielleicht trieb die beiden tatsächlich eine wichtige Nachricht her. „Wartet!“ knurrte er den beiden zu und verschwand nach drinnen, das Tor wieder sorgsam verriegelnd.

Setur und Elischa mußten nicht lange warten, da stand Asa vor ihnen, in seinem Rücken allerdings wieder der Hagere. „Setur! Elischa!“ rief Asa freudig, lief auf sie zu und umarmte beide nacheinander.

„Wir wollen sehen, wie es dir geht“, erklärte Setur. Und an den Torwächter gewandt, sagte er im Befehlston, wie er ihn von seinen Vorgesetzten zu hören pflegte: „Du da, geh nach drinnen! Wir brauchen keinen Aufpasser! Und rauben wollen wir unseren Bruder auch nicht!“

Asa blickte zu dem so rüde Angesprochenen und bat ihn, Setur die Rede nachzusehen, er sei Soldat und seine Sprache sei rauh. Und Setur mahnte er: „So darfst du mit ihm nicht sprechen. Er ist der Verwalter meines Herrn."

„Deines Herrn!" gab Setur gallig zurück und blickte den Verwalter verächtlich an. Der forderte ihn schroff auf, zur Sache zu kommen. Setur fragte nun den Bruder erneut: „Asa, wie geht es dir hier?"

„Ich mache die Arbeit", erwiderte Asa, „die er mir zuweist" – er machte eine Kopfbewegung zu dem Hofvorsteher hin – , „und ich habe nichts auszustehen. Aber täglich denke ich an die Eltern. Hoffentlich werden die Dorfgenossen dem Vater helfen und unseren Acker pflügen und die Saat ausbringen."

Bevor Setur antworten konnte, mischte sich Elischa ins Gespräch, der schon fürchtete, hier nur am Rande zu stehen: „Das müssen die Nachbarn gar nicht. Setur wird es tun. Er ist nicht mehr Soldat, sondern bleibt jetzt in Mehola und hilft dem Vater. Und ich habe seine Freigabe vom König veranlaßt. Jehu konnte mir diese Bitte nicht abschlagen." Er sprach laut, damit ihn der horchende Verwalter, der am Tor lehnte, auch ja verstand. Schon wollte er seine Verhandlungen mit Jehu breit schildern, da fiel ihm Asa in die Rede und fragte Setur: „Ist das wahr?" Setur bestätigte es, und Asa meinte, daß ihm die Zeit seiner Knechtschaft durch diese gute Nachricht nun vielleicht nur halb so lang vorkommen werde.

Der Verwalter rief unwillig: „Kommt endlich zur Sache! Liegt der Vater nun im Sterben oder etwa nicht?" Asa erschrak, aber Setur warf dem Aufpasser vor, ein Unheil herbeireden zu wollen. „Ich habe nicht gesagt, daß unser Vater krank ist. Ich habe gesagt, daß es ihm schlecht geht. Aber wenn wir ihm berichten, daß wir Asa gesund und frohen Gemüts angetroffen haben, wird es ihm besser gehen."

Tolas Verwalter wußte nicht recht, was er von der Antwort halten sollte. Glaubte der Kraftprotz, er habe einen Dummkopf vor sich? Daß der anstellige und fleißige Asa solche unlauteren Brüder hatte!. Der kleine Zottlige wollte sogar mit dem König im fernen Samaria gesprochen haben! Er trat neben Asa und legte ihm die Hand auf den Arm, aber nicht so heftig, als wolle er ihn gewaltsam fortzerren. „Asa, wir müssen drin weitermachen, sonst schimpft der Herr!" mahnte er. „Verabschiede deine Brüder! Sie haben ja nun gesehen, daß du nicht unter die Räuber gefallen bist."

Asa nickte und umarmte Setur, Elischa gab er nur einen Klaps auf die Schulter. „Grüßt die Eltern und meine Frau! Sie sollen sich keine Sorgen um mich machen!" sagte er. Trotzdem ihn sein Bewacher, denn das war der Hagere schließlich auch, drängte, wieder hineinzugehen, schaute er den Brüdern noch eine kleine Weile hinterher. Setur marschierte vorneweg, aber Elischa schien gar nicht an seiner Seite gehen zu wollen.

Asa hatte richtig beobachtet. Elischa war endgültig klargeworden, daß ihn mit Setur und Asa nichts verband, außer daß Schafat ihr gemeinsamer Vater war. Was sollte er also jetzt mit dem Bruder reden? Der würde ihn doch nur verhöhnen oder beschimpfen. Als beide am Abend wieder vor dem Vater und den Frauen standen, überließ er Setur den Bericht über das Wiedersehen mit Asa, aber es fiel sowieso keinem auf, daß er freiwillig den Mund hielt, denn der Held des Tages war Setur. Am nächsten Morgen machte er sich nach kurzem Abschied auf den Rückweg nach Samaria. Die Mutter wollte ihn überreden, länger zu bleiben, aber Schafat meinte zu ihr: „Er hat getan, worum ich ihn gebeten habe. Wenn er nun gehen will, so laß ihn!" Elischa nahm sich vor, nie mehr nach Mehola zurückzukehren.

Im Hause Schafats zog wieder der Alltag ein. Alles, was Asa getan hatte, das übernahm nun Setur, und der entlassene Soldat freute sich, daß ihm die Arbeit in den drei Jahren, die er in Samaria verbracht hatte, nicht fremd geworden war. Beim Herbstfest fühlte er sich schon wieder völlig heimisch in Mehola. Wenn er an Asa dachte, so hoffte er, daß es dem Bruder als Schuldknecht wirklich so erträglich ging, wie es den Anschein gehabt hatte. Aber Tola, seinen Herrn, hätte er gern kennengelernt. Er bildete sich ein, daß er hätte einschätzen können, ob Tola einer war, der sich im Namen des Königs persönlich zu bereichern strebte, wie es über den Kanzler Schemaja heimlich geflüstert wurde, oder ob er trotz seines Herrentums ein ehrlicher Mann war. Schließlich neigte er, ohne Tola gesehen zu haben, der zweiten Möglichkeit zu, denn auch dessen Verwalter, so abweisend er sich ihm und Elischa gegenüber verhalten hatte, war mit Asa im Grunde anständig umgegangen. Und so fiel es Schafat leicht, Setur davon zu überzeugen, daß der eigentliche Gegner Meholas nicht in Bet-Schean saß, sondern in Samaria. Der König, der hatte die Verschuldung Meholas und Asas Knechtschaft ausgelöst.

Als alles, was vor dem Einsetzen der ersten Regengüsse noch erledigt werden mußte, getan war, saßen Schafat und Setur abends oft lange beisammen, im Dunkeln, um Öl zu sparen, und sprachen über die schweren Zeiten, die König Jehu heraufgeführt hatte. Wenn König Joram die Bauern über das Herkömmliche hinaus beschwert hatte, dann gewöhnlich nur hier und da und einmalig. Aber Jehu hatte die Abgaben für ganz Israel erhöht, und zwar schon zwei Jahre hinterei-

nander, und wie die Ernten ausgefallen waren, interessierte ihn dabei einen Dreck. Wer konnte da noch hoffen, daß Jehu seine Forderung irgendwann wieder absenkte?

„Ganz Israel müßte sich erheben und die Herausgabe der Abgaben verweigern“, meinte Setur. „Da würde er merken, daß Israel gegen ihn steht, obwohl er sich für den guten Hirten Israels hält. Ich selbst habe es ihn sagen hören.“

Schafat lachte bitter auf. „Ganz Israel? Wo sich doch kaum drei Dörfer einig sind, da träumst du von ganz Israel?“ Und er erzählte Setur von jenem Herbstfest am Tabor vor zwei Jahren, als er dort aufgetreten war und die versammelten Ältesten aufgerufen hatte, dem König wegen dessen Ungerechtigkeiten die Abgaben zu verweigern. Weil er aber den Anlaß für seinen damaligen Zorn, nämlich Seturs Soldatendienst, jetzt gar nicht erwähnte, blickte Setur ziemlich verständnislos, was aber Schafat im Dunkeln nicht sehen konnte. Und so sprach er weiter und kam auf Jonadabs Gleichnis vom Krummgewachsenen, der sich aufrichten wollte, jedoch dabei hinpurzelte, unter der Schadenfreude der Umstehenden. Schafat ereiferte sich wie damals über die Zuhörer des Gleichnisses. „Statt diesen Jonadab davonzujagen, weil er das Aufbegehren der Getretenen lächerlich machte, haben sie sich alle darüber belustigt! Nur ich habe nicht gelacht. Und da träumst du davon, daß sich ganz Israel gegen Jehu erheben sollte! Jeder sieht doch nur zu, wie er selbst zurechtkommt. Ja, auch ich. Wie gesagt, Setur, du wirst nicht drei Dörfer finden, die ihr Anliegen gegen den König gemeinsam auszufechten imstande sind. Und selbst wenn ja, was sind schon drei Dörfer! Dreißig müßten es sein, am besten dreißig in jeder Landesgegend! Wie willst du die finden? Dieser Jonadab hatte mit seinem Gleichnis recht, leider.“

Setur brummte der Schädel, als er sich niederlegte. Aber die Einwände des Vaters ließen ihn nicht mehr los. Er erinnerte sich, von einer Meuterei während eines der Moabiterfeldzüge König Jorams gehört zu haben, als er vor drei Jahren im Volksaufgebot am Aramäerfeldzug König Jorams teilgenommen hatte. Er befragte darüber seine Freunde, die ja damals auch dabeigewesen waren. Gemeinsam trugen sie zusammen, was sie von dem Gehörten noch wußten. Die Meuterer waren galiläische Krieger gewesen, sie hatten sich geweigert zu kämpfen, drüben in Gilead jenseits des Jordans. Warum sie nicht angetreten waren, hatten auch die nicht gewußt, die davon erzählt hatten. Aber wichtig an der ganzen Sache war ja auch nur: König Joram hatte den Feldzug abbrechen müssen. Und den Meuterern war nichts geschehen.

Am Abend überraschte Setur den Vater mit der Mitteilung: „Ich weiß jetzt, wie wir König Jehu die verstopften Ohren öffnen können, damit er von seinen überhöhten Forderungen abläßt.“

Schafat blickte skeptisch drein. Er glaubte nicht mehr daran, daß es dem Volk gelingen könnte, sich gegenüber dem König und seinen Truppenobersten und Beamten durchzusetzen. Jahwe, der Gott Israels, war doch in Wahrheit nicht der Gott der Israeliten, sondern der Gott der Könige Israels, und gegen ihn konnten jene Gottheiten, denen die meisten der einfachen Israeliten auf den Altären ihrer Kultplätze opferten, nichts ausrichten.

Setur erzählte unterdessen das wenige, was er von der Meuterei der galiläischen Krieger wußte. Und er zog daraus die Lehre: „Wenn Jehu uns für seinen nächsten Feldzug aufbietet – er wird es tun, denn allein mit seinen Soldaten ist er zu schwach – , dann werden wir ihn zwingen, auf uns zu hören. Entweder er senkt die Abgaben, oder wir kämpfen nicht.“

Schafat warf ein: „Aber wie wollt ihr denn, du und deine Freunde, all die vielen, die mit euch ziehen werden, für euren Aufstand gewinnen? Gut, ihr seid alle beisammen im gemeinsamen Lager. Aber ihr müßt doch mit allen anderen erst einmal reden! Und jemanden zu überzeugen, das geht doch nicht von heute auf morgen!“

„Bei den Galiläern ging es doch auch!“ hielt Setur dagegen. „Sie hatten einen bei sich, auf den hörten alle.“

Schafat sah seinen Einwand noch nicht entkräftet. „Woher willst du einen solchen Anführer nehmen?“

„Aber Vater!“ rief Setur, mit leisem Vorwurf in der Stimme ob des väterlichen Unverständnisses. „Ich bin Soldat! Ich weiß, wie man mit Kriegern umgehen muß! Und auch mit Königen! Ich werde den Aufstand anführen.“

Schafat schwieg dazu und forderte Setur statt dessen auf, die Lampe zu entzünden. Dann nahm er die brennende Lampe, hob sie hoch und leuchtete dem Sohn ins Gesicht. „Es ist dir ernst“, stellte er fest und setzte die Lampe wieder ab.

„Ja, es ist mir ernst“, bestätigte der Sohn.

Von diesem Tag an war der streitbare Setur seinem Vater genauso lieb und teuer wie der tüchtige Asa.

43

Setur wartete vergeblich auf einen Feldzug des Königs, in welchem er sich hätte als Rebellenhauptmann beweisen können. Die Assyrer kamen vorerst nicht mehr bis in die Länder Kanaans

gezogen, so daß kein Volksaufgebot Israel vor den Räubern aus dem fernen Norden beschützen mußte. Allerdings bereiteten sich Jehu und Hasael weiterhin und nun verstärkt darauf vor, ihre Todfeindschaft mit Waffengewalt auszutragen. Die Frage war nur, wer als erster von beiden losschlagen würde.

Während Jehu noch immer unsicher war, ob seine Anstrengungen zur Steigerung der Wehrkraft Israels schon zum Angriff auf Damaskus ausreichten, erlangte Hasael einen entscheidenden Vorteil, der ihn zum überraschenden Überfall auf Israel ermutigte. Die Israeliten aus der Stadt Dan und aus deren Umland hatten es nämlich endgültig satt, beträchtliche Anteile ihres Korns, ihres Weins und ihres Viehs an den König in Samaria abzuliefern. So wie sie sich nach der immer wieder aufs neue sichtbaren Bewahrung von Damaskus gegen alle Versuche der Assyrer, die Stadt zu erstürmen, vom israelitischen Gott Jahwe abgewendet und begonnen hatten, Hadad, den Gott der Aramäer, anzubeten, so wandten sie sich nun, angeführt von Micha, dem Sohn Ulams, König Hasael zu und luden ihn ein, von ihren Städten Besitz zu ergreifen.

Hasael tat es nur zu gern und griff sofort weiter ins galiläische Bergland aus. Es gelang ihm, die Festung Hazor einzunehmen und als einen Stützpunkt auszubauen, und Jehu konnte ihn auch nicht daran hindern, die Festung Megiddo und den Palast von Jesreel in Trümmer zu legen. Baschan und Gilead jenseits des Jordans fielen gleichfalls den Aramäern zu. Jehu und später sein Sohn und Nachfolger Joahas sahen sich auf das Bergland südlich der Ebene von Jesreel beschränkt und konnten nur mit Mühe und Not einer Belagerung Samarias widerstehen. An eine Meuterei von Bauernkriegern gegen den König war nicht zu denken. Restisrael war nur noch darauf bedacht, die plündernden Aramäerscharen wenigstens aus dem Kernland des Reiches wieder zu vertreiben.

Erst unter dem Enkel König Jehus Joasch und seinem Urenkel Jerobeam II. gelang es, die von den Aramäern annektierten Gebiete des früheren Omridenreiches zurückzuerobern, aber auch das nur, weil die Assyrer sich erneut nach Süden wandten und das Reich Damaskus nun endgültig niederzuwerfen trachteten. Das Israelreich blühte unter König Jerobeam II. auf wie nie zuvor. Das Volk spürte den wirtschaftlichen Aufschwung allerdings kaum. Und so kam es, daß 90 Jahre nach Jehus Machtergreifung der Prediger Amos, der sich als von Jahwe berufener Ankläger verstand, den Herrschenden Israels vorwarf: „Ihr habt das Recht in Gift verwandelt und die Frucht der Gerechtigkeit in bitteren Wermut!“

Amos drohte den Unterdrückern Israels ihren Sturz durch Jahwes rächendes Eingreifen an. Setur, wäre er noch am Leben gewesen, hätte dabei sicherlich an seinenTraum von einer Rebellion des bewaffneten Volkes gedacht. Und wahrscheinlich hätte er danach gestrebt, die Drohworte des Amos in Taten münden zu lassen, in den Aufstand der Vielen gegen die Wenigen, denen die Vielen ausgeliefert sind.